





Meinem Neffen Carl  
gewidmet von  
Onkel Harney  
April 1925

von Markens April 1925











J. ANKER LARSEN

---

# DER STEIN DER WEISEN

★

ÜBERSETZT

von

MATHILDE MANN

GRETHLEIN & CO. LEIPZIG / ZÜRICH



Alle Rechte, im besonderen das der Übersetzung in fremde  
Sprachen, von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten  
Einband- und Umschlagzeichnung von Otto Horn  
Druck von Oswald Schmidt G. m. b. H. in Leipzig  
Copyright 1924 by Grethlein & Co. in Leipzig

## 1. KAPITEL

### Kirchhof und Spielplatz

Lautes Schreien und Kreischen schallte vom Spielplatz herüber, das Leben jauchzte aus jungen Kehlen, Füße liefen, Arme fochten.

Lässig über die Kirchhofsmauer gelehnt, ließ sich ein Mann das braune Gesicht von der Sonne verbrennen, vor deren Strahlen ihn im übrigen der alte Holunderbaum des Spielplatzes schützte. Jetzt wandte er sich lächelnd von dem ohrenbetäubenden Spektakel ab und dem stillen Kirchhof zu; den Rücken gegen die Mauer gelehnt, genoß er das Glücksgefühl, außerhalb des Ganzen zu sein, nirgends eine Heimat zu haben, ausgenommen überall, wo die Sonne schien.

Die roten Ziegel der Kirche glühten, ihre weiße Mauer leuchtete, der Turm sah größer aus als sonst, die ganze Kirche schien sich im Sonnenglanz stolz in die Höhe zu recken.

Auf der anderen Seite drüben, wo er vor einer Viertelstunde zugesehen hatte, wie ein Gemeinderatsmitglied in die Erde gesenkt wurde, nahm sie sich freilich anders aus. Da war es schattig, finster und unheimlich. Die geborstene Mauer neigte sich vornüber; mit drei mächtigen gemauerten Pfeilern hatte man den Einsturz zu verhindern oder doch aufzuhalten versucht.

Noch hallte in ihm das Vergänglichkeitslied nach, das das Trauergeläute angestimmt hatte, und es bemächtigte sich seiner die Vorstellung, die Stützen könnten fallen und die Kirche mit einem dumpfen Seufzer über dem Grabe des

Gemeinderatsmitgliedes zusammensinken. Aber er fühlte sich dabei ganz unbeteiligt; ob die Kirche stand oder zusammenstürzte, ob die Menschen starben, ob sie frischen, unermüdlichen Lebens voll spielten und jauchzten, das ging ihn alles nichts an.

Er stand inmitten des Ganzen als ein anonymer Mensch, der mit allem fertig war, ohne irgendwie müde zu sein.

Das Leben hatte ihn in der Gemeinde, in der er geboren war, ans Land gespült, und da war er geblieben, nicht als ein Wrack, sondern als ein nützlicher Gegenstand, der zu allem möglichen brauchbar war und daher zu nichts Bestimmtem benutzt wurde. Er hatte keine Stellung, kaum einen Namen, jedenfalls kannten den nur wenige, und niemand nahm ihn in den Mund: alle nannten ihn nur den Kandidaten. Er war 42 Jahre alt, aber frisch und beweglich wie ein Zwanzigjähriger, gleich geeignet zu körperlicher wie zu geistiger Arbeit, und in der glücklichen Lage, zu keiner von beiden gezwungen zu sein.

Sein Auge maß den Glockenturm, der einstmals das Höchste gewesen war, was er kannte. Seither hatte er Dinge gesehen, die kühner emporstrebten, aber dieser alte sonnenbeschiedene Glockenturm hatte etwas Erwärmendes, Beruhigendes. Er hatte nichts innerhalb der Kirchenmauern zu schaffen, stand mit Freuden außerhalb, aber eine Sympathie, die er unausrottbar in seinem Herzen bewahrte, sänftigte das Lächeln, mit dem er das sich senkende Haus auf dem Kirchhofe betrachtete, das einst Ausdruck des geistigen Lebens und himmlischen Strebens der Gemeinde gewesen war und jetzt kaum mehr als ein Mal zu seinem Gedächtnis.

Das geistige Leben der Gemeinde hatte die Kirche verlassen, war auf den krummen Wegen der Politik in den Reichstag gelangt, hatte Zerstreuung in Versammlungshäusern gefunden, hatte ein bißchen Kunst angegähnt und das Haupt gläubig vor der Wissenschaft entblößt. Ihr himmlisches Verlangen war mit den Toten auf dem Kirchhofe begraben. Die Religion war ein Maulwurf, der nur



bemerkt wurde, sobald sich auf dem Kirchhof ein neuer Hügel zwischen den alten erhob. Der Kirche gehörten die Leichen, die Herzen der Lebenden dem „Fortschritt“.

Freilich kamen sie in die Kirche, aber zur Unterhaltung, nicht zum Gottesdienst. Der Pastor war ein Talent; er war ein Redner, der fesseln konnte. Wenn sie aber nach Hause gingen, waren sie angeregt, wie nach einer Theatervorstellung oder nach einem stimmungsvollen Vortrag. Die Phantasie war in Schwingungen versetzt, aber religiöses Leben regte sich nicht in ihnen.

Waren sie ihrer Religion entwachsen? Konnte der Fall der Kirche nur verzögert, nicht verhindert werden? War das religiöse Gefühl im Begriff, heimatlos zu werden, vielleicht im Begriff, völlig zu verschwinden? Waren das Dünnbier des Grundtvigianismus und die bittere Missionshefe Zeichen dafür, daß der Stoff in der Tonne zur Neige ging?

Er wandte sich nach dem Spielplatz um, auf dem die künftige Gemeinde, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, Kirche und Reichstag, Schule und Universität, sich, den Augenblick genießend, im Spiel tummelte. Welche Bedeutung würde die alte Kirche wohl für diese erhalten von dem Tage an, wo sie konfirmiert aus der Kirchentür heraustraten, bis sie hier in die Erde gebettet wurden? Wenn das religiöse Gefühl im Begriff war zu verschwinden, was würde dann aus dieser Generation, von der man weder sagen konnte, daß sie es besaß, noch daß sie es verloren hatte? Welche dämmernden Schicksale versuchten sich in dem Lärm dort drüben zu erkennen zu geben?

Sein Blick glitt über den Spielplatz hin und überließ es dem Zufall, welche Einzelheiten sich zuerst dem Bewußtsein aufdrängen würden.

Die flinke Martine mit den klugen, wachsamen, nicht allzu tiefen Augen kam Arm in Arm mit der schönen, stillen Tine daher, deren Augenlider mit den langen schwarzen Wimpern einen Traum halb verhüllten, den sie selbst im Begriff war, der eifrig lauschenden Martine zu offenbaren. Martine hatte für alles ein wachsames Auge, verstand sich

stets rasch zurechtzufinden, alles einzuordnen und an seinen Platz zu stellen, selbst das, was sie nicht verstand. Sie liebte Tine, wie unschwer zu erkennen war, gerade weil sie unbeschreiblich von allen anderen verschieden war, ohne im geringsten wunderlich zu sein. Tine reizte Martinens Phantasie. Der Kandidat hatte eine eigne Fähigkeit, Leute anzusehen und in sie einzudringen, ohne eigentlich zu denken, nur zu sehen und einzudringen, bis er ihr Wesen in sich fühlte. Er hätte sich gut als Wahrsager aufzutun und über die Zukunft der beiden Mädchen Dinge voraussagen können, die Aussicht hatten einzutreffen.

Ein herrschaftlicher Wagen kam vorüber. Das silberbeschlagene Geschirr klirrte, die Räder rollten auf ihren Gummireifen lautlos wie auf Luft. Die im Wagen sitzenden netten, adretten Herren und Damen unterhielten sich leise, lächelten sich an und hatten nichts weiter zu tun; es war, als führe der Pfingsttag in eigener Person vorüber.

Tine blieb stehen und ließ Martinens Arm los; die Augen mit den langen schwarzen Wimpern öffneten sich, wurden größer und größer, verfolgten den Wagen, als seien sie in Sehnsucht an ihn gefesselt. Martine ließ Wagen Wagen sein, betrachtete nur neugierig Tine, während die Gedanken in ihren Augen spielten wie Fische im Wasser.

Von der Kirchhofsmauer klang ein Geräusch herüber. Es war Holger, der sich mit dem Rücken daran lehnte.

Der Kandidat vergaß die beiden Mädchen, beobachtete den Jungen und machte sich seine Gedanken: „Ein wunderlicher Bursche, der immer den Blick auf sich zieht und festhält, Gott mag wissen, weshalb. Es ist etwas Inkommensurables an ihm, etwas herzlich Beruhigendes und zugleich tief Beunruhigendes, er ist zu gleicher Zeit zu groß und zu klein, zu altklug und zu kindlich naiv. Was soll er mit der mächtigen Stirn anfangen, wenn die große, gesegnete Dummheit schwer auf seinen Wangen ruht wie eine widerkäuende Kuh auf einer Wiese? Wie ist dieser gefühlvolle Mund in Einklang zu bringen mit der barbarischen Kraft des Kinns und den schmalen fanatischen Lippen? Seine Augen sind

klar, und doch ist's, als sähe man in Moorwasser hinein; man hofft nicht, bis auf den Boden vorzudringen, das Grundwasser selber steht in ihnen, als sei da keine Scheidewand zwischen Unterbewußtem und Bewußtem. Was für eine Sonne ist das, die sie jetzt leuchtend blau macht?“

Der Junge neigte den Kopf mit einem wundervollen Ausdruck ländlicher Sanftmut. Der Mund wurde so weich wie bei Kindern, die noch keine Zähne haben, aber gleichzeitig wurde er erwachsen zärtlich wie der einer Mutter und tief anbetend wie der eines Jünglings. Ein Lächeln der Hingebung leuchtete über sein ganzes Gesicht, ein Lächeln, wie man es bei Bauern sehen kann, wenn sie bemerken, daß eine fruchtbare, ergiebige, wohlbestellte Gegend zugleich schön ist, und sie herzlich bewegt ihren Gefühlen für das Kalon kai Agathon in dem leisen Ausruf Luft machen: „Hier ist es schön!“ Das Wort „schön“ umfaßt dann alle Güte und Freude des Lebens.

Der Kandidat verfolgte Holgers Blick und entdeckte Schreiners kleine Hansine mit den Grübchen, den Vergißmeinnichtaugen und hellblonden Flechten, Schreiners kleine Hansine, die immer so aussah, als wäre Sonntag! Sie stand in einer Gruppe von Mädchen, ihre Grübchen waren voller Sonne, die einen Sonntagsschimmer auf die Gesichter der anderen Kinder warf. Der Kandidat dachte: „Solange es auf Erden Kinder wie Schreiners kleine Hansine gibt, werden die Menschen glauben, daß es Engel im Himmel gibt. Aber woher mag das kommen, daß der große Bengel, der hier an der Mauer steht, der einzige ist, der das in vollem Maße fühlt und weiß, daß er eine Offenbarung sieht?“

Der Kandidat wandte sich wieder nach Holger um und wollte eben in ihn einzudringen versuchen, als der große Körper des Jungen plötzlich zusammenzuckte; das kam daher, daß ein Schrei von der Mitte des Spielplatzes her ertönte. Der kleine Hans Olsen, das rundliche und freundliche Hinterteil dem Kirchhof zugekehrt, hatte dort auf der Erde gespielt. Er hatte die unschuldigsten Waden von der Welt; das weiße Haar lockte sich vor lauter Vergnügen an



den Schläfen. Ein großes Spiel war eben fertig geworden. Er besaß ein Feld, pflügte, säte und arbeitete. Er „kaufte“ noch eins dazu und noch eins, schließlich hatte er einen Hof, den er fleißig bestellte. Er richtete sich auf und sah, daß alles, was er gemacht hatte, sehr gut war. Er war froh, er hörte die anderen rufen und wußte, daß sie auch froh waren. In seine eigene Freude und die der anderen versunken, stand er da, und das war allzu verlockend für einen der Großen der obersten Klasse, der ihm einen Fußtritt in das freundliche Hinterteil versetzte. Der ganze kleine Mann flog quer über den wohlbestellten Hof und landete weitab von allem, was gut war, mit der Nase auf einem Stein.

Groß und schwer wie ein Elefant, dem alle auswichen, eilte Holger über den Spielplatz, hob den kleinen Kerl auf, trug ihn an den Teich, wusch ihm das Gesicht, wischte ihm mit seinem Taschentuch das Blut und den Sand weg und trug ihn an die Kirchhofsmauer hinauf; an diese gelehnt, konnte er sich in der Sonne erholen.

Als er ihm das Taschentuch wiedergeben wollte, sah er, daß es voll Blut war. Er blieb stehen und starrte es an.

Der Kandidat betrachtete ihn aufmerksam. Er fühlte, daß Holger im Begriff war, aus einer Welt in eine andere überzugehen. Sein Gesicht hatte die zärtliche Sorgsamkeit eines Vaters oder eines großen guten Bruders gespiegelt; jetzt schwand dieser Ausdruck langsam und machte einem verwunderten Starren Platz. Einer von den Großen hatte einen von den Kleinen geschlagen! Der ganze Holger war nichts weiter als eine einzige kolossale fragende Dummheit. Er begriff nichts, aber ein Gefühl begann sich aus der Tiefe in ihm emporzuarbeiten. In die Augen kam etwas Schweres, Trübes, das alles mögliche ankündigen konnte; die schmalen Lippen zogen sich zu einem dünnen Strich zusammen; das Trübe verschwand aus den Augen, aber damit auch das Menschliche; sie glichen den Augen eines wilden Tieres.

Das Taschentuch fiel neben Hans Olsen auf die Erde.

Holger wandte sich um und trat langsam mit gesenktem Kopf und suchenden Blicken unter die Jungen. Er hatte nicht gesehen, wer den Fußtritt versetzt hatte, brauchte aber nicht lange darüber im Zweifel zu sein. Rings um den Missetäter entstand ein leerer Raum. Die anderen Jungen, die wußten, was es zu bedeuten hatte, wenn Holger so starrte, machten Platz. Der dem kleinen Kerl den Fußtritt versetzt hatte, stand starr vor Schreck; er wußte, daß es vielleicht um sein Leben oder um seine Gesundheit ging; Holger kannte kein Maß und Ziel, wenn ihn die Berserkerwut packte, und Widerstand zu leisten, war das Schlimmste, woran man denken konnte.

Holger sah ihm eine bange Sekunde lang in die Augen, dann schlug er ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Der Junge stürzte lautlos zusammen. Holger warf sich über ihn, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn wieder zu Boden. Die andern glaubten, die Zähne im Munde rasseln zu hören, als der Nacken gegen den Erdboden schlug. Der Junge lag da wie eine Leiche. Aber niemand wagte einzuschreiten. Der Kandidat sprang über die Kirchhofsmauer. Schon hatte Holger den Jungen wieder emporgehoben, als er ein „Nein“ hörte und einen warmen Hauch sein Gesicht streifen fühlte.

Es war Schreiners kleine Hansine, die herbeigelaufen war und nun dastand und ihn ansah.

„Genug,“ sagte sie, „jetzt ist es genug!“

Holger starrte in den blauen Vergrämnichtblick, während er den Jungen behutsam auf die Erde legte.

Er selbst blieb auf den Knien liegen und sah ihr in die Augen.

Der Kandidat ging schweigend auf die Schule zu.

Holger lag noch immer auf den Knien und sah Hansine an. Er sah nur; er war noch nicht so weit gelangt, daß er dachte; es war noch kein Platz zu etwas anderm als zum Sehen.

„Hilf ihm,“ sagte sie und ging.

Da bekam Holger seinen Verstand wieder. Er hob den

Knaben auf, trug ihn behutsam nach der Kirchhofsmauer hin und setzte ihn neben Hans Olsen. Dann ging er schnell über den Spielplatz auf die Schule zu und trat dort ein.

Als der Kandidat durch das Fenster guckte, sah er Holger mit dem Kopf auf dem Tisch liegen und weinen. Das Weinen war im Begriff, unbewußt zu werden. Die breiten Schultern zuckten in einem Rhythmus, der an Pulsschläge erinnerte.

Der Kandidat ging nach Hause, ohne sich nach dem Spielplatz umzusehen. Annine Clausen aber, die in Gedanken mit sich selber redend vorübergetrabt kam, blieb stehen und fragte, was los sei, und einer von den Jungen antwortete: „Holger hat einen Großen verhaufen, weil der einen Kleinen geschlagen hat.“

„Hm, hm,“ sagte Annine, „er kann es nicht mit ansehen, daß jemand Böses erleidet, und dann wird er selber böse aus lauter Güte. Wie wunderbar doch das Leben ist!“ Und dann trabte sie weiter, von dem Verlangen nach dem Kaffee getrieben, den sie bei der Schmiedsfrau Kirsten zu bekommen hoffte.

Aber in der Hecke, die den Garten des Küsters von der Straße trennt, wurde sie von einem Paar Augen angehalten, die weithinaus an ihr vorübersahen. Sie sagte: „Guten Tag,“ bekam aber keine Antwort, und trabte weiter, in Gedanken mit sich selber redend:

„Da steht er wieder mitten in der Hecke, der kleine Küstersjunge, und guckt die Straße entlang, als erwarte er etwas aus weiter Ferne. Wonach so einer wohl ausschauen mag? Ich habe das schon zu seiner Mutter gesagt, als er in der Wiege lag und die Augen aufschlug, als sähe er an uns vorbei nach etwas, das wir nicht sehen konnten. ‚Wonach so einer wohl ausschauen mag?‘ sagte ich. Ach ja, die Zeit vergeht, nun kommt er auch bald in die Schule, wie mein Niels Peter. Als ich den kriegen sollte, schämte ich mich, weil er unehelich war, und nun bin ich froh, daß ich ihn gekriegt habe. Ach ja, ich bin ja selbst bei dem kleinen Jens seinem Großvater in die Schule gegangen, der jetzt auf



dem Kirchhof liegt. Wie wunderbarlich doch das Leben ist! Ob die Kirsten den Kaffee wohl fertig hat?“

Ja, die Kirsten hatte den Kaffee fertig, und Annine legte los, während sie trank: „Ich möchte wohl wissen, wonach der kleine Küsterssohn immer guckt, wenn er in der Hecke steckt? Ihr seht nicht weiter als bis an eure Nasenspitze,“ sagte sein Großvater immer zu uns in der Schule; aber wir sahen doch weiter als er, denn jetzt liegt er auf dem Kirchhof, und nun steht schon sein Enkel da und sieht an uns vorbei, und wir sind doch erwachsen. Ach ja, wie wunderbarlich doch das Leben ist und wie knusperig ist der Kuchen! Stell dir vor, nun hat Holger wieder einen Jungen aus lauter Güte halbtotgeschlagen! Er kennt keine Grenzen, wenn das Herz mit ihm durchgeht.“

„Das hat er von seinem verstorbenen Vater,“ sagte die Kirsten, die so viel von Holgers Vater wußte, daß Annine im Zuckeltrab nach Hause lief, um es weiterzuerzählen.

Des Küsters kleiner Jens stand immer noch in der Hecke. Annine hatte gerade noch Zeit, ihm zuzurufen:

„Was stehst du denn da, worauf wartest du denn?“

Dann war sie weg, ehe der kleine Bursche erwachte und antworten konnte.

Aber die Frage saß, und während er mit offenem Munde Annine nachblickte, bohrte sie sich tief unter seine Gedanken hinab, bis sie den Ort erreichte, wo er das aufbewahrte, was er vergessen hatte. Als Annine hinter einer Hecke verschwand, tauchte die Frage aus der Tiefe wie ein Schwimmvogel auf, der die Antwort im Schnabel trug und sie ihm in der Sonne darbot.

Ja, wahrhaftig, das war es. Und wie lange war das her! Er hatte hier Tag für Tag Ausschau gehalten, bis er vergaß, wonach er guckte, und nur hierherging, weil er sich nach etwas sehnte, und hier stand, weil es hier so herrlich war dazustehen.

Aber dann konnte sie ja leicht vorübergekommen sein, vielleicht sogar oft, und er wußte nur nicht, daß sie es war. Es mußte ja doch eine sein, die er kannte, und nun,

wo er sich erinnerte, wer es war, nach der er sich sehnte, wollte er schon aufpassen, daß er sie wirklich erkannte.

Aber wie lange war das her? Zwei Jahre oder drei? Er war damals viel kleiner; denn jetzt getraute er sich auf den langen, finsternen Wegen des Wäldchens allein spazierenzugehen, wo er damals an der Hand seiner Mutter ging. Er konnte die Stelle noch deutlich sehen, wo es geschah. Seine Mutter blieb stehen und sprach mit einer Dame; neben der Dame stand ein kleines Mädchen, die wie ein Bild aussah; sie war freilich lebendig, aber so schön wie ein Bild. Sie hatte ein rosa Kleid an und eine Tüte mit Bonbons in der Hand. Er stand da und sah ihr in die Augen; die waren so, daß man lange hineinsehen konnte, ohne sich zu langweilen, selbst wenn die Mutter und die Dame lange schwatzten. Das kleine Mädchen gab ihm ihre Bonbons. Er nahm sie und bedankte sich nicht, trotzdem er es wollte, aber er kam nicht dazu, weil er sie nur ansah und weil seine Mutter sich plötzlich von der Dame verabschiedete.

Es waren schöne Bonbons, besser als die Bonbons gewöhnlich waren, so wie Bonbons im Märchen sein müssen. Er möchte das Mädchen gerne wiedersehen und sich bedanken und fragen, wo die Bonbons gekauft waren.

Dann fiel ihm ein, daß sie wohl eines Tages an der Schule vorbeikommen würde, und dann wollte er dort in der Hecke stehen und fragen und sich bedanken, und vielleicht spielte sie dann mit ihm.

Aber sie war nicht gekommen, jedenfalls nicht eher, als bis er vergessen hatte, daß sie es war, nach der er ausschaute. Aber jetzt fiel ihm das alles wieder ein, und jetzt wollte er sie schon erkennen. Plötzlich schlug er fest und bestimmt mit der Hand nach einem Haselzweig: „Aber ich kenne sie ja schon! Es ist eine von denen, die ich kenne, ich fühle, daß ich sie wiedergesehen habe, ohne es zu wissen. Aber wer von denen, die ich gesehen habe, ist es?“

Es konnte Schreiners kleine Hansine sein. Sie konnte es sehr wohl sein, aber er glaubte doch nicht so recht, daß

sie es war. Aber wenn sie jetzt vorüberkäme, während er hier eines Tages stand, dann glaubte er bestimmt, daß er sie erkennen würde, selbst wenn ihr Kleid nicht rosa und sie selber größer geworden war.

Er bog einige schlanke Haselzweige so zusammen, daß sie einen Stuhl bildeten.

Der war gut. Er setzte sich hinein und verfiel in Gedanken, den Blick weit hinaus gerichtet.

Da saß er noch, als die Kinder aus der Schule herausquollen, indes an jenem Nachmittag nichts weiter von Bedeutung geschehen war, als daß der kleine Hans Olsen und die noch kleinere Ellen Nielsen gleichzeitig von ihren Schreibbüchern zueinander aufsahen, lächeln mußten und wußten, daß sie nun gute Freunde waren, selbst wenn sie es einander auch niemals sagen würden, da er ein Junge war und sie ein Mädchen.

★

## 2. KAPITEL

### Im Heuschober

Pastor Barnes rasierte sich.

Sein achtjähriger Sohn Christian saß in einer Ecke, beobachtete ihn und hatte ein schlechtes Gewissen, weil er fand, daß der Vater häßlich war. Das war nicht recht von ihm. Alle fremden Leute sagten, Pastor Barnes sei ein schöner Mann. Der Junge kniff die Augen zusammen und sah genau zu.

Der Pfarrer merkte, daß er beobachtet wurde, wandte sich um und sagte gereizt: „Was guckst du?“ Christian stand auf und schlich hinaus.

Da war es wieder. Sein Vater konnte es nicht leiden, daß man ihn ansah, ohne daß er es wußte. Aber Christian empfand ein peinliches Verlangen, ihn zu beobachten. Er lauerte ihm auf, spähte ihn aus, bereute es, konnte es aber nicht lassen. Er hatte ein ekelhaftes Gefühl,

daß sein Vater nicht ganz angekleidet war, wenn er allein war.

Pastor Barnes stand einen Augenblick unsicher da, sah in den Spiegel und begegnete einem Gesicht, das komisch wirkte im Zustand der Eingeseiftheit und Unschlüssigkeit. Er wusch die Seife ab, spiegelte sich wieder und stutzte, wollte das Gesicht nicht als sein eigenes anerkennen. Es war nicht ähnlich, es war unbedeutend.

Er machte eine Bewegung, wie ein Turner, der sich reckt und nach einem Turngerät umsieht. In seinem Gehirn drängten sich die Erinnerungsbilder. Er war mit ihnen nicht zufrieden, zauderte, verweilte endlich erleichtert bei dem gestrigen Begräbnis. Sein Gesicht bekam einen Ausdruck heller Sicherheit. Hätte sein Sohn jetzt zum Fenster hineingesehen, so würde er einen gutgekleideten bedeutenden Mann vorgefunden haben.

Denn bedeutend war Pastor Barnes — bei besonderen Gelegenheiten, selten unter vier Augen. Wenn aber viele zugegen waren, konnte ihn eine Situation packen und mit fortreißen. Er war gut bei Konfirmationen, vortrefflich bei Hochzeiten, unvergleichlich aber bei Beerdigungen. Er war der beste Grabredner weit und breit. Der alte Niels Madsen sprach auf seinem Sterbebette vielen aus dem Herzen, als er auf die Frage des Pastors, ob er nun alle irdischen Gedanken über Bord geworfen habe, die Antwort gab: „Ja, alle, bis auf den einen, Herr Pastor: ich möchte gar zu gern die Rede mit anhören können, die Sie an meinem Grabe halten.“

Nur der eigene Sohn des Pastors teilte nicht die allgemeine Bewunderung, und dabei hatte er noch Glück gehabt bei der ersten Beerdigung, der er beiwohnte, dem Begräbnis seiner Tante. Sie war seit seinen allerersten Lebensjahren im Pfarrhause gewesen und ihr Erscheinen im Garten oder in den Stuben hatte in seiner ersten Kindheit auf ihn gewirkt wie eine Wolke, die an einem Frühlingstag vor die Sonne tritt. Endlich fand der liebe Gott, nun könne es genug sein, und streckte sie aufs Totenbett.



Christian sei jetzt groß genug und könne mit zum Begräbnis gehen, sagte sein Vater.

Das war ein stolzes Gefühl. Nicht nur groß war er, er lebte auch. Ausnahmsweise einmal triumphtierte er über die Tante. Diese war gut aufgehoben. Der Sargdeckel war fest zugeschraubt; er hatte selbst zugesehen. Sie konnte nicht aufstehen und fauchen: „Er ist zu klein, er darf nicht mitkommen!“

Er war sehr gespannt gewesen auf die Rede, die der Vater am Sarge der Tante halten würde. Aber er hatte schnell den Faden verloren vor Erstaunen über die Stimme des Vaters, die so ganz anders war als im täglichen Leben, größer und breiter, ungefähr so wie er selber, wenn er seinen neuen Anzug anhatte. Als er mit dem Staunen fertig war, wurde er schläfrig. Vor dem Hinfallen rettete ihn der Anblick einer schluchzenden Frau. Sie war wohl krank. Aber da weinte ja noch eine und noch eine und auch mehrere Männer! Er unterhielt sich damit, zu zählen, wie viele weinten, und über den Grund nachzudenken. Niemand konnte ihm weismachen, daß es ihnen leid tat, künftig die Tante nicht mehr zu sehen zu bekommen. Auf einmal wurde es ihm klar, daß sein Vater sie weinen machte, und nun wandte er ihm seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung stellte er schließlich fest, daß er unzweifelhaft die richtige Lösung gefunden hatte. Sein Vater weinte selbst nicht; er kannte ja die Tante ganz genau. Aber es machte ihm Vergnügen, die Leute zum Weinen zu bringen, genau so wie den Mägden in der Küche, die sich damit amüsierten, ihn mit Gespenstergeschichten zu ängstigen, an die sie selber nicht glaubten.

Die nächste Leichenrede, die er hörte, war die gestrige, über die sich sein Vater jetzt freute. Er hatte sich vorgenommen, ganz genau aufzupassen, aber er vergaß seinen Vorsatz, weil ihm sein Vater plötzlich größer zu werden schien, als er an den Sarg herantrat. Es sah so aus, als träte er auf die Leiche, um besser gesehen werden zu

können. Als dem Knaben erst diese Vorstellung gekommen war, konnte er sie nicht wieder loswerden. Sein Vater trat auf die Leiche, die er einsegnen sollte. Hin und wieder hielt er im Reden inne und sah so aus wie zu Hause am Schreibtisch, wenn es nicht mehr weitergehen wollte. Sooft das geschah, senkte er den Blick und sah einen Augenblick auf den Sarg hinab. Dann warf er den Kopf zurück und sprach laut, und dann fingen noch ein paar an zu weinen. Christian gab sich jetzt aber keine Mühe mehr zu zählen; weit mehr interessierte ihn jetzt, wie oft sein Vater auf den Sarg hinabsehen mußte, wie ein Junge, der in sein Buch guckt.

Aus dieser Beschäftigung wurde er durch seine Phantasie aufgeschreckt. Es kam ihm plötzlich so vor, als sähe sein Vater aus wie ein großer schwarzer Vogel, der in etwas hineinhackte, einen langen Hals machte und es verschlang. Was vor dem Vogel lag, war eine Leiche, und das Unglück wollte, daß Christian kürzlich von großen Vögeln gelesen hatte, die von Aas lebten. Es wurde ihm übel; ihm war, als könne er die Leiche durch den Sarg riechen. Nie hat ein Amen so erquickend geklungen wie das, das aus Pastor Barnes' Mund kam in dem Augenblick, als sein Sohn ein Taschentuch an den Mund führte, weil er sich erbrechen mußte.

Nun schlich der Knabe gebückt durch den Garten, von dem Gedanken gepeinigt, er könne gegen das vierte Gebot gesündigt haben. Er sprang über den Zaun und lief auf das Feld hinaus, dort kletterte er auf einen Heuschober, legte sich auf den Rücken und sog den Duft ein.

Er sah in den tiefblauen Himmel hinein und fragte sich, ob die Tante wohl wirklich dort sein könnte. Oder war sie vielleicht in die Hölle gekommen? Er mußte lachen bei dem Gedanken, wurde aber sogleich wieder ernst. „Ich hoffe, ich bin nicht schlecht,“ sagte er entsetzt.

Er sah lange fragend in den Himmel hinein, bis er fühlte, daß er gut war. Es war herrlich, das zu wissen, und daher fuhr er fort, zum Himmel emporzustarren. Als er eine Weile so gelegen hatte, begann der Heuschober

sich zu bewegen. Er schwankte nicht, die Erde selbst fuhr mit ihm herum. Die Erde schwebt ja auch frei in der Luft und bewegt sich. Das steht im Geographiebuch. Jetzt spürte er, daß es wahr war. Diese Erkenntnis kam ihm, als er in den Himmel hinaufstarrte. Von dorthier kommt alles Gute, alle Weisheit! Das steht in der Bibel.

Je länger er in das Himmelsblau starrte, um so blauer wurde es; schließlich glaubte er, seine Augen wären auch blau. Im selben Augenblick wurden sie müde; er schloß sie und sah, daß er inwendig blau war. Das Blau in ihm war dasselbe wie das Blau am Himmel, und nun wollte er mit dem ganz eins werden, um durch und durch blau und gut zu werden — und da begann er zu schweben; der Heuschöber schwebte auch, er war auch blau geworden.

Immer höher, immer schneller flog er auf seinem Heuschöber — und es stimmte, was erzählt wurde, der Himmel war bis ins Unendliche offen. Man konnte geradewegs hineinschweben, und da war blaue Seligkeit nach allen Seiten. So war es also, selig zu sein. Aber wo waren die andern? — und wie verhielt es sich damit? — die Seligen sind ja doch tot — aber er war ja selig, er war doch wohl nicht tot!?

Ein Schrecken durchfuhr ihn, aus schwindelnder Höhe fiel er tief, tief hinab, ängstigte sich, daß er sich weh tun würde — aber wenn er fallen konnte, war er doch auf alle Fälle nicht tot — und vielleicht konnte der Heuschöber den Stoß abfangen — jetzt kam es — — da lag er am Fuße des Heuschöbers auf der Erde; das Hinterteil schmerzte ihn, aber sein Herz war selig.

Während er sich noch hinten rieb, sah er plötzlich die Seite in der biblischen Geschichte vor sich, wo Stefanus sagt: „Ich sehe den Himmel offen.“ „Ja,“ sagte er sich, „das hab’ ich gesehen. Ich sah den Himmel offen. Ich schlief nicht, denn ich dachte die ganze Zeit über das nach, was geschah. Und so, wie ich noch bin, so blau, ich meine, so fröhlich und gut, das schenkt uns nicht der Schlaf. Ich kann gewiß nie wieder schlecht werden.“

Ein guter Junge muß so etwas seiner Mutter erzählen;

die wird sich darüber freuen. Christian Barnes ging nach Hause und sagte zu seiner Mutter, er habe in den Himmel hineingesehen.

„Ach, red' nicht solchen Blödsinn,“ sagte sie. Es war kurz vor Tisch, und der Braten konnte anbrennen.

„Ja, aber Stefanus,“ begann er, „der hat ja auch —“

„Laß deinen Vater so etwas nicht hören,“ sagte sie. „Geh jetzt hinein und wasche dich; wir wollen essen.“

Aber war denn das, was er erlebt hatte, nicht viel wichtiger als ein Rinderbraten? Sie hatte nicht einmal daran gedacht, ihn zu fragen, was er damit meinte, daß er in den Himmel hineingesehen habe! Aber er war so gut, daß er ihr nicht zürnen konnte. Er ehrte Vater und Mutter, gehorchte und wusch sich, setzte sich zu Tisch und sah zum Fenster hinaus zu dem blauen Himmel empor, gelobte sich, seinen Vater und seine Mutter sein ganzes Leben zu ehren und — bekam einen Puff von seiner Mutter und einen strengen Blick von seinem Vater, der wieder von vorn anfang: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast.“ Der Ton war hart und düster, weil der Sohn die Hände nicht gefaltet hatte, und erinnerte an die gestrige Leichenrede. Christian beugte sich über seinen Teller, betrachtete das Stück Rinderbraten, das seine Mutter daraufgelegt hatte, und mußte daran denken, daß der Ochse tot war. Er sollte Leichenfleisch essen, es war ihm unmöglich. Er entschuldigte sich, er könne nicht essen. — Warum? — Ja, warum? Nach dem Erlebnis mit dem offenen Himmel dachte er nicht daran, die Wahrheit zu sagen.

„Das Fleisch ist so fett,“ sagte er.

„Unsinn,“ ermahnte Pastor Barnes, „man darf nicht so wählerisch sein! Wenn dir das Fett widersteht, so iß es schnell hinunter. Sieh mich an, ich mag auch kein Fett.“

Pastor Barnes beugte sich über seinen Teller, nahm ein Stück von dem Fette, stopfte es in den Mund, warf den Kopf zurück wie bei der Leichenrede und verschlang das Fett.

Da beugte auch Christian sich über seinen Teller und erbrach sich auf den Rinderbraten.

Es setzte eine Ohrfeige, und er lief in den Garten hinaus und weinte.

Nach einer Weile kam Pastor Barnes, dem es leid tat, den Jungen geschlagen zu haben, wenn er wirklich krank war. „Ist dir schlecht?“ fragte er. „Ist es der Magen oder was ist es sonst?“

Da er sich genierte, sich unmittelbar nach dem Tischgebet vergessen zu haben und obendrein nicht wußte, ob der Junge wirklich krank war oder nur so tat, kam in seine Worte ein Ausdruck leerer professioneller Teilnahme, und die Stimme klang belegt, als ob ihm das Fette noch im Halse steckte.

Christian sah zu seinem Vater auf und erbrach sich noch einmal.

Da wurde er ins Bett gepackt. „Er hat Fieber!“ sagte seine Mutter, „das konnte ich schon seinem Gerede vor Tisch anhören.“

Sie maßen seine Temperatur, aber sie war ganz normal, und sie sahen einander verwundert in die großen erwachsenen Gesichter.

★

### 3. KAPITEL

#### Brüderchen

Der Glöckner Kristen arbeitete in Küsters Garten. Der Sohn des Küsters saß in der Hecke und spielte mit dem Deckel von Kristens neuer Pfeife.

Er spielte mit dem lieben Gott und der ganzen Welt. Er drehte den Deckel nach dem Schatten hin und ließ die grünen Haselbüsche und die Gartenwege und Rasenplätze sich darin spiegeln, — das war die Erde; er drehte den Deckel nach oben, so daß er glitzernd blau wurde, — das war der Himmel; er drehte ihn gerade der Sonne zu, und er wurde lauter Licht und Wärme, — das war der



liebe Gott, der in den Himmel hineinging. Im Himmel war man immer in der Nähe vom lieben Gott, und wenn er dort drinnen ging, konnte man ihn sehen, aber sonst nichts. Darum ging der liebe Gott hin und wieder einmal aus dem Himmel heraus und in sein Haus hinein, damit man die blaue Herrlichkeit des Himmels sehen und sich darin spiegeln konnte. Auf die schattige Erde kam der liebe Gott niemals, aber sie war doch schön, weil der liebe Gott hinter dem Himmel schien. Jens lernte viel von dem Pfeifendeckel. Nur die Hölle fehlte ihm, aber die konnte ja die schwarze stinkende Unterseite des Deckels sein, wo man vom lieben Gott gar nichts merkte. „Kristen,“ sagte er, „die Hölle und die Erde und der Himmel und der liebe Gott, alles steckt in deinem Pfeifendeckel.“

„Herr du meines Lebens,“ sagte Kristen, „dann hat mir der Kaufmann sie aber viel zu billig verkauft! Da kommt dein Vater!“

Der Küster sah seinen Sohn mit unruhigen, nervös zwin-kernden Augen an, als wüßte er nicht, wo er damit hin-sollte, und sagte endlich: „Geh zu Pastors hinüber und frage, ob du mit Christian spielen kannst, bis wir dich holen lassen.“

„Es ist wohl bald soweit?“ fragte Kristen.

Der Küster sah Kristen an, als suche er Hilfe bei irgend je-mand. Jens hatte seinen Vater noch nie so verzagt gesehen.

„Geh nun, lieber Jens!“ sagte er.

Jens schob ab. Sie wollten ihn offenbar los sein. Aber er konnte merken, daß es nichts nützen würde, nach dem Grunde zu fragen. Um so mehr dachte er darüber nach.

Aber im Pfarrhause vergaß er das über einem Globus, den der Pastor ihm zeigte. Das sei die Erde, sagte er. Sie sei rund, und die Menschen, die auf der Unterseite wohn-ten, fielen trotzdem nicht herunter und hingen auch nicht mit den Beinen in der Luft.

Das sei Wissenschaft, sagte der Pastor.

Den Pfeifendeckel verstand Jens besser.

„Glaubst du, daß das wahr ist?“ fragte er Christian,

als sie allein auf dem Hofe draußen waren, „das mit der Wissenschaft?“

„Erwachsene lügen immer!“ erklärte Christian.

„Auch wenn sie uns etwas lehren?“

„Etwas gelogen ist bei allem, was sie uns erzählen, sonst glauben sie, wir verstehen es nicht.“

„Glaubst du den Erwachsenen gar nicht?“

Christian schüttelte den Kopf.

Es fror Jens inwendig; er hatte ein Gefühl, als wandelte er auf der schwarzen Unterseite des Pfeifendeckels.

„Glaubst du auch nicht an den lieben Gott?“ fragte er.

„Aber natürlich!“ sagte Christian. Er sah Jens mit seinen scharfen Augen an und sagte zögernd: „Glaubst du, daß man in den Himmel hineinsehen kann?“

Jens fühlte, daß die Antwort viel zu bedeuten hatte, und deswegen sagte er: „Ich glaube, das kann man.“

Christian reichte ihm die Hand.

„Ich habe hineingesehen,“ sagte er.

Nun gab ihm Jens seine Hand. „Dann kann man es also,“ sagte er.

Damit waren sie Freunde.

Als das Mädchen kam, um Jens abzuholen, fiel ihm ein, daß etwas Geheimnisvolles im Werke gewesen war; er legte den Rückweg laufend zurück. In der Tür stieß er auf seinen Vater, blieb stehen und sah ihn verwundert an. Der war ganz verändert. Man konnte ganz deutlich sehen, daß man mit einem solchen Vater vor nichts bange zu sein brauchte. Er stand da wie aus dem Bilde in der illustrierten biblischen Geschichte geschnitten, unter dem stand: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“

Der Küster machte eine Bewegung mit der Hand und sagte mit erhobener Stimme: „Du hast einen kleinen Bruder bekommen!“

Das war offenbar ein Geschenk, und Jens eilte hinein, um es anzusehen. Aber er kam nicht dazu; sein Vater stand ihm im Wege und war so dick und breit.

„Freust du dich?“ fragte er.

Jens war enttäuscht. So viel konnte er sehen, daß seine Mutter krank war und daß eine häßliche rote Fratze neben ihr lag und schrie. Darüber konnte man sich doch nicht freuen. Aber sein Vater stand genau so imponierend da wie damals, als er von der Erfindung der Buchdruckerkunst erzählte: „Kannst du nun verstehen, wie gut es ist, daß wir die Buchdruckerkunst erfunden haben?“ Und doch hatte sie ein anderer erfunden. Und nun hatte er einen kleinen Bruder bekommen! Nein, die Eltern hatten ihn bekommen, das war ganz klar.

Aber sooft ihn die Mägde oder die Knechte an den nächsten Tagen erblickten, sprachen ihn alle mit den Worten an: „Na, du hast ja einen kleinen Bruder gekriegt! Freust du dich?“

„Christian hat recht,“ dachte Jens, „die Erwachsenen lügen immer, selbst wenn das, was sie sagen, wahr ist.“

Aber die Kuchen-Dorte, die traf den Nagel auf den Kopf, als sie ihm ein Stück Bandzucker gab und sagte: „Na, nun haben ja deine Eltern noch einen außer dir gekriegt.“

Seit jenem Tage glaubte er jedes Wort, das aus dem Munde der Kuchen-Dorte kam.



#### 4. KAPITEL

##### Eine Sternschnuppe

Jetzt hast du einen kleinen Bruder bekommen, und da ist es das beste, du gehst in die Schule,“ sagte der Küster, und dann kam Jens in die Schule.

Da saß er nun eine lange Reihe von Tagen, einen Sommer mit beständig klarem Wetter, der in seiner Erinnerung für alle Zeiten der eigentliche, der richtige Sommer blieb.

Er liebte die Stunden, in denen die großen und die kleinen Schüler zusammen Schreibunterricht hatten; er kriegte nicht viel fertig in diesen Stunden, betrachtete aber die andern von seinem Platz auf der untersten Bank.

Da war Pfarrers Christian, der seinen Namen mit einem C schrieb, der Erste von den Kleinen, der nach den Worten des Küsters selbst denken konnte. Da war Annine Clausens Niels Peter, der entweder gar nichts konnte oder auch das Ganze auswendig wußte. Da war Holger, der so schrecklich stark war, der behauptete, er könne seine Aufgabe immer „inwendig“, könnte sie aber nie aufsagen, jedenfalls nur in Bruchstücken, die ganz verkehrt zusammengesetzt waren. Und dann war da Kristian Mogensen mit dem K, auf dessen Rücken immer Fliegen krabbelten, gewiß weil er so gutmütig war, daß selbst die Fliegen es bemerkten. Seine Augen waren sanft und seine gedämpfte Stimme ließ Jens immer glauben, er wolle ihm etwas Gutes erzählen. Das waren die Jungen, die ihn am meisten interessierten. Ja, und dann auch sein Nachbar, der kleine Hans Olsen, den sie damit neckten, daß er und Ellen Nielsen ein Brautpaar seien; Hans wurde dann immer rot, hatte aber sicherlich seine stille Freude daran.

Drüben auf der Mädchenseite saßen auf den beiden obersten Plätzen Tine, die alle so schön und proper fanden, und Schreiners Hansine, die nach Jens' Ansicht dem Sonnenfleck auf dem Fußboden vor dem Fenster glich. Ihre Augen sahen aus wie zwei sonnenbeschienene Vergißmeinnicht, und die Grübchen in ihren Wangen machten Jens froh, sobald sie mit ihm sprach...

Wie die Grübchen langsam aus Hansinens Antlitz verschwanden, wenn es ernst wurde, so schwand im Laufe der Tage allmählich auch die Sonne, und schließlich ging Jens mit Fausthandschuhen und Winterüberzieher. An einem kalten und blauschwarzen Winternachmittag bekam die Schule frei, weil ein bekannter Missionar in die Gegend gekommen war, der im Missionshause sprechen wollte. Die Mütter wünschten, ihre Kinder sollten dabei sein. „Dann haben sie ihn doch gehört, wenn sie einmal erwachsen sind,“ sagten sie. Der Küster gab seine Einwilligung nur widerwillig, und soweit Jens verstehen konnte, trug sein Vater Bedenken, den berühmten Missio-

nar anzuerkennen. „Er hat nicht studiert,“ sagte er und sah so aus, als machte er dem Prädikanten einen Vorwurf, weil er an der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht beteiligt gewesen war, und Pastor Barnes gegenüber wiederholte er mit einem Lächeln, wie es der Primus in der ersten Klasse hatte, wenn er überhört wurde: „Was er sagt, mag ja ganz gut sein, der Fehler ist nur, man merkt, daß er nicht studiert hat.“ Pastor Barnes lächelte wie der Lehrer, wenn der Primus richtig geantwortet hat. Er sagte nichts, schien aber mit dem Küster einverstanden zu sein.

Der berühmte Name des Missionars hatte das Versammlungshaus gefüllt, und die aus der Gemeinde und der Provinzstadt zusammengeströmte Zuhörermasse geriet bald in den Bann des Redners.

Er war ein großer, starker Mann, von prächtigem Gliederbau, aber noch mächtiger im Geiste. Seine lebhafteste, von Leidenschaft durchglühete Phantasie konnte Bilder vom Himmel und von der Hölle entwerfen, die auf die Zuhörer wie persönlich Erlebtes wirkten. Die Gesichter leuchteten vor Verlangen nach der Herrlichkeit des neuen Jerusalem. Er versetzte sie in eine Ekstase, die, solange der Rausch anhielt, sie zu Märtyrern ihres frohen Glaubens hätte machen können. Als er aber dann plötzlich mit lauter Stimme rief: „Doch — da ist noch ein anderer Ort!“ und die Luft mit Donner und Blitz, mit brennendem Schwefel und Seelenpein füllte, da spiegelten die Gesichter alle Qualen der ewig Verdamnten wider und zugleich eine fürchterliche Todesangst.

Nur der Küster und der Pfarrer und der Kandidat schienen sich der allgemeinen willenlosen Unterwerfung zu entziehen. Der Pfarrer und der Küster sahen mißvergnügt aus, und der kleine Jens Dahl erinnerte sich, daß der Missionar ja nicht studiert hatte. Das hatte dagegen der Kandidat getan, und der ließ seinen Blick aufmerksam von einem zum andern schweifen, bis er bei einem kleinen Mädchen halt machte, deren erschreckte Seele ganz vorne in ihren Augen saß. Jens erkannte sie sehr gut; es war



die kleine Helen Strömstad, die, von der die Leute immer sagten, sie sei so lieb und wohlerzogen, worauf sie regelmäßig hinzufügten: „Das muß man der Mutter ja lassen, ihr Kind hat sie gut erzogen, aber sonst muß man ja freilich ...“ Was man sonst freilich mußte, kam nie zum Vorschein, wenn Kinder zugegen waren.

Die kleine Helen war entsetzt über alles, was einem Menschen nach dem Tode passieren konnte, und ängstigte sich, weil die Erwachsenen neben ihr weinten. Sie schmiegte sich an ihre Mutter, eine schöne, üppige Frau, die der Kleinen zuzulächeln suchte und einen scheuen Blick nach dem Lotteriekollekteur hinüberwarf, der aus der Stadt gekommen war. Diesem standen große Schweißperlen auf dem dünnbehaarten Schädel; er zerrte nervös an dem herabhängenden Schnurrbart und sah so aus, als wollte er sagen: „Was haben wir hier auch zu suchen? Haben wir nicht sowieso genug zu tragen?“

Die kleine Helen wurde immer bleicher, und Jens hätte ihr am liebsten ins Ohr geflüstert: „Laß ihn doch reden; er hat ja nicht studiert.“ Aber er saß festgeklemmt zwischen zwei wohlbeleibten Frauen und konnte nicht entkommen. Da fiel er in einen Halbschlummer und erwachte erst, als sie alle draußen auf dem offenen Platz standen, wo die frische Luft und die durch das sanfte Herabschweben der großen weißen Schneeflocken noch verstärkte Stille nach der Erregung in dem überfüllten Versammlungssaal so überwältigend wirkten, daß niemand imstande war, ein Wort zu sagen oder sich zum Weggehen aufzuraffen.

Plötzlich wurde die schweigende Stille von einem dünnen, hellen Stimmchen durchschnitten. „Mutter, was ist eigentlich Schnee?“ fragte die kleine Helen.

Der Missionar näherte sich mit einer Erklärung, aber der Kandidat, der neben dem kleinen Mädchen stand, schnitt ihm das Wort ab und sagte, sich zu ihr herabbeugend:

„Das sind Wattebäuschchen, die dem lieben Gott aus den Ohren fallen, mein liebes Kind!“

Sie sah ihn verwundert an und fragte: „Wozu hat er denn all die Watte in den Ohren?“

„Damit er nicht zu hören braucht, wie häßlich die Menschen seinen Namen mißbrauchen,“ antwortete der Kandidat.

Diese Erklärung wirkte auf die Gemüter, die vorhin bei der Beschreibung der Höllenqualen völlig die Herrschaft über sich verloren hatten, mit unwiderstehlicher Gewalt. Frauen wie Männer lachten jetzt ungefähr ebenso laut, wie sie vorhin im Saal geschluchzt hatten.

Der Missionar, der sein Werk gefährdet glaubte und noch von ekstatischer Erregung bebt, trat vor den Kandidaten und rief: „Hüten Sie sich, daß Gott Sie nicht hört, wenn Sie spotten. Denn Gott ist ein mächtiger Gott und ein eifriger Gott. Gott kann die Kraft Ihres Armes lähmen! Gott kann Sie zu Boden schmettern vor diese meine Füße in diesem Augenblick! Zu ewiger, niemals aufhörender Qual kann Gott Ihre Seele verdammen. Gott kann Ihr Leben zu einem ewigen, nie gestillten Schmerzensschrei machen.“

Schon gewann er wieder Gewalt über die lauschende Schar. Aber der Kandidat sagte nur ganz ruhig zu dem kleinen Mädchen, während er in die Luft hinauf zeigte: „Sieh nur, jetzt hat es aufgehört zu schneien. Du begreifst wohl, daß der liebe Gott jetzt seine Watte selber braucht.“

Der Missionar sah das Lächeln, das die Lippen der Männer umspielte. Sein Blut geriet in Brand, und da die Erregung seine Zunge lähmte, fuhr ihm der Jähzorn in die Glieder. Er hob den Arm und drohte dem Kandidaten mit der mächtigen geballten Faust ins Gesicht.

Was dann geschah, ging so schnell vor sich, daß niemand alles genau verfolgen konnte. Einige sahen die linke Hand des Kandidaten in die Höhe zucken und den rechten Arm des Missionars auffangen; andere sahen ihn „wie der Blitz“ vorgehen und den linken Arm packen. Alle aber erinnerten sich genau, wie er die Handgelenke seines Gegners fest umklammert hielt und mit dessen Arm eine kleine kurze Drehung vornahm, und wie dann wütender Schmerz das breite Gesicht verzerrte.

Der Kandidat sah dem Missionar lächelnd in die Augen und sagte, indem er bei jedem „selig“ seinen Armen eine kleine kunstgerechte Drehung versetzte: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

Und das eine Auge zukneifend und seine Muskeln spannend, schloß er: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen verfolgen.“

Während der letzten harten Drehung sank der Missionar mit einem heillosen Schmerzgebrüll zu Boden, und der Kandidat steckte die Hände in die Taschen und ging nach Hause.

Ein paar Männer hoben den Geschlagenen auf und brachten ihn ins Pfarrhaus. Die Menge stand einen Augenblick unsicher da, konnte sich über das, was sie gesehen und gehört hatte, nicht recht klar werden. Aber plötzlich sagte einer, er habe Hunger; da atmeten alle erleichtert auf und sagten, den hätten sie, weiß Gott, auch, worauf sie sich trennten und jeder nach Hause ging.

Holger stand neben Anninens Niels Peter und Jens Dahl. Er starrte dem Kandidaten mit großen Augen nach.

„Er hat ihn untergekriegt,“ sagte er leise. „Er hat ihn untergekriegt, und er ließ ihn ruhig liegen. Er ist nicht einen Augenblick außer sich gewesen.“

„Nein, er lachte die ganze Zeit,“ sagte Niels Peter. „Aber seine Bergpredigt, die konnte er.“

„Schweig still!“ sagte Holger und sah zum Himmel hinauf, wo eine Sternschnuppe ihren weißen Streifen zog. Der große Junge faltete die Hände und sah der Sternschnuppe mit feuchten Augen nach.

„Was hast du?“ sagte Niels Peter, als Holger die Hände wieder in die Hosentaschen steckte. „Hast du gebetet?“

„Man sagt,“ meinte Holger, „was wir wünschen, wenn ein Stern vom Himmel fällt, geht in Erfüllung.“

„Was hast du dir denn gewünscht?“

Wenn Holger nicht so furchtbar stark gewesen wäre, würde Niels Peter himmelhoch gelacht haben, denn Holger sah aus wie ein ganz kleiner Junge, als er mit leiser Stimme aufrichtig antwortete: „Ich habe mir gewünscht, ich möchte einmal so werden wie der Kandidat...“

Drüben im Pfarrhause ließ der Missionar sich seine Handgelenke von der Pastorin massieren. Christian sah zu. Der Pastor ging im Zimmer auf und ab und fragte, ob es immer noch schmerze. Jedesmal, wenn er dem Missionar den Rücken zukehrte, kniff er den Mund zusammen und schloß die Augen. Christian war fest davon überzeugt, daß sich sein Vater ein Lachen verbiß. Offenbar hatte der Pastor an dem, was dem Missionar passiert war, im stillen seine Freude.



## 5. KAPITEL

### Die Himmelssprache

Jens bekam doch noch sein Brüderchen. Das geschah eines Tages, als er glaubte, der Kleine sei gestorben. Tags zuvor hatte er Jakob Hansens jungen Hund auf der Seite liegen sehen mit ausgestreckten Pfoten und ohne zu atmen. „Er ist tot,“ hatte der Großknecht gesagt. „Das muß ich gleich dem Jakob sagen, der hat ihn so gern gehabt.“

Als Jens am nächsten Tage ins Schlafzimmer kam, sah er Brüderchen auf der Seite liegen, bleich im Gesicht, die Arme über der Bettdecke ausgestreckt und ohne zu atmen. „Er ist tot,“ dachte Jens. „Das muß ich gleich der Mutter sagen.“ Wenn er traurig war, so vergaß er das jedenfalls darüber, daß er der erste war, der es bemerkte.

Auf einmal, er konnte nicht sagen weswegen, sagte ihm sein Gefühl, daß der Kleine doch am Leben sei. Der Kopf, der eben noch tot gewesen war, sah jetzt aus, als schlafe er, und nach einer Weile konnte man die Atemzüge hören; es kam auch Farbe in die Wangen. „Gewiß war er beinahe tot,“ dachte Jens, „aber jetzt ist er wieder lebendig!“

Es durchschauerte ihn. In höherem Maße, als er selbst wußte, hatte er gefühlt, daß das Leben und der Tod wie ein Paar Zwillinge dicht nebeneinander in derselben Wiege schlafen, und damit waren seine Gedanken in das Uferlose hinausgeraten.

„Woher wir wohl kommen? Wo sind wir, ehe wir hier sind?“ Er starrte den Kleinen an, der unter seinem Blick erwachte und die Augen aufschlug. Sie sahen Jens nicht, sie sahen nichts von dem, was in der Stube war; es war kein Grund in ihnen, aber tief unten lag Brüderchen selbst und schaute in der andern Richtung nach etwas aus, woher er eben zurückgekommen war, und Jens guckte durch Brüderchens Augen mit hinab, um zu sehen, was es war.

Während er starrte, hatte er das Gefühl, daß seine Augen die des Kleinen berührten, und gleichzeitig spürte er in seinen Augen eine Veränderung, die gut tat. Etwas aus Brüderchens Augen war in die seinen hineingekommen und machte, daß sie sich auf eine wunderschöne Weise weiteten. Sie wurden fröhlich. Der Mund war auch fröhlich geworden, denn er lächelte, und in der Brust war das Allerfröhlichste von allem, die Gewißheit, die jetzt in seinen Kopf hinaufstieg: er hatte einen Schimmer von dem gesehen, wonach Brüderchen zurückschaute und woher es eben gekommen war. Das war ja der Himmel.

So geht es zu! Aus dem Himmel kommen wir. Da waren wir, ehe wir hierher kamen. Brüderchen erinnerte sich noch daran, war gewiß fast noch da, wenn er schlief. Wenn er doch nur sprechen könnte und sagen, was er noch davon wußte.

Da lächelte Brüderchen, und Jens wußte, daß er ihn verstand, wenn er auch nicht sprechen konnte. Denn in ihren Augen war derselbe Schimmer, um ihren Mund dasselbe Lächeln und dieselbe Freude in ihnen beiden. Es war keine Spur von Unterschied. Sie erinnerten sich gemeinsam.

Und darum müssen wir sprechen lernen, wenn wir geboren sind; denn im Himmel sprechen wir nicht so wie



hier. Wir sind so fröhlich, daß wir kein Wort sagen können. Und das sollen wir auch nicht, denn wir sehen einander an und wissen das Ganze auf einmal. Die Himmelsprache ist so. Alles auf einmal und fröh über das Ganze. Mehr liegt nicht darin. Wir können sie von selbst.

Wir können sie auch nicht vergessen. Aber wir können vergessen, daß wir sie können. Wie das wohl zugeht?

Er sah sich in der Stube um und sah, wie wunderbar sie war. Er erkannte dieses Wunderliche wieder. So war es einmal gewesen.

Aber es kam ein Tag und noch einer — alle Tage kamen in die Stube herein und nahmen ihre Plätze ein und richteten sie her. Der allerletzte, der kam, war der heutige Tag, und die Stube war fertig; da war ein Stuhl und da war ein Tisch, und er hieß Jens, und die Buchdruckerkunst war erfunden.

„So geht es zu, daß wir vergessen,“ dachte er; „die Tage kommen und wandeln alles um.“

Er vergaß Brüderchen, weil er denken mußte. Er ging in die Haselhecke hinaus und setzte sich in den Stuhl und wunderte sich über alle die Tage, die kamen und das umwandelten, was wir sehen.

Aber im Himmel ist es vielleicht immer das gleiche?

Er schlug mit der Faust auf den Stuhl und sprang auf.

„Ja, das ist es!“ sagte er. „Denn es steht geschrieben: Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind wie ein Tag. Das steht in meinem Katechismus. So ist es — das Ganze auf einmal.“

Die Wonne der Himmelsprache füllte sein kleines irdisches Ich, und er ging zu dem einzigen von allen seinen Bekannten hinein, der mit ihm sprechen konnte.

Dieser eine hatte sie völlig vergessen. Brüderchen weinte vor Unglück über seine neue Welt. Der Küster und seine Frau redeten und redeten und suchten zu trösten und schaukelten die Wiege hin und her. Je lauter sie sprachen, je mehr sie wiegten, um so wilder schrie der Kleine.

Natürlich. Er verstand ja kein Wort.

Jens trat an die Wiege. „Laßt mich einmal,“ sagte er. Sie ließen die Wiege los und starrten ihn verwundert an. Er hatte gesprochen, wie ein Erwachsener zu Kindern spricht.

Er hielt die Wiege an und berührte die Hand des Kleinen. Er war seiner Sache ganz sicher; denn er hatte die Himmelsprache in sich.

Brüderchen sah zu ihm auf, klemmte die Hand um seinen Finger und lächelte.

Sie lächelten beide und teilten sich einander mit in der wortlosen Himmelsprache.

Brüderchen machte seiner Freude Luft in dem ersten Versuch der Menschensprache — in einer langen Reihe trillernder Rrr.

„Merkwürdig,“ sagte der Küster. „Deine Mutter konnte ihn nicht zum Schweigen bringen, und ich“ —

Das spezifische Gewicht seines Ich war so groß, daß er nichts Passendes hinzuzufügen wußte. Er wollte auch nicht gern geradezu eingestehen, daß er den kürzeren gezogen hatte. Jens antwortete trocken: „Ihr habt ja mit ihm in einer Sprache geredet, die er noch nicht gelernt hat. Das ist doch dumm.“

Dies war nun freilich nichts weiter als eine Wiederholung des Urteils, das der Küster gestern über diejenigen gefällt hatte, die mit einem Ausländer dänisch redeten. Aber wenn unser täglicher Beruf uns Anlaß gibt, mit einem Gefühl steigender Überlegenheit andre „dumm“ zu nennen, so wird es leicht ein großes Verbrechen, wenn das Wort auf uns selbst angewandt wird.

Der Küster nahm seinen Sohn bei der Hand und ließ den Prügel ihn lehren, Vater und Mutter zu ehren.

Nach einer Weile stand er steif wie ein Stock in der Haselhecke. Der stille Jubel war ihm ausgetrieben, und die Stelle, wo die Beschwörung erfolgt war, gestattete ihm nicht, sich zu setzen.

## Pastor Barnes

Kreisarzt Lohse verabschiedete sich von Pastor Barnes. „Die Krisis tritt im Laufe der Nacht ein,“ sagte er. „Wenn sie es übersteht, geht alles gut. Wenn nicht — so — —“

Der Pfarrer sah den Arzt flehentlich an.

„Wenn nicht, so wird — das Schlimmste eintreten,“ sagte der Arzt und wandte sich ab.

Pastor Barnes ging in sein Zimmer. Das Schlimmste! Ja, das war das Schlimmste, was ihm widerfahren konnte, daß seine Frau starb. Er konnte es auch nicht glauben. Er selbst mochte vielleicht eine Prüfung verdienen, aber sein Beruf würde diese nicht ertragen können, und sein Beruf war der Dienst des Herrn, und dessentwegen hatte der Herr seine Frau nötig. Er streifte den angenehmen Glauben, daß sie gerettet werden würde, weil er Pfarrer war. Über Nacht aber kam die Krisis, und er wollte wachen, wachen und beten. Wachet und betet, wie geschrieben steht. Ein wohlgeformtes Gebet stieg in seinen Gedanken auf, ward aber, ehe es laut wurde, durch die furchtbare Erkenntnis zerstört, daß es ein Gebet war, bestimmt, laut gebetet und von andern gehört zu werden. Ein andres kam nicht. Pastor Barnes fühlte, daß er die Gebete der Gemeinde beten konnte, aber nicht seine eignen. Zerknirscht beugte er das Haupt und stöhnte: „Herr, hilf mir, hilf mir!“ Das gab ihm einen Augenblick Ruhe, und er ging in das Krankenzimmer. Seine Frau war nicht bei Bewußtsein. Die Angst kehrte wieder. Er ging ins Studierzimmer zurück und wanderte unruhig nach allen Richtungen hin und her, berührte Gegenstände auf dem Schreibtisch, ordnete sie, ließ aber ein Bild schief hängen, weil es so gehangen hatte, als sie zuletzt in der Stube gewesen war. Und wenn sie nun nie wieder herein käme... Nie wieder! Es war, als ginge seine Seele in Stücke. Er würde künftig kein ganzer Mensch mehr sein. Nein. Denn selbst wenn sie lange Jahre nicht daran gedacht und auch nicht

viel davon gemerkt hatten, so war es doch wahr, was er in der Verlobungszeit frei nach Plato zu ihr gesagt hatte: sie waren Zwillingseelen, die zusammen einen ganzen Menschen ausmachten.

Zwillingseelen haben ihre Aufgaben im Leben gemeinsam. Wenn aber der Tod das eine weggrafft, ist das andre krank auf den Tod. Gibt es dann keine Heilung? Doch, das wissen wir, das wissen wir, daß das andre in der Welt der Engel ist, daß es dort für das Hinterlassene durch seine Fürbitte wirkt und — das dürfen wir glauben — hinieden seine irrenden Füße lenkt. Es gibt nichts Größeres, als seine Zwillingseele im Himmel und näher bei Gott zu haben — und so ihm selber näher zu sein. Lobpreisen wir...

Entsetzt blieb er mitten im Zimmer stehen. Er hatte ja seiner Frau die Leichenrede gehalten.

War er ein selbstsüchtiger, von sich selbst eingenommener Mensch! Er war echten Kummers unfähig und empfand nur Angst, selbstsüchtige Angst, etwas zu verlieren, das ihm gehörte! War es vielleicht Gottes Absicht, seine Selbstsucht zu zertrümmern? Mußte vielleicht seine Frau sterben, um ihn aus seiner Selbstgefälligkeit herauszureißen! Er stürzte hinaus. War sie vielleicht schon — —

Die Krankenpflegerin bedeutete ihm, ruhig zu sein. Er hatte Geräusch gemacht. Nicht einmal so weit konnte er sich selbst vergessen, daß er sich in acht nahm. „Lebt sie?“ flüsterte er.

Die Krankenpflegerin nickte. „Aber es muß hier ganz ruhig sein.“

Er ging wieder in sein Zimmer zurück.

Wenn sie doch am Leben bliebe! Er sah ihren jugendfrischen Lenz, als sie ihm ihre Liebe schenkte und sich seinem Leben hingebungsvoll einfügte. Die farbengesättigten Tage — wann hatten sie angefangen, grau zu werden? Niemand von ihnen hatte es bemerkt; leise hatte der Alltag sich eingeschlichen. Jahr für Jahr hatte sie ihre einförmige Sklavenarbeit verrichtet und selten von ihr auf-

geblickt. Niemand kannte sie, sie war nur die Pastorsfrau in Küche und Speisezimmer. Ja, wenn er selbst darüber nachgedacht hätte oder wenn er von draußen als Gast gekommen wäre, dann hätte er sie gewiß langweilig gefunden. Aber nun sah er deutlich, daß das Gefühl ihrer Jugend das Kleid gewechselt hatte. Dies Gefühl hatte es ihr möglich gemacht, in der täglichen Arbeit aufzugehen, ohne zu murren. Die Liebe hatte das bewirkt. Sie hatte nur nicht mehr den Kraftüberschuß gehabt, der sich in Lächeln und in Liebkosungen Luft macht. Sie hatte nicht einmal gewußt, was ihr Kraft und Willensstärke gab, und er hatte es ihr nicht gesagt und es auch nicht gesehen.

Jetzt aber war er sehend geworden, und sie sollte wissend werden. Der Lenz sollte in ihnen wieder aufblühen — und dauern. Eine unbändige Freude stieg in ihm auf, als wollte er wieder um sie werben. Er konnte kaum bis morgen warten, wenn die Krisis überstanden war, um vor ihr niederzuknien und zu bitten: „Willst du in Wahrheit meine Gattin sein?“

Wenn die Krisis überstanden war! Wenn aber — —

Er mußte dem Unglück ins Auge sehen, vielleicht genügte das. Vielleicht legte Gott ihm keine härtere Prüfung auf, wenn er sich freiwillig unter den Schlag beugte und seine Selbstgefälligkeit zertrümmern ließ. Aber das mußte ohne Hintergedanken geschehen. Denn sie konnte sterben. Er zwang sich, das zu begreifen, sah sie, tot, leblos, im Sarge. Er hielt es nicht aus. Aber er wollte, er mußte. Er sah den Sarg, die Blumen, spürte ihren Duft, den Duft von Blumen, die auf den Sarg seiner Frau gestreut waren, sah die Kirche, das Gefolge, die ganze Gemeinde, er fühlte einen Schmerz im Herzen, als würde es zusammengepreßt und zerdrückt, und er dachte: „Jetzt sterbe ich,“ und stand auf, um, wie er glaubte, für immer zusammenzusinken.

Aber er fiel nicht. Sein Körper war aufrecht, seine Glieder geschmeidig wie Stahl, ein klares strahlendes Licht brannte in seinen Augen, und im selben Augenblick fühlte er in sich die Rede auf seine Frau. In seinem Innern trug



er sie, fertig, ein vollendetes Kunstwerk, wie von Gott selbst geschaffen.

Halb in dankbarem Rausch, halb in tödlicher Angst stürzte er in das Krankenzimmer, wo die Pflegerin ihm an der Tür zuflüsterte: „Die Krisis ist da. Ich glaube, sie wird sie überstehen. Warten Sie, bis ich rufel!“

Sie glaubt, sie wird sie überstehen! Er dankte Gott auf den Knien.

Nun warten, geduldig warten, bis die Krankenpflegerin ruft, und dann hinein zu seiner Frau und das neue, das wirkliche Zusammenleben beginnen!

Die Gedanken mußten beschäftigt werden; sie waren so erregt. Lesen konnte er nicht; denn seine eigenen Gedanken drängten sich vor. Vielleicht konnten sie in der Grabrede festgehalten werden, die in demselben Augenblick, als er glaubte, selber sterben zu müssen, seinem Geiste fertig entsprungen war. Er setzte sich und fand in seinem Innern die Stelle, wo er die neugeschaffene Rede barg, und als er aufstand und hin und her ging, entfaltete sie sich in allen Einzelheiten, ergreifende Gedanken, in unvergängliche Worte gemeißelt, die die stumpfsten Seelen wecken mußten. Heilige Künstlerschauer durchbebtten ihn, während das Kunstwerk geformt wurde. Seine Wangen wurden bleich, seine Augen feucht; er erhob sich über Raum und Zeit und trat mitten unter die Gemeinde, ihr gesamtes Fühlen beherrschend.

Gott sei Dank, daß er diese Rede jetzt nicht zu halten brauchte. Aber einmal, nach vielen Jahren, wenn er selbst ihr bald ins Grab folgen mußte, wollte er gern die Rede auf sie halten. Sie hatte es verdient. Die Rede sollte leben als Erinnerung an sie. Er sah sie vor sich, gedruckt und herausgegeben: Rede von Pastor E. Barnes, gehalten an der Bahre seiner Gattin, den — —

Die Tür tat sich auf, und die Krankenpflegerin trat ein: „Es ist vorbei!“

Pastor Barnes sah sie verständnislos an. Die Krankenpflegerin ging, Pastor Barnes blieb sitzen. Er hatte noch

nicht verstanden... Bis zur Beerdigung sah er aus wie ein Mann, der nichts verstand. Als er gefragt wurde, ob er selbst die Grabrede halten wolle, antwortete er mechanisch: „Ich habe die Rede in dem Augenblick geschrieben, als sie starb.“

Christian, der die Antwort hörte, wandte sich voller Abscheu von seinem Vater ab, ging in den Garten hinaus und war ganz allein in der Welt.

Am Begräbnistage, als das erste Lied gesungen war, flüsterte Barnes wie ein hilfloser Junge dem Pfarrer der Nachbargemeinde zu: „Wollen Sie für mich sprechen?“

Der Pfarrer trat an den Sarg und sprach unvorbereitet und stammelnd. Nachdem die Erde auf den Sarg geworfen war, vergaß Pastor Barnes für die Teilnahme zu danken. Er nahm Christian bei der Hand und ging nach dem Pfarrhaus hinüber. Vor der Tür blieb er stehen, sah Christian an und fing an zu weinen wie ein wertloser unglücklicher Mensch. Christian sah seinen Vater zum ersten Male, weinte mit ihm und liebte ihn.

★

## 7. KAPITEL

### „Das Offene“

Sobald Jens mit Brüderchen allein war, glitt er von selbst in jenen stummen, allerersten Teil seines Ichs hinein, der ganz er selbst war, ehe er wußte, daß es etwas gibt, was man darf, und etwas, was verboten ist. Er war in der glücklichen Welt der Himmelssprache, und das Gefühl, daß sie beide das alles voneinander wußten, blieb bestehen.

Es blieb nicht allein bestehen; es erweiterte sich und galt allmählich mehr als sie selber.

An einem frühen Sommermorgen gingen sie ins Freie hinaus, während der Tau noch an den Gräsern hing und ihnen zublunkte.

Jens sah auf den Weg und merkte, daß er ihn gern hatte. Er liebte ihn auf dieselbe Weise, wie er Brüderchen liebte, und ihm war, als könne er es dem Wege ansehen, daß der ihn auch leiden konnte.

Er konnte es bis in seine Fußsohlen hinein spüren, in denen es kribbelte vor Lust, den Weg zu berühren. Er zog Schuh und Strümpfe aus.

Brüderchen, das dasselbe zu tun pflegte wie Jens, zog die seinen auch aus und lief voraus über den Spielplatz. Und Jens folgte ihm und betrachtete die weichen Abdrücke der kleinen nackten Füße. So lebendig sahen die Spuren aus, daß ihm war, als könne er sie nicht nur sehen, sondern auch hören und fühlen.

Die Spuren führten über den Spielplatz, dicht nebeneinander her wie Zähne in einem Mund. Die Sonne trat aus einer Wolke hervor und streute ihr Licht auf die Erde. Der Spielplatz lächelte.

Vor dem Holunderbaum an der Kirchhofsmauer blieb Brüderchen in Gedanken stehen; Jens ging hin, um zu schauen, was es da gab.

Da war nichts. Aber Brüderchens Augen waren unergründlich. Jens guckte in sie hinein und sah, daß Brüderchen offen stand. Jens konnte sehen, wie er war und wie er merkte, daß er so war. Die Himmelssprache war größer, als er gewußt hatte. Er begriff, wie der liebe Gott allwissend sein konnte.

Als er sich nach dem Holunderbaum umwandte, sah er, daß er auch wie Brüderchen offen stand, und wußte, daß darüber Brüderchen in Gedanken versunken war. Er konnte sehen, was der Holunderbaum war und wie der merkte, daß er es war.

Es war, als atmete der Holunderbaum in ihn hinein, und als der Atem des Holunders in ihn hineingekommen war, spürte er eine große Freude, die er schon kannte, die Freude der Himmelssprache. Auch der Holunderbaum sprach im tiefsten Innern die Himmelssprache. Denn Gott hatte den ja natürlich auch geschaffen.

In ihm war etwas, das wollte, daß er sich unter ihn setzte; Brüderchen war schon im Begriff, sich zurechtzusetzen. Er wußte also auch, daß der Holunderbaum sie zu sich einlud.

Da waren die drei zusammen und freuten sich über das, was wir nicht sagen können. Da wollten sie ein Augenblickchen sitzen bleiben. Das taten sie, und die Zeit stand in ihren Herzen ein Augenblickchen still.

In ihren Magen aber, die in der geschlossenen Welt heimisch waren, ging die Zeit ihren Gang, und um die Frühstücksstunde hatte sie ihre deutlichen Spuren zurückgelassen: sie waren sehr hungrig.

Sie standen auf. „Die Zeit muß unmerklich vergangen sein,“ sagte Jens.

Sie gingen über den Spielplatz. Aber bei Jakob Hansens Tor wurden sie von Gebell und lautem Frauengeschrei aufgehalten.

Der Kettenhund hatte sich losgerissen und sprang sie an. Die Magd sah es, lief schreiend ins Haus und rief: „Jetzt beißt Hektor die Kinder tot.“

Jakob Hansen und die Knechte sprangen vom Frühstückstisch auf, wagten aber nicht, dem Hund ohne Waffen entgegenzutreten. Einer griff nach einer Büchse, ein anderer nach einem Spaten und einer nach der Mistgabel. Währenddessen schrie die Magd, die Kinder wären wohl schon totgebissen, sie habe gesehen, wie der Hund auf beide losgefahren sei, aber sie habe nicht gewagt hinzugehen, Hektor sei ja bissig wie ein Wolf.

Der Hund sprang auf die Knaben los, als sie eben unter dem Holunderbaum herausgekommen waren. Trotz des Hungers hatten sie sich noch nicht ganz wieder in das Geschlossene eingelebt, wo man sich Gedanken macht und sieht, wie schlimm es gehen kann.

Als Jens den Hund mit gestäubtem Haar und entblößten Zähnen herankommen sah, fiel ihm nicht ein, daß er ihm vielleicht etwas tun wolle. Er sah nur, daß der Hund offenstand. Er sah, wie Hektor war und wie der merkte, daß

er so war. „Du bist aber ein wachsamer Hund,“ sagte er, „an dir kommt niemand vorbei, wenn du losgelassen bist.“

Und er streckte die Hand aus und streichelte ihn. Als Jakob Hansen und die Knechte mit den Waffen kamen, ließ sich der Hund ruhig von den beiden Jungen streicheln.

Jakob wischte sich den Schweiß von der Stirn, ehe er sich entschließen konnte, hinzugehen und Hektor am Halsband zu fassen.

„Das begreife ich nicht,“ sagte er. „Es ist ein Wunder, daß er sie nicht totgebissen hat.“

Aber das Mädchen, das den Knechten gefolgt war, begriff es. Jetzt habe sie gesehen, welche Macht in der Unschuld liege, sagte sie, und von Stund an war sie bekehrt.

Sie hatte die Bekehrung auch nötig; denn es war lange her, seit sie unschuldig gewesen war.

★

## 8. KAPITEL

### Der Sonnenschein des Spielplatzes

Der Holunderbaum war nicht das einzige, alle Dinge standen offen. Er sah, was sie waren und wie sie merkten, daß sie so waren. Die Haselnußhecke war offen, und er saß in seinem „Stuhl“ in stundenlangem Beisammensein mit ihr. Eine Macht, die nicht zu sehen, aber deutlich zu fühlen war, drängte in ihn hinein und wiegte seine Seele in ihrem besonderen Takt. Eine Mutter war nicht so sanft, ein Vater nicht so stark, die Speise, die er aß, nicht so nahe wie diese unsichtbare Macht.

Die Stunden vergingen, während er von ihr liebkost in der offenen Hecke saß; draußen vor der Hecke gingen sie, nicht drinnen: da war alles „ein Augenblickchen“. Draußen vor der Hecke gingen Menschen; sie sahen ihn und die Hecke und sahen sie doch nicht, sahen sie nur von außen.

Aber eines Tages kam ein Mensch hinein; Jens fühlte, daß er nicht allein war, wandte sich um und sah ein



Lächeln in der Hecke. Das Lächeln war in einem Gesicht, das Gesicht auf einem Körper, der draußen auf dem Wege stand. Aber das Lächeln war drinnen in der Hecke. Jens sah die Augen des Kandidaten und merkte, daß nicht nur die Hecke, sondern auch er selbst ihnen offen stand. Die Stimme des Kandidaten glitt in die Hecke hinein, ohne daß die sich wie sonst schloß, wenn Menschen ihn anredeten.

„Hast du das schon lange gekonnt?“ fragte die Stimme.

„Ja,“ sagte Jens, obwohl er nicht recht wußte, ob er es laut sagte oder nur klar dachte.

„Handelt es sich um Dinge wie Menschen?“ fragte der Kandidat, „oder sind es nur Dinge?“

„Nur Dinge,“ sagte Jens, „und hin und wieder einmal Tiere.“

„Alle Arten Dinge?“

„Meistens Dinge, die wachsen können,“ sagte er dann. „Steine und so was, das ist — die sind — ungelehriger. Und die Menschen, die sind zu — zu dick.“

Er starrte die Augen des Kandidaten an, erstaunt, sie außerhalb der Hecke zu finden. Er hatte ein Gefühl gehabt, als ob sie in ihm selbst seien; natürlich, weil er dem Kandidaten offen stand.

Ehe er sich dessen versah, hatte der Kandidat genickt und ging nun schon in einiger Entfernung weiter.

Aber die Augen, schien es Jens, waren dageblieben.

Da kam der Glöckner Kristen, um einen Rechen zu holen, den er in die Hecke gestellt hatte.

„Worüber lachst du?“ fragte Kristen.

Jens konnte vor lauter Lachen nicht antworten. Was konnte es auch nützen, es zu sagen. Er lachte noch mehr, denn Kristen stand offen. Er sah, was er war und wie Kristen merkte, daß er es war...

Es kam der Tag, wo er das Bedürfnis hatte, mit jemand darüber zu sprechen, aber Brüderchen war zu klein, und die andern verstanden es nicht. Höchstens Christian Barnes, der ja einmal gesagt hatte, er habe in den Himmel hineingesehen.

Aber Christian war nach dem Tode seiner Mutter in die Lateinschule der Stadt gekommen, und als Jens ins Pfarrhaus kam, zeigte ihm Christian englische, französische und deutsche Grammatiken, und vor all dieser philologischen Gelehrsamkeit flüchtete die Himmelsprache. Außerdem war etwas Fremdes, Zurückhaltendes in Christians Wesen gekommen, etwas Scheues, Untersuchendes, etwas für sein Alter allzu Erwachsenen.

Jens ging nicht mehr ins Pfarrhaus. Ihre Wege hatten sich getrennt. Wenn sich die Knaben aber einmal ausnahmsweise begegneten, zeigte sich doch noch ein Überrest von der Vertraulichkeit des ersten Händedruckes.

Christian Barnes stand eines Tages hinterm Gartenzaun und sah dem Spiel der Dorfschulkinder zu. Schließlich hatte Jens das Gefühl, er müsse zu ihm hinübergehen. Christian stand so allein. „Hast du heute keine Schule?“ fragte er.

„Monatsferien,“ antwortete Christian.

„Was ist das?“

„Ein freier Tag im Monat.“

Wie es in der Lateinschule sei?

„Viele häusliche Aufgaben. Und viel Brutalität auf dem Spielplatz.“

„Was ist Brutalität?“

„Die großen Jungen prügeln die kleinen.“

„Das getrauen sie sich hier nicht,“ sagte Jens. „Solange wir Holger hier haben, haben wir Frieden.“

„Ja,“ sagte Christian, „aber was gibt Holger die Kraft, sich zu beherrschen, wenn er selbst wild wird?“

„Was ihm die Kraft gibt?“

Christian zeigte auf Schreiners Hansine, die an ihnen vorübergelaufen kam, beide Grübchen in Tätigkeit. Eine Menge lächelnde Gesichter sahen ihr nach.

„Einmal war ich böse auf meine Mutter,“ sagte Christian, „und wollte ihr niemals wieder gut werden. Ich war ganz böse und wollte hassen. Ich ging hinaus. Aber draußen schien die Sonne, und während ich so ging, schien sie mir die Bosheit weg. Ich kämpfte dagegen an, aber es half

nichts, ich wurde wieder gut. So eine ist Hansine. Da ist nichts zu machen; alle werden gut, wenn sie lächelt.“

„Komisch, daß du das sagst,“ meinte Jens. „Ich habe nämlich immer gefunden, sie ist wie ein Sonnenfleck auf dem Fußboden. Aber das ist ja Unsinn!“

„Das ist Unsinn, wenn die Erwachsenen es hören,“ sagte Christian. „Kennst du die Erwachsenen einigermaßen?“

„Ob ich sie kenne?“ Jens dachte nach. Meinte Christian vielleicht, daß sie „offen stünden“?

„Ich weiß viel von den Erwachsenen,“ fuhr Christian fort, „du kannst mir glauben...“

Er sah so aus, als wolle er gern etwas erzählen, schäme sich aber. Er sah weder gut noch liebenswürdig aus. Was er auch von den Erwachsenen wissen mochte, es hatte nichts damit zu tun, daß sie „offen standen“.

Christian betrachtete Jens mit einem Blick, als sei er zwanzig Jahre älter. „Lebe wohl,“ sagte er und ging.

Aber gleich darauf kam er wieder zurück. „Wenn nicht solche wären wie Hansine, dann führen alle Menschen in die Hölle. Daß du das weißt.“

Dann ging er wieder. Im Garten begegnete er dem hübschen Stubenmädchen, das er bis vor kurzem beinahe ebenso eingeschätzt hatte wie Hansine. Er warf ihr einen scheuen Blick zu.

„Du siehst ja aus, als hättest du etwas Verbotenes getan!“ sagte sie.

Er hatte Lust, ihr ins Gesicht zu spucken.

Ein unbestimmtes Mitgefühl ergriff sie, — wie sie meinte, weil der Junge keine Mutter mehr hatte.

„Du bist immer ein guter Junge gewesen, Christian,“ sagte sie, zog ihn zu sich und küßte ihn. Gleich darauf stieß sie ihn von sich. „Aber Junge,“ rief sie, „was in aller Welt —.“

Sie sah ihn forschend an und faßte ihn behutsam, dann aber fest bei den Handgelenken. „Deine Kameraden in der Lateinschule,“ sagte sie, „was sind das für Jungen? Die verderben dich doch wohl nicht etwa?“

„Laß mich los,“ sagte er wütend, „ich hasse dich! Ich hasse dich und euch alle!“

Er riß sich los und lief aufs Feld hinaus. Die, die war die rechte, ihn zu fragen, ob die Kameraden ihn etwa verdürben! Die Vettell

Er weinte vor Kummer und Wut.

In sie war er eigentlich verliebt gewesen. Als ob man nicht in eine Erwachsene verliebt sein könnte, weil man noch in die Schule geht. Gerade! Erwachsene und Kinder können gut ineinander verliebt sein. Aber die Erwachsenen untereinander, die sind nicht verliebt. Nein, er wußte recht gut, was die waren. Auch sie!

Sie sollte nur wissen, daß der Hirtenjunge Jens ihn eines Mittags mit in die Scheune gezogen hatte, in das Stroh hinein, von wo aus sie die ganze Tenne übersehen konnten. Da kam sie und der Knecht des Pächters, der sie überall tätschelte, und ihr Gesicht, das sonst an Hansinen erinnern konnte, wurde dunkelrot und dick und häßlich, und dann —

Und währenddem der Junge! Und er selber später, sooft er ihr Gesicht gesehen und an die Veränderung gedacht hatte, die mit diesem vor sich gegangen war! Wenn er etwas hätte dazu tun können, daß der Junge im selben Augenblick in die Hölle gekommen wäre, er hätte sich keinen Augenblick besonnen!

Aber die Erwachsenen selbst, diese scheinheiligen Teufel! Jetzt verstand er alle ihre verborgenen Andeutungen, an denen sie sich weideten! Selbst die, die Kinder hatten!

Die kleine Helen Strömstad! Die arme kleine, gute, reine Helen!

Die Zwischenstunde des Donnerstags, wo er immer mit ihr schwatzen konnte, war die einzige gute Stunde, die er hatte.

Eines Tages nahm sie ihn in dieser freien Stunde mit nach Hause, und da wurde er außer „Mutter“ auch „Onkel Hans“ vorgestellt. Das war der Lotteriekollekteur Bjerg.

Als er nach Hause kam, erzählte er es seinem Vater und sah die bekannte „erwachsne“ Falte auf seiner Stirn und

den verdächtigen Zug um den Mund. Er wußte schon im voraus, was sein Vater sagen würde, und richtig, es kam:

„Ich sähe es lieber, wenn du Helen Strömstad nicht in ihrem Heim besuchtest.“

„Aber sie ist doch ein nettes Mädchen!“

„Freilich, freilich,“ sagte Pastor Barnes, „die kleine Helen ist ein liebes, gutes Mädchen. Ich habe auch nichts dagegen, daß du mit ihr sprichst. Im Gegenteil, möchte ich fast sagen. Aber du mußt nicht mit ihr nach Hause gehen. Ich kann dir die Gründe nicht sagen. — — Du wirst es später verstehen.“

Ja, freilich hatte er es später verstanden.

In einer Zwischenstunde, als Helen nicht gekommen war, guckte er durch den Zaun in den Garten hinein, und da saßen der Kollekteur Bjerg und Helens Mutter, und ihre Gesichter waren genau so wie die des Knechts und des Stubenmädchens auf der Tenne.

„Ist der Lotteriekollekteur der Bruder deiner Mutter oder deines Vaters?“ fragte er später Helen.

„Keins von beiden,“ sagte sie. „Er ist gar nicht mit uns verwandt; wir nennen ihn bloß Onkel, weil er ein guter alter Freund von Mutter und mir ist.“

Später erfuhr er, daß Helens Mutter gar nicht Frau Strömstad hieß, sondern Fräulein Hansen.

Ja, er hatte Erwachsene gesehen, wenn sie sich zusammen versteckten, und er spähte nun immer lauernd nach den verborgenen Zuckungen in ihren Gesichtern, die verrieten, was sie einzugestehen sich schämten, woran sie sich aber ergötzten.

Ein tiefer Abscheu erfüllte ihn, der ihn aber nicht gegen die Versuchung schützen konnte.

Die kleine Helen, die rein und unschuldig zwischen den erwachsenen Menschen einherging, die kleine Helen, die so fein und leicht war, daß sie gut ein Engel hätte sein können, die liebte er, und er hätte den töten können, der ihr jemals erzählte, was er von ihrer Mutter wußte. Sein Gefühl für sie war zugleich ehrfurchtsvoll anbetend und wachsam beschützend.



## 9. KAPITEL

### Weg!

Weg! Die Augen spähten ringsumher, nach allen Richtungen, in vergeblichen Versuchen, in dies Weg hinein-zudringen, das uns auf allen Seiten umgibt, und plötzlich das nimmt, was wir haben, gerade wenn wir es eben gebraucht haben.

Brüderchens Spaten war weg, der kleine Spaten, mit dem rot angestrichenen Blatt und dem braunen Stiel. Er hatte eben noch damit gespielt, und nun war er wie weggehext und schlief irgendwo in dem unsichtbaren Weg.

„Ich werde ihn schon finden,“ sagte Jens, der in Brüderchens Augen Tränen sah.

„Weg ist aber gewiß groß,“ sagte Brüderchen, „und es kann überallhin; denn Mutter sagt ja, es ist nirgends und überall.“

„Ich werde ihn trotzdem finden,“ sagte Jens. „Das verspreche ich dir.“

Brüderchen sah zu ihm auf und begriff, daß Jens sehr groß war. Jetzt, wo er wußte, daß er seinen Spaten wiederbekommen würde, war er beruhigt und spielte mit seinem Wagen.

Nach einigem Suchen wurde es Jens klar, daß es ihm nicht gelingen würde, sein Versprechen an diesem Tag zu halten.

Am nächsten Tag machten sie einen Schulausflug, und tags darauf vergaß er zu suchen, und wieder einen Tag später lag Brüderchen im Bett und war krank und hatte keine Verwendung für den Spaten. Er blieb im Bett liegen und sagte nicht viel. Aber eines Tags fragte er, ob Jens den Spaten gefunden habe.

„Noch nicht, aber ich werde ihn schon finden, wenn du gesund wirst,“ sagte Jens.

„Ich möchte ihn gern bei mir haben,“ sagte Brüderchen.

„Dann will ich suchen,“ sagte Jens, ging hinaus und suchte einen Augenblick, bis Anninens Niels Peter mit einer

Elster vorüberkam, die er geschossen hatte. Dann belustigten sie sich, indem sie mit einem Stein nach einem Zaunpfahl warfen, und als sie damit fertig waren, war es Abend geworden.

Am nächsten Tag fragte Brüderchen nicht nach seinem Spaten; er fragte überhaupt nach nichts.

Die Nacht verging, und als Jens am Morgen aufgestanden war, stand seine Mutter an Brüderchens Bett, und die Frau des Glöckners hatte sich über ihn gebeugt und horchte. Dann richtete sie sich langsam auf und sagte: „Er ist heimgegangen.“

Und als die Mutter kein Wort erwiderte, fuhr die Frau fort: „Der kleine Schatz ist weg.“

Jens konnte kein Glied rühren; er stand wie festgewachsen in Brüderchens Vorstellung von dem überall gegenwärtigen Weg. Ihm war, als sage jemand, Brüderchen sei weggegangen, um seinen Spaten zu suchen, weil Jens vergessen hatte, ihn zu suchen.

Da lag Brüderchen, starr und weiß, mit dem goldenen Kraushaar, das seine Stirn noch zu umspielen schien.

Er lag da ungefähr wie an jenem Tage, als Jens vor langer, langer Zeit glaubte, daß er tot sei. An jenem Tage, wo er wie eine Blase aus der grundlosen Tiefe seiner Augen an den klaren Tag heraufgestiegen kam und Jens mit hineinnahm in die Erinnerung an den Ort, woher sie gekommen waren.

Die Frau des Glöckners flüsterte seiner Mutter zu, er hörte es wohl, aber wie aus weiter Ferne. „Er begreift nicht, daß der Kleine tot ist,“ sagte die Frau.

Er betrachtete die fest geschlossenen Augenlider. Sie konnten sich nicht mehr öffnen. Er wußte, daß Brüderchen wieder hinabgesunken war, tief hinab in die grundlosen Augen, dahin, wo er vor langer, langer Zeit gelegen und zurückgesehen hatte nach dem Ort, woher er gekommen war. Und diesmal hatte ihn die Sehnsucht erfaßt und er war ganz zurückgeglitten. Eine unerklärliche glückliche Ruhe erfüllte Jens.

„Es will ihm gar nicht aufgehen,“ flüsterte die Frau des Glöckners, „aber das kommt auch noch früh genug.“

Er entsann sich, wie er Brüderchen dort tief unten im Auge begegnet war, als der Boden aus seinen eigenen Augen schwand, und er sich anstrebte weiterzukommen, immer tiefer, um ihn wiederzufinden. Aber an einer bestimmten Stelle war da immer eine unsichtbare Schicht, über die er nicht hinwegkommen konnte, und er schüttelte den Kopf.

„Er will es nicht verstehen,“ flüsterte die Glöcknerin, „man kann es ihm ansehen, er will es nicht glauben.“

„Ich kann nicht, Brüderchen,“ sagte Jens in seinem Herzen, „ich kann nicht soweit kommen.“

Da kam gleichsam ein weicher Hauch, fast wie Brüderchens Atem, dicht an ihn heran, und er fühlte einen kleinen schwachen, aber deutlichen und wohlbekannten Druck von kleinen Fingern auf seiner linken Hand. Erfreut wandte er sich um — in der leeren Stube standen nur die Frau des Glöckners und seine Mutter und starrten ihn unverwandt an.

Da beugte er sich über Brüderchens Bett und sah mit ihren Augen das weiße Gesicht und die steifen Finger an, die nie wieder seine Hand weich umschließen würden. Schluchzend, in hoffnungslosem Kummer kniete er nieder und weinte und weinte, das Gesicht auf dem Bett, bis er weder einen Gedanken fassen noch ein Glied rühren konnte.

Da schleppten sie den halb Bewußtlosen in die Wohnstube und legten ihn auf ein Sofa.

„Ach ja,“ sagte die Frau des Glöckners und breitete eine Decke über ihn, „als er es erst begriff, da begriff er es nur zu gut.“

★

## 10. KAPITEL

### Beim Holunderbaum

Nun begann ein rastloses Suchen und Warten. Er hoffte auf eine Wiederholung des kleinen Handdrucks, den er

gleich nach des Bruders Tod gefühlt hatte. Er wartete auf ein Anzeichen, daß Brüderchen wie ein Engel lebte und an ihn dachte. Er spannte alle Sinne an, aber es ging wie damals, als er nach dem Spaten suchte. Brüderchen war und blieb weg, vielleicht in der Nähe, vielleicht weit, weit weg, vielleicht existierte er gar nicht mehr. Müde und stumpf wurden seine Gedanken und taten doch weh, so wie einem die Beine weh tun können, wenn man furchtbar weit gegangen ist und keine Ruhe finden kann. Und die Tage kamen Morgen für Morgen, lange, helle Tage, zum Spielen geschaffen, aber ohne Spur von Lust zum Spiel.

Er hatte das Bedürfnis, mit jemand zu sprechen, aber niemand war da, mit dem er über Brüderchen hätte sprechen können; niemand hatte ihn richtig gekannt, und niemand wußte, wo er war. „Jetzt liegt er im Grabe,“ sagten sie den einen Tag, und „jetzt ist er im Himmel,“ sagten sie den andern Tag.

Und die Tage kamen Morgen für Morgen, lang und hell, und die Jungen spielten auf dem Spielplatz, wo Brüderchens Fußspuren einst gelächelt hatten. Sie stapften rufend und jauchzend über die Stelle hinweg, wo die Spuren gewesen waren. Er selbst wagte kaum, da zu gehen.

Eines Tages ging er die Hecke entlang, die Straße hinauf und schälte die Rinde von einer schlanken Weidengerte. Ein kleiner Bursche von etwa vier Jahren mit dickem Bauch und Posaunenbacken kam aus einem Hecktor heraus. Es war ein kleines, verhätscheltes, einziges Kind, ein kleiner flachstirniger Bauernjunge, der von Süßigkeiten aufgeschwemmt war, aber Gesundheit genug besaß, das zu vertragen. Gewöhnt, zu bekommen, worauf er zeigte, ging er an Jens heran und streckte die Hand nach der weißen Weidengerte aus. „Haben,“ sagte er. Jens hielt sie in die Höhe und starrte die kleinen kugelrunden Fäuste an. Der Kleine stampfte auf und wiederholte: „Haben! Du!“

Im selben Augenblick schlug Jens ihm mit aller Kraft mit der Weidengerte über das Gesicht. Der Kleine stieß

ein ohrenbetäubendes Gebrüll aus, und in der Zaunöffnung erschien jemand.

Es war Holger.

Jens sah seine Augen starr werden. Ein Großer hatte einen Kleinen geschlagen! Er wußte, was ihm bevorstand, und es war niemand da, der Holger sagen konnte, wenn es genug war. Er fühlte schon seine Rippen gebrochen und sein Gesicht zu Mus geschlagen.

Außer dem Schrecken erfaßte ihn Kummer, nicht über das, was er getan hatte, sondern weil Holger immer sein Freund und Beschützer gewesen war und nun als sein Gegner vor ihm stand.

Das konnte man seinen Augen ansehen, und Holger hielt inne, ehe er zuschlug, und fragte verwundert und drohend zugleich: „Warum hast du das getan?“

Jens versuchte ehrlich, die Wahrheit zu sagen: „Er war so dick!“

„Ich fragte, warum du ihn geschlagen hast?“ Holger kam einen Schritt näher.

Jens brach in Tränen aus; er konnte es ja nicht besser ausdrücken. Er hörte Holger gerade über seinem Kopf noch einmal fragen; und halbtot vor Angst schluchzte er hervor: „Es stieg so in mir auf. Ich konnte es nicht leiden, daß er hier war. Und da stieg es in mir auf.“

Wo blieben die Schmerzen? Nichts tat weh. Er stand noch immer aufrecht. Er hob vorsichtig den Kopf, um zu sehen, was nun käme; es dauerte ja so lange. Er begegnete Holgers Augen, die ihn sahen und auch nicht sahen. Es war etwas in ihnen, was keinen Platz finden konnte.

„Stieg es in dir auf?!“ sagte Holger ruhig.

Jens weinte laut, weil er hören konnte, daß Holger Mitleid mit ihm hatte, und da mußte es ja etwas ganz Schreckliches sein, was so in ihm aufgestiegen war.

Holger griff in die eine Westentasche und dann in die andre. Er hatte Tränen in den Augen und biß sich auf die Lippe — hart, denn es kam Blut. Dann suchte er in den Jackentaschen, die leer waren. In der rechten Hosentasche



fand er ein Messer, hielt es in der Hand und betrachtete es zögernd. Es war alt, und das Blatt war schartig, aber er hatte nichts Besseres bei sich.

„Willst du das haben?“ sagte er. „Es ist einmal gut gewesen.“

Jens sagte nichts; er konnte von allem nichts begreifen.

Holger steckte ihm das Messer in die Hand.

„Es soll dir gehören. Geh jetzt nach Hause. — Betest du manchmal zum lieben Gott?“

„Ja.“

„Das ist gut. Das ist das einzige, was nützen kann.“

Er wandte sich nach dem Kleinen um und trug ihn in das Feld hinein. Hinter der Hecke hörte Jens ihn sagen: „Wenn du mir versprechen willst, zu Hause nichts zu sagen, bekommst du am Sonntag von mir Kuchen.“

Erst in dem „Stuhl“ der Haselnußhecke wußte Jens, daß er zugeschlagen hatte, weil ihm die unsinnige Vorstellung gekommen war, der kleine Junge habe Brüderchens Essen verzehrt und auch sein Spielzeug wegnehmen wollen...

Sein Kopfweh hörte nicht auf. Jeden Morgen kam der Tag mit Spiel zu den andern, mit denselben ermüdenden Kopfschmerzen zu ihm. Eines Sonntags, als es still auf dem Spielplatz war, fühlte er, daß er mit den qualvollen Schmerzen im Kopfe nicht weiterleben könne. Alles, was er sah, tat ihm weh.

Er setzte sich in den tiefen Schatten des Holunderbaumes an der Kirchhofsmauer, um nur nichts zu sehen. Er lehnte den Nacken gegen einen Ast. Ach, das tat gut! Der Holunder stand still in der regungslosen Luft. Jens war fast, als gebe er sich Mühe, kein Geräusch mit den Zweigen und Blättern zu machen. Er war nun in Gesellschaft, nicht mehr allein. Er schmiegte sich dichter an den Stamm, er kam ihm so nahe, als er nur konnte, und als er leiblich nicht näher herankommen konnte, begann er sich innerlich zu nähern. Eine Zärtlichkeit und Hingebung, so stark und ungeteilt, wie er sie für einen Menschen nicht aufbringen konnte, ging von seinem Herzen zu diesem

friedlichen Holunderbaum hinüber, der, ohne viel Wesens davon zu machen, ihm den Kopf öffnete und die Kopfschmerzen herausnahm; und statt dessen kam etwas, was, wie er glaubte, er und der Holunderbaum gemeinsam dachten.

Es war so still um ihn her und in ihm, daß er den Holunderbaum nicht nur spürte, sondern geradezu sein Innerstes hörte. Nein, nicht nur hörte, es war ja dieses Wohlbekannte, das sowohl sehen als auch hören und fühlen auf einmal war — die Himmelssprache war es. Die breitete sich durch sein ganzes Wesen aus und nahm ihm jeden Wunsch. Das Wort Alles erfüllte aufquellend sein ganzes Herz, und irgend etwas, wohl der Holunderbaum, antwortete: „Ja, hier ist alles.“ Er wußte, daß er unter dem Holunderbaum saß, aber im Grunde konnte es gern überall sein; nichts war mehr lang oder kurz, nahe oder fern. „Alles ist hier — Brüderchen auch?“ Er hatte das kaum gedacht, und schon verspürte er den weichen, warmen Druck kleiner Finger, und er fragte, aber nur in Gedanken: „Bist du wirklich hier?“, und in seinem Innern hörte er Brüderchens feine Stimme sagen: „Ja.“ Er fragte: „Wie kannst du in mir sprechen?“ Brüderchen antwortete: „Du stehst ja offen, ich kann geradewegs in dich hineingehen.“ „Ach die Himmelssprache macht, daß ich offen stehe,“ sagte Jens, „aber du, bist du immer in der Nähe oder zuweilen weit weg?“ „Weder nahe noch fern,“ sagte Brüderchen. „Wie die Himmelssprache,“ sagte Jens, und Brüderchen antwortete: „Ja, die Himmelssprache ist nirgends und überall.“ „Niemand kann sie hören, und niemand kann sie übertönen.“ Das sagte wohl der Holunderbaum. „Jedesmal, wenn du sie sprichst, weiß ich es,“ sagte Brüderchen. „Und kommst du dann?“ fragte Jens. „Dann bin ich ja hier,“ sagte Brüderchen. „Ich verstehe es,“ sagte Jens, „du bist immer darin. Und jetzt bin ich bei dir.“ Und er blieb still bei ihm sitzen.

Lange nachher spannte der Holunderbaum seine Äste und es kam ihm so vor, als sagte er: „Jetzt mußt du hinausgehen!“

Als er über den Spielplatz ging, lachte er über sich selbst, weil er sich aus Spaß unbeholfen benahm. Es war lächerlich, daß er so Schritt für Schritt ging und nur langsam vorwärts kam. „Es ist gerade so, wie wenn wir sprechen,“ dachte er. „Wir sagen ein Wort nach dem andern, und es dauert geraume Zeit, und doch sind es nur Bruchstücke, die wir erfahren oder sagen können. In der Himmelsprache sagen wir alles auf einmal, ohne ein einziges Wort zu sagen, und in dem Offenen ist alles gerade da, wo wir sind. Im Geschlossenen draußen ist etwas nah und anderes weit weg, und da müssen wir gehen — oder reisen. Die aber, die die Märchen machten, die sind sicherlich im Offenen gewesen. Und der Kandidat — der sieht es. Wenn er nur nicht so alt wäre!“

Er wurde einsam, aber glücklich zwischen den unruhigen Menschen. Wenn die Eltern trauerten, sah er, daß das Brüderchen für sie weg war, vielleicht nahe, vielleicht weit weg, vielleicht existierte es gar nicht mehr. Er selbst brauchte nur offen zu sein, und dann waren sie zusammen, enger beieinander als je zuvor. „Du stehst ja offen, und ich kann geradewegs in dich hineingehen,“ hatte Brüderchen gesagt, und es zeigte sich täglich, daß das wahr war. Daher konnte ein heller, glücklicher Ausdruck in sein Gesicht kommen, wenn die Eltern von dem Kleinen sprachen. Sie sahen ihn verwundert an, und seine Mutter sagte: „Man möchte glauben, du freust dich, daß dein Bruder tot ist!“ Er begriff, daß sie nahe daran war, Abscheu vor ihm zu empfinden, und er sah sie mit sonderbar überlegenem Mitleid an, weil sie nichts wußte und ihr nicht zu helfen war. Damit mischte sich ein klein wenig krankhafte Lust, ungerecht beurteilt zu werden. Meistens ertrank diese jedoch in der Sehnsucht, daß die Mutter ihn lieb haben möchte wie früher.

Zuweilen dachte er daran, sich dem Kandidaten anzuvertrauen, der „in das Offene sah“ und doch erwachsen war, und dem die Erwachsenen also zuhören würden, wenn er ihnen die Sache erklärte. Aber daraus wurde nie etwas.

Die Sache war die, daß er, wenn er allein war, keiner Hilfe bedurfte.

Aber eines Tages erlebte er etwas Wunderliches, das ihn zugleich in die Arme der Mutter zurückführte.

Er saß in der Stube, in der Brüderchen gestorben war, da, wo er ihn eines Tages hatte erwachen und wie eine Blase aus der Tiefe der unergründlichen Augen, die noch nach dem Himmel zurückstarrten, aus dem er gekommen war, hatte auftauchen sehen. Er dachte an den Todestag, als er versucht hatte, in seinem Inneren Brüderchen auf dem Wege nachzufolgen, den er gegangen war. Jetzt war er offen, Brüderchen war bei ihm, und er dachte: „Ob ich jetzt wohl kann?“, und Brüderchen flüsterte ihm zu: „Ja. Still — ganz still — Himmelssprache in dir — Himmelssprache außer dir — Himmelssprache überall. Nichts weiter als Himmelssprache.“ Er wiederholte es selbst wohl hundertmal, und währenddem geschah es; die Stube und alles blieb weg, er war nirgends, einen Moment sah er Brüderchen, nicht mit den Augen, sondern mit seinem ganzen Wesen, sah nicht seinen Körper, sondern Brüderchen selbst — und wurde aus dem Stuhl emporgerissen, und sein Herz fing so zu hämmern an, daß er glaubte, es ginge in Stücke.

Seine Mutter starrte ihn angstvoll an. Ihre Hände, die ihn vom Stuhl emporgerissen hatten, zitterten noch. „Jens,“ schrie sie. Es dauerte eine Weile, bis er die Herrschaft über seine Stimme gewann und zu fragen vermochte, was los sei. „Du sahst aus, als wärest du tot,“ sagte sie, „und du hattest das Gesicht deines Bruders. — Geh nicht von mir wie er,“ flüsterte sie und preßte ihn an sich.

Er legte die Hand auf ihren Arm und sagte mit einem Ernst und einer stillen Würde, die sie erschreckte: „Brüderchen ist nicht tot. Er lebt.“

Sie preßte die Hand an ihr Herz und sagte langsam und zögernd, wie jemand, der sich eine Aufgabe überhört. Er sah geradezu einen Katechismus vor sich: „Ach ja — ja!

Er lebt ja im Himmel. — Aber du darfst nicht soviel daran denken," fügte sie ganz gegenwärtig hinzu.

Von dem Tage an hatte sie keinen anderen Gedanken auf Erden als Jens, teils weil er ihr einziges Kind war, teils weil sie fürchtete, daß er, sich selbst überlassen, sich nach dem Kleinen aus dem Leben heraussehen könne.

Obwohl sie kaum mehr als einen auswendig gelernten Glauben an ein Leben nach dem Tode hatte, packte sie doch eine abergläubische Angst, daß Brüderchen zurückkehren und seinen Spielkameraden holen könne.



## 11. KAPITEL

### Das heimliche Lächeln

Die Tage gingen, ohne daß er es weiter beachtete. In dem Offenen gab es gar keine Zeit, und draußen wuchs er selber mit den Kameraden zusammen; er dachte daher nicht darüber nach, daß sie größer wurden. Die Eltern blieben auch immer dieselben. Das äußere Gesicht der Mutter lernte er nie kennen. Er sah nur seinen wechselnden Ausdruck. Ihr Gesicht war und blieb unkörperlich. Das Gegenteil war mit seinem Vater der Fall, der sein Gesicht immer in seinem ganzen Umfang zeigte, beständig gleich alt; er sah aus, als sei er geboren, lange bevor wir die Buchdruckerkunst erfanden. Sein Gesicht war unveränderlich wie die große Bornholmer Uhr, die nie müde wurde, dasselbe Ticken zu wiederholen und selbstzufrieden anzuzeigen, wie weit wir mit der Zeit gelangt waren.

Dann aber wurden an einem schönen sonnigen Tage Holger, Annine Clausens Niels Peter, Kristian Mogensen, die schöne Tine und Schreiners Hansine aus der Schule entlassen. Ihm ward dabei so unerklärlich schwer ums Herz; er kam sich vor wie ein kleiner unbedeutender Wurm, auf den niemand achtete. An dem Tage, an dem sie konfirmiert wurden, saß er in der Kirche und betrachtete seine



Kameraden, die nun alle zu den Erwachsenen gerechnet werden sollten, während er noch viele Jahre in der Schule bleiben mußte. Schreiners Hansine stand in der Reihe vor dem Pastor, fein und zart wie eine wilde Heckenrose. Der Pfarrer legte ihr die Hand auf den Kopf: „Hansine Marie Jörgensen, entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken und all seinem Wesen?“ Sie sah mit ihren Vergrößerungsgläsern gerade in die des Pfarrers hinein, und ihre silberhelle Stimme sagte vertrauensvoll: „Ja“. Das war Schreiners kleine Hansine, deren Grübchen sooft voll guter Freude für ihn gewesen waren. Ihm war, als sähe er sie von der Schule das Leben hindurch bis ganz in den Himmel hineinwachsen, immer in lächelnder schöner Entsagung des Teufels und all seines Wesens. Er fühlte in seinem Herzen einen nagenden Schmerz und glaubte, nie wieder froh werden zu können, weil eine Scheidewand zwischen ihm und jenen gezogen war, die jetzt auf einmal erwachsen waren. Tine konnte man es ansehen, daß sie es schon war; sie entsagte dem Teufel würdig und verständig. Niels Peter verabschiedete ihn auswendig und glaubte an Gott in drei Artikeln, an denen nicht ein Komma fehlte. Kristian Mogenssen gab sein Bekenntnis in einem gedämpften vertraulichen Flüstern ab. Holger aber, dessen Schultern schon Mannsbreite hatten und dessen Kopf in gleicher Höhe mit dem des Pfarrers war, setzte die Gemeinde in Erstaunen, indem er in Tränen ausbrach, als die Frage nach Entsagung und Glauben an ihn kam. Statt das kurze korrekte „Ja“ abzugeben, schluchzte er, zugleich versichernd und flehentlich: „Ja, das tu ich, — — das tu ich wirklich.“

Nach dem Gottesdienst schlenderte Jens einsam und friedlos umher, in unstillbarer schmerzlicher Sehnsucht. Er ging nach seinem Stuhl in der Haselnußhecke. Schreiners Hansine kam in ihrem weißen Staat vorüber, Arm in Arm mit einem Mädchen, das schon vor zwei Jahren konfirmiert worden war. Man konnte es sehen, sie hielt sich schon zu den Erwachsenen, sie würde sicher nicht stehenbleiben und ihm „Guten Tag“ sagen.

Als sie es dennoch tat und beide Grübchen so aussahen, als sei es dummes Gerede, daß sie die Schule verlassen hatten, war er so glücklich-betrübt, daß ihm Tränen in die Augen traten und Hansine zärtlich wie ein Mütterchen ausrief: „Aber du weinst ja, kleiner Jens, hat man dir etwas getan?“

Er sprang aus der Hecke heraus und versteckte sich im Garten. „Kleiner Jens? Dir etwas getan? — —“ Ja freilich, sie war erwachsen. Sie konnten nie wieder Kameraden werden. Sie und die anderen waren viel weiter von ihm weg als Brüderchen, das tot war...

Eines Tages kam sein Vater und fragte, mit einem Gesicht, das größer und runder war als gewöhnlich, ob er Lust habe zu studieren; dann solle er die Dorfschule verlassen und die Lateinschule in der Stadt besuchen.

Die Hauptsache war für ihn, wie Hansine und die anderen aus der Schule zu kommen, und deswegen sagte er ja.

So kam er denn aus der Schule und kam in die Lateinschule, wo er wieder mit Christian Barnes zusammentraf, der nicht sonderlich gewachsen war, aber sehr bleich aussah und dunkle Ränder unter den Augen hatte. Er konnte nichts davon merken, daß Christian sich freute, ihn zu sehen. Als Jens aber bei einem buckligen Schneider mit einem bleichen, hübschen Gesicht und einem militärischen Schnurrbart einquartiert war, bekam er fast täglich Besuch von Christian. Der Garten des Schneiders grenzte nämlich an Helen Strömstads Garten.

Er kam sich sehr klein und unbedeutend vor im Verhältnis zu Christian, dessen forschende Augen beständig die geheimen Gedanken der Leute entdeckten, und dessen Rede so erfahren und erwachsen klang. Wenn ihn nicht Christian darauf aufmerksam gemacht hätte, würde er nie entdeckt haben, warum der Schneider sooft seine Arbeit liegen ließ, in den Spiegel sah, seinen Oberstleutnantbart drehte und den Ausdruck seines Gesichts von grausamer Kälte, eiskaltem Hohn zu verführerischer Schelmerei und

männlicher Leidenschaft übergehen ließ. Die beiden Jungen hatten reichlich Gelegenheit, ihn zu beobachten; denn Jens' Zimmer lag in einem Anbau des Hauses, und vom Fenster aus konnte man gerade in Henriksens Werkstatt hineinsehen.

„Du glaubst, er spiegelt sich aus Eitelkeit?“ sagte Christian. „Nein, nein, mein Freund, aus Leidenschaft! Er ist von einer heftigen Liebe zu Helens Mutter entbrannt. Aber er quält sie, das ist nun einmal seine grausame Lust. Deswegen genießt er den zerschmetternden Hohn, den er in seinen Blick legen kann. Er glaubt, sie liebt ihn unglücklich und sie soll noch eine Weile leiden, ehe er sich erbarmt. Aber jedesmal, wenn er die Gelegenheit zu einer Erklärung hat vorübergehen lassen, quält er sich selbst, und du kannst Gift darauf nehmen, er liegt des Nachts wach und wälzt sich auf seinem Lager. Er ist nicht nur deswegen so bleich, weil er ein Schneider ist.“

„Aber wie kann er nur glauben, daß sie in ihn verliebt ist?“ fragte Jens.

„Zum Teufel auch, was kann er wohl anders glauben?“ sagte Christian, der so forsch wie nur ein Pfarrerssohn fluchte. „Wenn er sie über den Gartenzaun mit seinem vernichtenden Blick ansieht, wird sie ja rot und verwirrt und läuft ins Haus. Das tut sie natürlich, weil sie glaubt, daß er ihr seine Verachtung ausdrücken will, weil sie ein Kind hat, obwohl sie ein Fräulein ist, und obendrein mit dem Lotteriekollekteur Bjerg zusammenlebt.“

„Tut sie das wirklich?“

„Ja, weiß Gott. Aber keine Andeutung davon zu Helen! Daß du das nie vergißt.“

„Selbstverständlich! Aber Henriksen, sollte der wirklich glauben — —“

„Ist das so unmöglich? Er sitzt vor seinem Spiegel, er hat ein hübsches Gesicht, und sein Buckel sitzt hinten.“

Christian lachte und zeigte auf Henriksen, der mit gespreizten Beinen auf seinem Tisch saß und Blut aus dem Zeigefinger sog. „Das kommt davon, wenn man Helden-

träume träumt und mit einer gezückten Schneiderlanze auf dem Tische sitzt.“

Jens betrachtete ihn erstaunt. Es war unglaublich, was Christian von den Gedanken der Menschen alles wußte.

Aber es konnte auch vorkommen, daß Christian ihn mit demselben überraschten Ausdruck betrachtete. Das tat er, als Jens nach einer Weile langsam bemerkte: „Lotteriekollekteur Bjerg ist durch und durch wurmstichig, bis in die Wurzel. Er wird eine sehr große Angst vor dem Sterben haben.“

„Was zum Teufel weißt du davon?“ rief Christian aus.

„Das kann ich sehen,“ sagte Jens und verfiel in Gedanken über den tiefen Unterschied zwischen dem, was er und was Christian Barnes von den Menschen wußte.

Je mehr er sich über die beiden Welten wunderte, die sich in den Menschen vorfinden, um so begieriger wurde er, sie „offen stehen“ zu sehen und zu beobachten, wie weit sie von „sich selbst“ entfernt waren. Seine Fähigkeit, sie so zu sehen, „wie sie waren,“ wuchs mit dem Gebrauch; aber einer trotzte doch seinem Scharfblick.

Der alte Segelmacher Berg, der immer, die Hände tief in den Hosentaschen, vor seiner Tür stand, Frederiks VII. Denkmal auf dem Markte gerade gegenüber, der war beständig geschlossen. Er war in der ganzen Welt herumgekommen und hatte alles gesehen, was es auf Erden gibt. Jens hätte gar zu gern gewußt, was Berg war und wie er merkte, daß er es war. Berg stand täglich vor der Tür, sein scharf geschnittenes, regungsloses Gesicht dem Markt zugekehrt, aber immer zugleich geschlossen und verschlossen. —

Die Ferien brachte Jens daheim zu, und jeden Sommertag konnte man ihn auf dem Stuhl in der Haselnußhecke sitzen und weit an Annine Clausen und den anderen vorüberschauen sehen, die den stillen Weg unter der lebenden Hecke entlang gingen.

Auf den Feldern sah er seine alten Schulkameraden arbeiten. Sie hatten schon ganz erwachsene Manieren. Hin

und wieder kamen sie an der Hecke vorüber und grüßten mit einem Nicken und einem Lächeln, aber sie waren nicht mehr die alten Schulkinder, sie hatten einen neuen Ausdruck im Gesicht bekommen. Da saß ein heimliches Lächeln, das sie zuweilen schöner, zuweilen häßlicher machte, als sie in ihrer Schulzeit gewesen waren. Dies Lächeln legte einen großen Abstand zwischen sie und ihn.

Nur Holger war derselbe. Viel größer war er geworden, und das heimliche Lächeln war auch in seinem Gesicht, aber wenn er an der Hecke vorüberfuhr, „Prr“ machte und anhielt, glitt die heimliche Welt der Erwachsenen aus seinem Gesicht, und Jens begegnete zwei runden Augen, die noch zur Schule gingen und gar nicht all die Güte auszudrücken vermochten, die unter ihnen versteckt lag und schrecklich gern aus ihnen herauskommen wollte. Holger war jetzt wie immer hilflos verliebt in alles, was klein, gebrechlich und zart war. Ehe er die Pferde in Trab setzte, gab er immer den Satz von sich: „Wenn dir einmal jemand etwas tun will, dann komm zu mir.“ Der Wagen rasselte von dannen, und Jens sah einen Rücken, hinter dem man sich geborgen fühlen konnte.



## 12. KAPITEL

### Die Untat

Es war an einem milden Herbsttag. Alle Bäume standen so still, als wollten sie den ganzen Sommer in sich aufzunehmen versuchen, ehe sie das Laub fallen ließen. Jens Dahl war für ein paar Oktoberferientage zu Hause. Er saß beim Kaffee und plauderte mit seiner Mutter, die auf Annine Clausen wartete. Annine war einen Augenblick nach Hause gegangen, um sich nach ihrem Vieh umzusehen; sie wollte wiederkommen und die Wäsche am Nachmittag fertigmachen. Aber sie ließ auf sich warten.



Als sie endlich kam, war sie zunächst nicht imstande, an ihre Arbeit zu gehen, kaum daß sie eine Tasse Kaffee trinken konnte.

„Es sitzt mir in den Beinen,“ sagte sie, „und namentlich in den Knien und im ganzen Körper sonst. Es ist, als wenn es mir selbst passiert wäre. O Gott, o Gott, wie wunderbar doch das Leben ist. Und dann Leute, die wir kennen, die von klein auf mit uns zusammen gewesen sind, und nicht solche, von denen man in der Zeitung liest! Was sagen Sie, Madam Dahl?“

Was sollte Madam Dahl sagen, wenn sie nichts wußte!

„Ach Gott, Sie haben noch gar nichts gehört? Ich bin die erste, die es Ihnen erzählt? Es ist ja auch erst heute am frühen Vormittag geschehen, und nun liegt sie da und ist tot! So ein schönes, sanftes Mädchen! Und er! ‚Ich kann es nicht glauben,‘ sagte ich zu Martine, als sie es mir erzählte. Sie dient ja auf demselben Hof wie die beiden, und sie lief zu mir herüber und erzählte es mir, weil sie sich darüber aussprechen mußte. Sie wissen ja, Martine und mein Niels Peter, die sind sozusagen verlobt, und ich finde ja, sie sind noch ein paar Kinder, und das hab ich ihnen auch gesagt — —. Aber Herr du meines Lebens, Hansine und Holger waren ja nicht älter, und nun ist Hansine tot!“

„Ist Hansine tot?“

„Ja, das können Sie wohl sagen! Hansine ist tot! Sie ist tot, Schreiners kleine Hansine mit den beiden schönen Grübchen und den sanften Augen. Sie ist nun heute vormittag gestorben, sie ist umgebracht! Und Holger hat sie umgebracht!“

Frau Dahl griff nach der Tischplatte, wie um sich zu stützen. Jens aber stand langsam auf und setzte sich wie mechanisch wieder hin. Die Neuigkeit war noch nicht in ihn hineingekommen. Im Gegenteil, sie schien aus ihm selbst herausgekommen zu sein. Er hatte das Gefühl, dies sei ja etwas Altbekanntes. Obwohl er es sich nie gedacht hatte, war es ihm in diesem Augenblick, als habe er es

immer schon gewußt, daß Holger eines Tages Hansine totschiagen werde. Das hatte festgestanden, und nun war es also geschehen. Er konnte nicht wie seine Mutter in staunendem Entsetzen ausrufen: „Ist es wirklich wahr?“

Annine nickte. „Ja, da können Sie wohl fragen, Madam Dahl, ob es wirklich wahr ist. Das hab ich auch zu Martine gesagt. ‚Es ist nicht möglich,‘ sagte ich. Aber sie konnte das Ganze erklären. ‚Denn Holger hat Hansine geliebt,‘ sagte sie, ‚aber er hat sie nicht geliebt wie ein Mensch,‘ sagte Martine. ‚Nein, er muß sie geliebt haben wie ein Teufel,‘ sage ich. Aber Martine schüttelt den Kopf und fängt an, das Ganze zu erklären wie aus der Bibel. ‚Er hat sie lieb gehabt wie ein Engel,‘ sagte sie. ‚Ich glaube, er hätte zu ihr beten können. Es war mit ihm nicht so wie mit den andern Kerlen, die um uns freien und uns küssen und abdrücken, wenn wir ja sagen, oder uns auch manchmal küssen und abdrücken und so weiter, ohne vorher zu freien. Nein, Holger, der war wie in den Büchern. Sie war ein Heiligtum, der Zipfel von ihrem Kleid war wie die Decke auf dem Altar. Ja, ich glaube fast, er hat gedacht, man könnte die Vergebung der Sünden kriegen, wenn man Hansine nur ansah‘ — sagte Martine — —, sie ist immer so scharf aufs Lesen gewesen und kann reden wie ein Buch. ‚Ich hab gesehen, wie er ihr geholfen hat,‘ sagte sie, ‚bei der Ernte und bei schwerer Arbeit. Er half uns ja allen, band uns die Garben, aber wenn er Hansine eine Garbe band, dann hätte man glauben können, es wäre ein Blumenstrauß, so faßte er sie an, bloß weil sie bei Hansinens Schwaden lag, obwohl sie sie gar nicht angerührt hatte. Ein Studierter kann auch nicht mehr Feingefühl haben als Holger,‘ sagt Martine, und dabei fing sie an über ihn zu weinen.“

„Wie kann er aber dann sie bloß umbringen?“ fragte Frau Dahl.

„Das hab ich auch zu Martine gesagt,“ sagte Annine. „Ja,“ sagt sie, „das war, nachdem er sie vergewaltigt hatte,

da konnte er ihr nicht mehr in die Augen sehen, und da hat er sie totgeschlagen.“

„Hatte er sie auch? —“ Frau Dahl hielt inne, aus Rücksicht auf ihren unkonfirmierten Sohn.

„Ja,“ sagte Annine, „es gibt keine Untat, die Holger an diesem hellen Vormittag nicht begangen hätte; denn wir sind noch nicht fertig. ‚Wie konnte er sich so an ihr vergreifen,‘ sage ich zu Martine, ‚nach all dem, was du erzählst?‘ „Ja,“ sagt sie, „das kam daher, daß Hansine Malheur gehabt hat. Der Müllerbursch in der Vissingröder Mühle hat sie auf einem Waldfest im Sommer rumgekiegt.“ — — Ja, Sie sehen so verwundert drein, Madam Dahl, aber wir dürfen Hansine nicht zu hart verurteilen. Wenn wir jung sind und nach etwas aussehen, dann sind sie hinter uns her, vom Morgen bis zum Abend. Und es ist kein Verhältnis in dem Ganzen, wir können jeden Tag und jede Stunde im Jahre züchtig und ehrbar herumgehen und brauchen bloß fünf Minuten schwach zu sein, und dann werden wir gestraft für das ganze Leben. Ich bin zeit meines Lebens ein anständiges Mädchen gewesen, aber bloß einen Augenblick, den Abend auf der Tierschau, da hab ich den Kopf verloren — und da hatte ich Niels Peter. Und ich bin vorher und nachher ordentlich gewesen. Und der Vissingröder Müllerbursch, der hat so was an sich; ‚kein Frauenzimmer kann sich vor ihm retten,‘ sagen sie. ‚Und auf dem Hofe wußten sie alle,‘ sagt Martine, „daß Hansine Malheur gehabt hatte, man konnte es ihr schon ansehen. Bloß Holger sah nichts, und wenn sie im neunten Monat gewesen wäre, ihm wäre nicht aufgegangen, was los war,“ sagt Martine. „Aber dann eines Abends! Der neue Knecht und Holger sitzen draußen auf der Steinmauer unter dem großen Weidenbaum, und Holger spielt ihnen auf der Handharmonika vor. — Hansine war nicht da, die hielt sich die letzte Zeit ganz für sich, aus Kummer und Scham, denk ich mir . . . Und da sagt der neue Knecht, der Holger nicht weiter kennt: ‚Wie lange hat denn Hansine noch, bis sie ablegt?‘ Holger springt auf, aber der Großknecht,

der Holger kennt, und kreideweiß im Gesicht wird, als er Holgers Augen sieht, der legt sich ins Mittel und sagt zu Holger, und seine Stimme zittert, denn er wußte, daß er sein Leben aufs Spiel setzte, — das hat er selbst nachher auch gesagt — und er sagt: ‚Nicht den, der es dir erzählt, sollst du zur Rechenschaft ziehen, sondern den, der es getan hat, und das ist der Müllerbursch in Vissingröd.‘ Holger sah ihn an, und der Großknecht sah ihn wieder an, kreidebleich im Gesicht, aber fest bei seinem Wort. Holger stand wie in Gedanken versunken und drehte die Handharmonika zwischen den Händen, und die ging nach und nach in lauter Stücke,‘ sagte Martine. Dann ging Holger auf seine Kammer, ohne ein Wort zu sagen. Und es dauerte einige Zeit, bis einer von ihnen wieder richtig denken konnte. Der erste, der was sagte, war der Großknecht, und der sagte: ‚Nun hat der Vissingröder Müllerbursch nicht mehr viele Tage zu leben.‘ Da lief Martine ins Haus, holte ihren Hut und lief den ganzen Weg bis nach Vissingröd, klopfte den Müllerburschen aus dem Schlaf und warnte ihn. ‚Nicht ihm zuliebe,‘ sagte sie, ‚bloß damit Holger kein Mörder werden sollte.‘ ‚Nun werde ich für viel Böses gestraft, was ich getan habe,‘ sagt der Müllerbursch, ‚aber ich danke dir, daß du mich gewarnt hast. Vielleicht kann ich meinen Körper so lange retten, bis ich meine Seele erlösen kann. Denn das weiß ich, der Tod ist mir nun auf den Hacken.‘ Am nächsten Morgen war er weg, niemand weiß wohin. Aber Holger ging herum und starrte Hansinens Leib an, und dann war es also heute vormittag. Da war er mit dem Kleinknecht zusammen auf der Tenne und füllte Weizen in die Säcke. Da geht Hansine quer übern Hof in den Kuhstall. ‚Holger sieht ihr nach und kriegt solche schwere Augen,‘ sagt der Kleinknecht. ‚Schmier du die Häckselmaschine,‘ sagt Holger zu ihm, ‚ich will einen Augenblick nach den Pferden sehen.‘ Und dann geht er geradewegs in den Kuhstall, wo sie steht, und schmeißt sie hin und vergewaltigt sie auf einem Strohaufen. Dort lag sie noch, als die Polizei kam, in der-

selben Stellung. Und hinterher — ist das nicht gräßlich — da hat er die Mistgabel genommen und sie ihr gerade durch den Hals gejagt. Der Kuhdünger hing rund um die Wunden herum. Und dann ist er in den Pferdestall gegangen und hat sich erhängt.“

„Er hat sich erhängt?“

„Ja, was soll er denn auch anders tun nach all dem, was er verbrochen hatte, als sich das Leben nehmen?“

„Herrgott, dann sind sie ja beide tot!“ Frau Dahl dachte daran, wie unzählige Male sie die beiden hatte auf dem Schulhofe spielen sehen.

„Nein,“ sagte Annine, „so gut ist es Holger nicht gegangen; er ist nicht tot. Der Kuhhirt kam in den Stall und wollte einen Zaum für die Schecke holen, die er vorm Milchwagen fährt, und da rennt er gerade auf Holger los, der da hängt und an einem von den Geschirrhaken baumelt. Der Kuhhirt stürzt hin und schneidet ihn mit dem Messer ab. Er glaubte, es wäre schon zu spät, aber die Seele hat doch noch in ihm gegessen; denn als der Kuhhirt ihn auf dem Boden hin und her gewälzt hat, da schlägt er die Augen wieder auf, besinnt sich einen Augenblick und sagt: ‚Nun, dann soll ich also meine Strafe auch noch hier im Leben haben. Fahrt mich gleich aufs Rathaus.‘ Der Kuhhirt begriff ja kein Wort, aber da kam eine von den Mägden aus dem Kuhstall, und die schrie und lachte und kriegte Krämpfe, und da lief der Kuhhirt hinüber, und da erfuhr er ja, was los war. Nun ist die Polizei dagewesen, und der Doktor ist noch bei dem Mädchen; sie sagen, sie hat den Verstand verloren, aber der Doktor sagt, sie kann ihn noch wiederkriegen. Und nun ist Hansine eines grausamen Todes gestorben, und Holger haben sie abgeführt und seine Mutter, die Witwe ist, hat erst vor vielen Jahren ihren Mann verloren, und nun hat sie ihren einzigen Sohn auf solche Weise verloren. Und in das Leben, Madam Dahl, da sind wir hineingekommen, ohne zu wissen, wie es zuging, und keiner weiß, wie wir wieder herauskommen. Und hier sitze ich, und all das ist mit Leuten

geschehen, die wir kennen, gerade vor unserer Tür, und nun muß ich an das Waschfaß hinunter und das Zeug auswringen, als wenn nichts geschehen wäre. Ach ja, wie wunderbarlich ist doch das Leben!“

Als Annine zu ihrer Wäsche hinausgegangen war, strich Frau Dahl ihrem Sohn übers Haar und sagte: „Das war nicht gut für dich zu hören!“

Nein, das war es nicht. Die scheinbare Ruhe, mit der er die erste Mitteilung von dem Mord aufgenommen hatte, schwand, als Annine von den Einzelheiten zu berichten anfang. Das Verbrechen wurde wirklich für ihn in seiner ganzen entsetzlichen Grauenhaftigkeit. Diesen Mörder hatte er gekannt, hatte mit ihm gesprochen, ihn berührt, ja, er war sein Freund gewesen. Er fühlte sich besudelt, als ob Holger schon damals ein Verbrecher gewesen sei. Ihm war, als könne er keine Ruhe wieder finden, bevor er nicht Hansine um Vergebung gebeten hätte, weil er mit Holger befreundet gewesen war.

Aber Hansine war tot! Schreiners kleine Hansine! Die alte Vorstellung, daß sie wie der Sonnenfleck auf dem Fußboden vor dem Schulstubenfenster war, tauchte wieder auf. Er sah sie in der Kirche vor dem Pfarrer stehen und in Reinheit und Vertrauen dem Teufel und allen seinen Werken entsagen. Jetzt war sie tot, entehrt und verstümmelt. Dunkel und kalt war es hiernach auf Erden jetzt und immerdar.

Er ging mit zur Beerdigung, obgleich seine Mutter ihn bat, es zu unterlassen. Es war ihm lieb, daß er mit dabei war. Sie waren alle da, groß und klein, die mit ihr zur Schule gegangen waren. Pastor Barnes trat an den Sarg heran und redete. „Hilflos stehen wir diesem gegenüber,“ begann er und tastend und hilflos fuhr er fort, während ihm die Tränen langsam die Wangen herabließen. Dann senkten sie sie ins Grab. Viele Kinderaugen starrten dem Sarge mit einem leeren Ausdruck nach, als sei ihre Seele davongeflogen. Der kleine Hans Olsen, den Holger damals aufgehoben und gewaschen hatte, stand auch da. Er



weinte. Er stand neben seiner kleinen Freundin Ellen Nielsen, sie weinten beide und hielten sich an der Hand und vergaßen, sich zu schämen, daß es jemand sah.

Die Leute gingen in Gruppen nach Hause. Jens schlich von einer zur andern, in der Hoffnung, etwas zu hören, was ihm das Unfaßliche erklären konnte. Aber sie schwatzten hauptsächlich über die Rede des Pfarrers. „Barnes ist nicht mehr derselbe, der er früher war,“ sagten sie, „seit seine Frau gestorben ist, ist er nicht mehr so.“ — Einer schüttelte den Kopf: „Er ist jetzt sozusagen schlichter und klarer, aber das ist es nicht, er reißt einen nicht mehr mit fort!“ Und sein Nachbar erklärte: „Es ist beinahe, als ob einer von uns redete. Das, was er sagt, sind ja eigentlich nur unsere eigenen Gedanken. ‚Hilflos stehen wir da,‘ sagte er. Ja, was kann es nützen, das zu sagen. Das tun wir ja. Hilflos und ungeholfen!“

Hilflos und ungeholfen wanderte Jens in die Stadt zurück. Dort begegnete er der Kuchen-Dorte, die beim Bäcker ihren Korb hatte füllen lassen. Er hatte Dorte immer gern gehabt, sei es um ihrer selbst willen oder wegen der Dinge, die sie im Korbe trug. Er hatte das Bedürfnis, sie anzusprechen, und erzählte ihr, daß er zu Hause gewesen war und Hansine mit begraben hatte.

„Ja,“ sagte Dorte, „nun ist sie tot, Schreiners kleine Hansine. Und Herrgott, Holger mußte zum Mörder werden!“

„Mußte zum Mörder werden!“ Er sah sie verwundert an. Es ging ein Aufleuchten durch die Luft, wie wenn die Sonne plötzlich durchs Schulfenster hereinkam und den Sonnenfleck auf dem Fußboden lächeln ließ. Er sah Dorte an; sie stand offen und er verfolgte ihr schlichtes Gefühl dem Leben gegenüber, verfolgte es bis zu Holger, der sich ihm herzensgut und sanft zeigte, zärtlich alles beschützend, was klein und gebrechlich war, der aber nun hilflos, unglücklich dastand, weil er alles für andere und für sich selbst hatte in Stücke schlagen müssen.

Dorte ging weiter, aber Jens starrte lange in die Welt hinein, wo Dinge und Menschen offen sind... Er ging

nach Hause und setzte sich in die Laube in Schneider Henriksens Garten, um richtig in das Offene hineinzukommen und möglicherweise Brüderchens Nähe zu fühlen — und vielleicht auch die Hansinens, aber er wurde gestört durch gedämpfte Stimmen in Helen Strömstads Garten. Kollekteur Bjerg sprach mit ihrer Mutter.

„Wir können uns ja auch ebensogut gleich heiraten,“ sagte er.

„Du weißt ja, daß ich das nicht will,“ antwortete Fräulein Hansen.

„Wenn es dir doch peinlich ist, daß der bucklige Schneider und alle die andern dich so beurteilen, dann kann ich wirklich nicht begreifen . . .“

„Du weißt doch, daß es Helens wegen ist. Die Familie ihres Vaters hat Geld für sie ausgesetzt, das sie bekommt, wenn sie erwachsen ist, oder wenn sie sich verheiratet. Wenn ich mich aber verheirate, so bekommt Helen nichts.“

„Was zum Teufel geht das sie an?“

„Sie wollen sich rächen. Sie waren wütend, weil ich ihnen Helen nicht ausliefern wollte.“

„Helen beerbt ja doch mich, wenn wir uns heiraten.“

„Du hast nicht soviel, wie Helen bekommt, wenn ich unverheiratet bleibe.“

„Du könntest ja auch bedenken, daß, wenn Helen erwachsen ist und erfährt, daß du —“

„Das kriegt Helen nie zu wissen.“

„Du vergißt den Klatsch!“

„Nein. Aber Helen wird mir glauben, wenn ich sage, daß die Leute lügen. Ich weiß auch nicht, warum du plötzlich so darauf erpicht bist, daß wir heiraten.“

„Ich bin nicht ganz sicher, daß die Gründe, die du anführst, die einzigen sind. Du wagst es wohl nicht wegen des Kaufhausdirektors?“

„Zwischen dem und mir ist nichts mehr.“

„Auf die Weise hast du doch die Filiale hier bekommen?“

„Das war damals!“

„Aber deine Reisen nach Kopenhagen?“

„Lediglich geschäftlich. Aber selbst wenn es so wäre . . .“

„Dafür hat man ein häßliches Wort.“

Fräulein Hansens Stimme bebte, als sie entgegnete: „Eins mußst du dir klar machen: Du und ihr alle seid mir gleichgültig, aber für Helens Zukunft opfere ich Leib und Seele.“

„Das ist ja ein schönes Motiv. Solltest du aber nicht noch eins haben? Dein eigenes Vergnügen?“

„Das solltest du mir jedenfalls nicht unter die Nase reiben.“

„Nein,“ flüsterte Bjerg, „ob verheiratet oder unverheiratet, das Vergnügen behalten wir.“

Jens schlich auf sein Zimmer, die Gedanken drehten sich in seinem Kopfe und riefen ein Gefühl von Friedlosigkeit hervor, als wenn weder die offene, noch die geschlossene Welt Platz für ihn hätte.

Gegen Abend ging er zu Christian Barnes, weil er es nicht länger aushielt, allein zu sein.

Christian konnte ihm über das Verhör Holgers allerlei erzählen. Sie hatten ihn gefragt, warum er Hansine getötet habe, und darauf hatte Holger geantwortet, das sei ja auch verkehrt gewesen. Eigentlich hätte es ja der Müllerbursche sein sollen, aber dann wurde es also sie. „Und dann war es wohl, weil ich sie nicht mehr sehen konnte, nachdem ich ihr das angetan hatte.“ — Warum er es denn getan habe? „Das stieg so in mir auf, als ich sah, was sie ihm erlaubt hatte.“ Mehr konnten sie nicht aus ihm herausbringen. Nur bat er flehentlich um die Todesstrafe: „denn der Kuhhirt kam leider zu früh.“

Sie saßen lange schweigend im Halbdunkel, endlich sagte Jens: „Ich habe einen kleinen Bruder, der gestorben ist! Manchmal glaube ich wirklich, ich beneide ihn, weil er nicht erwachsen wurde.“

Er erwartete keine Antwort, und es kam auch keine. Aber nach einer Weile sagte Christian: „Da kannst du Gift drauf nehmen!“

„Worauf?“

„Daß der zu beneiden ist, der stirbt, ehe er erwachsen ist oder zuviel von den Erwachsenen erfährt.“

Jens starrte Christian an, der bleich wie ein Gespenst im Halbdunkel saß.

„Du sagtest, du wüßtest soviel von den Erwachsenen,“ begann Jens von neuem, „kannst du dann auch begreifen, was Holger Hansine angetan hat, bevor er sie umbrachte?“

Von Christian kam ein gedämpftes, aber bestimmtes, kurzes „Ja“, und nach einer Weile fügte er hinzu, und es klang, als schlage die Dunkelheit ihre dicke schwarze Hülle um seine Stimme: „Falls du jemals ein reines Gesicht, das du lieb hast, von unreiner Lust grob werden siehst, dann bist du verloren!“

„Und auch Selbstmord wollte er begehen!“ sagte Jens.

Christian stand auf, um die Lampe anzuzünden. Das erste Streichholz ging aus, aber Jens sah, daß Christians beide Mundwinkel herabgezogen waren und eine tiefe Falte zwischen seinen Augenbrauen saß. Christian versuchte noch ein Streichholz, zündete die Lampe an und sagte, ohne Jens anzusehen: „Ich verstehe ihn sehr gut. Ich habe mehr als einmal Lust gehabt, es ebenso zu machen wie Holger und mich an dem Haken dort aufzuhängen!“

Jens fuhr von seinem Stuhl in die Höhe: „Aber du großer Gott! Du hast doch nicht — —“

„Nein,“ sagte Christian und bohrte seine Augen in die Jensens hinein: „Leider nicht!“

Sprachlos starrte Jens das fahle Gesicht dicht neben der Lampe an; der Lichtschein fiel gerade auf die tiefen, dunkeln Ränder unter den Augen. Schließlich würgte er hervor: „Davon verstehe ich kein Wort.“

„Nein,“ erwiderte Christian, „denn du bist ein Kindskopf, und darüber kannst du dich freuen!“

★

## 13. KAPITEL

### Verdammte Stadt!

Einige Jahre ertranken in Syntax und Lexika. Eines Tages, als Jens durch das Fenster des Schneiders ins Leben hinaus und in Helen Strömstads Garten sah, fiel es ihm auf, daß Helen ein langes Kleid trug. Er teilte seine Entdeckung Christian Barnes mit, der ihn mit einem kurzen schrägen Blick voll konfirmierter Geringschätzung maß.

„Sie ist sechzehn Jahre alt,“ sagte er. Christian selbst war siebzehn.

Helen kam gerade auf sie zu, ging aber in Gedanken versunken und sah sie nicht.

„In ihren Augen ist ein so schöner Glanz,“ sagte Jens, „solche Augen nennt man gewiß ‚träumerisch‘.“

„Ein Glück für Helen, daß sie träumt und sich nicht wachend in ihrem Heim umsieht,“ sagte Christian. „Ich möchte wohl wissen, wovon sie träumt. Einmal wird es einer zu wissen bekommen. Verdammte Stadt!“

„Du weißt es also doch nicht,“ sagte Jens, „obwohl du sonst soviel von dem weißt, woran die Leute denken“ — in der geschlossenen Welt, hätte er beinahe gesagt, hütete aber sein Geheimnis noch rechtzeitig.

„Nein,“ sagte Christian, „ich weiß es nicht. Aber das weiß ich: Wenn ich ungläubig wäre, könnte ich den Glauben an eine unsterbliche Seele wiederfinden, wenn ich solche Augen sehe.“

„Könntest du dir denken, daß du ungläubig wirst?“ fragte Jens.

„Ich könnte mir denken, daß mir die Wahl gestellt würde, ungläubig zu werden oder zu glauben, daß alle Menschen in die Hölle kommen,“ sagte Christian. „Verdammte Stadt! Und verdammter Schweinekoben von einem Land!“

Damit ging er. Jens merkte, daß Christian Barnes unglücklich war, und fand das so interessant, daß er ihn fast hätte beneiden können.

An demselben Nachmittag ging der Konsul zu Kollekteur Bjerg, kaufte ein Los und begann sich mit ihm so zu unterhalten, als ob Bjerg gesetzlich mit Fräulein Hansen verheiratet und Helens Stiefvater wäre.

Am Abend ging Bjerg zu Fräulein Hansen und gab ihr den Rat, ein Angebot des Konsuls, Helen in seinem Kontor anzustellen, abzulehnen.

Das Angebot wäre aber doch ungewöhnlich flott, meinte Fräulein Hansen.

„Ja, aber der Konsul ist Witwer und hat schon früher junge Damen im Kontor gehabt,“ sagte Bjerg.

„Ich will selbst mit dem Konsul sprechen, ehe ich mich entschliesse,“ sagte Fräulein Hansen.

Am Tage darauf sprach sie mit dem Konsul, und tags darauf saß Helen im Kontor.

Einen Monat später hatte Christian Barnes einen Zusammenstoß mit dem Sohn des Konsuls, worauf sie einander nicht mehr grüßten. Aber eines Tages, als Helen aus dem Kontor kam, ging Barnes quer über den Markt, sprach sie mitten zwischen Frederik VII. und Segelmacher Berg an und sagte, sie solle sich vor den Leuten, mit denen sie zusammen sei, in acht nehmen. Helen sah ihn mit ihren schönen Augen verwundert an und fragte warum. Christian senkte den Blick auf das Steinpflaster, sagte: „Entschuldige!“ und ging so schnell, wie er gekommen war. Helen starrte ihm erstaunt nach, bis sie plötzlich lachen mußte. Segelmacher Berg, der immer vor seiner Tür stand, so regungslos wie das Denkmal Frederiks VII., außer daß er hin und wieder mit den Augen blinzelte und manchmal ausspie, öffnete gerade den Mund und spuckte einen langen braunen Streifen über den Bürgersteig. Christian, der gerade voller Verlegenheit vorüberschlich, bekam ihn gerade ins Ohr.

Helen blieb nur ein halbes Jahr im Kontor. Eines Nachmittags nach Schluß der Kontorzeit schlug der Sohn des Konsuls seinem Vater in dessen Privatkontor ein blaues Auge und verlobte sich im vorderen Kontor mit Helen.



Der Konsul widersetzte sich der Partie, Helen weinte, aber ihre Mutter ging eines Abends zu dem Konsul, kam spät nach Hause, hatte dafür aber seine Einwilligung in der Tasche.

Dann besuchte Helen eine Haushaltschule, und Lotteriekollekteur Bjerg begann zu Hause zu trinken.

Christian Barnes kam täglich völlig unvorbereitet in die Schule, und am Schluß des Monats ließ ihn der Direktor kommen und sagte, er solle sich nur keine Hoffnung machen, daß er das Abiturium im Sommer bestehen werde.

Von dem Tage an sahen weder Jens noch andre Menschen Christian außerhalb der Schule, aber als das Examen kam, bestand er es mit Auszeichnung.

Als er nach Kopenhagen reiste, um zu studieren, kam Helen aus der Haushaltungsschule nach Hause zurück.

★

## 14. KAPITEL

### Einsicht

Pastor Barnes betrachtete seinen Sohn, der die Hand nach einem Gesangbuch auf dem Regal ausstreckte. Diese Armbewegung hatte er von seiner Mutter, und die Art, wie er, den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, im Buche blätterte, war auch von ihr. Pastor Barnes Augen wurden von einem inneren Licht erhellt. Jetzt hatte er den Jungen in den Sommerferien daheim, den Studenten! Die Studentenzeit, seine eigene Jugend und seine Frau, der der Junge ähnelte, waren in dem jungen Manne dort vereint zugegen.

Christian kehrte sich um, und Pastor Barnes wendete verlegen die Augen nach einer andern Richtung und tat, als suchte er nach seiner Brille. Christian betrachtete seinen Vater aufmerksam und grübelte darüber nach, ob der wirklich im letzten Jahr kleiner geworden war, oder ob es ihm nur so vorkam, weil er selbst gewachsen war. „Ein wunder-

liches Leben," dachte Christian, „so allein hier draußen in der Provinz zu sitzen und jeden Sonntag eine Predigt zu halten.“ Eigentlich war das Leben dem Alten ja entglitten; er saß hier nun am Straßenrande wie ein müder Soldat, der von dem vorwärtsmarschierenden Heer vergessen ist.

Pastor Barnes sah vom Tisch auf, und Christian wandte die Augen ab und suchte nach einer freundlichen, munteren Bemerkung, konnte aber keine finden.

Das Schweigen fing an, drückend zu werden. Da richtete Pastor Barnes sich plötzlich auf und sagte mit einem angestrengt flotten Lächeln: „Wollen wir nun gehen?“ und Christian erwiderte mit einem übertrieben zuvorkommenden „Ja“.

Es handelte sich darum, von dem Pfarrhause nach der Kirche zu gehen. Sie gingen zusammen, hätten sich aber beide wohler gefühlt, wenn sie allein gegangen wären, weil dann jeder gewünscht hätte, daß der andre dabei wäre.

„Ich entbehre deine Mutter," sagte Pastor Barnes.

„Ja," erwiderte Christian. Sein Ton war so entgegenkommend verständnisvoll, daß Pastor Barnes beschloß, mit dem, was er sagen wollte, bis zu einem andern Mal zu warten, wenn mehr Zeit war. Er wollte so gern, daß sie sich richtig verstanden, aber es war, als wenn sie sich beide zuviel Mühe gäben. Gewissermaßen wünschte er, daß sein Sohn ihn nicht in der Kirche hörte. Er predigte ja schlecht, und er wußte das. Das heißt, er predigte schlecht nach Ansicht so eines Studenten. Er wußte sehr wohl, daß die Leute sagten: „Barnes ist nicht mehr der alte.“ Aber sie wußten nicht, daß das daher kam, weil er nicht mehr so sein wollte. Sie bewunderten ihn nicht mehr, aber sie konnten ihn doch gewiß im Grunde jetzt besser leiden. So wie sie einander leiden konnten. Und mit ein wenig Mitleid, weil es mit ihm bergab gegangen war. Nun, er konnte es schon ertragen! Aber ihn quälte das Bedürfnis, sich vor seinem Sohn zu zeigen. Denn wenn Pastor Barnes wollte, konnte er sehr wohl noch eine von diesen Predigten halten, die in alten Zeiten die Leute veranlaßte, von weit

herzukommen, um ihn zu hören. Er fühlte sich beständig versucht, es zu tun. Nur ein einziges Mal, damit sein Sohn es hören konnte, um nur einmal in seinen Augen zu lesen, was er früher in denen der ganzen Gemeinde zu sehen pflegte: die tiefe Bewunderung für das Talent da oben auf der Kanzel. Hinterher wollte er dann zu ihm sagen: „Siehst du, mein Sohn, so predigte ich ehemals, aber ich tue es nicht mehr, und ich will dir auch sagen weswegen.“ Aber er konnte der Versuchung nicht nachgeben; die Angst vor beschwingten Worten saß zu tief in ihm. Er konnte sich nicht mehr entschließen, stärkere Worte und schönere Wendungen zu gebrauchen, als für die seine Persönlichkeit eintreten konnte. Daher waren seine Reden schlicht und armselig, und er war einsam, weil niemand wußte, daß das mit Absicht geschah. Aber er sah, daß sein Sohn begabt war; er wollte so ungern von ihm übersehen werden, und es war zuviel verlangt, daß ein so junger Mann sollte unterscheiden können zwischen dem, was ein Mensch wirklich ist und ausdrücken darf, und dem, womit er in Erkenntnis seiner Geringheit sich zu schmücken unterläßt. Aber sein Bedürfnis, von seinem Sohn verstanden zu werden, war innig und tief.

Er wurde zum Teil verstanden, erfuhr es jedoch nicht, obwohl Christian aufrichtig wünschte, es ihm zu sagen. Gerade sein klares Gefühl für den redlichen Charakter seines Vaters machte ihn scheu, weil er in seinem eigenen einen Fehler hatte, dessen er sich schämte und den er nicht zu nennen wagte. Er konnte ihn hin und wieder vergessen und sich erleichtert fühlen, aber nie, wenn er mit seinem Vater zusammen war, dessen erstes Gebot für sich selbst lautete, niemals besser zu scheinen, als er war.

So schlenderten sie zusammen über den alten Spielplatz, jeder für sich schweigend, nach dem einfachen Ton suchend, der für vertrauliche Mittheilbarkeit zwischen redlichen Männern notwendig ist. Jeder für sich ward enttäuscht, und jeder für sich gab seiner eigenen Geringheit die Schuld.

Jens Dahl, jetzt Schüler der obersten Klasse der Lateinschule, war in der Kirche und schlief bei Pastor Barnes' Predigt, bis er plötzlich auffuhr, als er hörte: „Aufgeboten als Eheleute zum ersten Male: der Junggeselle Niels Peter Clausen und die Jungfrau Martine Sofie Petersen.“

Schon! Ein Lateinschüler geht noch immer in die Schule, alle andern sind im Leben weit voran. Wäre er doch nur erst Student!

Vor der Kirche kam Christian auf ihn zu und fragte ihn nach der Schule und den Lehrern.

Als der Pfarrer sich von der Gemeinde verabschiedet hatte, blieb er vor den beiden jungen Leuten stehen.

„Gehst du mit nach Hause,“ sagte er zu seinem Sohn, „oder? —“

„Ich hatte die Absicht, mit Jens ein wenig spazierenzugehen,“ erwiderte Christian.

Pastor Barnes nickte lächelnd. „Ich verstehe,“ sagte er und ging langsam über den Spielplatz.

Jens sah Christian ins Gesicht. „Du bist schlechter Laune?“ fragte er, „du siehst gar nicht ferienfroh aus, finde ich.“

„Weißt du,“ sagte Christian, „es ist nur, weil Vater jetzt glaubt, daß seine Gesellschaft mich langweilt. Das ist ja unrecht, und es paßt auch nicht einmal. Erinnerst du dich noch, daß du einmal sagtest, es sei schlimm, erwachsen zu werden? Das paßt nun doch nicht, finde ich, aber alt zu werden, das muß gräßlich sein.“

Sie schlenderten den Weg entlang und sagten nicht viel. Aber Christian bekam allmählich wieder den alten Ausdruck ins Gesicht. Unter der Hecke am Schulgarten blieb er stehen.

„Dein Stuhl ist noch da,“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte Jens, „er ist noch da, und ich sitze noch oft darauf und grüble darüber nach, was für ein kleines Mädchen es wohl gewesen sein mag, auf das ich dort zu warten pflegte.“

Die schöne Tine kam vorüber und grüßte. Ihre Augen

hafteten eine Weile an Barnes' Studentenmütze. Als sie sie niederschlug, zogen sie Jensens Augen eine lange Strecke Weges mit sich fort.

Er hatte ein Gefühl, als ob die Luft so sonderbar weich geworden sei, und sie machte seine Wangen warm.

Die langen dunklen Wimpern verliehen ihren Augen einen eigentümlichen Glanz.

„Daran habe ich früher nie gedacht,“ sagte er.

„Woran?“ fragte Christian.

„Daß die Augen nicht nur da sind, um zu sehen, sondern auch, um hineinzusehen.“

Christian lachte leise vor sich hin, aber Jens hörte es nicht. Er war gefesselt von Tinens Art zu gehen.

„Kannst du tanzen?“ fragte er plötzlich.

„Weswegen?“

„Ja, — weil — ich mußte daran denken, daß der Tanz wohl dadurch entstanden ist — —.“

Als er in dem Bestreben, sich zu erklären, sich nach Christian Barnes umwandte, begegnete er zwei zusammengekniffenen Augen, ahnte ein stummes Lachen hinter dem schiefen Lächeln und wurde feuerrot, weil er überzeugt war, daß er in seinen eigenen Augen eine allen sichtbare Photographie von einem geschweiften Mund, zwei runden Wangen, zwei festen Brüsten und zwei weichen Hüften hatte.

Jetzt lachte Barnes laut, und Jens wurde noch röter. Aber Christian sagte beruhigend: „Herrgott, sie ist wirklich schön und gut gewachsen.“

Jens sah keine andre Rettung aus seiner verschämten Verlegenheit als offene Aufrichtigkeit.

„Es ist,“ sagte er, „weil ich es früher niemals beachtet habe. Natürlich habe ich den Unterschied zwischen Frauen und uns andern gekannt. Aber es ist mehr so inwendig gewesen — und dann die Kleider und die Arbeit. Ich habe sie nie so an und für sich gesehen.“

„Mit an und für sich meinst du offenbar rein körperlich,“ sagte Barnes.

Jens errötete wieder und lachte geniert. „Ich gebe es zu, daß es über mich kam wie eine Offenbarung aus einer anderen Welt — — Tod und Teufel,“ rief er mit übertriebener Ausgelassenheit, „was es doch für ein wunderlicher Augenblick für Adam gewesen sein muß, als er plötzlich erwachte und Eva vor sich stehen sah.“

„Nach der damaligen Mode gekleidet,“ fuhr Barnes im selben Tone fort. Er wurde aber plötzlich ernsthaft, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Du bist ein glücklicher Bursche, Dahl, daß du so lange hast schlafen dürfen!“

Jens sah ihn verwundert an. Er fühlte sich durchaus nicht glücklich, vielmehr verkrüppelt wie Schneider Henriksen, inwendig erwachsen und außen ein Junge.

Plötzlich hörte er Barnes rufen: „Gratuliere!“ Es waren Niels Peter und Martine, die gemächlich würdevoll an der Hecke vorüberkamen.

„Na, nun soll es wohl bald losgehen?“ sagte Barnes.

„Ja,“ sagte Niels Peter und grüßte, indem er den Hut abnahm, „den Weg müssen wir ja alle.“

„Ja, alle Menschen heiraten,“ sagte Jens zu Barnes, „Helen Strömstad, so jung sie ist, hat dieses Frühjahr den Sohn des Konsuls geheiratet.“

Barnes sah aus, als habe er es nicht gehört, aber seine Stimme klang rostig, als er ein wenig überschnell bemerkte, daß die schöne Tine noch immer unverlobt sei.

„Ja, diel“ sagte Niels Peter.

„Ja, die?“ wiederholte Barnes, „die ist doch schön genug, sollte ich meinen.“

„Ja, schön,“ erwiderte Niels Peter, „den Teufel auch!“

Martine aber bemerkte mit der Weisheit einer Wahrsagerin in der Stimme: „Meiner Ansicht nach wird Tine eine alte Jungfer werden.“

„Will denn niemand sie haben?“ fragte Barnes.

„Die wollen alle haben, selbst der hier,“ sagte Martine und kniff Peter in den Arm.



„Au!“ sagte Niels Peter, „das ist gelogen!“

„Ja, aber bloß, weil ich dir vorausgesagt hatte, daß es doch nichts nützen würde,“ behauptete Martine.

„Niels Peter ist doch sonst ein schöner Burschel!“ meinte Barnes.

„Schöne Burschen haben wir hier viele bei uns,“ sagte Martine, „aber das hilft nichts, Tine ist im Mai geboren, und im Wahrsagebuch heißt es: ‚Wer im Mai ist geboren, geht in Sehnen verloren.‘“

„Dann geht also Tine mit einer Sehnsucht im Herzen?“ sagte Barnes, „wonach?“

„Nach einem Rittergut!“ sagte Martine. „Sie sollten bloß ihre Kammer sehen, die ist so proper und geputzt wie die Wohnstube beim Gutsbesitzer. Das liegt ihr so im Blut! Ich weiß nicht, aber sie kann in derselben Schweinearbeit herumwühlen wie wir andern alle, und dabei bleibt sie doch so weiß und rein wie eine Lehrerin. Sehen Sie hier“ — sie faßte Niels Peters Hände — „diese Fäuste sind hart vom Rechen und von der Mistgabel, und es hält schwer, das Schwarze unter den Nägeln herauszukratzen. Solche Klauen können Tine nicht anfassen. Sie haben auch ein Gefühl dafür; denn noch niemals hat jemand gewagt, zudringlich zu ihr zu sein, wenn er nüchtern war — nie haben sie es sich merken lassen, was sie auch gedacht haben mögen. Nein, Tine ist im Mai geboren und geht in Sehnen verloren. Sie muß ein Rittergut haben, oder wenigstens einen Schul-lehrer, der seine Nägel rein halten kann. Ja, ein Schul-lehrerssohn genügt am Ende auch,“ lachte sie Jens an, „aber er müßte ja ein bißchen älter sein und nicht gleich rot werden, wenn man davon spricht. Übrigens,“ fügte sie ernsthaft hinzu, um Jens Gelegenheit zu geben, seine natürliche Farbe wiederzubekommen, „übrigens tut sie mir leid; denn sie paßt gar nicht zu einer alten Jungfer. Es ist hart, wenn das Feuer in einem brennt und man nichts hat, was man darüber setzen kann. Und in Tine brennt ein Feuer.“

„Dies mit dem Übers-Feuer-setzen,“ bemerkte Niels Peter,

„erinnert mich daran, daß wir zu Mutter nach Hause müssen und Pfannkuchen essen.“

„Da hast du recht!“ sagte Martine, „mit den Pfannkuchen ist es wie mit der Liebe; die müssen genossen werden, solange sie warm sind.“

„Ja,“ meinte Barnes, als sie gegangen waren, „sie müssen nach Hause zu ihrer Mutter Pfannkuchen, und ich muß nach Hause zu meines Vaters Klippfisch.“ Er ging ins Pfarrhaus hinüber, und Jens ging zu den Frikadellen des Küsters.

Am Nachmittag saß er in seinem „Stuhl“ in der Hecke und sah Hans Olsen und Ellen Nielsen zusammen vorübergehen. Obwohl sie ja nun erwachsen waren, fand er, daß ihre Gesichter ganz dieselben waren wie damals, als sie in die Schule gingen. Es war so friedevoll, sie anzusehen, und er konnte es tun, ohne sie zu stören, sie beachteten ihn gar nicht. Sie gingen still nebeneinander her. Als sie beim Schulhaus angelangt waren, sagte Hans Olsen aus seinen tiefen Gedanken heraus: „Heute wurden Niels Peter und Martine also doch aufgeboden.“

„Ja, das wurden sie,“ erwiderte Ellen mit ihrer freundlichen Stimme.

„Da liegt die Schule,“ sagte Hans Olsen und blieb stehen.

„Ja, da liegt sie,“ sagte Ellen.

Beide blieben stehen und dachten zurück.

„Weißt du noch,“ begann Hans, „wie wir eines Tages in der ersten Klasse uns zufällig in der Schreibstunde ansahen und beide lachen mußten? Das weißt du wohl nicht mehr?“

„Das weiß ich noch sehr gut,“ sagte Ellen.

„Ich für meinen Teil,“ sagte Hans, „ich habe es die ganze Zeit gewußt — — du sagst ja gar nichts?“

„Was soll ich sagen?“ sagte Ellen, „ich habe es ja gewußt.“

Hans sah sie an und schien sehr erstaunt. „Wie lange hast du es gewußt?“

„Das habe ich seit jenem Tage gewußt, als wir Schreiners

Hansine begruben," sagte Ellen, „und du mußttest weinen und nahmst mich bei der Hand.“

„Du weintest damals auch," sagte Hans.

„Ich habe ja immer Lust zum Lachen gehabt, wenn du lachtest, und zum Weinen, wenn du weintest," meinte Ellen.

Er besann sich einen Augenblick. „Glaubst du nicht, daß es auch in Zukunft so bleiben könnte, Ellen?" fragte er endlich.

„Das kann wohl niemals anders werden, da es ja schon solange gedauert hat," sagte Ellen.

„Ja, aber dann —" sagte Hans.

„Ja," meinte Ellen.

„Dann ist es ja so," sagte Hans.

Damit faßten sie sich unter und gingen an der Schule vorüber.

„Da drinnen war es," sagte Hans.

„Da drinnen war es," meinte Ellen.

Sie gingen eine Weile nebeneinander her.

Auf einmal blieben sie stehen, sahen sich an, lächelten und gaben sich einen Kuß.

Sie blieben auf derselben Stelle stehen. Die Augen des einen ruhten auf dem Mund des andern.

Da nahm Hans wieder ihren Arm und sie gingen weiter.

Nach einer Weile sagte Hans plötzlich: „Weißt du was, Ellen, so hätten wir es also die ganze Zeit von klein auf haben können.“

„Das haben wir ja auch," erwiderte Ellen leise und sanft.

„Das haben wir ja auch," sagte Hans. „Das haben wir wirklich.“

Er sah sie an und drückte ihren Arm. „Aber jetzt sind wir erwachsen," sagte er.

Ellen nickte und blickte auf den guten alten grauen Staub des Weges herab.

Jens Dahl blieb lange in der Ecke sitzen und sah über die bekannten Felder und Höfe hinaus. Hin und wieder kamen Leute heraus und sahen nach dem Korn, er konnte

den Rauch aus den Pfeifen der Männer aufsteigen sehen, aber nicht ihre Stimmen hören. Er fühlte sich einsam, konnte sich aber doch nicht entschließen, irgendwohin zu gehen. Eine plötzliche Freude überkam ihn, weil er Menschenstimmen auf dem Wege hörte, ohne die einzelnen Worte unterscheiden zu können. Er schloß die Augen und wünschte, sie möchten lange dort stehenbleiben und plaudern.

Aber sie kamen näher. Es waren Annine Clausen und die Schmiedsfrau Kirsten. Sie erblickten ihn und blieben in der guten Feiertagsruhe stehen, fühlten sich aber etwas geniert, weil ihnen plötzlich einfiel, daß er ja eigentlich nicht mehr einer von den Ihren war, jetzt, wo er Student werden sollte. Sie konnten sich nicht recht entschließen, ob sie stehenbleiben und ein paar Worte mit ihm wechseln oder mit einem überraschten „Guten Tag“ weitergehen sollten, als hätte etwas ganz andres als er ihre Aufmerksamkeit gefesselt.

Es war wohl diese drollige Verwirrtheit, die ihn plötzlich sehen ließ, daß sie einst ein paar hübsche junge Mädchen gewesen waren, die die Augen verschämt vor den freimütigen Blicken der jungen Burschen niedergeschlagen hatten. Er sah ihre Jugend so deutlich und klar, wie man in der Falte eines alten verschossenen Kleides die Farbe finden kann, die es als neu gehabt hat. Es kam ihm so überraschend, daß er sich nicht beherrschen konnte, sondern forschend die Linien der Gesichter und Körper verfolgte und sich wunderte, daß er daran Gefallen fand.

Annine sah von ihm zur Kirsten und die Kirsten von ihm zu Annine hinüber, worauf beide ihn wie auf Verabredung mit einem gemeinsamen Lächeln ansahen, das ihn vor Verlegenheit erröten machte.

Sie nickten und gingen ihres Weges.

„Ja — sie wachsen auf ringsum uns herum,“ sagte die Kirsten und holte so tief Atem, daß es fast wie ein Seufzer klang.

„Ja, das Leben ist wunderbar,“ sagte Annine.

„Zwei Weiber,“ sagte Jens vor sich hin, als läse er in einem Buch.

Plötzlich wandte er sich erstaunt um und guckte dem breiten, arbeitskräftigen Rücken der Kirsten und dem schwächteren der Annine nach.

„Die eine war ja Kristian Mogensens Mutter und die andre Niels Peters Mutter!“

Er hatte sie gekannt, solange er denken konnte, und sie waren nie etwas anderes gewesen als die Mütter von Niels Peter und Kristian Mogensen. Nur so hatte er sie gesehen — wie er nur die Seite des Mondes kannte, die der Erde zugekehrt ist. Aber nun war er plötzlich wohl auf die Seite hinübergekommen, die dem jungen Schmied Per und dem verschwundenen Vater von Niels Peter zugekehrt war.

Der Vater von Niels Peter! Ja, denn nicht nur hatte Niels Peter Annine zur Mutter, Annine hatte auch ein Kind bekommen. Es gegen ihren Willen bekommen, weil sie fünf Minuten lang am Abend einer Tierschau den Kopf verloren hatte. Und Hansine, Schreiners kleine Hansine, die erwachsen wurde und sich von dem Vissingröder Müllerbursch verlocken ließ. Und Holger, in dem kein böser Blutstropfen war, und der doch „zum Sittlichkeitsverbrecher und Mörder werden mußte.“ Und Christian Barnes, der unglücklich war, weil er „zuviel von den Erwachsenen wußte.“

Ja, er war, wie Christian sagte, ein Kindskopf gewesen, und er war froh darüber gewesen. Das Dasein begann für ihn mit einem Vater und mit einer Mutter, die man hatte. Jetzt versetzte er die Grenze und es war nicht schön, was er jenseits des Zaunes sah. Nicht deshalb bekamen sie Kinder, weil sie gern Eltern sein wollten, sondern weil sie „fünf Minuten lang den Kopf verloren hatten.“

Der Trieb, der Trieb, nichts weiter. Er fühlte ihn schon in sich selbst, errötete darüber und fürchtete sich vor ihm.

Hansine und Holger, die waren beide besser als er. Und doch — — Und Christian Barnes, der nichts getan und

der doch an Selbstmord gedacht hatte! Das begriff er nicht, aber er begriff Holger.

Er trieb sich unruhig umher. Er kam über den Spielplatz. Da lag die Kirche, das Gotteshaus, in dem Hansine und Holger dem Teufel entsagt hatten. Dort in der Ecke stand der Holunderbaum.

Der Holunderbaum, was war mit dem? Lag es am Licht, oder war wirklich ein Ausdruck in seiner Krone wie in einem Gesicht, das halb lächelnd darauf wartet, wieder erkannt zu werden?

Brüderchen! Brüderchen, das eines Tages wie eine Blase aus der Tiefe seiner eignen Augen auftauchte und die Antwort darauf brachte, woher wir gekommen sind.

Er starrte den Holunderbaum an, der noch immer darauf wartete, wieder erkannt zu werden.

„Ja, freilich, du standest offen und nahmst mich und Brüderchen mit in das Offene hinein.“

Das Offene! Es war lange her, seit er richtig drin gelebt hatte. Das Lernen der Schulaufgaben hatte ihn unmerklich in die Welt hineingezogen, in der man Stück für Stück lernt und erfährt. Aber der Schimmer aus der Welt der Himmelsprache hatte doch über seinen Tagen geleuchtet.

Aber war es wirklich? War es nicht nur etwas, das er sich einbildete?

Er starrte den Holunderbaum an. Ja, er konnte sehen, daß der offen stand. Könnte er bloß Sicherheit dafür erhalten, daß das etwas Wirkliches war!

Ihm war, als hinge sein Seelenheil davon ab.

Er sah den Holunderbaum an, und er entsann sich Brüderchens abgründiger Augen, als sie sich das erstemal aufschlossen. Alle anderen Erinnerungen verblichen im Verhältnis zu dieser. Sie welkten, schrumpften ein.

Er entsann sich dieser abgründigen Tiefe in den Augen des Brüderchens, die gleichsam an seine eigenen gerührt und sie erweitert hatten.

Die Erinnerung war so stark wie ein Wiedererlebnis.



Und es geschah. Ihm war es, als wären Brüderchens Augen in den seinen und machten sie fröhlich.

Er konnte nicht widerstehen, sondern ließ das Gefühl sich in ihm ausbreiten.

Es drang gleich einer sanften Berührung tief in seine Seele ein. Er öffnete sich ihm.

Er glaubte nicht geradezu daran, aber er gab dem Gefühl nach, daß Brüderchen in dem Offenen war und daß er ihm dort begegnen konnte.

Eine innere Freude zog ihn vorwärts, als hätte sie körperliche Kraft; sie zog ihn nach dem Holunderbaum hinüber.

Er glaubte nicht daran, konnte aber doch dem Gefühl nicht widerstehen, daß Brüderchen ihn in das Offene hinführte, so wie er selbst so oft den Kleinen bei der Hand genommen und ihn in der geschlossenen Welt umhergeführt hatte.

Als er unter dem Holunderbaum stand, war er in dem Offenen und befreit von Zweifeln.

In tiefer Ruhe und unwandelbarer Gewißheit sah er aus dem Offenen in die geschlossene Welt hinein und sah wie eine einfache Beobachtung das Verhältniß zwischen Bewegung und Ruhe.

Hierin lag der Unterschied zwischen dem Offenen und dem Geschlossenen.

Eine große Bewegung ging durch die Welt, eine mächtig bewegende Kraft sickerte aus dem Offenen und durchdrang alles, bewegte alles.

Die Kraft war überall dieselbe und doch beständig verschieden; bald war sie träge und stumpfsinnig, bald heftig und wild, bald still und sanft.

Alles Lebendige schwamm auf ihrem ruhelosen Strom.

Auch das sogenannte Tote, Unbewegliche. Sie drang in alles ein, in Stein, in Metalle und gab ihnen Leben und Bewegung, nichts war tot.

Er sah sie in der Welt der Pflanzen und in der der Tiere, wo sie stärker wechselte.

Es war, als sähe er die Welt entstehen. Das geschah jetzt.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber wir sind noch im Anfang.

Er sah die lebende Kraft in der Welt der Menschen, und da war die ganze, die von „den Toten“ und die von den Pflanzen und die von den Tieren und noch eine, der stille Hauch, der geradewegs aus dem Offenen herkam.

Die bewegende Kraft riß die Menschen zum Handeln fort. Sie hielten sie für ihren eigenen Willen und nannten das Werk ihr eigenes.

Aber wenn die bewegende Kraft sie weiter vorwärtsgetrieben hatte, konnte es geschehen, daß sie zurücksahen und ihr eigenes Werk verleugneten, von einer teuren Erfahrung belehrt.

Da entstand die Vorstellung von dem freien Willen; sie begannen zu wählen und zu verwerfen. Sie begannen zwischen der unpersönlichen Kraft und sich selbst zu unterscheiden. Es entstand ein Charakter. Gott hatte einen Menschen geschaffen.

Das geschah im Anfang, aber wir sind noch im Anfang.

Aber drinnen in dem Offenen ist ein ewiges Jetzt, das ohne Anfang und Ende ist.

Es ist der „siebente Tag,“ an dem Gott ruht, nachdem der Charakter des Menschen gebildet ist.

Dort muß er von dem Menschen gesucht werden, der ihn zu fühlen wünscht, während er nun auf eigene Hand für die Entwicklung des Charakters kämpft.

Denn deswegen stehen wir im Strom, dem Strom der persönlichen Mächte, um zwischen uns und dem unterscheiden zu lernen, Charaktere zu werden. Charaktere, die sich dann Gott in Liebe hingaben.

In tiefem Frieden ging er nach Hause.

★

## 15. KAPITEL

### Tine

Noch den ganzen nächsten Tag erfüllte sein Gemüt eine tiefe Ruhe, in der Zeit und Ewigkeit verschmolzen waren. Er war sozusagen nicht aus dem Holunderbaum herausgekommen. Erinnerung und Beobachtung fielen zusammen. Erst am Dienstagmorgen begann er über sein Erlebnis nachzudenken und erstaunte.

Die Menschen wußten ja nicht, wer sie selber waren. Gerade die ihrer selbst am sichersten waren, waren die allerblindesten. Jeder, den er sah, lebte ganz in dem Geschlossenen, ahnte nichts von dem, was im Allerinnersten „er selbst“ war.

Sein Vater, seine Mutter, Annine Clausen — alle waren in der Gewalt ihrer Natur. Sie glitten gleichsam einen Strom hinab, und die Schnelligkeit war bestimmt durch die Stärke des Stromes und ihre eigene Schwere.

Sie kannten nicht nur das Offene nicht, es hatte auch keinen Einfluß auf sie. Sie waren niemals still. Der Strom trieb sie. Er konnte in sie hineinschauen und sehen, daß sie nicht wußten, wie nahe ihr eigenes Glück ihnen war.

Einer aber war anders als die meisten. Das war Pastor Barnes. An diesem stillen Mann war etwas, das ihn in all seiner Geringheit gleichsam größer machte. Denn er war nicht im selben Grad wie die andern in der Gewalt seiner Natur. Auf irgendeine Weise hatte er sich von dem Strom befreit, ohne jedoch das Offene zu kennen...

Je mehr Jens den Unterschied zwischen sich selbst und den andern sah, um so mehr wurde er von seiner Einsicht berauscht.

Er konnte sich nicht von den unpersönlichen Kräften des Lebens nasführen lassen; denn er hatte sie gesehen.

Er kannte nur einen, außer sich selbst, der in das Offene sah, den Kandidaten. Aber der war alt.

Er selbst war jung, und das Leben lag vor ihm. Er war

geboren, um in die Dinge hineinzusehen. Er war aus-  
erwählt.

Als sein Vater eines Tages fragte, ob er irgendwelche Zukunftspläne habe, was er werden wolle, sagte er, er habe sich selbst noch nichts Bestimmtes gedacht. Nichts von dem Gewöhnlichen war nämlich groß genug. Am nächsten hätte es ihm gelegen, zu antworten, er wolle ein Genie werden.

Er ging einher in einer triumphierenden Sicherheit dem Leben gegenüber. Nichts konnte ihn hinters Licht führen. Er hatte den Blick über das Jetzt erhoben und sah in die Zukunft hinein.

Die tiefe Ruhe wurde unmerklich zu stolzer ungedul-  
diger Erwartung.

Am Sonntagabend trieb er sich draußen auf der Straße herum. Der Mond war früh aufgegangen. Die ganze Gegend war wie verzaubert von seinem gelblichen Licht. Es wurde eine jener Nächte, wo man beinahe glaubt, der Mond scheine heller als die Sonne.

Er ging über ein Feld mitten im Licht.

Oben auf dem Hügel lag der „Hügelhof,“ der wie ver-  
hext aussah. Er konnte den Blick nicht von dem Hof  
wenden. Giebel und Wände zogen ihn an. Er ging hinauf,  
ohne es selbst zu wissen.

Vor dem Hof stand Tine unter einer Weide und sah  
jemand im Mondlicht über das Feld daherkommen.

Tine liebte es, allein zu gehen und weit hinaus zu sehen.

Jens sah sie erst, als er über die steinerne Mauer sprang.

„Das ist ja Tine!“ sagte er.

„Ja,“ sagte Tine, „Guten Abend.“ Sie sah ihn an, als  
hätte sie ihn noch nie gesehen.

„Sind Sie es wirklich?“ sagte sie.

„Du sagst doch nicht etwa Sie zu mir,“ sagte er.

„Ich wußte nicht,“ sagte Tine. „Sie — du bist ja doch  
nicht mehr einer von uns. Sie wollen ja studieren.“

Sie sah ihn immerfort verwundert an.

„Deshalb sagen wir trotzdem du,“ sagte er.

„Also gut,“ sagte Tine, konnte aber noch nicht die Augen von seinem Gesicht abwenden.

Dann schwieg sie, und er mußte lächeln, weil er das Gefühl hatte, daß Tine zu ihm aufblickte, als wäre er älter als sie.

Vom Wege her erscholl Gesang und Geschrei. Tine schrak zusammen: „Da sind sie wieder!“ sagte sie.

„Wer?“ fragte Jens.

„Die Burschen,“ sagte sie. „Sie waren hinter mir her, und nun kommen sie aus dem Krug. Ich kann hier nicht bleiben. Sie sind betrunken, sonst könnte ich sie schon in Schach halten. Wenn ich nur bloß noch hineinkomme!“

„Ich bleibe bei dir,“ sagte Jens, „dann werden sie sich schon in acht nehmen.“

Sie gingen nach dem Hügelhof. Die Burschen, die plötzlich still geworden waren, verschwanden hinter einem Gebäude. Tine blieb ängstlich stehen.

„Sie sind in meine Kammer gegangen,“ sagte sie. „Ich gehe in die Wohnstube und rufe den Bauer.“

Im selben Augenblick tauchten die Burschen hinter dem Kuhstall auf. „Da ist sie!“ riefen sie, „es ist einer bei ihr! Den wollen wir ordentlich verprügeln.“

„Komm,“ flüsterte Tine, „es sind vier!“ Sie ergriff seinen Arm, und beide begannen zu laufen.

Die Burschen liefen fluchend hinter ihnen drein.

„Wir kommen nicht mehr hinein,“ flüsterte Tine, „komm, hier ist die Tenne, da ist es dunkel. Sie sind betrunken und finden uns nicht.“

Sie schlüpfen auf die Tenne, hörten aber die Rufe der Burschen draußen: „Wir haben euch gesehen!“ Sie rüttelten an der Tür.

„Hier,“ flüsterte Tine, „da ist das Heu.“

Sie krochen hinauf und saßen still in der Dunkelheit.

„Sie sind im Heu!“ riefen die Burschen. „Kommt herunter, oder wir klettern hinauf und brechen euch den Hals!“

Ein paar versuchten, hinauf zu gelangen, taumelten aber

wieder herunter. „Das machen die Schnäpse,“ sagten sie und fluchten. „Aber wir wollen euch schon kriegen!“ riefen sie. „Wir halten draußen Wache!“

Es blieb nichts weiter übrig, als zu warten, bis die betrunkenen Burschen die Geduld verloren und ihrer Wege gingen.

Jens dachte daran, ob die Tür zu Hause wohl abgeschlossen würde. Sie glaubten wohl, er sei im Bett. Vielleicht konnte er durch ein Fenster hineinkommen. Sonst mußte er die Eltern wecken. Er hatte jedenfalls eine gute Entschuldigung, wenn er zu spät kam. Was hätte Tine nicht passieren können! Tine! Er konnte sie nicht sehen, konnte aber ihre Atemzüge hören. Drollig, so nahe beieinanderzusitzen und sich doch nicht sehen können. Er streckte die Hand aus, um sie zu berühren, zog sie aber eilig wieder zurück, weil er sich im selben Augenblick ihrer erinnerte. Er erinnerte sich ihrer, so wie er sie gesehen hatte, als sie letzten Sonntag an ihm und Christian Barnes vorüberging.

„Ich möcht' wohl wissen, ob ich mit den vier Burschen fertig werden könnte,“ sagte er, „sie sind ja betrunken.“

„Nein,“ sagte Tine und packte ihn beim Arm. „Sie fallen alle vier über dich her, besonders jetzt, wo wir allein hier gewesen sind,“ fügte sie hinzu und zog langsam ihre Hand zurück.

„Ja, dann bleibt uns wohl nichts weiter übrig, als geduldig zu warten,“ sagte Jens und legte sich ins Heu zurück.

„Wie das duftet!“ sagte er.

„Viele sollen krank davon werden,“ meinte Tine. Ihre Stimme klang vorsichtig und gedämpft in der Dunkelheit.

„Ich könnte mir eher denken, daß ich betrunken davon würde,“ sagte Jens.

„Du könntest dich doch nie betrinken,“ sagte Tine, und es war etwas in ihrer Stimme, das sein Herz vor Freude klopfen machte.

Er lächelte in die Dunkelheit hinein. Die weiche Dunkelheit. Bilder entstanden darin. Deutliche Bilder von einem



Gesicht, nie von einem ganzen Gesicht. Bald ein Mund, bald eine Wange, bald ein Paar Augen mit langen schwarzen Wimpern.

Er dachte gar nicht an Tine. Er wußte freilich, daß sie so wie er dalag und darauf wartete, hinauszukommen. Aber er hatte keine Lust zu plaudern, er lag da und betrachtete diese Bilder, die die Dunkelheit lebendig und die Luft sanft und mild machten.

„Die Dunkelheit ist ein Femininum!“ dachte er, „sie ist weich und unergründlich wie eine Frau.“ Er streckte den Arm danach aus, als wollte er sie an sich ziehen.

In der Dunkelheit öffneten sich ihm ein Paar Arme. In einem Rausch glitt er in sie hinein, wußte kaum, ob er handelte oder ob er nur träumte. Es war niemand Bestimmtes, das er in seine Arme schloß, er versenkte sein ganzes Wesen tief in die weibliche Dunkelheit. — — —

Er lag still da, ihre Hand in der seinen!

„Du,“ sagte sie, und sie wiederholte einmal übers andre: „Du — du — du —.“

Das war Tine! Tine, die er am Sonntag gesehen hatte. In neuem, heftigem Begehren wandte er sich ihr zu, um alles in Besitz zu nehmen, was sich ihm offenbart hatte, als sie an ihm und Christian Barnes vorüberging.

Und während sie ihm alles gab, was er wollte, fühlte er, daß es Tine war, Tine vom Kirchweg, Tine von der Konfirmation, Tine von der Schule, und er war davon überzeugt, daß er sie seit dem ersten Tag geliebt hatte, als er sie sah, und daß er sie sein ganzes Leben lieben würde. —

Sie standen draußen im Mondenschein und mußten sich Lebewohl sagen. Tinens Gesicht war nicht so glücklich wie ihre Stimme, als sie in der Dunkelheit „du — du — du —“ flüsterte. Ihre Augen mit den langen Wimpern wurden schwarz und tief im Mondenlicht. Um ihren Mund lag ein Zug von sanftem, betrübtem Glück. Sie war noch schöner als am Vormittag. Er ergriff ihre Hand und wollte sie wieder in die Dunkelheit hineinziehen. Aber Tine, deren ernste Augen immerfort auf seinem Gesicht ruhten, schob

ihn sanft von sich und flüsterte leise, wie bereuend: „Nein! Nein!“

Er versuchte sie zu küssen, sie wehrte ab, schlang aber plötzlich selbst die Arme fest um seinen Hals und küßte ihn wie von Sinnen. Er griff nach ihr, sie aber schüttelte den Kopf.

„Geh jetzt!“ sagte sie, „dein Vater und deine Mutter wissen ja nicht, wo du bist!“

„Ach was!“ erwiderte er barsch, fühlte sich aber wie ein Junge und war gereizt, weil sie schuld daran war.

„Wir können doch hier noch ein wenig auf der Steinmauer sitzen,“ meinte er. Aber sie schüttelte nur den Kopf und sah ihn an. Die Entfernung zwischen ihnen wurde so groß, obgleich sie auf derselben Stelle standen und er fühlte, daß alle ihre Gedanken bei ihm waren. Er ahnte verbittert, daß sie nicht so gestanden haben würde, wenn er in demselben Jahr eingeseget worden wäre wie sie. Sie würde Niels Peter oder Kristian Mogensen nicht so angesehen haben. Aber denen würde sie ganz gewiß auch nicht — —.

„Nun ja,“ sagte er fügsam, „dann gute Nacht.“

„Gute Nacht!“ sagte Tine tonlos.

Das Haus war verschlossen, als er heimkam. Er schwitzte vor Angst, fand aber ein offenes Fenster.

Wie ein Dieb kroch er in das Haus hinein und schlich sich nach seinem Zimmer. Es glückte! Glucksend vor Lachen warf er sich ins Bett. Die Alten schliefen ruhig und hatten keinen Verdacht.

★

## 16. KAPITEL

### Geschlossen

Am nächsten Tag war er dreimal drüben an der Tür des Pfarrhauses, weil er mit Christian sprechen und es so einrichten wollte, daß er im Laufe des Gesprächs ge-

nötigt wurde, ihm sein Erlebnis zu erzählen. Jedesmal kehrte er aber wieder um, weil er an die Entfernung denken mußte, die Tinens Blick da draußen im Mondenlichte zwischen sie gelegt hatte. Er war doch kein Junge, der alles ausplapperte. Vielleicht war sie davor bange gewesen. Sie sollte schon sehen, daß sie ihn als ihresgleichen anerkennen konnte.

Er wollte nicht so bald wieder zu ihr hinüberlaufen. Er mußte es leicht und selbstverständlich nehmen.

Aber seine Gedanken waren beständig dabei, und es fiel ihm schwer, die beiden Tage zu warten, die vergehen sollten, ehe er sie wieder aufsuchen wollte. Er schlenderte im Garten umher, und seine Mutter kam zu ihm.

„Du hast gar keine Ruhe heute,“ sagte sie.

Er antwortete nur ein gleichgültiges „So.“

Sie sah ihn von oben bis unten an und mußte lächeln. In ihrem Lächeln lag Freude und Sorge zugleich.

„Worüber lachst du?“ fragte er.

Sie musterte ihn noch einmal und sagte dann: „Du bist ja nun bald erwachsen.“

„Hm, ja,“ sagte er und reckte sich, wurde aber doch rot dabei.

„Ja, ja,“ sagte sie, „ihr entwachst uns; das ist nun einmal der Lauf des Lebens.“

Er ging auf die Straße hinaus und sah nach dem Hügelhof hinüber. Die Unterredung hatte seinen Mut gesteigert; er wollte jetzt hinübergehen. Doch da kam Martine, und es reizte ihn, mit ihr zu schwatzen. Jetzt war ja sie wie die anderen Mädchen kein Mysterium mehr für ihn.

„Wie kannst du hier in der Arbeitszeit herumlaufen?“ sagte er.

„Ich habe heute frei,“ antwortete Martine, und im selben Augenblick gluckste ein kleines Lachen in ihr auf. Sie hob den Blick, wie über sich selbst verwundert, und maß ihn einen Moment forschend mit den Augen. Dann kam ihr wieder das leise Lachen, aber anders, zugleich offener und zurückhaltender.

„Wenn du mich so ansiehst,“ sagte sie, „dann sage ich es Niels Peter. Wie alt bist du eigentlich?“

„Siebzehn,“ sagte er.

„Na — ja,“ sagte Martine. „Dann kannst du wohl noch einen guten Rat annehmen. Gib acht, daß du in ein paar Jahren die Mädchen nicht ins Unglück bringst, mein Junge.“

„Was meinst du damit?“ sagte er und sah ihr lächelnd in die Augen.

Sie wich etwas zurück.

„Ich meine, wenn du dich nicht zusammennimmst, könntest du vielleicht ebenso gefährlich werden wie der Vissingröder Müllerbursch. Gott weiß, wo der jetzt ist, und wie es in seinem Gewissen aussehen mag! Na, nun will ich nach Hause zur Schwiegermutter.“

Er sah ihr verwundert nach. Der Vissingröder Müllerbursch! Wie sie das gesagt hatte! Wie oft hatte er nicht die Knechte äußern hören, es sei ein Jammer, daß Holger nicht den Müller erschlagen habe, wenn er doch Mörder werden und ins Zuchthaus kommen sollte! Aber die Mädchen selbst, die ins Unglück geraten waren! In Martinens Stimme lag keine Verurteilung, als sie seinen Namen nannte, wohl aber ein Bedauern, als sie von seinem Gewissen sprach. Und es klang wahrlich nicht wie ein Vorwurf, kaum wie eine Warnung, als sie sagte, daß Jens ebenso gefährlich werden könnte. Selbst in Martinens klaren Augen, die immer die Dinge durchschauten und sich niemals verwirren ließen, war einen Augenblick ein Gelüsten aufgeblitzt, das sie freilich schnell wieder zu löschen wußte. In dem sonderbar brechenden Ausdruck ihrer Augen hatte er erkannt, wie alle Frauen den Vissingröder Müllerburschen ansehen, das Mannsbild, das unwiderstehlich zu begehren verstand. Ihr Gewissen verurteilte seine Taten, aber ihre Leiber zollten ihnen Beifall, und ihre Herzen vergaben ihm selber. In Martinens Warnung lag eine Anerkennung, seine Brust weitete sich in einem kurzen triumphierenden Lachen und das Verlangen erfüllte ihn, den

hilflos brechenden Ausdruck in den Augen der Mädchen zu sehen. Tine verschwand, ging sozusagen in allem auf, jedes weibliche Wesen wurde Tine.

Aber weil sie die Schönste war, wurde Tine wieder sie alle auf einmal, und am Abend ging er nach dem Hügelhof.

Er sah sie nicht. Einige Knechte saßen plaudernd auf der Steinmauer. Er kehrte um, damit sie nicht glauben sollten, daß er Tine nachspüre. Er wagte nicht mehr hinüberzugehen, um keinen Verdacht zu erwecken. Die Tage wurden unausstehlich lang, aber schließlich fand er Trost in der Kirche. Tine kam doch sicher nächsten Sonntag zum Gottesdienst, dann konnte er sie auf alle Fälle sehen und vielleicht auch mit ihr sprechen.

Aber an jenem Sonntag war Nachmittaggottesdienst, der erst um zwei eingeläutet wurde.

Es war der Geburtstag seiner Mutter, und leider hatte er — das erstemal! — vergessen, ihr ein kleines Geschenk zu kaufen. Nun, er konnte am Morgen in die Stadt gehen und ein um so teureres kaufen. Wieviel Uhr war es? Halb zwei. Eine ganze halbe Stunde! Wenn sie nun nicht kam. Vielleicht konnte sie nicht, vielleicht wollte sie nicht! Vor ihm stand ein großer Päonienbusch, schwellend von saftigem Grün und brennendem Rot. Es schwindelte ihm, er beugte sich über den Busch, wühlte seine Hände in die üppigen Massen hinein, riß die Stengel ab, biß in die roten Blütenkronen und sah sich um, ob er noch mehr zerreißen könnte. — — —

Da erschien seine Mutter am Ende des Ganges und kam langsam näher. Er suchte ein Versteck, war aber nicht imstande, sich zu bewegen, er hatte ein Gefühl, als sei er lahm und nackt, glaubte, daß man ihm bis in die geheimsten Winkel seines Herzens sehen könne. Es fiel ihm nicht ein, daß sie gar nicht ahnen würde, warum er die Päonien so mißhandelt hatte. Es galt eine Erklärung zu finden, ehe sie vor ihm stand. Sein Kopf brannte ihm, er wollte nicht, daß sie an den Busch herankam, ehe er eine Erklärung gefunden hatte. Auf einmal war es ihm, als

stehe sie still. Ein Schatten fiel über ihr Gesicht und eine Dunkelheit, wie bei Sonnenfinsternis über die Bäume des Gartens. Ihre Blätter sahen tot aus, als seien sie aus Papier und hinterher angemalt, die Büsche ebenfalls. Es war Lüge alles zusammen.

Er bückte sich schnell und sammelte die abgebrochenen Päonien. Sie sahen so papieren aus wie alles andere. Er ordnete sie schnell zu einem Strauß. Etwas in ihm sagte, — es war ihm, als riefe es so laut, daß auch sie es mußte hören können: „Laß das, tu es nicht!“ Aber er tat es trotzdem. Er ging seiner Mutter entgegen und überreichte ihr die Blumen mit einer übertrieben kavaliermäßigen Verbeugung.

Er sah, wie sie sie mit einem Lächeln naiven Stolzes entgegennahm, weil ihr Sohn, der Gymnasiast, es verstand, sich so gewandt zu benehmen. Er fand sie beschränkt und es zuckte ein Lächeln unbarmherzigen Spottes um seinen Mund, während er gleichzeitig erbleichte, weil eine Stimme in ihm selbst richtend sagte: „Nun kam die Lüge in die Welt!“

Er sah der Mutter nach, die ins Haus ging, um die Blumen in Wasser zu setzen. Wieviel Uhr war es? Er mußte wohl hineingehen, sich etwas kämmen und die Hände waschen. Es war gleich Kirchenzeit.

In der Tür begegnete er seinem Vater, der im schwarzen Rock, das Gesangbuch in der Hand, würdig der Kirche zuwanderte. Er sah seinem feisten Rücken und nichtssagen-den Nacken nach.

„Idiot!“ sagte er gedämpft und stutzte dann: „Was zum Teufel ist nur in mich gefahren? Ich muß nervös sein.“

Die Hände zitterten ihm, während er sein Haar kämmte.

„Wo willst du hin?“ sagte seine Mutter, als er nach der Tür ging.

„In die Kirchel“ Sein Ton war ärgerlich.

„Du hast ja kein Gesangbuch!“

„Verdammt!“ Er lief zurück. Als er wieder auf den Weg hinaus kam, sah er eine Frauengestalt hinter der Kirchent-pforte verschwinden. War das nicht Tine? Wenn er das verdammte Gesangbuch nicht vergessen hätte, hätte er sie



einholen können. Er rannte über den Spielplatz. Zum Teufel auch! Da riß ihm der Holunderbaum den Hut ab. Er fiel, als er danach griff, und während er seine Hose abstäubte, fiel sein Blick auf den Holunderbaum, der ihn in seiner Eile zurückgehalten hatte.

Was war das! Wo war er! Das war die Kirchhofsmauer, und da war Jakob Hansens Hof. Und da war der Holunderbaum. Ja, da war er. Aber wie zum Teufel konnte er denn glauben, daß da ein anderer war! Er starrte ihn an, als habe er ihn zum erstenmal gesehen. Unsinn! Der Zweig und der Zweig und der krumme dort — er war heute verrückt. Aber das Lächeln, das in seinem Gesicht aufsteigen wollte, erstarrte und erstarb, weil er sich selbst mit einer Stimme, die wie die Brüderchens klang, sagen hörte: „Er ist geschlossen!“

Da stand er und starrte, den Hut in der einen Hand, das Gesangbuch in der andern. Vor ihm stand ein gleichgültiger Holunderbaum. Der wuchs an der Kirchhofsmauer, und er hatte ein unerklärlich schweres, totes Gefühl, als stünde er auf einer Grabstätte und läge selbst darunter begraben. Er schnappte nach Luft. Auf irgendeine Weise war ein Urteil über ihn gefällt, ohne daß er wußte, weswegen.

„Er ist geschlossen!“ Ja, wie war es nur? Er hatte doch einmal offen gestanden!

Als seine Augen verwundert den Holunderbaum anstarrten, kam es ihm so vor, als wenn er sich auf eine wunderbar leblose Weise öffnete und wieder schloße, wie wenn ein Gesicht eine Grimasse macht. Dann stand er da wie ein ganz gewöhnlicher Holunderbaum.

Er ging um den unbarmherzig geschlossenen Holunderbaum herum und setzte sich auf die alte Wippe.

Seine Gedanken suchten Brüderchen. Neulich war er ja noch gekommen und hatte ihm geholfen. — Hier hatten sie gespielt — und Jakob Hansens Hund hatte nicht gewagt, sie zu beißen wegen der Himmelssprache. — Aber Christian Barnes hatte Englisch, Deutsch und Französisch gelernt und die Himmelssprache nicht gekonnt. — Und jetzt

konnte er selbst zwei tote und drei lebende Sprachen. — Aber die Himmelsprache war ein Mirakel, und Jakob Hansens Magd wurde gläubig und kam zu früh. — Er lachte.

Es wurde ihm schwer, die Gedanken in Ruhe zu halten. Er versuchte es wieder — *non cuius homini contingit adire Corinthum*. Die schwarze Studentenmütze war schöner als die weiße — nächsten Sommer — wenn jetzt nur Livius und Herodot —

Nein — Ruhe, Ruhe. Alle Gedanken weg. So, ja, so kam es schon wieder — *reviendrait — revenit* — Unsinn, das ist ja Perfektum —.

Es half nichts. Sooft er sich dem Offenen näherte, saß da ein gleichgültiger Gedanke im Schlüsselloch. Er kämpfte erfolglos dagegen an, und schließlich stand er müde auf. Er hatte Kopfschmerzen bekommen.

Aber das Wetter war herrlich frisch. Da lag Jakob Hansens Garten. Baum stand neben Baum in üppiger Fruchtbarkeit. Rote Früchte schimmerten zu Tausenden in der Sonne. Saftig und süß, gut zum Essen!

Er füllte die Lungen mit Luft und streckte die Arme aus, in dem Bedürfnis, etwas anzufangen, und nickte zufrieden. Weg und Garten und Felder erschienen ihm neu, wie ein Land, das er nie zuvor gesehen hatte, und er hörte sich selbst sagen: „Dies ist die Erde.“

Dort war Martine gegangen. Wie hatte sie doch gesagt? — Sie war seinem Blick doch etwas ausgewichen.

Tine!

Er wollte in der Haselhecke warten und sie aus der Kirche kommen sehen!

Vorher aber ging er hinein und betrachtete sich im Spiegel. Da war ein Lächeln in seinem Gesicht, es wurde größer, als er es sah, denn er kannte es sehr gut. Es war das heimliche Lächeln, das er sooft bei Niels Peter und Kristian und Holger gesehen hatte — aber jetzt bei ihm selbst reichlich klug.

Er nickte in den Spiegel hinein: „Das bin ich!“

## Schneidertragödie

Tine war an jenem Tage nicht in der Kirche gewesen.

Er kehrte in die Stadt zurück, ohne sie getroffen zu haben. In ihrer Nähe und unter den Knechten, die sie bewunderten, aber nicht zu begehren wagten, ward er scheu und bange vor dem Gerede der Leute.

In der Stadt trat er den Frauen gegenüber mit zunehmender Sicherheit auf, und mehr als ein Blick aus den Augen der jungen Mädchen erinnerte ihn an Martinens verheißungsvoll warnendes Wort von dem Vissingröder Müllerburschen.

Er wuchs in der eignen und in der Achtung der anderen. Schneider Henriksen fing an, ihn wie einen reifen Mann zu behandeln, und ging von Andeutungen zu direkter Vertraulichkeit über. Er denke daran, sagte er, den Junggesellenstand zu verlassen.

Dahl betrachtete seinen Buckel und wunderte sich.

Das Glück lächelte Henriksen und machte ihn gut.

Er hatte seine Taktik geändert. Er legte die verächtliche Maske ab und grüßte Helens Mutter freundlich.

Das erstemal sah sie ihn erstaunt an und grüßte kurz wieder. Das nächste Mal war sie erfreut und lächelte. Schließlich pflegten sie einige Worte über den Gartenzaun hinüber zu wechseln.

Es konnte nicht zu der gewöhnlichen nachbarlichen Unterhaltung kommen; es war nichts Allgemeinmenschliches an ihr zu entdecken, es war alles weiblich. Liebe war ihr Wesen, und eine Atmosphäre von Liebe umgab sie, wie die Rose der Duft. Niemand kam ihr nahe, ohne es zu spüren. Ihr Blick entzündete Hoffnungen, ihr Lächeln gab Versprechungen, sie mochte es wollen oder nicht. Und wenn sie sah, daß Henriksens Gesicht hübsch war, so stand das in ihrem eignen zu lesen.

Henriksen wurde davon berauscht und gelähmt; er war nicht imstande, die entscheidenden Worte zu sagen. Vor Glück konnte die Zunge nicht sprechen.

Aber einmal mußte es ja kommen. Das Glück machte ihn gut. Seine Züge glätteten sich, das pflichtschuldige Mißvergnügen, das seine sozialistische Überzeugung wie ein Parteimerkmal um seinen Mund gelegt hatte, erschlaffte wie ein verbrauchtes Gummiband, bis es ganz abfiel. Ja, selbst sein Stolz, seine atheistische Lebensanschauung, die er immer offen zur Schau getragen hatte wie einen Zylinder, der ihn ansehnlich machte, war nicht mehr so in die Augen fallend und kokett. Sie stammte nur aus Zeitungslektüre und konnte den Sonnenschein wirklichen Glückes nicht ertragen. Als er eines Tages bei Dahl in sein gewohntes Triumphgeschrei: „Ich bin Freigeist!“ ausbrach, sah sein Mephistobart nicht mehr so teuflisch aus wie sonst. —

Henriksen saß an seinem Fenster und sah auf die stille, sonnenbeschienene Straße hinaus. Ein Spatz pickte zwischen den Pflastersteinen. Er öffnete das Fenster und warf einige Brotkrumen hinaus.

Eine gute Handlung zieht die andere nach sich. Auf dem Markt stand der alte Segelmacher Berg, Frederik VII. gerade gegenüber, die Hände in den Hosentaschen, und blinzelte hin und wieder mit den Augen. Der alte Berg! Mit dem sprach niemand! Er wollte doch mit ihm eine kleine Unterhaltung anknüpfen, wenn er vorüberkam.

Berg sollte auch wissen, daß er lebte.

Eine Dame ging vorüber mit einem Hut von derselben Art, wie ihn Helen trug. Ja, Helen, die war jetzt Frau Urup geworden und mit dem Sohn des Konsuls verheiratet. Aber ein Fleck war doch auf ihrem Stammbaum, und den Fleck wollte er abwaschen. Er wollte sie rehabilitieren — er sagte das Wort laut, denn es klang nach etwas — sie sollte es erleben, von „ihren Eltern“ sprechen zu können. Er wurde also Schwiegervater von des Konsuls Sohn. Er sah plötzlich das Gesicht seiner Mutter so deutlich vor sich, als stünde sie leibhaftig vor ihm. Die würde sich gefreut haben! Er hörte es, wie sie sagte: „Der Schwiegersohn meines Sohnes, der junge Urup!“ In diesem Augenblick konnte er sich gar

nicht vorstellen, daß sie tot war, nur daß sie an einem anderen Ort war. Sie selbst glaubte ja daran. Sie war so betrübt über die Freidenkerei: „Nur die Schlechten sind Freidenker,“ sagte sie, „die Guten wissen, daß es ein Leben nach dem Tode gibt!“ Wenn sie recht hatte, dann lebte sie also jetzt und konnte ihn sehen und sich über sein Glück freuen und konnte merken, daß das ihn gut machte. War das der Grund, weswegen sie sich ihm beinahe gezeigt hatte?

Und hatte sie denn nicht recht? Wenn er gut war, fiel es ihm leichter, an ein ewiges Leben zu glauben, als wenn er mißvergnügt und bitter war. Er hatte außerdem den Unterschied in seinem Hause gesehen. Sein Vater war ungläubig und erhängte sich an dem Haken drinnen in der Werkstatt, damals, als er sein Geld bei einer unglücklichen Spekulation verloren hatte. Aber die Mutter, die gläubig war, nahm die Armut geduldig hin und rieb sich getreulich für ihn auf. Es war gerecht, daß sie jetzt lebte und sich über sein Glück freuen konnte. Und sie würde doppelt froh werden, wenn er so glaubte wie sie. „Jugend wird so leicht zum Unglauben verführt,“ hatte sie immer gesagt, „das macht das schlechte Beispiel!“

Nun ja, das wollte er auf alle Fälle nicht geben. Er ging zu Dahl hinauf. „Ich habe Ihnen einmal gesagt,“ begann er, „ich wäre Freidenker. Ich kann mir denken, daß das einen unheimlichen Eindruck auf Sie gemacht haben muß, und deswegen möchte ich Ihnen sagen, daß ich wohl eher gläubig genannt werden kann.“

Während er das sagte, fühlte er in seinem Herzen eine trauliche Wärme, die er nicht gekannt hatte, seit er ein kleiner Junge war und seine Mutter ihm Geschichten erzählte. Das bewegte ihn so stark, daß er plötzlich mit Überzeugung ausrief: „Ja, ich bin gläubig.“

Als er aber wieder an seinem Fenster saß, sah er den Lotteriekollekteur Bjerg quer über den Markt auf das Hotel zugehen.

Ja, der Mann trank.

In Henriksens Stirn gruben sich einige Falten. In seinem Innern tobte ein Kampf. Leicht war es nicht; denn mit dem Manne sprach er ungern. Aber es war ja gewissermaßen Henriksens Schuld, daß der Mann trank. Weil sie endlich mit ihm gebrochen hatte.

Hätte er mit seiner Mutter darüber sprechen können, dann würde sie gesagt haben: „Tu es, mein Junge, denn es tut gut, Gutes zu tun.“

Es war ja auch wirklich nicht so gefährlich, in das Hotel zu gehen und zu versuchen, Bjerg nüchtern nach Hause zu bringen. Er mußte dem Manne doch begreiflich machen können, daß er ein Mann sein müsse. Er, Henriksen selber, hatte doch auch nicht getrunken, solange die Geschichte mit dem Lotteriekollekteur spielte. Reden wir ganz offen über die Sache. Zum Teufel auch — mein Gott, meine ich — wenn ich mich in das finden kann, was gewesen ist, so können Sie doch wohl auch gegenüber dem resignieren, was kommen wird. Das war sozusagen eine „Morgengabe“ für sie. „Du hast dir nichts vorzuwerfen, ich habe den Mann an Land gezogen, er trinkt nicht mehr.“

Am besten wäre es, wenn Bjerg, wenigstens zeitweilig, Abstinenzler würde.

Henriksen nahm seinen Hut und ging hinaus. Auf dem Markt begegnete er Helen und ihrem Mann. Er hatte heute wirklich Glück. Er grüßte sie schon als Schwiegervater und Papa.

Urup sagte mit einem Seitenblick: „Verteufelt familiär grüßt dieser naseweise Schneider.“

„Er ist ja unser alter Nachbar,“ sagte Helen entschuldigend.

„Na ja,“ brummte Urup mürrisch, „es ist auch zu dumm —“, daß du nicht aus guter Familie bist, wollte er sagen, aber dergleichen ließ sich nicht sagen, wenn Helen ihn so unschuldig fragend ansah. Sie war aber auch wirklich zu engelhaft, hätte gern ein bißchen mehr von der Mutter geerbt haben können, wenn sie doch einmal das Unglück hatte, ihre Tochter zu sein!



Henriksen war zu glücklich, um gleich in das Hotel zu gehen. Er mußte erst noch einen kleinen Abstecher in den Wald machen.

Dort unter den Eichen verging ihm die Zeit. Als er nach seiner Uhr sah, rief er erstaunt: „Donnerwetter!“ Er mußte noch einmal nach der Uhr sehen, um sich zu vergewissern, daß es wirklich schon so spät war.

Da begriff er erst recht, daß er viel glücklicher sein mußte, als er selbst wußte. Voller Dankbarkeit sah er zu dem blauen Himmel hinauf, der durch die Baumwipfel schimmerte, und sagte mit Nachdruck: „Ja, ich bin gläubig!“

Und nun wollte er Bjerg aus dem Hotel holen.

Um diese Zeit ging Jens über den Markt und sah, daß Bjerg auf seinem Stammplatz am Hotelfenster saß und ganz betrunken war. Er selbst ging in eine Weinstube auf der andern Seite, um es teilweise zu werden. Das geschah hin und wieder einmal, wenn der Sonntag sich näherte, und er fühlte, daß er auch diesmal nicht den Mut haben würde, Tine aufzusuchen.

Mit drei, vier Gläsern Portwein verdrängte er die Hemmungen und sah klar, was er tun wollte, erlebte es fast schon beim letzten Glase.

Wenn nur der Platz hinter dem Schirm frei wäre! Er wollte ungern gesehen werden, der Direktor durfte es ja nicht wissen. Der „Schirm“ war der Überrest einer alten Koje, die seinerzeit eingerichtet war für Leute, die ihr Getränk inkognito zu genießen wünschten. Es war ein großer Riß darin, aber niemand konnte sehen, wer dahinter saß, während der durch die Spalte das ganze Lokal im Auge behielt.

Der Schirm und die Stube waren leer.

Aber beim zweiten Glas kamen Gäste: Henriksen und Bjerg. Bjerg hatte sich um den Verstand und das Gleichgewicht getrunken, taumelte durch das Lokal und fiel neben dem Tisch auf der anderen Seite des Schirmes nieder. Henriksen setzte sich getreulich zu ihm.

Bjerg sah ihn erst, als er, ohne ihn bestellt zu haben, seinen Grog serviert bekam. „Madsen“ stellte zwei Gläser Grog hin; bei dieser Gelegenheit entdeckte er Henriksen.

„Sind Sie auch hier?“ murrte er. „Warum verfolgen Sie mich mit Ihrem Geschwätz?“

„Weshalb können wir nicht Freunde sein?“ sagte Henriksen.

Bjerg hielt sich an seinen Grog und beachtete ihn nicht weiter.

Aber nach geraumer Zeit plumpste es ihm plötzlich aus dem Munde: „Feunde — Feunde — und Feundinnen — Unsinn.“

Er entdeckte selbst, daß er einen Konsonanten verloren hatte und lachte wie über einen guten Witz. „Sagte ich Feundin! Na, das ist auch nicht gelogen. Das sind sie. — Alle Frauenzimmer.“

„Sie sind besoffen,“ sagte Henriksen.

Bjerg sah ihn mit der herzlichen Verachtung an, die der Betrunkene für den dummen Nüchternen hat.

„Besoffen — ja, ja, — besoffen — Sie Schneider!“

Er bekam einen Anfall von Lebensweisheit und kämpfte mit seinen Gesichtsmuskeln, um sie tiefsinnig aussehen zu lassen.

„Ich will Ihnen was sagen, wir Männer, wir tun es, weil es unsere Natur ist, aber die Frauenzimmer, die tun es aus Berechnung. — Aber wenn niemand es weiß — dann den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß — dann wissen sie es selber auch nicht.“

„Sie sind ein Kamel!“ sagte der Schneider. Er war wütend. Wohl war der Mann betrunken, aber alles hatte doch seine Grenzen.

Aber Bjerg hatte die unerbittliche Weisheit gepachtet.

„Sie können es ja an sich selber sehen! Solange Sie mit dem Buckel und so weiter — sie verächtlich ansahen und am liebsten angespuckt hätten, da — da schämte sie sich, als wenn da keine Spur von Buckel auf Ihrem Rücken gewesen wäre — aber sobald Sie so taten, als wenn nichts

im Wege wäre — da den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß — da hielt sie sich auch selber für ein anständiges Frauenzimmer — und da schlief sie bei dem Konsul — dem alten natürlich.“

Henriksen sprang auf: „Das ist gelogen. Und jetzt —“

Bjerg sah den drohenden Schneider ruhig an. „Gelogen sagen Sie — dann ist es auch gelogen, daß ich besoffen bin. — Der Konsul wollte die Helen haben — und da haute ihm der Sohn ein blaues Auge — und da sagte der Konsul ‚nie im Leben‘, sagte er — ‚aus Heiraten wird nichts‘.“

„Sie sind ja aber doch verheiratet,“ sagte Henriksen verächtlich.

„Ja, denn sie ging zu dem Konsul, dem alten — eines Abends und zog sich dazu an — tief ausgeschnitten — ich kenne sie — die Beine übereinander — und die Waden — und so weiter. Und da kriegten sie sich — alle zusammen — und ich legte mich aufs Saufen. — Ist das vielleicht gelogen, was ich sage, Madsen?“

„Das weiß ja die ganze Stadt,“ sagte Madsen.

Bjerg sah Henriksen triumphierend an, wie ein Whistspieler, der ein todsicheres Grand angesagt hat.

Henriksen war leichenblaß geworden. Er suchte nach einem Wort, womit er Bjerg und die ganze Welt erledigen könnte.

„Wissen Sie, was ich bin?“ sagte er.

„Ja, Sie sind ein Schneider,“ sagte Bjerg und hickste.

Henriksen schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich bin Freidenker!“

Damit verließ er das Lokal wie ein Sendbote des jüngsten Gerichts . . .

Am nächsten Vormittag kam die Reinmachefrau zu Dahl ins Zimmer und erzählte, daß Henriksen tot sei.

„Er hat sich an demselben Haken aufgehängt wie sein Vater. Ich sah ihn, als ich hereinkam. Glücklicherweise hielt der Schlächter gerade vor dem Hause, der konnte ihn abschneiden. Er ist gleich gestorben,“ fügte sie tröstend hinzu, als sie Dahl kreideweiß im Gesicht werden

sah. Er schwankte und hielt sich am Tisch fest. „Der Buckel hat ihn ja von der Wand abgehalten, und da hat der Strick gleich stramm zugezogen.“

Als der Lotteriekollekteur erfuhr, daß Henriksen tot war, war ihm zumute wie einem Menschen, der einen unheimlichen Traum von böser Vorbedeutung gehabt hat, dessen er sich aber jetzt nicht mehr entsinnen kann. Er ging in die Weinstube. „Madsen,“ sagte er vertraulich, „war ich gestern abend hier mit Henriksen zusammen?“

„Ja, Herr Bjerg.“

„Was haben wir angestellt?“

Madsen, der auch wußte, daß Henriksen tot war, und den Zusammenhang begriff, gab eine kurze instruktive Darstellung des Zusammenseins.

Ohne etwas zu genießen und ohne ein Wort zu sagen, ging Bjerg in die Guttempler Loge und meldete sich dort an.

Auch dem anderen Gast der Weinstube war nicht wohl zumute. Dahl bekam es mit der Angst, daß die Mächte, die Bjerg zum Trinker und Henriksen zum Selbstmörder gemacht hatten, auch über ihn Herrschaft gewinnen könnten.

Am nächsten Sonntag ging er in die Kirche, ehe er nach Hause ging, und als sein Vater bei Tisch fragte, ob er darüber nachgedacht habe, welches Studium er ergreifen wolle, antwortete er: „Theologie“.

Die Mutter lächelte erfreut, der Vater nickte zufrieden und sagte: „Du fühlst also das Bedürfnis, das Wort zu verkünden.“

So weit war Dahl noch nicht gekommen, er fühlte nur das Bedürfnis, seine Seele zu retten.

In der Nacht zwischen Freitag und Sonnabend

Die „Schiefe“ steckte ihre blanke Polypennase zur Tür herein. „Entttsch—sch—schuldigen Sie, Herr D—d—ahl, d—da ist bloß ein Br—r—ief.“ Ihr Gesicht war gewohnt, wütend und boshaft auszusehen; es kleidete sie nicht, zu lächeln. Sie war wie ein Hund, der den Kopf duckt, mit dem Schwanz wedelt und sich bereit hält, einem in die Beine zu fahren.

Sie legte den Brief vorsichtig auf die Tischkante, zeigte den krummen Rücken und verschwand. Sie hinterließ einen schwachen Branntweingeruch.

Dahl spülte sich den Mund wohl zum fünfzigsten Male, weil er an eine hatte denken müssen, die nicht verwachsen war, sondern davon lebte, wohlgestaltet zu sein. Er konnte die Vorstellung von schwedischem Punsch, Tabak und anderm giftigen Zeug nicht wegspülen.

Der Brief. Er mochte ihn kaum anfassen, weil die „Schiefe“ ihn mit ihren ewig ungewaschenen Händen und den schwarzgeränderten Nägeln berührt hatte.

Die Schrift hatte er wohl schon früher gesehen, konnte sich aber nicht entsinnen wo. Es war eine Handschrift, die sich der Schönschrift näherte. Ja — sein Vater hatte eine solche Handschrift gehabt; sie war ja allmählich ein wenig senil geworden, aber sie hatte immer ein bißchen nach Vorschrift ausgesehen. Er sah nach dem Poststempel.

Der Brief kam aus dem Heimatdorf. Sein Herz begann plötzlich vor Angst zu hämmern. Ärgerlich über seine dumme Nervosität zwang er das pochende Herz zur Ruhe, ehe er den Brief öffnete. Aber die Finger zitterten trotzdem, als er den Umschlag aufriß.

Bakkeböller Schule, den 7. Juni

Herr stud. theol. Jens Dahl!

Es ist meine traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Ihre liebe Mutter sich nicht mehr unter der Zahl der

Lebenden befindet. Die treue selbstvergessene Sorgfalt, mit der sie Ihren verstorbenen Vater in seiner letzten Zeit pflegte, überstieg ihre Kräfte, und sie war nicht mehr die gesunde, starke Frau, die sie in ihren Briefen an Sie scheinen wollte. Sie war so bange, daß die Sorge um ihre Gesundheit Sie in Ihrer Arbeit hemmen könnte. Wir, die wir sie täglich sahen, wußten ja freilich, daß es mit ihr zu Ende ging, und doch hatten wir erwartet, daß sie den Sommer überleben würde, was sie auch selbst glaubte. Sie freute sich so sehr darauf, Sie in den Ferien zu Hause zu haben und, wie sie sagte, die letzten Tage mit Ihnen zusammen zu verleben —. Es sollte nicht so sein; Gott rief sie in der Nacht zwischen Freitag und Sonnabend um drei Uhr zu sich. Still und ruhig entschlief sie im Namen des Herrn.

Wir haben gedacht, daß die Beerdigung am Donnerstag stattfinden könnte, überlassen es aber natürlich Ihnen, die endgültigen Bestimmungen zu treffen. Ihre alte Stube hier in der Schule, Ihrem alten Heim, steht zu Ihrem Empfange bereit.

Der Herr tröste Sie in Ihrem schweren Verlust!

J. J. Hansen-Bro.

Das Herz hatte ebenso plötzlich fast aufgehört zu schlagen, wie es vorher heftig gehämmert hatte. Sonst fühlte er nichts. Der Brief sagte ihm nichts. Einige unwirkliche Sätze, „daß Gott sie zu sich gerufen habe“ und daß sie „im Namen des Herrn“ eingeschlafen sei in der Nacht zwischen Freitag und Sonnabend um drei Uhr.

In der Nacht zwischen Freitag und Sonnabend um 3 Uhr! Er sank auf das Sofa, wie von einem Schlage getroffen, der ihn bewußtlos machte. Sein Gesicht war kreideweiß und der Ausdruck fast leblos.

In der Nacht zwischen Freitag und Sonnabend um 3 Uhr war seine Mutter gestorben, — und gerade in dieser Stunde war er bei — —

Ein ganz sinnlos warmes Lächeln von einem Sonnen-



strahl fiel in die Stube und zeichnete das Fenster auf dem Fußboden ab. Er betrachtete die schwarzen Striche des Fensterrahmens, die den Sonnenfleck auf dem Fußboden einfaßten, und eine Erinnerung tauchte plötzlich auf. Eines Tages war sie mit einem Stück Käsebrod zu ihm gekommen. Sie sah so listig aus, weil der Käse auf einem kleinen Stück doppelt lag. Sie sah ihm zu, während er aß. „Das rutscht!“ sagte sie, als er fertig war, und dann sah es aus, als sei es auch in ihr „gerutscht“.

Jetzt war sie tot, in der Nacht zwischen Freitag und Sonnabend, während er — —. Er preßte das Gesicht in das Sofa.

Er hatte eine Stunde regungslos gelegen, als er sich eines starken Schmerzes in seinen Händen und einer hilflosen Einsamkeit in seinem Herzen bewußt wurde. Er hatte auf seinen gefalteten Händen gelegen und die Finger hart aneinander gepreßt.

Er wandte sich um und sah das Sonnenschein-Fenster auf dem Fußboden. In diesem Augenblick verschwamm es mit dem alten, vor vielen Jahren daheim gesehenen; er mußte an das Bilderbuch denken, an die eingebundenen Sonntagsschulblätter mit dem Bild eines kleinen Knaben, der in seinem Bett liegt, während die verstorbene Mutter als Schutzengel am Kopfende steht und über ihrem kleinen Jungen wacht. Damals glaubte er, alle verstorbenen Mütter sähen so des Nachts nach ihren Kindern. Oft hatte er, wenn er erwachte, auf ihre Atemzüge gelauscht, um sich zu vergewissern, daß sie leibhaftig bei ihm war, und in Dankbarkeit hierfür hatte er die Verse wiederholt, die sie ihm als Gutenachtgruß zu sagen pflegte: „Gute Nacht, mein Schatz, schlaf süß, wie die Engel im Paradies!“

Das Sofa, auf dem er lag, hatte sie ihm gekauft; das kleine Kissen, auf dem er ruhte, hatte sie ihm selbst gemacht.

Müde von dem Kummer und den Gewissensbissen drückte er den Kopf noch tiefer in das kleine Kissen hinein. Das Bild aus dem Sonntagsschulblatt von der verstorbenen

Mutter, die zu Häupten ihres Kindes steht, flimmerte vor seinem Bewußtsein, er faltete die noch schmerzenden Hände, und während die Tränen endlich von seinen Wangen herabzurollen begannen, sagte er leise und mit dem Klang der Kinderjahre in seiner Stimme, fast ganz fern von der Gegenwart: „Gute Nacht, mein Schatz, schlaf süß, wie die Engel im Paradies.“

In einer unklaren Vorstellung, die Mutter in der Nähe zu haben, schlief er ein wie ein kleines Kind, das sich in den Schlaf geweint hat.

Als er erwachte, hatte die Todesnachricht ihn mit ihrer schweren dumpfen Ruhe durchdrungen.

Er stand auf und begann zu packen. Er packte langsam. Hin und wieder verweilte er bei einem Gegenstand, der ihn besonders an sie erinnerte; da war ein Taschentuch, in das sie seinen Namen gestickt hatte, und ein Paar Strümpfe, die er letzte Weihnachten in ihrer Hand gesehen hatte, als sie sie stopfte, mit demselben Ausdruck körperlichen Genießens wie damals, als sie ihn das Käsebrot verzehren sah.

Ein Klopfen störte ihn in seinen Betrachtungen. Die „Taub“, die zweite seiner drei Wirtinnen, kam herein mit ihrem zerfahrenen Spatzengehüpf und ihrem verlegenen Grinsen.

„Entschuldigen Sie, Herr Dahl, Ihr Freund, Herr Barnes, läßt fragen — darf er hereinkommen?“

Er nickte nach kurzem Bedenken.

Barnes kam herein. „Du packst?“ fragte er, „willst du verreisen?“

Dahl hielt gerade eine Weste in der Hand und sah grübelnd in den Koffer hinein. Jetzt wandte er sich nach Barnes um; er hielt immer noch die Weste in der Hand. „Ja,“ sagte er, „meine Mutter ist gestorben.“

Barnes erwiderte kein Wort. Ein Schatten legte sich auf sein Gesicht, und die Augen waren auf den Fußboden gerichtet. Dahl wandte sich ab und packte die Weste ein. Als er nach der Jacke langte, sah er, daß Barnes sich gesetzt hatte.

Er starrte regungslos ins Leere. Es war ihm nicht anzusehen, ob er gehört hatte, was Dahl sagte, oder ob er es überhört hatte, wie man so manche gleichgültige Bemerkung überhören kann. Trotzdem wußte Dahl, daß Barnes hellhörig war für alles, was in ihm vorging.

„Kannst du begreifen, Barnes,“ sagte er langsam, „daß eine Mutter sterben kann? Ich meine nicht körperlich, aber daß sie aufhören kann zu existieren. Irgendwo muß sie doch sein, nicht wahr? Wir können sie nur nicht sehen.“

Barnes hatte seine Augen erhoben. Aber denen war nichts anzusehen. Es war, als hätte er allen Ausdruck aus ihnen herausgenommen — sein gewöhnlicher aufmerksamer, allessehender Blick war nach innen gewandt. Wie er so dasaß, mit den deutlichen Spuren eines Jugendlasters, die Intelligenz gleichsam für den Augenblick beiseite gelegt, das Gesicht aber trotzdem von einem wunderlichen stummen Wissen veredelt, machte er den Eindruck eines Wesens, das mehr war als ein Mensch — oder weniger. Mit seinem blaugrauen Teint, seinen schweren Augenlidern und naßkalten Händen sah er aus wie ein freundlich gesinnter Erdgeist, der aus seinem Hügel herausgekommen ist und wortlos darauf wartet, ob er den Menschen nützlich sein kann. Irgend etwas an ihm läßt erkennen, daß er alles weiß, was im Herzen des Menschen vor sich geht.

Dahl begann wieder zu packen. Aber plötzlich ließ er das, was er in der Hand hatte, fallen und sah Barnes voll ins Gesicht. Dann sagte er nach einigem Besinnen: „Weißt du, wo ich in dem Augenblick war, als meine Mutter starb? Ich war betrunken und mit einem öffentlichen Frauenzimmer zusammen.“

Darauf kehrte er seinem Freund wieder den Rücken zu und packte weiter.

„Wußtest du denn nicht, daß deine Mutter krank war?“

„Nein,“ sagte Dahl, „ich hatte keine Ahnung.“

Er gab Barnes den Brief des Lehrers; Barnes las ihn und legte ihn schweigend auf den Tisch.

Plötzlich sagte Dahl wie ein unglücklicher Junge, der sich einem Kameraden anvertraut: „Barnes, wenn Mutter mich nun in dem Augenblick gesehen hat?“

Barnes sah ihn ganz verständnislos an.

„Man sagt,“ fuhr Dahl fort, und Barnes war es, als wären das Gesicht und die Stimme ganz dieselben wie damals, als sie in die erste Klasse der Dorfschule gingen, „man sagt, daß im Augenblick des Todes der Mensch diejenigen, die er lieb hat, aufsucht, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Und zu wem sollte Mutter wohl sonst gehen als zu mir?“

Er barg sein Gesicht in den Händen. Barnes betrachtete ihn mitleidig. Er schüttelte fast unmerklich den Kopf.

Sein Freund hatte das theologische Studium aufgegeben, völlig überzeugt von der vollkommenen Sinnlosigkeit des Christentums. Es war nicht ein Faden übriggeblieben von dem ganzen Dogmengewebe, nicht die geringste Spur von Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele. Und jetzt peinigte ihn der alte Bauernaberglaube.

Barnes stand auf und gab Dahl seine feuchte Hand.

„Lebe wohl,“ sagte er, und sein ganzes Gesicht zeigte den Mangel an aufdringlicher Teilnahme, der mehr als jede andere Form von Mitgefühl sich weich um ein Herz legt.

Dahl nickte und wußte, daß sein Freund seinen stummen Dank fühlte.

---

Lächelnd wie ein sonnentrunkenes Auge lag der blaue Sund zwischen den vielen grünen Inseln. Der kleine Spielzeugdampfer mit dem roten Streifen um den Schornstein glitt ruhig und sicher auf die Provinzstadt zu, die sich in sonnenbeschiedenem Feiertagsfrieden um die Kirche lagerte. Dahl stand auf Deck und sah nach der Stadt hinüber. Eine gute halbe Meile hinter ihr lag die Bakkeböller Schule. Dort war auch der Weg mit den Weidenbäumen. Den gingen alle Jungen, die in der Stadt etwas zu be-

sorgen hatten. Wenn sie ihm begegneten, würden sie mit verschämter Freude lächeln, dann ihr Beileid ausdrücken, weil seine Mutter gestorben war, und Holger würde sich von der Schar absondern und ihn mit seinen großen Augen ansehen, die kaum Platz für all das Gute hatten, das sich in ihm emporarbeitete, — und dann würde Jens weinen müssen.

Unsinn! Holger saß jetzt im Zuchthaus, und die andern waren erwachsen, und jeder hatte seine Beschäftigung. —

Segelmacher Berg stand an seinem gewohnten Platz, die Hände tief in den großen Hosentaschen vergraben und sein Gesicht wie gewöhnlich über seinem unergründlichen Innern geschlossen.

Dort lag Henriksens Fenster. Jetzt war da ein Töpferladen.

Wo die Straße kurz vor der Stadt nach dem „Wäldchen“ abbog, kam Helen Urup, tief in ihre eigenen Gedanken eingesponnen. Als sie ihn erkannte, kam in ihre Augen ein kurzes Aufleuchten. Sie erinnerte sich der Erlebnisse in Mutters Garten und auch Dahl mußte daran denken. Beider Gang und Haltung wurden unsicher, als wollten sie stehenbleiben und sich ansprechen; dann grüßten sie beide höflich und gingen weiter.

Er sah ihr nach und dachte an Barnes.

Weiter draußen macht die Straße mit den Weidenbäumen eine Biegung nach der Bakkeböller Schule zu.

Jens brach eine Weidengerte ab und schälte die grüne Rinde, während seine Füße widerstrebend den Weg nach der Schule einschlugen. Er schälte langsam und sorgfältig, als wäre es eine Arbeit, die gut gemacht werden mußte; erst wenn sie fertig war, wollte er heimkehren, und er zog sie in die Länge. Solange er die Mutter nicht tot gesehen hatte, war es gleichsam nicht wirklich wahr.

Endlich war die Weidengerte schimmernd weiß. Er betrachtete sie unschlüssig, konnte sich nicht entsinnen, wozu er sie brauchen wollte. Im Grunde war es ja gleichgültig, aber es war ihm sonderbar wichtig, sich dessen zu erinnern.

Ein paarmal war das Erinnerungsbild nahe daran, aufzutauchen; es verschwand aber immer wieder, ehe er es gefaßt hatte.

Gereizt ließ er die Weidengerte durch die Luft sausen — und ließ sie erschrocken fallen, als wäre Holger wirklich aus dem Hecktor dort herausgetreten, und ein kleiner dicker und flachstirniger Bauernjunge stünde brüllend auf dem Wege.

Hier, hier an dieser Stelle, hatte er den dickbäuchigen kleinen Burschen nach Brüderchens Tode geschlagen, und Holger hatte ihm sein Messer geschenkt, und er war nach Hause zu seiner Mutter gegangen und hatte erzählt, was er getan, und um Verzeihung gebeten.

Jetzt wollte er wieder zu ihr, und er hatte viel zu beichten und für vieles um Verzeihung zu bitten!

Da war das alte Zaungitter, über das er früher gern die Hand hingeleiten ließ. Da waren die spitzen Pflastersteine des Hofes, jeder mit seinem Gesicht. Da waren Hansen-Bro und Frau, die nicht dazu kamen, ihre durchdachten tröstenden Worte zu sprechen, die aber zur Antwort auf einen Ausdruck in seinem Gesicht die Tür zu der Stube öffneten, in der der schwarze Sarg stand.

---

Er entsann sich, daß er hatte knien und beichten wollen, aber er tat es nicht. Ein Junge war in die Stube gegangen, um seine Mutter um Verzeihung zu bitten; ein junger Mann betrachtete in tiefem, aber kalten Ernst die Leiche einer Frau, steife, übers Kreuz gelegte Hände, ein mageres wachsbleiches Gesicht, dessen Ausdruck er nicht verstand. Das starre Lächeln ihres Mundes, das sein Herz mit eisigem Ernst erfüllte, das kannte er nicht.

Zwei zärtliche, wachsame Augen, ein wissendes Lächeln, ein Zug schmerzlicher Freude über den Augenbrauen — das war seiner Mutter Gesicht, wenn es sich ihm zuwandte, das einzige, das er gesehen hatte, das Gesicht, das ihr wie ihm gehörte; denn nun begriff er, daß er sie stets als sein Eigentum betrachtet hatte.



Hier war nichts mehr von dem, was sein war. Sie hatte ihn verlassen. Das unergründliche Lächeln, auf das er jetzt starrte, und das nicht schwinden wollte, das gehörte ihr allein.

Er betrachtete ihr eigenes, ihr letztes Lächeln und hörte eine Stimme irgendwo draußen, die Stimme einer Bauernfrau, vielleicht die Annine Clausens, „die Küstersfrau“ sagen. Die gleichgültige Stimme legte ihn selbst zur Seite, wies ihm seinen Platz an als ein Kind, das der Küster und seine Frau gehabt hatten. Und niemand protestierte dagegen. Die Frau des Küsters lag hier mit ihrem eigenen Lächeln, das ihm nichts sagen wollte.

Gewiß, sie war noch etwas andres gewesen als eine Mutter. Kind, Schulmädchen, junges Mädchen, verliebt, verheiratet, hatte ein Menschenleben gelebt, von dem er nur wenig wußte. Und dieses Lächeln, das letzte, das sie ihm wie einem jeden gab, der hereinkam, war weder glücklich noch unglücklich, sondern unheimlich rätselhaft.

Zweimal hatte er an der Bahre eines seiner Nächsten gestanden, nie aber war er dieser unbarmherzigen, unpersönlichen Kälte preisgegeben gewesen, die sein Herz jetzt bis auf den Grund erstarren machte.

In dieser Stube hatte er seines Vaters Antlitz betrachtet. Es war dasselbe, wie er es immer gesehen hatte, im Tode etwas kleiner als im Leben, zusammengesunken, als wolle es zugestehen, daß es die Buchdruckerkunst nicht erfunden hatte, sonst aber dasselbe.

Und das weiße Marmorgesicht des kleinen Bruders, der nur so aussah, als ob er schlief, als ob er, wenn es sein sollte, die Augen aufschlagen und wie eine Blase aus ihrer unergründlichen Tiefe aufsteigen könnte. Brüderchen, das nur „heimgegangen“ war und zurückkam, um seine Finger ein letztes Mal leise zu drücken.

Aber dies Gesicht hier war geschlossen, so undurchdringlich und fremd wie das von Segelmacher Berg, das sich ihm nie hatte öffnen wollen.

Und so war auch sein eigenes Gesicht, als er an Han-

sen-Bro und seiner Frau vorüberging und sein Zimmer aufsuchte.

Sie starrten ihm verständnislos nach.

„Es ist doch seine Mutter,“ meinte Madam Hansen-Bro, „und er hatte nicht ein Wort und nicht eine Träne.“

„Der Mann muß Freidenker sein,“ meinte Hansen-Bro. Seine Frau schauderte. Sie dachte mit einem Gefühl glücklicher Geborgenheit daran, daß ihr Mann Kantor und Religionslehrer war.



## 19. KAPITEL

### Heimatlos

Der kalte Ernst blieb in seinem Herzen und lähmte seine Sinne. Die Sonne schien mit einem gleichgültigen Licht, die Vögel sangen den langen Sommertag, aber ihr Gezitscher war leerer Lärm. Junge Mädchen weinten bei dem Begräbnis seiner Mutter; der Kummer in ihren Gesichtern schien ihm eine sinnlose Grimasse. Was ging sie seine Mutter an! Die Bauern drückten ihm teilnehmend die Hand, ohne zu wissen, daß ihr schwerer Ernst nicht durch den Verlust seiner Mutter hervorgerufen war, sondern durch das unheimliche Gefühl, daß sie selbst einmal sterben müßten. Hansen-Bro und seine Frau hatten geradezu Tränen in den Augen und wagten nicht, sich ihr natürliches Gefühl der Erleichterung einzugestehen, daß sie jetzt tot war und das ganze Mobilar ihnen gehörte.

Freilich gehörte es ihnen; Madam Hansen-Bro hatte in ihrer ganzen Breite auf allen Stühlen gesessen, und sie hatten sich gefügt und ihr Gepräge angenommen. Es gab kein Heim mehr für ihn. Sofort Abschied nehmen!

Ehe er abreiste, wollte er noch einmal durch das Loch in der Haselhecke gucken. Er ging den Pfad, den Hansen-Bros große Holzschuhe ausgetreten hatten. Nicht einmal dieser Pfad hatte noch etwas Heimatliches. Er hob die

Augen, in einer tiefen Sehnsucht nach jemand, den er liebhaben konnte. Sein Blick fiel auf das Loch in der Hecke, und er blieb stehen und starrte wie durch ein Fernrohr über das Weite hinaus, in einer unbegreiflichen Gewißheit, daß da draußen irgendwo diejenige war, nach der er sich sehnte und um derenwillen er das allererste Mal dorthin gegangen war und Tag für Tag gewartet hatte — so lange, bis er vergessen, worauf er wartete.

Er stand unmittelbar vor der Erkenntnis, wer es war, konnte es nur noch nicht deutlich genug sehen, aber er war überzeugt, daß es kommen würde.

Er ging zu Hansen-Bro und mietete sein altes Zimmer für den Sommer.

Tag für Tag saß er in der Hecke und wartete vergebens. Schließlich gab er es auf und trieb sich ruhelos auf allen Wegen des Kirchspiels umher.

Eines Nachmittags blieb er vor Niels Peters und Martinens Haus stehen, mochte jedoch nicht hineingehen. Aber Niels Peter hatte ihn vom Fenster aus gesehen und kam heraus, und da ließ sich Martinens Kaffee nicht vermeiden.

Sie hatte schon drei Kinder und erwartete das vierte. „Es geht schnell damit in den jungen Jahren,“ sagte Niels Peter.

Dahl betrachtete Martinens unförmliche Gestalt und dachte, die jungen Jahre dauerten wohl nicht lange.

Sie hatte noch immer ihre klugen, klaren Augen, aber der übrige Teil ihres Gesichtes trug die Spuren einer selbstverständlichen Müdigkeit.

Sie bemerkte Dahls Blick und lächelte verständnisvoll. „Wenn wir jemand treffen, der uns früher gekannt hat,“ sagte sie, „sehen wir am besten, daß es mit uns angefangen hat, bergab zu gehen. Sie brauchen nichts Höfliches zu sagen; es ist nun einmal so! Es fängt an dem Tag an, wo wir heiraten.“

„Du sprichst ja nicht gerade sehr ermunternd von der Ehe,“ warf Niels Peter dazwischen.

„Ja, Herrgott, dafür kann die Ehe doch nichts; ich bin mit meiner ganz zufrieden. Das Leben ist nun einmal so. Es ist vorbei — oder wir können auch sagen, es fängt an, wenn wir heiraten! Dann gehen wir eine ganze Reihe von Jahren, das eine Kind auf dem Arm und das andere im Leibe, und müssen doch die Arbeit im Hause und im Garten verrichten und für den Mann sorgen, und ehe wir uns versehen, sind wir so häßlich, daß er kaum noch sieht, daß wir ein Frauenzimmer sind, und wir sind so müde, daß wir uns auch gar nichts mehr daraus machen.“

Sie versetzte Niels Peter einen Klaps und fügte hinzu: „Na, soweit bin ich noch nicht, aber es ist nicht mehr lange bis dahin.“

„Sie sind immer etwas wie eine Wahrsagerin gewesen, Martine,“ sagte Dahl.

„Aber immer ist es doch nicht eingetroffen,“ meinte Niels Peter. „Als wir uns das letztmal unterhielten, prophezeite sie, Tine werde sich entweder mit einem Rittergut verheiraten oder eine alte Jungfer werden, und nun ist sie mit Maurer Peter verheiratet.“

„Ist Tine mit dem Maurer Peter verheiratet?“

Dahl verfiel in Gedanken. Martine sah ihn eine Weile an und sagte dann: „Ja, so gut wie alle jungen Burschen in der Gemeinde haben um sie angehalten, und dann hat sie den Maurer Peter genommen, weil er die weißesten Hände hatte.“

Ihre klaren Augen verweilten wieder eine Weile auf Dahls Gesicht, ehe sie fortfuhr: „Ich weiß nicht recht, ob Tine wirklich glücklich ist. — Na, Sie sehen mich an, als wollten Sie sagen, wer ist überhaupt glücklich, nach dem, was ich vorhin sagte. Aber wir andern, wir wissen, worauf wir uns einlassen, und daß es nicht anders sein kann. Das Leben ist nun einmal so. Aber Tine wollte das Leben am liebsten so wie in den Romanen. Schon in der Schulzeit las sie so viele. Dann konnte sie träumen! Ich erinnere mich noch an die Zeit kurz nach der Konfirmation, damals, als wir noch unsere Vertraulichkeit mit-

einander hatten. Tine konnte ganz so träumen, wie ein Dichter schreiben kann. Nacht für Nacht, in Fortsetzungen, genau wie im Zeitungsfeuilleton. Sie freute sich auf den Schlaf, bloß um weiterzuträumen, und tagsüber lebte sie in der Erinnerung an den Traum. Ich könnte mir wohl denken, daß Tine heute noch jede Nacht träumt und am Tage nicht recht wach ist.“

„Na, wach ist sie, weiß Gott,“ sagte Niels Peter. „Denn es gibt kein Haus, das so blitzblank ist wie ihres, deins natürlich ausgenommen.“

„Aber Tine ist wie eine Nachtwandlerin,“ behauptete Martine. „Sie kann alles ebensogut wie wir, die wir wach sind; reißt sie aber einmal plötzlich aus ihren Träumen heraus, und ihr werdet sehen, sie verliert das, was sie in der Hand hat, vor lauter Schrecken. — Doch da kommt die Schwiegermutter mit einer Geschichte, die heraus will, das kann ich ihrem Trab ansehen.“

Und in der Tat, Annine kam ganz außer Atem, aufgereggt und entsetzt in die Stube gestürzt.

„Was gibt es denn, Schwiegermutter,“ sagte Martine, „was ist denn los?“

„Was los ist,“ stöhnte Annine, „was los ist — ja, das kannst du glauben, es ist etwas los!“

Ihre Augen waren ganz schwindlig, weil sie schneller gerannt war, als die Lungen vertrugen. Als sie Dahl erblickte, hielt sie erschrocken inne und sank auf einen Stuhl.

Aber wenn der Pfarrer selbst und ein Probst und ein Bischof dagewesen wären, sie hätte die Geschichte doch nicht bei sich behalten können.

„Der Konsul ist tot,“ sagte sie.

„Na,“ sagte Niels Peter in dem leichten Ton, der zu der Fortsetzung gehörte, die er jedoch für sich behielt, nämlich: „Hat ihn der Teufel endlich geholt?“

„Ja,“ sagte Annine und schnappte nach Luft. „Der Konsul ist tot. Ich komme eben von dort.“

Die letzte Bemerkung schien ihr eine gewisse Er-

leichterung zu verschaffen; sie saß nun etwas ruhiger da, wie jemand, der seine Pflicht getan hat.

„Ich war dort im Hause, als er starb — und der Pastor war da mit dem heiligen Abendmahl.“

„Mit dem Abendmahl?“ sagte Peter und spuckte einen Priem aus. „Das hat das alte Schwein nicht verdient.“

Annine sah ihn betroffen an. Der Ausdruck des Verblüffens ging langsam in einen der Verklärung über, und währenddessen verwandte sie kein Auge von ihrem Sohn. Sie bekam ihre Sünden vergeben um seinetwillen. Sie schloß die Augen, dankte Gott in aller Eile, schlug sie wieder auf und sah Niels Peter mit dem mutterfrohen Ausdruck an, den sie, seit er verheiratet war, ihm entzogen und seinen Kindern gegeben hatte. Ein guter Junge war er immer gewesen, und freilich war er in unehelicher Lust empfangen, aber daß er das rechte Wort zur rechten Sekunde sagen konnte, das hatte er von dem Klempnergesellen, der im Laufe von fünf Minuten ihr den Kopf verdreht hatte, an jenem Abend auf der Tierschau, und der dann nach Amerika ausgerissen war. Sie fühlte, er war ihr vergeben, sie brauchte ihn nicht mehr zu bereuen.

„Du sagst es, mein Sohn,“ sagte sie feierlich, „und es ist wunderbar, daß gerade du es zu mir sagen mußt, denn es war Gottes Urteil, was aus deinem Munde ging.“

Sie besann sich eine Weile und erzählte dann in einem ruhigeren Ton weiter. Das große Grauen war von ihr gewichen, und sie war erfüllt von einer dankbaren und gerechten Freude über die Vorsehung, die belohnt, bestraft und verzeiht, so wie wir es verdienen.

„Ich brachte gerade Eier,“ sagte sie, „und da sagt die Köchin, der Konsul liegt in den letzten Zügen. ‚Jesses, sag ich, ist es soweit?‘ ‚Ja,‘ sagt sie, ‚sie erwarten es jeden Augenblick. Der Pastor ist da mit dem Abendmahl.‘ — ‚Dann setze ich mich ein bißchen,‘ sage ich, denn es wär doch ärgerlich gewesen, wenn das gleich nachher passiert wäre, wenn ich aus dem Haus herausgekommen war, wo ich einmal hier bin.‘ Und da sitzen wir denn und warten.



Aber es war nicht auszuhalten, da still zu sitzen und zu warten, und da sagt die Köchin, wo nur das Stubenmädchen bleibt, denn die war vor einer ganzen Weile mit Leuchtern für das Abendmahl hineingegangen, und da schleicht sie auf Socken hin und kommt gleich wieder zurück und flüstert, sie hätten den Schlüssel aus der Tür gezogen und wir könnten also hineinsehen, und es wäre schrecklich. Und sie schleicht wieder weg, aber ich halte sie am Rock fest und sage: ‚Laß mich ans Loch heran, denn du kannst dir das ganze vom Stubenmädchen erzählen lassen, aber ich muß gehen!‘ Und ich lege das Auge an das Schlüsselloch, und da sehe ich das Ganze, denn die Tür stand gut. Der Pastor war gerade soweit gekommen, wo er dem Kranken den Kelch zeigt —, soweit war er schon damals, als die Köchin durchguckte, aber er war noch nicht weiter gekommen, weil der Konsul angefangen hatte zu kichern, und allmählich lachte er ganz laut. Wie ich gerade hinkomme, fängt er an zu lachen. Aber das, was er sagte, das kann ich nicht wiederholen, wenn ein Mann hier ist. Er lachte und sah in die Höhe, und aus dem, was er sagte, konnten wir entnehmen, daß das, was er sah, Frauenzimmer waren, die splitternackt waren am ganzen Leibe. Die saßen in der Luft gerade über ihm in den schrecklichsten Stellungen und hatten die gräßlichsten Dinge vor. Und der Konsul lachte und sagte Worte, die nicht zu wiederholen sind, und griff mit den Fingern nach ihnen. Aber da auf einmal wird sein Gesicht starr vor Entsetzen, er macht eine Bewegung, als wenn er unter das Deckbett kriechen will, und ‚Krack — rack — rack —‘ sagt es in seinem Hals, als wenn ihn einer streckte. Und mir wurde so in meinen Beinen, als sollte ich umfallen, und der Schweiß trat mir auf die Stirn wie im Fieber, denn als ich sein Gesicht sah und dies — ‚Krack — rack — rack‘ hörte, da wußte ich, daß ihn der Böse selber geholt hatte, und den Beweis dafür habe ich selbst gesehen, denn der Kelch, den der Pastor in der Hand hielt, der schwappte über und etwas Wein floß heraus, genau so, als hätte

jemand angestoßen, als er vorbeisauste. Dann habe ich nichts mehr gesehen, weil die Köchin auch einmal heran wollte. Aber zur Beerdigung will ich. Denn wenn der Pastor nach dem, was da geschehen ist, eine schöne Rede auf ihn hält, weil Geld da ist und sie für die Leichenrede nicht sparen wollen, dann verlier ich meinen Glauben. Aber großer Gott — mir fällt ein, die Schmiedsfrau Kirsten hat ja da gedient, als der Konsul noch jünger war, und die hat gekündigt, weil er sie nicht in Ruhe lassen wollte. Die muß doch wissen, wie sein Ende gewesen ist. Ach, wie schrecklich ist doch der Tod, wenn er nicht selig ist!“

Annine raffte die Röcke zusammen und rannte davon.

Ihren Glauben durfte sie behalten. Der Pfarrer war so erschüttert über den Verlauf dieser Abendmahlsfeier, daß er bat, man möge ihn von der Beerdigung suspendieren, und den benachbarten Pfarrer ersuchte, ihn zu vertreten.

So ging es zu, daß Pastor Barnes noch einmal, wie so oft in seiner Glanzzeit, von einer fremden Gemeinde gebeten wurde, eine Leichenrede zu halten.

Nach einer Unterredung mit seinem Amtsbruder sagte er ja, und es geschah, daß er die Gemeinde stärker ergriff denn je zuvor in der Zeit seines Glanzes.

Als das erste Lied gesungen war, trat er an den Sarg und betete ohne irgendein Wort der Einleitung das Vaterunser. Ohne ein einziges Wort hinzuzufügen, kehrte er dann an seinen Platz zurück und setzte sich.

Die Wirkung war so ungeheuer, daß auch nicht einer vom Gefolge sich entschließen konnte, in den Schlußgesang mit einzustimmen. Die Orgel spielte ihn allein durch, und der Doktor rettete die Situation, indem er den Leichenträgern das Zeichen gab, den Sarg fortzutragen.

„Der Kerl,“ sagte der Sohn des Konsuls, als er nach Hause gekommen war. „Der soll Zeilenhonorar für seine Rede kriegen. Und das Vaterunser ist gratis.“

Barnes bekam nicht einen Pfennig für seine Assistenz. Aber Respekt hatte er im Städtchen gewonnen, und daheim in der Gemeinde waren sie stolz auf ihn.

## Enttäuschungen

Dahl befand sich auf dem Heimwege von seinem täglichen Spaziergang.

Er ging am liebsten in der Mittagsstunde, wenn Menschen und Vieh schliefen und das ganze Dorf still und tod dalag wie ein großer Kirchhof. Dann ging er, wohin ihn seine Beine trugen, selbst schwer und tot im Herzen.

Auf Claus Jörgens Hof kreischte eine Säge. Hans Olsen arbeitete im Holzschuppen. Dahl ging zu ihm hin.

„Arbeitest du in der Mittagsstunde?“

Hans Olsen lächelte.

„Das ist so ein bißchen Heimarbeit. Ich verkaufe es und bekomme gut dafür bezahlt.“

„Und der Mittagsschlaf?“

„Ach was — als wir in die Schule gingen, hielten wir ja auch keinen Mittagsschlaf. Dafür spielten wir.“ Hans Olsen betrachtete seine Arbeit, als spielte er noch.

Mit ihm war auch gar keine Veränderung vorgegangen. Er hatte noch dieselben weichen, blonden Locken an Stirn und Schläfen, dasselbe vertrauensvolle Lächeln, das selbst einer blonden unschuldigen Locke glich. Sein Körper und seine Glieder waren unmerklich zu Mannesgröße herangewachsen, hatten aber die sanfte Rundheit der Kinderjahre bewahrt. Der Kopf saß harmonisch auf seinen Schultern; er hätte gar nicht anders sitzen können. Die Augen sahen freimütig und taktvoll geradeaus auf das, was sie sehen sollten; man konnte sich gar nicht denken, daß sie sich auf Dinge einließen, die sie nichts angingen. Es lag eine eigentümliche unerschütterliche Ruhe über Hans Olsen, die fast aufreizend auf Dahl wirkte und in ihm ein boshafte Verlangen aufsteigen ließ, diesen blauäugigen Frieden zu stören.

Er fing an von einem zu sprechen, der sich im Krug betrunken hatte.

Hans Olsen lächelte gutmütig: „Das kommt ja vor.“

Und dann war da ein Paar, das uneheliche Kinder hatte. Dasselbe unangefochtene, nicht verurteilende Lächeln! „Das trifft sich ja manchmal so.“

Und Claus Jörgen sollte ja Wasser in die Milch gemischt haben?

Ein leises Kopfschütteln. Was doch den Leuten alles einfallen könnte!

Hans Olsen kannte wohl alle Versuchungen des Lebens vom Hörensagen; aber sie lagen alle soweit weg wie Amerika.

„Beschäftigst du dich immer mit so etwas in deiner freien Zeit?“

„Meistens! Es macht mir Spaß, und dann bezahlt es sich ja auch besser, als Geld auszugeben. Außerdem habe ich ein kleines Gütchen im Auge.“

„Du denkst also ans Heiraten?“

Hans Olsen lächelte sein gutmütiges Lächeln. „Verlobt sind wir ja, und dann ist doch das Heiraten das nächste.“

Das war offenbar etwas, in das man hineinwuchs. Etwa so, wie man den Konfirmandenunterricht besucht — dann ist die Konfirmation das nächste.

„Hast du denn nie im Krug über die Stränge geschlagen?“

Hans Olsen sah in die blaue Luft hinaus. „Nein, das habe ich wohl eigentlich nie getan.“

Der Ton war friedlich ohne die geringste Überhebung über die andern, die über die Stränge schlugen. Dahl wollte gern wissen, ob er ihre Ausgelassenheit begriff.

„Das ist doch leicht zu begreifen. Was soll denn die Jugend bei heißem Wetter anders machen als durchgehen, wenn sie keinen Schatten finden kann? Die allein sind, haben hin und wieder das Bedürfnis, laut zu schreien. Ich habe das bloß nicht nötig gehabt; wir sind ja immer zu zweien gewesen, Ellen und ich. Entweder sind wir zusammen gegangen, oder jeder für sich und eins hat ans andre gedacht. Und dann ergibt es sich ja von selber, so zu leben.“

Dahl ging mit einem häßlichen Unwillen im Herzen nach Hause. Er hatte Hans Olsen gegenüber das bittere Gefühl eines abgewiesenen Nebenbuhlers, obwohl er sich nicht denken konnte, worum sie beide hätten werben können. Widerwillig von dem Gefühl der eignen Ärmlichkeit überwältigt, suchte er seine Überlegenheit zu retten, indem er feststellte, daß Hans Olsen nicht weiter begabt sei, wurde aber sofort durch eine innere Stimme verwirrt, die mit Überzeugung darauf hinwies, daß es keinen Händler gebe, der jemals Hans Olsen werde übers Ohr hauen können.

Nein, gewiß nicht. Aber weswegen? Der viel schneidigere Niels Peter und jeder von den alten Kameraden konnte seiner Ansicht nach gelegentlich „hereinfallen,“ Hans aber nicht. Er konnte den Grund nicht ausfindig machen, aber es war so.

Dann nahm er sich vor, Hans Olsen als ein gar zu gleichgültiges Thema aus seinen Gedanken zu streichen. Aber etwas blieb doch zurück. Eine kleine blonde Locke an Hans Olsens linker Schläfe kam ihm nicht aus dem Sinn, und sie erweckte ein Gefühl von nagender Wehmut und bitterer Eifersucht, das ebenso unerklärlich wie tief war.

Gegen Nachmittag stand er in Gedanken versunken auf dem alten Spielplatz. Langsames Pferdegetrappel und schwere Wagenräder, die den Kies der Straße mahlten, weckten ihn. Ein Bauernbursche hing stumpfsinnig auf dem Sitzbrett. Er blinzelte Dahl schläfrig an, und ein Zug im Gesicht verriet, daß er ihn erkannt hatte. Dahl trat an den Wagen heran. War es Kristian Mogensen, oder war er es nicht?

Ja, es mußte Kristian Mogensen mit dem K sein, auf dessen Rücken immer Fliegen gekrabbelt hatten, weil er so gutmütig war, daß selbst die Fliegen es merkten.

Jetzt kam ein schleppendes „Guten Tag“. Wo war der gedämpft vertrauliche Klang der Stimme geblieben? Wo war das sanfte Licht im Auge? Ausgegangen infolge von Mangel an Hoffnung, wie eine Lampe auslöscht, wenn kein Sauerstoff in der Stube ist! Es war keine Spur von Seele

mehr in seinem Gesicht, auch nicht in dem breiten, toten Rücken — nicht einmal eine einzige Fliege saß darauf. Kristian war fertig, noch bevor er bis zur Ehe gelangt war, die nach Martinens Aussage dem Leben die Farbe nahm.

Wie es wohl mit Tine stand? Ein bitteres Verlangen, sich auch von ihr enttäuscht zu fühlen, führte seine Schritte in der Richtung auf Maurer Peters Haus.

Als er näherkam, überraschte ihn eine nervöse Angst, gesehen zu werden, ganz so, als wollte er Tine noch aus verbotenen Gründen besuchen. Er war überzeugt, daß er den Mut nicht aufbringen würde, hineinzugehen; selbst die Erinnerung an sein wildes Kopenhagner Leben konnte dies alte Herzklopfen nicht niederzwingen.

Als er aber den Maurer Peter an der Gartenpforte stehen sah, ging es vollständig vorüber. Mit dem Mann da war sie verheiratet! Die Vorstellung wirkte befreiend wie ein Gelächter. Es lagen Meilen zwischen ihm und ihr. Ungeniert begann er mit Peter zu plaudern.

Ohne weiter darüber nachzudenken, hatte er Peters Einladung angenommen, bei ihnen zu Abend zu essen.

Peter rief Tine: „Hier ist ein alter Bekannter, ein feiner Mann, aber nicht zu fein, um einen Bissen Brot mit uns zu essen.“

Tine kam. Da stand sie. Er sah sie zum ersten Male seit jenem Abend auf dem Heuboden. Da stand sie. Dieselben dunkeln Augen mit den langen schwarzen Wimpern. Er sah, nein, er fühlte ihren wunderbar weichen Mund und die betörende Kraft ihrer Umarmung. Er wußte, daß er die Frauen, die er fortan traf, welchen Stand und welchen Bildungsgrad sie auch haben mochten, stets mit diesem Maßstab messen würde.

Tines Pupillen erweiterten sich, ihre Augen wurden ganz schwarz, ehe sie zu Boden sah. Dahl war es, als bekäme unter ihrem Blick der Gartenweg Leben.

Plötzlich vernahm er Peters Stimme: „Ihr seht ja aus, als geniertet ihr euch voreinander! Habt ihr vergessen, daß ihr zusammen in die Schule gegangen seid?“



„Nun will ich das Abendbrot besorgen,“ sagte Tine und ging ins Haus.

Es war noch derselbe Gang, ein natürlicher üppiger Tanz, dem er nachgeblickt hatte, als er mit Christian Barnes auf dem Kirchweg stand.

Als sie das Essen auftrug, sah er, daß sie etwas Frauenhaftes bekommen hatte, aber das machte sie für Männer nicht weniger verlockend.

Peter schwatzte, und sie antwortete freundlich und sanft, aber doch, als wenn ihre meisten Gedanken beständig in der Ferne schwebten.

Nachtwandlerin hatte Martine sie genannt.

Von Zeit zu Zeit sah sie Dahl forschend an, und es war, als wenn sie dann zögernd ihr ganzes Bewußtsein in Gebrauch nähme. Unter ihrem Blick fühlte er sich reif und welterfahren.

„Willst du mir das Salz reichen?“ bat Peter.

Mechanisch streckte sie den Arm aus, ohne den Blick von Dahl zu wenden. Als sie sich aber Peter zuwandte und ihre Augen von Dahl zu ihm hinüberglitten, nahmen sie einen stutzenden Ausdruck an, als verstünde sie nicht recht, daß er dasaß. Sie ließ das Salzfaß fallen und geriet in Verlegenheit.

„Du hast Salz verschüttet,“ sagte Peter. „Du wirst heute noch Tränen vergießen.“

Er bog sich über den Tisch und hob das Salzfaß auf.

Tines Augen wußten nicht, wo sie bleiben sollten. „Schrie da nicht eins von den Kindern?“ sagte sie und ging hinaus.

„Ja, Frauenzimmer haben genug zu tun, wenn sie erst Kinder haben,“ sagte Peter.

Als sie hinausging, sah Dahl ihrem Rücken an, daß Martinens Ansicht über die Ehe auch zum Teil auf Tine paßte.

Sie kam erst wieder zum Vorschein, als Peter sie hereinrief, um Lebewohl zu sagen.

Sie gingen zu dritt bis an die Gartenpforte.

„Sieh wieder herein, wenn du vorüberkommst,“ sagte Peter. „Mich triffst du freilich nicht an. Ich muß ans andre Ende der Insel; ich habe beim Grafen Arbeit. Aber Tine hat immer einen Bissen Brot und einen Schluck Bier, und es tut ihr gut, ein bißchen zu schwatzen.“

Dahl sah sie fragend an. Sie stand gerade vor ihm im Mondschein, wie schon früher einmal und mit demselben traurigen, ernsten „Nein“ in den tiefen Augen. Aber sie war nicht so bestimmt wie damals. Ihre Pupillen wurden groß und schwarz, und obwohl sie unbeweglich stand, war ihm, als weiche sie zurück und sinke vor ihm nieder. Ein Lächeln durchzuckte ihn, gelangte aber nicht an die Oberfläche, weil die blonde Locke an Hans Olsens linker Schläfe so sinnlos wie plötzlich zwischen ihnen in der Luft schwebte und wieder die nagende Wehmut und die bittere unbegreifliche Eifersucht in seinem Herzen wach rief. Er beugte sich traurig vor dem leisen Flehen in Tines Blick und sagte: „Ich komme wohl nicht wieder; ich muß bald reisen.“



## 21. KAPITEL

### Das alte Spielzeug

Dahl saß in der Haselhecke, und Hansen-Bro grub im Garten. Plötzlich bückte er sich, hob etwas auf und ging lächelnd auf die Hecke zu. Dahl sah ihn von seinem erhöhten Sitze aus in zudringlicher Vertraulichkeit näherkommen.

Er mochte nicht mit ihm reden und stieg herunter, um wegzugehen.

Hansen-Bro holte ihn trotzdem ein und sagte: „Ich habe etwas gefunden! Ich möchte fast glauben, es ist einmal Ihr Spielzeug gewesen.“ Er hielt ihm den Fund hin.

Dahl zuckte zusammen, er rannte auf das Haus zu, merkte wie bei einem Alpdruck, daß seine Beine schwer

wie Blei waren und ihn an der Stelle festnagelten, wo er stand. Er sah zu Hansen-Bro auf, der nicht gehört zu haben schien, was er rief. Da verbreitete sich die Schwere der Beine über den ganzen Körper, und nun war es ihm klar, daß er sich weder vom Fleck gerührt noch gerufen hatte. Das Ganze hatte sich in ihm abgespielt. „Hier ist er,“ hatte er gejubelt und war dann nach dem Hause gelaufen, um ihn Brüderchen zu geben, der krank im Bette lag und seinen Spaten gern haben wollte.

Er stand da mit dem Spaten in der Hand.

„Ja, der gehört mir,“ sagte er ruhig zu Hansen-Bro, „das heißt —.“ Hier brach er ab und entfernte sich langsam, es war ihm nicht möglich zu sagen: „Er gehörte meinem Bruder.“ Es wären ihm Tränen in die Augen getreten.

Als er sich nach Hansen-Bro umwandte, um ihm zu danken, sah er plötzlich wieder die kleine blonde Locke an Hans Olsens linker Schläfe. Aber jetzt war es nicht Hans Olsens, sondern Brüderchens goldene Locke, und im selben Augenblick stand das ganze kleine Gesicht mit seinen unergründlichen Augen lebendig vor ihm. Da konnte er die Tränen nicht mehr zurückhalten; und während ihm die Tränen die Wangen herabrollten, kehrte er in die Hecke zurück.

Hansen-Bro ging zu seiner Frau hinein. „Er ist ein Egoist,“ sagte er. „Am Grabe seiner Mutter hatte er keine Träne, aber als er ein Stück von seinem alten Spielzeug sah, weinte er.“

Dahl saß lange, aufs tiefste gedemütigt, in der Haselhecke. Jetzt verstand er die nagende, heimwehähnliche Wehmut und die bittere Eifersucht, die er während des Zusammenseins mit Hans Olsen empfunden hatte. Dieser brave, unberührte Bursche lebte, ohne es zu wissen, in Brüderchens Nähe, in der Welt der Himmelsprache.

Als er sich aus seinem Stuhl in der Hecke erhob, erhob sich gleichzeitig aus der Tiefe seines Wesens ein fester Entschluß, über dessen Tragweite er sich noch nicht ganz klar war. Von nun an wollte er nur ein Ziel verfolgen:

sein verlorenes Paradies zurückzugewinnen, denn dort allein, das wußte er, war es ihm möglich, in Frieden mit sich selbst zu leben.

Aber er wollte fort aus diesem Hause, das ihm kein Heim mehr war.

Den kleinen rostigen Spaten in der Hand, ging er auf den Spielplatz hinüber und blieb vor dem geschlossenen Holunderbaum stehen.

Tine war er an jenem Sonntag nachgelaufen, als er den Hut verlor und der Holunderbaum nicht mehr offen stand.

Tine! Er wußte nicht weshalb, aber zu ihr wollte er gehen und nicht zu den andern, ehe er abreiste. Ihr wollte er Lebewohl sagen, ihr, die, ohne ihm etwas Böses antun zu wollen, ihn aus dem Paradies der Kindheit herausgelockt hatte.

Sie stand an der Gartenpforte und sah in die Ferne hinaus, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie eine müßige Stunde hatte.

Sie sah ihn von weitem näher und näher kommen. Die Erde schwankte unter ihr; sie mußte sich an der Pforte festhalten. Ihr war, als käme er unabwendbar auf sie zu mit ihrem Schicksal, und sie fühlte, ob er nun mit Kälte oder Wärme zu ihr kam, so kam er mit Kummer.

Jetzt blieb er stehen und sah sie lange an, ohne etwas zu sagen. Aber in diesem Schweigen vernahm sie mehr, als sie im Augenblick zu verstehen vermochte, mehr, als sie in vielen Jahren würde in Gedanken umsetzen können.

Sie stand gesenkten Hauptes da. Schließlich hob sie langsam die sanften Augen mit den langen dunklen Wimpern und fragte, weil sie nicht länger zu schweigen wagte, ob er nicht hereinkommen wolle.

Er schüttelte den Kopf: „Ich komme nur, um Lebewohl zu sagen. Ich reise morgen ab. Möge es Ihnen gut gehen.“

Er stutzte, als er merkte, daß er Sie gesagt hatte. Zu ihrem Mann und allen andern Schulkameraden sagte er du, zu ihr sagte er Sie!

„Dann sehen wir Sie vielleicht nicht mehr?“ sagte sie. Die Stimme erstarb wie der letzte Ton eines feinen Instruments.

„Nein,“ sagte er, „ich komme nicht mehr hierher. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie —.“ Weiter kam nichts, nicht einmal ein Flüstern. Aber sie sah ihn mit einem kurzen, klaren Aufblitzen an, das ihre eigenen Augen blendete, so daß sie sie schließen mußte — mit einem kurzen Aufblitzen von brennendem Jammer, das von der Dunkelheit gedämpft und verborgen wurde.

Er entfernte sich schnell. Sie hatte ihn angesehen wie ein junges Mädchen, das gerne leben möchte, aber weiß, daß es sterben muß, und fühlt, daß es so am besten ist.

An der Wegkreuzung sah er zurück.

Sie stand noch immer an der Gartenpforte. Der Kopf war gesenkt; sie sah zu Boden. Die Hände lagen schlaff auf der Pforte. Sie sah so aus, als sei sie ganz allein in der Welt.

Eine Sekunde war es ihm, als würde sein Bewußtsein in die schlaffe, seltsam aufgelöste Gestalt dort an der Gartenpforte versetzt; er wußte, daß sie sich freute, weil sie ihn nicht mehr wiedersehen würde, daß sie aber darüber weinte.

Plötzlich aber richtete sie sich auf, als hätte jemand auf eine geheime Feder gedrückt, die ihr ganzes Wesen um ein einziges Ziel zusammenschloß. Ihre beiden Kinder waren herausgekommen, und das kleinste war die Treppe hinuntergepurzelt.

Als Dahl wieder auf dem Spielplatz angelangt war, blieb er stehen und faßte in seine Tasche. Er zog den kleinen Spaten heraus und betrachtete ihn einen Augenblick. Dann ging er auf den Kirchhof.

Da lagen die drei Gräber, das neue hohe der Mutter, das zusammengesunkene des Vaters und das von Brüderchen, das zu einem kleinen Blumenbeet geworden war.

Er bog vorsichtig die Blumen zur Seite und steckte den

Spaten tief in die Erde hinab. Dann ging er nach der Schule hinüber, bezahlte sein Zimmer und teilte mit, daß er am nächsten Tage abreisen wolle.



## 22. KAPITEL

### Ein Gesicht

Am nächsten Vormittag ging Dahl in aller Frühe in den Garten hinaus, um zum letztenmal durch die Hecke zu sehen.

Der Glöckner Kristen bastelte an einer Schubkarre herum. „Nun wollen Sie uns also verlassen?“ sagte er.

„Ja,“ sagte Dahl und betrachtete die alte Pfeife, die in Kristens zahnlosem Munde baumelte. Das war ja dieselbe, mit der er gespielt hatte, als sie noch neu war. Jetzt hatte sie den Glanz verloren.

„Der liebe Gott und der Himmel und die ganze Erde stecken nicht mehr in deinem Pfeifendeckel, Kristen,“ sagte er.

Kristen lachte: „Nein, wissen Sie das noch? Das war gerade an dem Tage, als Ihr kleiner Bruder auf die Welt kam. Ja, der Pfeifendeckel ist nun nicht mehr blank, er spiegelt nichts mehr. Es ist Dreck daraufgekommen im Laufe der Zeit.“

Dahl ging auf die Hecke zu. Spiegeln — ja, tun wir das nicht auch? Wir spiegeln die Welt, je nachdem wir blank sind. Das Auge sieht den Himmel oder die Hölle oder nur die grüne Erde, je nachdem das Herz ist. Was würde wohl sein Herz zu allerletzt spiegeln?

Er stand auf dem Grabendamm. Die Hand um einen Haselzweig, versank er in Träumerei. Er hatte keinen Gedanken. In der Tiefe seines Wesens ruhte ein müdes geduldiges Warten; er hatte kein Gefühl von irgend etwas anderem, ahnte nichts davon, daß die Zeit verstrich.

Auf einmal kam ihm der Grabendamm ungewöhnlich



hoch vor, und er hatte die Vorstellung, daß er sich am Haselzweig festhielt, weil er bange war, hinabzufallen. Es war ihm, als seien seine Beine sehr klein und kurz.

Im selben Augenblick entsann er sich, weswegen er hier stand. Er wartete, müde und doch geduldig.

Es war am Tage nach dem Fest im Wäldchen. Gerade-so stand er das erstemal, als er hierher ging, um zu warten. Er entsann sich deutlich des kleinen Mädchens im rosa Kleid mit der Düte und den Augen, in die man nur immer hineinsehen konnte. Jetzt kannte er sie! Es waren ja die Augen und die Gesichtszüge, die er sooft in der Schule gesehen hatte, ohne zu wissen, daß sie es waren.

Es war Tine!

So sah sie das erstemal aus, als er sie sah.

Tine!

Schon damals!

Er träumte weiter, sank sozusagen immer tiefer in sich selbst hinab, während eine Frage sich gleichsam in ihn hineinbohrte: Ob Tine unlöslich mit seinem Leben verbunden war?

Seine Gedanken standen still, aber er fühlte, wie sich die Frage immer tiefer und tiefer in ihn hineinbohrte. —

Er fuhr auf. Das war ein scharfes Aufblitzen, als ob gerade vor ihm eine Bombe geplatzt wäre. In dem Blitz sah er viel mehr, als er festzuhalten vermochte. Er sah sein ganzes Leben bis ans Ende.

Die Einzelheiten konnte er nicht festhalten.

Nur dies: daß er in fanatischem Suchen nach dem Stein der Weisen in ein Leben einging, phantastisch reich an inneren Erlebnissen.

Aber welche Erlebnisse? Er hatte sie gesehen. Jetzt waren sie fort.

Er entsann sich nur des allerletzten: eine grüne Ebene — eine Frau in einem rosa Gewande — sie winkte — er ging auf die Ebene hinab — alles wurde dunkel. Aber die Frau, die am Ende seines Lebens stand, war, so schien es ihm, Tine.

Er blieb stehen und starrte durch die Hecke nach etwas, was schon entschieden schien. Nach etwas Unabwendbarem.

Annine Clausen kam vorübergetrabt, rief: „Guten Tag“, erhielt keine Antwort, lief weiter zu der Schmiedsfrau Kirsten und sagte:

„Wie wunderlich das doch ist. Da komm ich wieder an der Hecke bei der Schule vorüber, und da steht wieder der Sohn des Küsters und sieht mit unergründlichen Augen an mir vorbei, genau so wie damals, als er eben geboren war und ich zu seiner Mutter sagte: ‚Was so ein kleiner Kerl wohl sehen mag!‘ Genau so wie damals sahen seine Augen aus, man könnte beinah glauben, für die Seele gibt es kein Alter. Ach ja, ach ja, wie wunderlich ist doch das Leben!“

Eine gute Stunde später ging Dahl in der Stadt über den Markt nach dem Hafen hinab. Segelmacher Berg stand vor seiner Tür, die Hände in den Hosentaschen. Ihn „offen stehen“ zu sehen, hatte er immer gewünscht, um zu erfahren, was sich für ihn dabei ergeben hatte, daß er durch die ganze „geschlossene“ Welt gereist war und alles gesehen hatte, was es zu sehen gab.

Dahl war wirklich hellseherisch heute. Berg stand offen, und da war nicht das geringste zu verbergen. Er war nicht lebendiger als Frederik VII., abgesehen davon, daß er spucken und mit den Augen zwinkern konnte.

Dahl war zu früh zur Stadt gekommen. Es war noch eine halbe Stunde bis zum Abgang des Schiffes. Er ging ins Hotel und ließ sich eine Tasse Kaffee geben. Als er fortging, fuhren zwei Menschen draußen auf dem Gang erschreckt auseinander. Es war das Zimmermädchen des Hotels und der junge Konsul Urup, Helens Mann.

Das war der letzte Eindruck, den er von der Heimat erhielt.

\*

## Nanna Bang

Fräulein Nanna Bang saß in ihrem Zimmer, das gemütlich war wie ein warmes kleines Nest. Ihre braunen Augen starrten ins Leere, als wollten sie jemand um einen Gefallen bitten. Vor einem Augenblick war die Luft so wimmelnd voll von Gedanken, daß keiner von ihnen richtig herankommen konnte. Jetzt war da nicht ein einziger mehr; sie waren alle davongegangen, aber erst hatte noch jeder seine kleine Last auf ihre Brust gewälzt, die nun von einem Druck zusammengepreßt wurde, der das Atmen schwer machte.

Sie stand auf und trat an das Klavier, um sich frei zu spielen, warf einen Blick auf die Noten, die aufgeschlagen waren, schleuderte sie mit einer raschen Bewegung beiseite: die Tingeltangelmelodie war zu flach.

Dann kam — dann kam — es gelangte nicht ganz in ihr Bewußtsein hinein, was für Musik es war, nur daß sie sie allzugut kannte und daß sie zu traurig war.

Aber da war „La brune Thérèse!“ Nein, das war zu fröhlich.

Vom Klavier ging sie nach dem Schreibtisch. Da stand ihres Vaters Tintenfaß, das sie so lieb hatte. Sie schlug die Augen nieder, als täten sie ihr weh, und wandte sich ab, sah ihr eigenes Bild im Toilettespiegel der Mutter, ein Frösteln rieselte ihr durch die Schultern, und sie trat an das Fenster und sah hinaus.

Dunkel und tot lag die alte stille Straße da. In einiger Entfernung wogte das Lichtmeer und Menschengewimmel der Östergade. Aber das konnte man nicht sehen. Es war wie das Leben. Man wußte, es lebte in der Nähe irgendwo da draußen.

Die stille Straße erschien noch stiller, und über dem Zimmer selber lag die tote Ruhe der Ewigkeit, wie über dem Chor einer Kirche.

Sie hatte ein Gefühl, als sei sie geradewegs zu den Eltern

nach Hause gekommen, nachdem sie eine Freundin auf dem Wege zu einem Ball begleitet hatte, auf den sie selber nicht gehen durfte.

In einer kleinen Nische, so daß es sich nicht der Aufmerksamkeit der Fremden aufdrängte, stand das Kruzifix aus ihrem Elternhaus. Sie hatte ihren Rosenkranz darumgehängt. Ein kleiner Vorhang konnte davorgezogen werden, wenn jemand kam, der nicht zu wissen brauchte, daß sie Katholikin war.

Sie setzte sich und betrachtete das Kruzifix, weil sie nichts andres zu tun hatte, und da sie gedankenlos war, durfte das Kruzifix sich ausdrücken, wie es wollte, und so geschah es denn, daß es ihr wie in ihrer Kindheit vorkam, als sei es ein lebendiges, beschützendes Wesen. Es führte ihren Blick langsam in dem warmen kleinen Nest herum, das sie sich aus heimatlichem Hausrat hergerichtet hatte. Da stand das große Tintenfaß, sie rückte es ein wenig zurecht und mußte lächeln, weil es ihr so väterlich anerkennend auszusehen schien.

Als sie lächelte, kam sie die Lust an, ihr eigenes Gesicht zu sehen, und als sie vor dem Toilettespiegel stand, ertappte sie sich dabei, wie sie die Lieblingsbewegung der Mutter mit der Hand nach dem Haar hinauf machte.

Da traten ihr Tränen in die Augen, sie setzte sich mitten ins Zimmer und fühlte sich einsam.

Es war zuviel Heimatliches in der Stube; sie hatte das Bedürfnis, sich davon wegzuplaudern.

Selbst wenn ihre Schwester gekommen wäre, würde sie sich gefreut haben.

Aber die Schwester konnte nicht kommen, weil sie nicht wissen konnte, ob jemand da war.

Und was die Schwester betraf, so mußte sie ja den eigenen Kummer und den der Eltern tragen; denn die waren tot, ehe das Unglück geschah.

Sie empfing ihre Schwester nur, wenn sie sicher war, daß sonst niemand kam. Und sie hatte das Bedürfnis, die Geschichte jemand zu erzählen, um bestätigt zu erhalten,

daß ihr Benehmen der Schwester gegenüber richtig war. Aber mit zweien von ihren Wirtinnen, mit der „Tauben“ und der „Schiefen“ war nicht zu sprechen, und der „Alten“ hatte sie es erzählt.

Der Student, der nebenan wohnte, war wohl schon vom Begräbnis seiner Mutter in die Stadt zurückgekehrt, aber er war ausgegangen, ohne auf eine Tasse Tee hereinzukommen, wie er es früher so oft getan hatte.

Heute abend, als sie hier so allein zwischen all den Sachen aus dem Elternhause saß, bekam sie einen Anfall von Gewissensskrupeln.

Aber sie konnte die Schwester doch nicht zusammen mit andern Menschen hier haben. Die Schwester, — die davon lebte, Treppen zu scheuern — die wie eine Scheuerfrau gekleidet ging und zur Stumpfheit der Treppenscheuerfrauen herabgesunken war.

Sie half ihr ja auf jede andere Weise. Als das Unglück mit dem Schuft und dem Kind, das starb, passiert war, und als es sich herausstellte, daß sie zum Unglück noch an einer häßlichen Krankheit litt, da hatte sie doch das alles bezahlt, obwohl sie Schulden machen mußte.

Auf einmal war das ganze Gewimmel von Gedanken wieder in der Stube, Gedanken aus der Zeit, als sie beide noch ganz klein waren, und bis zum heutigen Tage, wo die Schwester so aussah, wie sie aussah.

Sie trat vor den Spiegel, um zu versuchen, sich selbst zu sehen, als wäre sie eine Fremde.

Es gelang ihr, als sie an den unteren Teil des Gesichts kam; sie stutzte und begriff nicht, daß es wirklich das ihre war, konnte es auch nicht leiden, obwohl sie selbst nicht wußte, daß es ihre solide natürliche Sinnlichkeit ausdrückte, die durch verständige Erziehung so frühzeitig gezähmt worden war, daß sie nicht mehr viel davon merkte.

Besser gefiel ihr der obere Teil des Gesichts mit den strahlenden dunkelbraunen Augen. Und das dichte, reiche, schwarze, wellige Haar. Plötzlich gab es ihr einen Stich, und sie hielt den Kopf näher an den Spiegel heran. Eine

zitternde Hand zog ein Haar heraus. Sie hielt es lange zwischen den Fingern. Ja, es war grau.

Achtundzwanzig Jahre! Vielleicht waren noch mehr da! Ein Seufzer der Erleichterung: „Nein!“

Sie setzte sich wieder mitten in die Stube.

Wieviel leichter hatten es doch die anderen Damen im Warenhause als sie, die nicht aus einem gebildeten Hause waren. Sie verheirateten sich, sie waren ja nicht so wählerisch, und die nicht heirateten, die amüsierten sich.

Sie fühlte sich so gouvernantenhaft arm im Verhältnis zu ihnen mit ihren Sprachkenntnissen und ihrer Musik.

Die lebten nämlich und kamen obendrein immer glücklich davon.

Sie kannten aber auch das „Leben“ von dem Augenblick an, wo sie dahineinkamen. Sie waren in Freiheit erzogen. Sie war ja dankbar dafür, daß sie in einem guten Hause aufgewachsen war und ihre Erinnerungen hatte. Aber hier saß sie, eingeschlossen, mit ihren achtundzwanzig Jahren und einem grauen Haar, das sie in den Ofen geworfen hatte.

Hier saß sie zwischen all den hübschen Dingen aus dem alten Heim, die einen Ring um sie zogen und sie einsperrten, — ganz, als ob die Eltern sie noch nach dem Tode von aller Teilnahme „am Leben“ fernhalten wollten! In ein paar Jahren war sie schon eine alte Jungfer geworden.

Das verächtliche Wort, das sie selbst so oft mit der flotten Überlegenheit des schönen Mädchens ausgesprochen hatte, jagte sie vom Stuhl auf.

Sie merkte, daß sie Tränen in den Augen hatte, und öffnete das Fenster. Sie lehnte sich hinaus und ließ sich von der milden, lauen Sommerluft die Wangen streicheln und sie mit dem Haar kitzeln.

Plötzlich richtete sie sich mit einem Ruck auf und schloß das Fenster. Trotzig den Kopf zurückwerfend, durchbrach sie den Gefängnisring der alten Möbel, setzte ihren fescHESTEN Hut auf und betrachtete sich im Spiegel. Sie konnte



es dem Gesicht im Spiegel ansehen, daß es wohl wert war, beachtet zu werden.

Und nun wollte sie in das Gewimmel hinaus. Vielleicht begegnete sie irgendeinem Bekannten. Oder war denn etwas Böses dabei, wenn sie einem begegnete, den sie nicht kannte, und einen kleinen Spaziergang mit ihm machte — vielleicht ins Tivoli? Dabei war doch jedenfalls etwas Spannung, etwas von einem Abenteuer. Die Hände griffen beinahe fieberhaft nach der Hutnadel. Ihr Gesicht hatte schon den Ausdruck, als ob ein gebildeter Herr sie gefragt hätte, ob er sie ein wenig begleiten dürfe.

Sie schlug ein kurzes Lachen an: „Ich glaube, ich bin verrückt!“ Aber sie verweilte doch bei der spannenden Vorstellung, bis sie fühlte, wie ihr die Wangen brannten.

Da überkam sie die Angst, sie könne vielleicht nicht imstande sein, zum richtigen Zeitpunkt abzubrechen, und das Schicksal der Schwester stand ihr unheimlich klar vor Augen. Die Hand glitt zögernd nach der Hutnadel hinauf — aber die jungen Damen im Kaufhaus waren wirklich immer gut mit ihren Abenteuern davongekommen. Sie sah sich im Zimmer um und fühlte, daß ihr Beschluß schon gefaßt war. Aber alle Möbel, so schien es ihr, flüsterten mit der Stimme des Vaters und der Mutter: „Vergiß nicht, wie es deiner Schwester ergangen ist.“

Eine abergläubische Angst, daß es ihr gerade deswegen schlecht gehen würde, weil sie ihre gefallene Schwester verleugnete, stand wie ein Gespenst vor ihr. Aber sie wußte, wenn sie zu Hause blieb, würde sie den ganzen Abend d sitzen und weinen.

Da trat sie denn vor das Kruzifix, kniete klein und verzagt nieder, bekannte ihre Lust, ins Abenteuer nur hineingucken und das verzauberte Brausen des Lebens fühlen zu dürfen, und flehte, daß es ihr keinen Schaden bringen möge.

Es fiel ihr gar nicht ein, daß das Ganze auf einen gewöhnlichen Abendspaziergang vom Kongens Nytorv nach dem Rathausplatz hinauslaufen könne, ohne daß es irgend

jemand einfiele, die kleine hübsche Dame mit dem gebildeten Äußern anzureden.

Mit blitzenden, blanken Augen ging sie wie im Traum die belebten Straßen entlang. Im Bewußtsein ihres schlimmen Vorsatzes wagte sie nicht ein einziges der Gesichter anzusehen, denen sie begegnete.

Ungehindert erreichte sie den Rathausplatz und ging ohne Enttäuschung weiter. Sie hatte ein Gefühl, daß da draußen in dem Licht und Gewimmel vor dem Tivoli das Schicksal mit dem Guten und Bösen des Abenteuers auf sie wartete.

Mit großen, strahlenden Augen, die nichts sahen, näherte sie sich dem Platz mit dem gelbten Portal.

Es durchzuckte sie, bis hinauf in die Knie, als sie fühlte, wie ein Arm in den ihren geschoben wurde und eine Herrenstimme sagte: „Wollen wir ein bißchen da hineingehen?“

Die Schwester, das Kruzifix, die Möbel daheim drehten sich vor ihren Augen. Ein dunkles Gefühl sagte ihr, das Gesicht, das sie in all diesem Geflimmer anlächelte, müsse ihr doch gut bekannt sein; es hatte etwas mit den Möbeln und dem Kruzifix zu tun... Ach, es war ja der Student von nebenan, der bei ihr Tee zu trinken pflegte. Tränen traten ihr in die Augen, weil sie nicht mehr allein war, und sie lachte, weil sie so töricht gewesen war, und sie fuhr fort zu lachen, als wenn eine kleine Hysterie weggelacht werden müsse.

Als sie mit dem Lachen fertig war, wurde sie ernst, gut und ein klein wenig feierlich und fragte, ob sie nicht lieber nach Hause gehen und gemütlich Tee trinken wollten.

Das wollte Dahl im Grunde auch lieber als ins Tivoli gehen.

Bald darauf waren sie daheim in ihrem Zimmer. Sie rückte das Kruzifix ein wenig vor; sie fand, es stand in der Nische zu weit hinten. Dann ging sie hinaus und machte Tee.

Beim Tee erzählte sie ihm die Geschichte ihrer Schwester, verweilte ein wenig bei alledem, was sie für sie getan hatte, und fragte, ob er nicht begreife, daß sie sie nicht empfangen könne, wenn jemand da war.

„Jawohl, freilich,“ sagte Dahl zögernd.

„Sie sehen Vater ähnlich,“ rief sie aus. „Ja, wirklich, besonders wenn Sie mich im Grunde ganz gut verstehen, aber doch nicht so ganz einig mit mir sind. Sie würden es für das richtigste halten, wenn ich sie zu mir kommen ließe?“

„Ich finde, die Menschen, die nicht mit Ihnen verkehren wollen, weil Sie diese Schwester haben, mit denen lohnt sich's nicht zu verkehren,“ sagte er.

„Sie haben gut reden,“ wandte sie ein, „aber mit wem sollte ich dann verkehren? Ich habe sowieso kaum jemand, und langweilt man die Leute, dann bleiben sie weg.“

Sie setzte sich ans Klavier und spielte „La brune Thérèse“.

Er rauchte seine Zigarre. Sie lachte.

„Wie Sie paffen!“ sagte sie, „hier wird es ja schrecklich nach Mann riechen.“

Er wurde das Lächeln gewahr, das sich über ihr Unters Gesicht verbreitete, und staunte. Er wußte nicht, wie es kam, aber plötzlich tauchten Martinens Worte von dem Vissingröder Müllerburschen in seiner Erinnerung auf. Er sah sie an.

„Machen Sie nicht solche Augen,“ sagte sie und lachte.

Da war er wieder, dieser weibliche, machtlose, widerstrebende und nachgebende Ausdruck. Er fuhr fort, sie anzusehen, und je länger er es tat, um so willensloser lachte sie.

Da kam es über ihn, ohne daß er bewußt einen Beschluß gefaßt hätte; von einer unwiderstehlichen Machtbegierde getrieben, ging er zu ihr hin, und ohne den Blick von ihr zu wenden, ohne ein Wort zu sagen, begann er sie zu entkleiden.

Sie starrte ihm entsetzt in die Augen, machte eine ab-

wehrende, aber kraftlose Bewegung, ihr Untergesicht wurde zu einem breiten, wollüstigen Lächeln, die Augen schlossen sich, sie erlebte wie eine Ohnmächtige.

Da kam er mit einem gelinden Schrecken zur Besinnung. Er wollte ihr ja nichts antun. Aber so konnte er sie nicht verlassen. Behutsam entkleidete er das ganz vergehende Mädchen, trug sie auf ihr Bett, deckte sie zu, küßte sie aufs Haar, gerade in das Kraushaar hinein, wo das graue Haar gesessen hatte, und ging in sein Zimmer.

Als sich die Tür wirklich hinter ihm schloß, öffnete sie die Augen und starrte lange die Tür an.

Und dann fühlte sie sich so glücklich, weil er so gut war, und dann fingen die Tränen an zu fließen und flossen weiter, bis es nicht mehr nötig war, weil sie bekümmert in den Schlaf hinüberglitt.

Dahl sah von seinem Zimmer auf die Straße hinab in dem Glauben, eine Versuchung überwunden zu haben.



## 24. KAPITEL

### Mutter und Tochter

„Nein,“ sagte Barnes, „das glaube ich nicht. Nach all dem, was du mir erzählt hast, finde ich, du solltest bei der theologischen Fakultät bleiben. Wieviel Geld hast du?“

„Wenn ich nicht über die Stränge schlage, kann meine Erbschaft ungefähr 10 Jahre reichen,“ erwiderte Dahl.

„Du kannst also in aller Ruhe studieren und deinen Neigungen nachgehen, ohne nach dem Staatsexamen zu jachtern. Und ein andres Studium lockt dich nicht?“

Dahl schüttelte den Kopf.

„Dann würde ich an deiner Stelle bei der Theologie bleiben. Sie hat viele interessante Seitenwege, und auf einem davon liegt vielleicht gerade das, wofür du Verwendung hast. Wenn ich nicht schon ein so großes Stück von dem Weg zum Staatsexamen im Englischen zurück-

gelegt hätte, und wenn ich nicht gerade in der Regens<sup>1</sup> wohnte, wo es nicht gerade gern gesehen wird, wenn man von einem Studium zum andern übergeht, und wenn ich nicht gezwungen wäre, mir meinen Lebensunterhalt in nicht allzuferner Zeit selber zu verdienen, so würde ich selbst zu der theologischen Fakultät übergehen. So wie die Sachen jetzt liegen, muß ich mich damit begnügen, meiner Leidenschaft wie ein Wilddieb zu frönen.“

„Wie ein Wilddieb?“ wiederholte Dahl. „Worauf machst du denn Jagd?“

„Ich bin auf der Jagd nach dem religiösen Gefühl.“

Dahl sah ihn verwundert an: „Ich glaubte, du wärest Freidenker?“

„Das eine schließt das andre nicht aus.“

„Die Religion —“ begann Dahl, aber Barnes unterbrach ihn:

„Tu mir den einzigen Gefallen, und vermenge nicht die Religion und das religiöse Gefühl. Und vergiß nicht, daß das Christentum nicht die einzige Religionsform auf dieser Erde ist und auch nicht die letzte sein wird. Das religiöse Gefühl scheint ebenso unausrottbar zu sein wie der Selbsterhaltungstrieb und der Fortpflanzungstrieb; es hat stets Religionen geschaffen und wird es auch in Zukunft tun. Und Gott mag wissen, wohin es den Menschen führen könnte, wenn es nicht in Kirchen und Tempeln so schmähsch mißhandelt würde.“

„In Kirchen und Tempeln?“ sagte Dahl. „Du scheinst sagen zu wollen, daß das religiöse Gefühl in und außerhalb des Christentums —“

Barnes unterbrach ihn wieder: „Es gibt nur ein einziges religiöses Gefühl, mein Lieber, und folglich in Wirklichkeit nur eine Religion.“

„Du hast doch erst vorhin darauf aufmerksam gemacht, daß es mehrere gibt.“

„Freilich, mehrere Religionsformen. Du kannst sie in

---

<sup>1</sup> Freiwohnung für Studenten.

Asien, Afrika, Europa, in allen Weltteilen finden, und du kannst sie zu allen Zeiten finden, diese Religionsformen. Und die Religionshistoriker können sie sezieren und kommentieren und rubrizieren, das ist gleichgültig, diese Formen sind nur tote Ergebnisse von dem Leben, das sie schuf und anwandte, Schlangenhäute, die abgestreift sind und zeigen, daß die Schlange hier gewesen ist. Aber die Schlange selbst, das religiöse Gefühl, das vergessen die gelehrten Herren über der interessanten Haut. Mich aber interessiert die Schlange selber.“

„Und du meinst, es gibt nur eine Schlange?“ fragte Dahl.

„Ja,“ sagte Barnes, „aber sie sieht natürlich immer ein wenig verschieden aus je nach ihrem Alter und ihrer Entwicklung. Darf ich dir in großen Zügen erklären, was ich unter religiösem Gefühl, Religion und Kirche verstehe?“

Dahl nickte und Barnes begann: „Denken wir uns ein Naturvolk. Seine Gefühle gelten einzelnen bestimmten Dingen, die es gern haben will oder nicht vertragen kann; im Kampf für oder gegen diese besteht seine Entwicklung. Aber außer diesen Gefühlen gibt es ein unruhiges, unsicheres Gefühl von dem Verhältnis zu etwas Unbekanntem, Übermächtigem, das auf den Menschen einwirken kann und auf das der Mensch in gewissen Fällen selbst einwirken kann, dies unbeschreibliche Etwas, das der Mensch in Ermangelung bessern Wissens für einen Geist, einen Gott oder einen Teufel, oder für alle drei Dinge zusammen hält. Auf irgendeine Weise muß eine Versöhnung zwischen diesem Etwas und dem Menschen stattfinden. Hier hast du die Schlange als Junges, das religiöse Gefühl in der Wiege.

Denken wir uns nun einen Menschen, den dieses Gefühl ganz beherrscht und beseelt, so zwar, daß es sich durch ihn einen Ausfluß in bestimmten Handlungen schafft, weil er nicht anders kann, dann hast du in ihm das religiöse Genie des Stammes, und er verfügt über den Einfluß des Genies auf andre.



Laß uns nun weiter annehmen, daß er eine seiner merkwürdigen suggestiven Handlungen ausführt, gerade wenn zufällig ein Gewitter aufhört oder ein feindliches Heer die Flucht ergreift; dann liegt es ja nahe, diese Dinge miteinander in Verbindung zu bringen und den Schluß zu ziehen, daß dieser Mann der Götter Macht über die Götter hat. Darin liegt Nahrung für das religiöse Gefühl der Menge.

Nach ihm kommt sein Jünger und erzählt: bei der und der Gelegenheit tat der Mann der Götter dieses und jenes, und es half; laßt uns desgleichen tun. Dieser Jünger ist der Religionsstifter des Stammes. Nun haben wir also die Religion. Auf die Jünger folgen die Priester, die genau alles aufzeichnen, was die Jünger sie gelehrt haben, und nun heißt es: bei der und der Gelegenheit tat der Mann der Götter dies oder jenes; das hilft, und wer das nicht glaubt und nicht desgleichen tut, soll Prügel haben. Da haben wir die Kirche.

Aber die Kirche ist ja etwas ein für allemal Fertiges, das religiöse Gefühl ist etwas Lebendiges, sich Entwickelndes, und eines schönen Tages wird die Kirche zu eng, die Schlange hat die Wahl, entweder aus der Haut zu kriechen oder darin zu ersticken. In diesem Augenblick kommen die Propheten, die sich nicht immer mit den Priestern gut vertragen, wenn auch die Priester späterer Zeiten die verstorbenen Propheten in der Kirche unterbringen und diese so erweitern.

Aber ich mache also Jagd auf das religiöse Gefühl und nicht auf seine abgelegte Haut, mit deren Hilfe ich höchstens seine Spur verfolgen kann.

Aus diesen abgelegten Kleidern kann ich erkennen, daß das religiöse Gefühl in seinem Ursprung ebenso niedrig und schmutzig ist wie alle andern menschlichen Gefühle. Es ist im Anfang schwer, den Unterschied zwischen einem Gott und einem Teufel zu erkennen. Die Auffassung, die der Mensch von „Gott“ hat, gibt einen guten Maßstab für die Art seines religiösen Gefühls. Dieses zeigt sich denn

auch auf einer langen Strecke Weges als höchst unreines Gefühl und die „Götter“ im besten Falle als eifrige Teufel.

Darf ich nun mit einem Sprung auf den alten strafenden Jehova in Palästina übergehen? Dort entstand ja bekanntlich ein Genie, das sagte, Gott sei die Liebe, es so sagte, daß es noch heutigen Tages in ganz Europa gehört und geglaubt wird.

Nun bitte ich dich zu beachten: Wenn wir in Anrechnung bringen, was mit Gottes Erlaubnis mit Menschen und Tieren auf dieser armen Erde geschieht, dann ist niemals ein verrückterer und kränkenderer Satz ausgesprochen worden als der, daß Gott die Liebe ist.

Aber dieser Satz hat eine dauernde Gültigkeit. Das religiöse Individuum erfährt auf innerem Wege, daß Gott die Liebe ist.

Ja, selbst das nicht religiöse, das von jener inneren Erfahrung ausgeschlossen ist, zweifelt nicht, daß, falls Gott überhaupt existiert, er die Liebe sein muß. Da dies Individuum nun nichts von dieser Liebe sieht, schließt es gerade daraus, daß es auch keinen Gott geben kann.

Ich weiß nicht, ob Gott — endgültig und entscheidend — die Liebe ist; aber ich weiß, daß bis hierher und nicht weiter als bis zu diesem Glauben das religiöse Gefühl des Menschen bis dato gelangt ist.

Um nun zu erklären, warum ich meine, daß du dich nicht von der wunderlichen, lieblichen Torheit unsrer theologischen Fakultät abschrecken lassen sollst, muß ich jetzt rekapitulieren, was ich früher über Religion und Kirche gesagt habe.

Als der Galiläer tot war und der Welt als sein neues Testament hinterlassen hatte, daß Gott die Liebe ist, kamen die, die ihn gekannt hatten, und sagten: ‚Der Galiläer sagte, daß Gott die Liebe ist; wer das glaubt, wird erlöst,‘ — und das ist wahr, weil der Glaube eine innere Handlung wird, die Liebe erweckt, die wiederum die Kraft des Glaubens vermehrt — und ferner sagten sie: ‚Der Galiläer war selbst die Liebe, der Galiläer war Gott.‘ Damit haben wir

nun das Christentum, die Religion. Etwas später wurde daraus: ‚Gott ist die Liebe, der Galiläer ist Gott; wer das nicht glaubt, soll verbrannt werden.‘ Das war die Kirche. Das religiöse Gefühl, das Liebe zu Gott sein sollte, da man nicht wohl ein andres Gefühl für die Liebe hegen kann als gerade Liebe — das wurde zur Liebe zur Kirche und zum Haß gegen Ketzer. Die Religion wurde zur Theologie.

Nun gab es aber Leute, die nicht von Doktrinen leben konnten, Leute, in denen das religiöse Gefühl in beständig zunehmender Reinheit lebte und wuchs. Das waren die Mystiker. Für sie waren Dogmen und Lehrsätze nicht einmal so viel wert, daß sie sich ihnen widersetzen mochten.

Still und ohne reformatorischen Spektakel wuchsen sie durch das Dach der Kirche hindurch; so hoch, daß selbst die Vorstellung von Gott in ihren Augen gotteslästerlich wurde. Sie begnügten sich damit, ihn unbesehen zu lieben.

Die solltest du studieren. Bei ihnen kannst du vielleicht finden, was du suchst.

Und laß dich nicht von törichten Lebensanschauungen und Lehrsätzen hindern; sie sind nur welke Blätter, die frisch waren, als der Baum jung war. Suche beständig das Gefühl, das ihnen Leben verlieh, das ist der Stamm, der fortfährt, hoch zum Himmel hinauf zu wachsen. Das religiöse Gefühl wird sich dir in immer größerer Reinheit offenbaren, und ich glaube, du wirst finden, daß es nicht bloß, wie ich vorhin sagte, unausrottbar, sondern daß es zugleich unentbehrlich ist.

Alle andern Gefühle dienen dazu, unser Leben zu mehren, indem sie ihm etwas hinzufügen; sie dienen dem Zeitlichen: das religiöse Gefühl mehrt unser Leben, indem es dasselbe vermindert — ‚wer sein Leben verliert, wird es finden‘ — — Es wurzelt im Zeitlosen, Ewigen — vielleicht bist du ihm in seiner Reinheit in dem ‚Offenen‘, in der Welt der ‚Himmelssprache‘ begegnet, von der du mir erzählst hast.

Wenn alle andern Gefühle dem Leben dienen, so dient

das religiöse Gefühl dem Tode, der auch ein Teil unsres Lebens ist, vielleicht der beste.

Wenn dies Gefühl harmonisch zusammen mit den andern Gefühlen entwickelt wird, prägt und veredelt es sie und bringt dadurch den vollkommenen Menschen hervor.

Leider kann man solche Fälle an den Fingern aufzählen, weil die Priesterschaft der ganzen Welt es in ihren Kirchen einsperrt und weil Menschen, bei denen es innerhalb einer bestimmten Sekte oder Kirche zum Leben erwacht ist, in unschuldiger Dankbarkeit für das Glück, das ihnen widerfahren ist, in naiver Treue sich fanatisch an den kleinen Stall binden, in dessen Krippe es seine allererste Nahrung fand. — Du siehst so erstaunt aus?“

„Ja,“ sagte Dahl, „ich bin auch erstaunt — über dich. Ich wußte nicht, daß du religiös bist.“

„Das bin ich auch nicht — jedenfalls ist meine religiöse Fähigkeit äußerst gering; aber mein religiöses Bedürfnis ist groß. Verstehst du das nicht? Dann stelle dir einen Mann vor, dessen Verlangen nach Frauen stark ist, dessen Fähigkeit, bei Frauen Eindruck zu machen, aber gering ist. Glaubst du nicht, daß ein solcher Mann spät und früh damit beschäftigt sein wird, das erotische Gefühl, sein Wesen und seine Gesetze zu studieren?“

Was will ich mit dem religiösen Gefühl, wenn ich nicht mit religiösem Trieb geboren bin, fragst du vielleicht. Ich glaube, das kommt von einem Unglücksfall, der in meiner Kindheit eintrat und ein Gebrechen in meinem Charakter hinterlassen hat, das ich gerne geheilt sähe. Und ich weiß, daß das religiöse Gefühl solche Wunder vollbringen kann.

Doch ist es nicht das einzige Heilmittel für den Charakter. Mein Vater ist ja Pfarrer, und ohne Zweifel ist er es aus Überzeugung und Bedürfnis geworden. Er ist einmal ein berühmter Kanzelredner gewesen. Ich war damals noch klein, aber ich habe einen lebendigen Eindruck von ihm und keinen guten. Er ward am selben Tage ein guter, ehrlicher Mann und ein schlechter Kanzelredner. Aber die

Religion bewirkte das nicht, sondern ein großer Kummer, ein schweres Mißgeschick.“

Er schwieg eine Weile und sagte dann gedämpft, mehr zu sich selbst als zu Dahl: „Aber Kummer und Mißgeschick werden mir nicht helfen. Sie greifen gerade meinen schwachen Punkt an und machen ihn schlimmer. Und mein bißchen religiöses Gefühl wird durch meine ewige Analyse verdünnt; und meine Fähigkeit zu sehen, wie leicht das religiöse Gefühl sich mit den schmutzigen, eigennützigen Trieben des Menschen verknüpfen läßt, hindert mich, zu der begeisterten Hingerissenheit erweckt zu werden, ohne die kein Wunder mit einem Menschen geschieht.“

Aber wir wollen nicht von mir reden, sondern von dir. Bleib du bei der Theologie und sieh zu, ob sie nicht einen Seitenweg hat, der dich in das ‚Offene‘ führen kann. Die Rede der Mystiker scheint mir zuweilen deiner Himmelsprache ähnlich zu sein — soweit ich sie verstanden habe.“

Dahl zog sein Notizbuch hervor. „Kannst du mir die Titel einiger Bücher über Mystik nennen, mit denen du mir empfehlen würdest zu beginnen?“ fragte er.

Barnes sah nachdenklich und etwas geniert darein, als wollte er vor Dahl etwas verbergen.

„Das kann ich wohl,“ sagte er endlich. „Und wenn ich wollte — — wenn ich wollte —.“ Er schwieg und sah Dahl zurückhaltend und prüfend an; dann wandte er sich dem Fenster zu, ohne den Satz zu vollenden.

„Wenn du wolltest?“ wiederholte Dahl.

Barnes kehrte ihm weiterhin den Rücken zu und sprach ins Fenster hinein: „Wenn ich wollte, so könnte ich dich in einem Hause einführen, wo du viele von den Büchern finden kannst, die du brauchst, und Gelegenheit hast, mit einem Menschen darüber zu sprechen, der auch nach einer vergessenen Sprache sucht — und wohl findet, daß sie himmlisch war; selbst wenn oder vielleicht gerade weil — etwas irdische Musik darin war.“

„Aber du willst es also nicht?“ fragte Dahl.

Barnes kehrte ihm immer noch den Rücken zu. „Doch! Warum sollte ich es nicht wollen,“ sagte er zögernd, „warum nicht!“ Endlich drehte er sich um, und Dahl konnte nun sein Gesicht sehen. Es war ruhig, uninteressiert, aber ein wenig geistesabwesend.

„Woran denkst du?“ fragte Dahl. Ein schwaches Lächeln zuckte um Barnes' Mund! „Ich mußte an einen Tag in der Knabenzeit denken,“ sagte er in einem leichten Ton. „Ich stand daheim in der Scheune auf einem Balken, und mich wandelte die Lust an, von dort herabzuspringen. Etwas in mir sagte: ‚Laß es lieber sein, du könntest zu Schaden kommen!‘ Und dann auf einmal sprang ich doch. Ich tat mir verdammt weh — aber ich kam darüber hinweg.“

„Ja, das sehe ich,“ sagte Dahl. „Aber in welcher Verbindung steht das mit der Sache, von der wir sprechen?“

„Ja,“ sagte Barnes, „in welcher Verbindung steht das mit der Sache? Hast du Zeit, jetzt mitzugehen, dann könnten wir uns gleich auf den Weg machen.“

Dahl erhob sich: „Ich möchte wohl wissen, wohin wir gehen.“

„Das kann ich dir unterwegs erzählen,“ sagte Barnes.

„Ich bin ein klein wenig mit ihr verwandt,“ begann er unterwegs, „aber so weit entfernt, daß ich den Stamm-  
baum nicht verfolgen mag.“

„Mit ihr? Was ist das für eine Sie?“ fragte Dahl.

„Sie, die wir besuchen wollen. Es ist nämlich eine Dame, eine Witwe. — Was ich dir jetzt von ihr erzähle, ist nicht etwas, was ich weiß, auch nicht etwas, was ich mir ausgedacht habe, sondern eine Mischung von beiden. Sie hat eine recht große Rolle in meinen frühen Kindheitsvorstellungen gespielt, diese Frau Sonne.“

„Frau Sonne?“

„Ja, so heißt sie — aber damals hieß sie Livia, Livia Holsö. In dem häßlichen Munde meiner Tante. Ich konnte verstehen, daß sie hinter Livia hergewesen war, so wie sie jetzt hinter mir her ist, und wenn ich mir auch denken konnte, daß Livia größer war als ich, so tat mir die ferne



Livia doch schrecklich leid. Ich verstand natürlich nicht alles, was Tante Vater und Mutter von ihr erzählte, und namentlich begriff ich nicht, was Schlimmes daran war. Sie sprachen ruhig davon in meiner Gegenwart, weil ich so klein war, daß es weit über mein Fassungsvermögen ging. Sie vergaßen damit zu rechnen, daß mir die Tante so widerwärtig war, daß jedes Wort, das sie sagte, sich meinem Gedächtnis so tief einprägte, wie der Widerwille gegen sie sich in mein Herz einbohrte, und das war sehr tief. — Nun eines schönen Tages starb sie ja.“

Dahl mußte lachen. „Du sagst das so triumphierend, als wenn du sie selbst umgebracht hättest.“

„Dazu war ich ja zu klein,“ erwiderte Barnes. „Aber ich war bei ihrem Begräbnis, das kannst du mir glauben! — Aus dem, was ich von ihren Lästerreden auf Livia behalten und was ich später von Frau Sonne selbst hörte, habe ich mir folgendes zusammenbuchstabiert und zurechtgelegt. Ihre Mutter war schwächlich und wurde von Tante gepflegt. Die arme Frau! Der Arzt riet zu einer Reise nach dem Süden, und Livia und Tante reisten mit. In Italien machten sie die Bekanntschaft eines jungen Cappellano, der großen Einfluß auf Livia und ihre Mutter gewann und sogleich der Gegenstand von Tantes Erbitterung wurde. Er war nicht nur ein begabter Beichtvater, der es verstand, die kranke Frau zu trösten, er war zugleich nach Aussage der Tante so unverschämt schön, daß Livia kaum der Gefahr entgehen konnte, katholisch zu werden. Ob es nun das Ergebnis frommen Sehnsens oder eine Wirkung priesterlicher Schönheit war, das weiß ich nicht; fest steht aber, daß sie ihre Mutter um Erlaubnis bat, in ein Kloster einzutreten; die Tante zerschlug ein Wasserglas, als sie das erzählte. Die Mutter hatte nichts dagegen, die Tante aber fuhr auf die schwächliche Frau mit Martin Luther und geballten Fäusten los. Es wurde ein Kompromiß geschlossen: Livia sollte nach Hause reisen und sich selbst ein ganzes Jahr prüfen. Wenn sie dann noch der Welt absterben wolle, so sollte sie die Erlaubnis haben. Jung und begeistert

reiste sie heim und lernte einen Dragonerleutnant kennen. Sapiienti sat! Der Leutnant war ein Mensch von Fleisch und Blut, sagte Tante, und wenn sie von der Bekehrung sprach, die er bei Livia zuwege brachte, so pflegte Vater zu schmunzeln und Mutter vor sich hin zu lächeln und eine kleine abwehrende Bewegung mit dem Kopf zu machen. Der Leutnant aber starb als junger Rittmeister.

Und nun — also kurz und gut — für diese Frau Sonne, die du in einem Augenblick kennenlernen wirst, ist es zu spät, Nonne zu werden, und zu früh, Witwe zu sein. Aber die Religion, die sie in ihrer Ehe vergaß, hat die Arme nach ihr ausgestreckt, und was der Cappellano ihrer Mutter von Schriften der alten christlichen Mystiker und von Literatur über sie verschafft hat, das kannst du auf ihrem Tisch und in ihrem Bücherschrank finden. Und der Cappellano selbst — ja, es sollte mich wundern, wenn er nicht noch in ihrem Herzen einen kleinen Altar besitzt, vor dem sie zuweilen kniet und um Kraft und Erleuchtung bittet.“

„Sie lebt also ganz allein und einsam?“ fragte Dahl.

„Ja, das heißt, ihre Tochter ist natürlich bei ihr,“ sagte Barnes und sah an der Häuserreihe entlang.

„Hat sie eine Tochter?“

„Ja, — hier muß es sein. Ja, Nr. 23. Hier müssen wir hinauf. Ja, sie hat eine Tochter, die Katharina heißt und 18 Jahre alt ist.“

---

Einen Augenblick später stand Dahl in einem Heim. Er stand mitten in einer weichen Stille, die von überallgegenwärtigem Leben erfüllt war, und während er sich vor Frau Sonne verbeugte und hörte, daß Barnes ihn als einen Schulkameraden und Studenten der Theologie mit besonderen Interessen für christliche Mystik vorstellte, sah er vor sich einen Waldboden im Frühjahr, wenn eben die Anemonen aus dem vorjährigen Laub hervorgucken wollen. Nach einer Weile, nachdem er am Fenster, Frau Sonne gerade gegenüber, Platz genommen hatte, tauchte dies Bild wieder und

wieder in seiner Phantasie auf, während er auf ihre ein wenig allgemein gehaltenen Bemerkungen — über die Victoriner, Eckhart, Böhme und die Mystiker der spanischen Schule — antwortete. Aber allmählich hob sie sich deutlich ab von dem Heim, das sie geschaffen hatte, und ihre Gestalt und ihr Wesen fesselten ihn so stark, daß er vergaß, auf das zu hören, was sie sagte, um nur ihrer Stimme zu lauschen.

Ihre Bewegungen waren zögernd weich und behutsam zärtlich, als halte überall ein Mutterinstinkt die Antwort auf eine Forderung bereit. Die Stimme hatte, selbst wenn sie etwas erklärte, einen fragenden Klang. Die Augen widersprachen sich selbst; sie waren nach innen gewandt und wach, erfahren und unsicher, geeignet sowohl zu verwirren mit dem Reichtum, den sie enthielten, als selbst dadurch verwirrt zu werden. Sie sprach mit Dahl wie die reife Frau mit dem jungen Manne, aber mit einer nachgebenden Bereitschaft, sich seinen intellektuellen Fähigkeiten zu beugen.

Mit der Tochter sprach er gar nicht, hatte aber trotzdem einen deutlichen Eindruck von ihr, weil sie mit in der Stube war und gewissermaßen bei allem dabei, was die Mutter unternahm.

Von Zeit zu Zeit hörte er Barnes' und ihre Stimme, die eine ein wenig gewollt vertraulich, die andre frei kameradschaftlich, hin und wieder plötzlich mit einem Nebenton von Reserviertheit.

Ihr Lachen machte dem Besuch ein Ende.

Es begann mit einem leisen weichen Glucksen, so wie man es zur Frühlingszeit an einem Bache hört. Es sah aus, als huschte ein Sonnenschimmer über das Gesicht, das sich plötzlich auf die Brust neigte, während der Mund das nächste Glucksen, das gerade herauswollte, festhielt.

Barnes sah zu Dahl hinüber, auf dem ihr Blick beobachtend geruht hatte, als das erste leise Glucksen unversehens ins Zimmer hüpfte.

„Worüber lachen Sie?“ sagte er.

Der Blick huschte eilig nach dem Gesicht des Fragenden und schlüpfte so schnell wieder weg wie ein Vogel, der Unterschlupf in einem Busch sucht, und der Mund umschloß das eingeklemmte Lachen noch fester.

Barnes sah wieder zu Dahl hinüber. „Sie haben wahrhaftig über den da gelacht,“ sagte er, „aber ich kann nichts Komisches an ihm finden.“

Da wurde der Druck zu stark; der kleine rote Knoten, den sie aus ihrem Mund gemacht hatte, löste sich, und das Lachen trillerte laut ins Zimmer hinein und quer durch die theologischen Betrachtungen ihrer Mutter und des Studenten Dahl.

Dann fragte auch ihre Mutter, und da wurde es erst recht arg.

Als Dahl ihrem Blick begegnete, wurde er angesteckt und lachte mit, und Barnes mußte lachen, weil das Opfer so herzlich lachte, ohne zu ahnen, daß es über sich selbst lachte, und Katharina, die die Gedanken verstand, die Barnes lachen machten, und die wußte, daß sie ganz verkehrt waren, lachte ein frisches Lachen in einem ganz andern Ton, das Barnes' Aufmerksamkeit erregte und ihn ernst stimmte.

Sein Lebewohl kam ebenso überraschend jäh wie Katharinas erstes Glucksen.

Frau Sonne holte ein paar Bücher vom Schreibtisch, überreichte sie Dahl und lud ihn ein, ein andermal wiederzukommen, wenn Katharina mit dem Lachen fertig geworden sei. Dahl gab Katharina die Hand, Barnes' Augen schweiften unsicher vom einen zum andern; sie sahen so aus, als wüßten sie beide, worüber das andere sich amüsierte, was unmöglich war; er selbst kam sich vor wie der einzige, der wirklich etwas wußte und doch außerhalb des Ganzen und einsam dastand, was widersinnig war.

Frau Sonne begleitete sie hinaus. Währenddessen betrachtete Katharina den Stuhl, auf dem Dahl gesessen hatte, und lachte über ihre eigene Albernheit.

Wie war sie nur dazu gekommen, das erste leise Glucksen

von sich zu geben, das Barnes gehört hatte? Ach ja, weil, während sie das Gesicht des Fremden ansah, um sich klar zu machen, ob sie ihn leiden möge, es ihr plötzlich neckisch zum Bewußtsein gekommen war, warum sie ihr Haar jeden Morgen so sorgfältig aufsteckte und warum es ihr Spaß machte, so oft und so lange in den Spiegel zu gucken.

Sie richtete sich im Stuhl auf und hatte diese Albernheit abgetan.

Dann glitt sie unmerklich in eine etwas hängende Stellung über. Die Hand unter der Wange, wußte sie in einer stillen tiefen Ruhe, daß sie auch in Zukunft das Haar mit Sorgfalt aufstecken und vor dem Spiegel stehen und prüfend hineinstarren und dann in Gedanken versinken würde.

Sie blieb lange mit ihren Gedanken allein. Ihre Mutter sah noch einmal in die Küche hinein, nachdem sie sich verabschiedet hatten.

Katharina hörte sie nicht, als sie endlich kam.

Die Stille des Zimmers hemmte die Worte, die Frau Sonne hatte sagen wollen. Sie blieb stehen, sah die Tochter an, die dort, den Rücken ihr zugekehrt, in sich selbst versunken saß.

Allmählich gewann die Stimmung, die die Gestalt des jungen Mädchens umgab, Macht über sie und sie sah vor sich eine steinerne Bank, hoch über dem Meer unten in Südtalien, eine steinerne Bank, auf der sie selbst saß und auf das Meer hinausstarrte, während ihre Gedanken irgendwo im Innern des Landes verweilten.

Sie setzte sich, leise über sich selbst und ihre unschuldige Torheit lächelnd, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Wange in der Hand, in derselben Stellung wie Katharina.

In dem Ausdruck der beiden Frauen war kein anderer Unterschied als der, daß die eine zurück, die andre vorwärts sah.

Aber einen Augenblick später fühlte Katharina, daß sie jetzt zu zweien im Zimmer waren.

Sie wandte sich nach ihrer Mutter um, stutzte und rief: „Nein, Mutter, wie jung du doch aussiehst!“

Frau Sonne erhob sich. Der Ausdruck ihrer Augen war abwesend, obwohl sie ganz deutlich gehört hatte, was die Tochter sagte, und um ihren Mund lag eine winzig kleine Andeutung von einer ganz bestimmten Art von Lächeln, das Katharina oft in ihrem Gesicht gefühlt, wenn sie gerade ein besonders schönes Buch gelesen hatte und sich nun damit amüsierte, es mit ihrem eigenen täglichen Leben zu vermischen. Die Mutter war also dergleichen Phantasiespielen noch nicht entwachsen.

Frau Sonne merkte ihren forschenden Blick, fühlte das Bedürfnis, etwas zu sagen, und fragte plötzlich: „Wie hat dir der Student Dahl gefallen?“

In diesem Augenblick fühlte sie sich ohne Spur von Grund halb verlegen über ihre Frage und wollte sie mit einer gleichgültigen Bemerkung über ihn abschwächen.

Aber Katharina legte den Kopf auf die Seite, sah so aus, als denke sie nach, und sagte dann aufrichtig, verließ der Antwort sogar etwas Nachdruck durch ein kleines bestimmtes Nicken: „Ja, — den mag ich mordsmäßig gern.“

Frau Sonne nickte. Das Thema war erschöpft. Sie ging plötzlich unschlüssig im Zimmer umher. Katharina beobachtete sie. Es sah so aus, als hätten Mutters Beine sich die Erlaubnis genommen, ein wenig hierhin und dahin zu gehen, genau so wie ein Paar Pferde, wenn der Kutscher lange in einem Laden bleibt.

Jetzt blieb sie beim Schreibtisch stehen. Eine Hand nahm einen Schlüssel und schloß ein Schubfach auf.

Zwei kleine Bücher — das grüne und das rote! — wurden herausgeholt und auf den Tisch gelegt — da wo die gelegen hatten, die sie Dahl mitgegeben.

Ob Mutter ihm die wirklich leihen wollte? Sie wagte es nicht zu glauben, ertappte sich aber bei dem Wunsche, daß es geschehen möge. Sie selbst hatte eine abschlägige Antwort bekommen, als sie einmal um die Erlaubnis bat,



darin zu lesen. Sie handelten von Religion. Aber es war sicher nicht das allein, was sie so heilig machte. Sie hatten den Reiz des Alters und der Kostbarkeit. Sie hatten der Großmutter gehört.

Sie hatte Lust zu fragen, ob Student Dahl sie lesen sollte, aber dann fiel ihr ein, daß die Mutter vielleicht nein sagen würde und daß sie ungern dies Nein hören wollte.

Um nicht fragen zu müssen, ging sie in ihr eigenes Zimmer, wo sie sich eine Weile mit dem Problem beschäftigte, was zum Kuckuck es sie wohl anginge, wenn die Mutter sich weigerte, Dahl die Bücher zu zeigen, während sie doch das Nein, das ihr selbst zuteil wurde, ohne zu mucken, hingenommen hatte. — —

Frau Sonne saß da, das kleine grüne Heft in der Hand. Sie hatte die Absicht, ein wenig darin zu lesen, aber die Dämmerung brach herein, und das Heft entglitt ungeöffnet ihrer Hand, fiel auf den Schreibtisch neben das rote. Da lagen sie nun beide. Ihre Hände schoben sie leise ein wenig dichter zusammen. Ihr Blick glitt durch das Fenster in das Mondlicht hinaus, das still auf den St. Jörgens-See herab schimmerte.

Sie konnte den See von ihrem Sitz aus nicht sehen, aber sie wußte, daß er dort lag.

Regungslos saß sie da, ihre Augen fielen zu, schlossen sich über einer verschwebenden Vorstellung von Mondlicht und Wasser. Der Schlaf näherte sich leise, dem sie sich still ergab. Aber gerade auf der Schwelle des Vergessens wurde die Erinnerung schärfer, das Mondlicht klarer, das Wasser belebter. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht; denn nun sah sie sie wieder, die lange, mondbeschienene Allee in Cocumellas Garten bei Sorrent. Dicht hinter ihr stand die Palme, unter der sie sich nach Afrika hinüber zu träumen pflegte. Am Ende der Allee lag der Golf, und sie wußte, daß Sorrents süß duftender Blumenatem weit, weit hinaus gelangte, ehe er in der kräftigen Seeluft verschwand. Sie schritten zwischen blühenden Orangen dahin. Ihn, mit dem sie ging, sah sie gar nicht, fühlte aber mit ihrem

ganzen Wesen seine Nähe, als sei es ihre einzige Fähigkeit und ihre ganze Bestimmung, zu sehen, worauf sein Auge fiel, und es hübsch zu finden. Drüben auf der andern Seite des Golfes blitzten die Lichter Neapels. Hinter der Landzunge stand der Beherrscher, der Verzauberer und Bedroher der ganzen Bucht, der alte Vesuv mit seinem Feuer, vor dem man nie sicher war. Sie liebte den Berg und fühlte ihn immer. Selbst wenn, wie dort in der Allee, ihre Augen ihn nicht sahen, fühlte sie mit ihrem ganzen Wesen seine Nähe, als ob all dies blühende Leben von seiner Gnade abhing und unter seinem Zorn zu Asche verbrennen müsse.

Jetzt standen sie ganz unten am Meer. Er wandte sich ihr zu und sie hob die Augen in einem tiefen, berauschten Abhängigkeitsgefühl Gott gegenüber.

Ein Geräusch ließ sie zusammenfahren, sie riß sich los und erhob sich mit einem Seufzer.

Katharina hatte die Tür geöffnet, um „Gute Nacht“ zu sagen. Sie betrachtete die Mutter zufrieden und bewundernd. „Mutter, du hast die schönsten Augen von der Welt!“ sagte sie und ging singend hinaus und zu Bett.

Frau Sonne nahm die beiden Hefte mit; sie wollte noch ein bißchen darin lesen, bis sie einschlief.

Zuerst nahm sie das grüne, italienische. Sie betrachtete lange die klare harmonische Schrift, erst die ganze Seite auf einmal, dann eine Zeile und zuletzt die einzelnen Buchstaben.

Dann nahm sie das rote und betrachtete ihre eigene Handschrift, wie sie damals aussah, als sie in Rom das grüne Heft ins Dänische übersetzte, unter dem Vorwand, der Mutter das Lesen erleichtern zu wollen.

Sie hielt ein Heft in jeder Hand und sah von der einen Schrift zur andern hinüber, verfiel in Träumereien, sah wieder ein wenig in die Bücher und träumte von neuem.

Schließlich legte sie das dänische Heft fort und verfolgte die Schriftzüge in dem grünen, Buchstaben für Buchstaben.

Die Hand mit dem Heft fiel auf die Bettdecke, aber sie sah die Buchstaben trotzdem deutlich. Einen Augenblick

hörte sie sie. Seine Stimme klang irgendwo in der Nähe. „Vengo — subito,“ sagte sie, aber bis zu den Lippen gelangte nur ein kleines schwaches Lächeln, das sofort vom Schlaf ausgewischt wurde — —

— — „Wie oft soll ich dir doch sagen,“ sagte ihre Mutter, „daß du mit Feuer und Licht vorsichtig umgehen sollst. Jetzt hast du wieder die Lampe brennen lassen! Sie kann schwelen und dich vergiften, und du kannst das ganze Haus anstecken, und außerdem erlauben uns unsere Mittel nicht, das elektrische Licht so zu verschwenden.“ — — Ja, jetzt wollte sie gleich das Licht abdrehen, sie wollte nur erst nachsehen, ob der Vesuv heute auch rauchte. „No, è tranquillo,“ sagte da jemand. Ja, die kleine weiße Wolke lag ruhig auf dem Gipfel. Auf einmal wurde sie schwarz, — natürlich war sie schwarz — er hatte ja doch kein weißes Haar. Er stand ruhig lächelnd vor ihr und antwortete zögernd auf ihre Frage, ob wohl nicht vor ihrer Abreise noch ein Ausbruch kommen werde. Gerade als sie sich anstrengte, die Antwort zu vernehmen, entdeckte sie, daß sie es gar nicht selbst war, sondern Katharina, die ihn betrachtete, während die kleine Wolke auf dem Gipfel bräunlich wurde und Dahls Haarfarbe annahm. „Jetzt kann man das Feuer durch den Rauch erkennen,“ sagte jemand. Rote Streifen sausten in die Höhe. „Der Ausbruch kommt!“ schrie ihre Mutter, „ich habe es ja so oft gesagt, mit den Lampen!“

Sie lief, die Augen brannten ihr, sie konnte sie nicht öffnen. Als es ihr endlich gelang, brannte das elektrische Licht noch. Sie war eingeschlafen, ohne auszuknipsen.

Das war die Erklärung für den verwirrten Traum. Aber Katharinas wegen konnte sie ein Gefühl der Unruhe nicht loswerden. Es war, als wenn eine warnende Stimme leise in ihr behauptete, nicht des elektrischen Lichtes wegen sei sie geweckt worden, sondern damit Katharina kein Unglück zustoßen solle.

Sie ging in ihr Zimmer.

Katharina schlief ruhig und fest.

Aber als Frau Sonne wieder in ihr eigenes Zimmer kam, befahl sie die Unruhe aufs neue. In ihr haftete die Vorstellung, der Traum habe etwas bedeutet, und sie hätte es erfahren, wenn das elektrische Licht sie nicht geweckt hätte.

Sie versuchte, sich wieder in das Gefühl hineinzuleben, das sie gehabt hatte, als Katharina vor dem Vesuv stand und der Ausbruch kam.

Sie schlief eine Sekunde, wachte eine Minute, schlummerte dann wieder ein, erwachte von neuem, vergaß ihre Unruhe, war sich klar darüber, daß der Rest der Nacht mit kurzem Schlummer und langem Wachen hingehen würde.

Als sie das nächste Mal erwachte, läuteten die Kirchenglocken.

Es waren die Glocken der Trinità dei Monti. Sie wollte aufstehen und auf die Piazza di Spagna hinaussehen.

Da lag der St. Jörgens-See, und die Glocken der Stenokirche läuteten.

Als sie in die Wohnstube kam und die beiden Hefte auf den Tisch legte, stieß sie das Bild des Rittmeisters um.

Sie richtete es wieder auf, betrachtete es eine Weile, setzte sich schwerfällig nieder und sah müde und verschlafen aus.

★

## 25. KAPITEL

### Verständnis

Das Gefühl von einem Heim verfolgte Dahl auf dem ganzen Wege von Frau Sonne; ihre sanfte gedämpfte Stimme tönte ihm ununterbrochen ins Ohr. Auf einmal tauchte die Vorstellung von einem Waldboden zur Frühlingszeit wieder in ihm auf, und Katharinas Lachen trillerte über die Anemonen hin. Ein Lächeln huschte ihm übers Gesicht, und er blinzelte mit den Augen wie in einem starken frischen Licht.

Das Lächeln blieb, bis er der „Schiefen“ auf der morschen, knarrenden Treppe begegnete. Sie lachte mit einem heuchlerischen Grinsen, zeigte die Zähne und sah ihn mißtrauisch an. Sie versteckte etwas unter der Schürze. Sie wollte also Brantwein holen, zum Entsetzen der „Tauben“ und zum Kummer der „Alten“.

Die „Tauben“ empfing ihn auf dem Flur, wo es immer roch, als ob seine drei Wirtinnen Kohl zu Mittag gegessen hätten. Sie kicherte und hüpfte wahnsinnig, wie sie es zu tun pflegte, wenn ein Mann in der Nähe war.

Die „Alte“ kam zu ihm ins Zimmer.

„Willkommen, nach der Reise, Herr Dahl,“ sagte sie in ihrem breiten seeländischen Dialekt. „Ich hab Sie ja noch gar nicht gesehen. Ich habe es so entbehrt, bei Ihnen aufzuräumen und reinzumachen. Nun haben Sie also Ihre Mutter begraben?“

Sie stand vor ihm, sicher in sich selbst ruhend, das breite schöne Gesicht in taktvoller Ergebenheit strahlend.

Man begriff nicht, daß sie mit der „Schiefen“ und der „Tauben“ verwandt sein sollte.

„Warum sind Sie eigentlich in die Stadt gezogen?“ fragte Dahl.

„Ach Gott,“ sagte sie, „das ist nicht so einfach. Ich bin aus der Gegend von Köge gekommen, und da hätte ich ja gern bleiben und sterben können. Aber mein Mann starb, und mein Sohn starb, und da war es ja ganz egal für mich, und ich bin doch nun einmal die Tante von diesen beiden alten Mädchen, denen das ganze Haus gehört, in dem wir wohnen, und da konnte ich ihnen ja ebensogut helfen. Die haben es weiß Gott nötig. — Na, ich will nicht stören, ich wollte Sie nur gern begrüßen.“

Damit ging sie vergnügt auf ihr Zimmer. Sie hatte Gefühle übrig und schenkte sie ihm rückhaltlos, ohne dafür irgendwelchen Anspruch zu erheben. Natürlich hätte sie gern mit ihm über seine Mutter geplaudert, da er aber nichts sagte, so betrachtete er sie also begreiflicherweise nur als eine Fremde.

Er schenkte ihr aber doch einen freundlichen Gedanken; auch die „Alte“ gab ihm ein Gefühl von einem Daheim. Ja, sie hatte etwas Heimatliches an sich. Auf einem Kornfeld bei Köge, auf dem Rathausplatz in Kopenhagen, in den Stuben bei den beiden halbverrückten Nichten, überall hatte sie ihre Heimat unerschütterlich in sich selbst.

Er öffnete eins von Frau Sonnes Büchern, um von den Mystikern zu lesen, die ihre Heimat in Gott suchten.

Die Dämmerung brach herein, der Gott der Mystiker verschwand in das ewige Nichts, und Dahl fühlte sich einsam, weit entfernt von allem wie ein Eremit im tiefsten Walde, wie ein Eremit, der mit einem Seufzer die Anemonen betrachtet, die aus dem üppigen Boden des Waldes aufsprossen. Ein plötzliches Bedürfnis nach weiblicher Gesellschaft erinnerte ihn daran, daß es Teezeit war, und er ging zu Nanna Bang hinüber.

Sie sah ihn verstohlen an und glaubte einen Augenblick, die Entkleidung des letzten Abends sei nur etwas, was sie geträumt haben müsse. Er tat auf alle Fälle so, als hätte er es vergessen oder fände es ganz unschuldig.

Er ließ sie den Tee bereiten und nahm ihre Bedienung so selbstverständlich an, als seien sie Mann und Frau. Nach dem Tee rauchte er eine Zigarre. Sie betrachtete eine Weile die dicken blauen Rauchwolken.

„Es wird hier schrecklich nach Mann riechen,“ sagte sie mit einer etwas lärmenden Stimme.

Er wollte die Zigarre weglegen. „Nein, nein,“ rief sie eifrig, „rauchen Sie nur. Es ist so gemütlich, Sie paffen zu sehen. Sie haben Ähnlichkeit mit Vater. — Wissen Sie was, ich finde, es ist hier soviel Heimatliches in der Stube.“

Sie versetzte dem Tintenfaß des Vaters einen freundlichen Puff und sah vergnügt in den Toilettenspiegel der Mutter.

„Wir waren daheim Katholiken,“ sagte sie und zeigte auf das Kruzifix, „und ich bin es auch noch. Finden Sie das seltsam?“

Nein. Er studierte gerade die katholischen Mystiker.



„Erzählen Sie etwas davon,“ sagte sie.

Sie hörte vornübergebeugt, die Hand zwischen den Knien, zu und sah so klein aus.

„Jetzt sehen Sie so aus wie Vater,“ sagte sie, „als er jung war, natürlich, so um die Zeit, als er sich eben verheiratet hatte, denke ich mir.“

Eine leichte Röte schoß ihr plötzlich in die Wangen. „Ja — —, ich meine — —, ich habe ihn ja nicht gesehen, aber ich denke mir, daß er ungefähr so ausgesehen haben muß. — — Ach, was für einen Unsinn ich schwatze!“

„Das kann ich nicht einsehen,“ sagte er. „Denn wenn ich Ihrem Vater ähnlich bin, ist es doch natürlich, daß Sie an die Zeit denken müssen, wo er ungefähr in meinem Alter war. Ich kann sehr gut verstehen, daß Ihnen plötzlich ist, als sähen Sie ihn vor sich, so wie er ausgesehen haben muß, ehe Sie ihn kannten.“

Sie sah ihn etwas unsicher und forschend an, wurde aber beruhigt durch seine unbefangene Miene und war voll Dankbarkeit und Bewunderung über sein Verständnis, wenn es auch nicht ganz richtig war.

„Sie sind lieb,“ sagte sie nach einer kleinen traulichen Pause, „und das Gute an Ihnen ist, daß man es Ihnen sagen kann. Sie verstehen, was man meint, die meisten Herren mißverstehen eine Dame nur.“

Sie sah befriedigt zu ihm hinüber; gleich darauf glitten ihre Augen von ihm fort, und ein doppelsinniges Halblächeln huschte über ihr Gesicht.

„Worüber lachen Sie?“ fragte er.

„Über nichts,“ sagte sie und spielte „La brune Thérèse“, um einem Geständnis zu entgehen, seinet- wie ihretwegen, daß sie darüber nachgedacht hatte, wer am besten Bescheid wisse, die Herren, die verstanden, oder die, die mißverstanden.

★

Am nächsten Tage ging Dahl zu Barnes und traf dort eine merkwürdige Gesellschaft, die Barnes vorstellte als: Hosenschneider Petersen, Schuhmachergeselle Kjellström und Rentier Bjarnö.

Als sie nach einer Weile gegangen waren, fragte Dahl: „Was waren denn das für Typen?“

„Theosophen,“ erwiderte Barnes.

„Was hast du mit denen zu tun?“

„Ich sehe, wie eine Religion entsteht und sich entwickelt, erlebe es und nehme teil daran.“

„Du?“

„Ja. Versteht sich, die theosophische Religion — die behauptet, sie sei keine Religion — ist schon vor langer Zeit entstanden, aber die Gemeinde in Kopenhagen ist noch jung — beginnt übrigens Anzeichen von den kleinen Reibungen zu zeigen, die allmählich die Schismen hervorrufen werden, die unlöslich mit allen Religionen verknüpft sind, von dem Augenblick an, wo sie den Schoß der göttlichen Offenbarung verlassen haben.“

„Ist die Theosophie auch offenbart?“ fragte Dahl, der nicht ganz klar über Barnes' Stellung zu ihr war.

„Selbstverständlich. Wir haben das Ganze. Wir haben auch Wunder. Nein, da ist gar nichts zu lachen. Ich finde, ein Wunder ist eine vortreffliche Erfindung. Aber es muß ja am liebsten in einiger Entfernung vor sich gehen, sonst glaube ich nicht daran. Die theosophischen Wunder finden in Indien statt. Dort und auch in Tibet leben die Mahatmen. Das sind Leute, deren geistige Höhe einigermaßen der Jesu gleichkommt. Aber sie scheinen vernünftiger zu sein; denn sie kommen nicht zum Vorschein und lassen sich nicht von der Menge totschiagen. Sie bleiben gut versteckt. Trotzdem gibt es Leute, die sie getroffen haben.“

„Glaubst du daran?“

„Ich glaube weder daran, noch glaube ich nicht daran. Ich befinde mich noch im Stadium der Untersuchung.“

„Aber die drei Herren, die vorhin da waren?“

„Die habe ich zu meinen besonderen Freunden ausgewählt wegen der Aufrichtigkeit ihres Wesens. — Sophus Petersen, der Hosenschneider, hat im Auslande ‚allerlei‘ gearbeitet, zuletzt in Schweden, wo er Steine fischte und Branntwein trank. Eines Tages fiel ihm ein theosophisches Buch in die Hände und da sah er, daß hier die Wahrheit war. Er wurde nüchtern, und um den saufenden Kameraden zu entgehen, lernten er und seine Frau Hosen nähen. Jetzt sind sie hier in der Stadt und verdienen ganz gut. Die Frau näht und bügelt, während Petersen sich ‚entwickelt‘.“

„Wieso?“

„Geistig. Er ist im Besitz einer stillen Leidenschaft und eines naiven Glaubens an alles, was die Theosophie lehrt. Überhaupt hat es den Anschein, als ob selbst intellektuell begabte Menschen, die nicht imstande waren, an die Dogmen des Christentums zu glauben, sobald sie Mitglieder einer theosophischen Gemeinde werden, in den Besitz eines geistigen Straußenmagens gelangen, der an unglaublicher Metaphysik alles mögliche verdauen kann. Was nun Petersen betrifft, so hat er wirklich von Jahr zu Jahr mehr Seele bekommen, und seine Sprache ist ein ganz gebildetes Dänisch geworden. Die einzige Erinnerung an den Aufenthalt in Schweden sind einzelne Worte, die planlos in seiner Rede herumrasseln, wie ein loses Rad in einem Uhrwerk. Die Frau ist eine kolossal tüchtige Frau.“

„Auch Theosophin?“

„N—ein. Absolut nicht. Das heißt: sie ist wohlbewandert in der theosophischen Metaphysik, und ich möchte glauben, sie rechnet in ihrem stillen Sinn mit ihr als Realität. Trotzdem kann sie die Theosophie nicht leiden.“

„Wie kann das sein?“

„Ja, siehst du, darüber habe ich lange nachgedacht, aber

erst am Mittwoch, bei einer Tasse Kaffee bei Petersens, fand ich die Lösung. Daran war ein Sofa schuld.“

„Was?“

„Ja, eine Chaiselongue, die Petersen gerade auf Abzahlung bekommen hat, wie er ehrlich eingestand. Da sah ich, wie um Frau Emiliens Mund ein Zug von Bitterkeit kam, und der Blick, den sie nach dem Sofa hinüber warf, war, weiß Gott, nicht liebevoll.“

„Sie ist am Ende grundsätzlich für Barzahlung.“

„Nein, das ist es nicht. Aber das Sofa ist ein Keuschheitssofa.“

„Was?“

„Ein Keuschheitssofa. Siehst du, Petersen will sich entwickeln, will Yogi sein, Jünger der Mahatmen. Aber dazu ist völlige Reinheit in Gedanken, Worten und Handlungen erforderlich — auch in bezug auf Fleischeslust. Man muß Vegetarier in seiner Diät wie in seiner Erotik sein. Aber Frau Emilie hat wohl kaum geheiratet, damit der Mann auf einem Sofa schläft. Und da ist es ja ziemlich hart, daß sie sich auch noch abrackern soll, um das Sofa zu bezahlen. Petersen will ihr Bestes, aber ‚die Entwicklung‘ geht allem vor. Ich fürchte Schlimmes für diese Ehe, obwohl beide die allerbesten Absichten haben. Überhaupt schafft ja die Religion mit gleich großer Kraft Seligkeit und Unseligkeit in dieser Welt.“

„Was ist denn der kleine Schwede, der so aussieht wie Strindberg?“

„Wie Strindberg! Ja, das tut er im Grunde auch. Sonderbar, daß mir das früher nie aufgefallen ist. Dieselbe mächtige Stirn, das kleine zusammengepreßte Untergesicht, das Genie und der Sohn der Dienstmagd. Das stimmt: Kjellström ist ein Miniaturportrait von Strindberg, nur harmonischer im Gemüt. Aber ebenso fanatisch in seinem Grübeln. Er ist Schuhmacher, aber darüber brauchst du nicht zu lachen, denn das war Jakob Böhme auch.“

„Hat dieser Herr Kjellström auch ein Keuschheitssofa?“

„Freilich, aber er hat schon so viel Kinder, daß es völlig

genügt. Alle Zimmer in seiner kleinen Wohnung wimmeln von Kindern mit Ausnahme eines einzigen. Da steht sein Sofa, sein Tisch, seine Bücherbretter und seine Zigarrenkiste.“

„Tabak ist also nicht verboten?“

„Es sind keine Zigarren in der Kiste, sondern eine Ewigkeitsmaschine. Lach' doch nicht immer gleich. Wenn der Weltheiland in einer Krippe liegen konnte, so kann der Welteroberer auch in einer Zigarrenkiste liegen.“

„Ja, aber das perpetuum mobile. —“

„Kann nicht gebaut werden. Ich weiß das. Ich kann es obendrein beweisen. Kein normales Gehirn kann eine Ewigkeitsmaschine bauen. Aber Kjellström ist auch nicht normal, er ist ein Genie.“

„Nein, hör nun auf, Barnes!“

„Ja, siehst du. Kjellström wendet keine normalen Methoden an, wenn er sich mit dem Erfinden abgibt. Er erfindet auf übernatürlichem Wege. Ich sagte dir, daß Petersen Yogi werden will — Kjellström ist ein Yogi. Er versenkt sich grübelnd in die Tiefe seines Wesens, und dort unten schafft er in tiefem Schauen das perpetuum mobile.“

„Ach so!“

„Ja, aber er hat es fertiggebracht. Es liegt in der Zigarrenkiste.“

„Es liegt da, aber es geht nicht.“

Barnes lehnte sich in den Stuhl zurück und sah Dahl einen Augenblick an. „Ich habe es gehen sehen“, sagte er ruhig. „Es ging ganz hübsch von selber zweimal herum. Dann zerbrach es, weil es aus Streichhölzern und Zigarrenholz gemacht war. Natürlich ist das ein Mangel bei einer Ewigkeitsmaschine, daß sie nur eine Minute gehen kann, aber eine Minute ist doch ein Anfang. Und als Kjellström mir den Mechanismus erklärte und die Stücke wieder zusammensetzte — da glaubte ich an ihn.“

„Physik ist wohl nicht dein Spezialfach“, entschuldigte Dahl.

„Deswegen ging ich zu einem tüchtigen Ingenieur und nahm ihn mit zu Kjellström. Ich sagte ihm nicht, was ich

ihm zeigen wollte, denn dann wäre er nicht mitgekommen. Kjellström hatte die Maschine wieder zusammengesetzt. Sie ging drei und ein halbes Mal herum, dann fielen die Streichhölzer wieder auseinander.“

„Was sagte der Ingenieur?“

„Das weiß ich noch Wort für Wort. Er sagte: ‚Das ist ja verdammt und verflucht — —.‘ Dann begann Kjellström mit seiner Erklärung, und dann sagte der Ingenieur noch einmal: ‚Das ist ja wirklich verdammt und verflucht!‘ Mehr war nicht aus ihm herauszubringen, bis wir auf die Straße hinabgekommen waren. Da blieb er vor einer Tür stehen. ‚Hier gehe ich hinauf!‘ sagte er. ‚Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, das perpetuum mobile kann nicht gemacht werden, aber ich bin verdammt und verflucht nicht sicher, ob dieser verfluchte Schwede es nicht doch gebaut hat. Auf alle Fälle soll er ein Material haben, das mehr als zwei Minuten zusammenhält. Hier wohnt ein Fabrikant, der ihm das erforderliche Material geben soll. Der Mann soll Gelegenheit haben, mit seiner Maschine zu arbeiten. Entweder bringt er das Unmögliche fertig, oder er erfindet etwas Mögliches und Nützliches — oder aber er kommt ins Irrenhaus! So ein Teufel! Ich habe doch verdammt und verflucht noch nie —.‘ Damit ging er zum Fabrikanten hinauf. Und siehst du, der Fabrikant hat versprochen, Kjellström das Material zu geben, das er braucht. Und dabei ist dieser Fabrikant wissenschaftlich, polytechnisch ausgebildet.“

Dahl schüttelte lachend den Kopf. „Und dein dritter Freund?“ fragte er.

„Der Seraph?“

„Ist er ein Seraph? Na, das eine ist ja nicht unglaublicher als das andere,“ sagte Dahl.

„Seraph nenne ich ihn, wenn ich an ihn denke,“ sagte Barnes. „Er heißt Bjarnö und ist wohlhabend. Er ist in der Lage, nichts anderes arbeiten zu müssen, als wozu er Lust hat.“

„Was tut er denn?“

„Er lauscht der Sphärenmusik,“ sagte Barnes. „Ja, nun



lächelst du wieder. Aber wenn ich dir nun sage, daß ich zuweilen nahe daran bin, zu glauben, daß er wirklich Sphärenmusik wiedergibt, wenn er spielt! Der Seraph versteht zu lauschen. Ich glaube, er meint, man kann die tiefsten Geheimnisse des Daseins erlauschen. Ich weiß, daß er meint, es gibt nur eine Sprache, die sie ausdrücken kann, nämlich die allgemein menschliche Sprache: die Musik. Hast du je ein so reines, ein so engelweißes Gesicht gesehen wie das seine? Wenn ein Engel Mensch würde, müßte er aussehen wie er. Und doch liegt zuzeiten gleichsam ein Druck auf seinen Augen, als hinge irgendwo ein Unglück und wartete darauf, auf ihn herabzufallen. Ich habe mich bei dem plötzlichen Verlangen ertappt, ihm unter die Arme zu greifen und zu sagen: „Kommen Sie, Sie werden sehen, eines schönen Tages geht die Welt unter; machen wir, daß wir nach Ebeltoft oder Grenaa hinüberkommen, wenn es los geht.“ Ich kann das unheimliche Gefühl nicht los werden, daß der Seraph vor irgend etwas bewahrt werden müßte. Nun, ich sehe es dir an, jetzt ist es dir endlich klar geworden, daß ich verrückt bin und daß meine drei Freunde ganz verrückt sind. Ja, es gibt sicher Leute, die nur ein einziges hier in der Welt wollen. Blind für alles andre auf dieser Erde, sucht ein jeder von ihnen auf seine Weise das Unmögliche, das, wovon man sagen kann: wenn man es hat, hat man alles, was man braucht. Sie suchen den Stein der Weisen. Aber du selbst, mein Lieber, der du in das „Offene“ hinein willst und in der Welt der Himmelsprache leben, die gewöhnlichen Sterblichen verborgen ist, — bist du nicht genau so einer wie dieser, der den Stein der Weisen zu finden hofft?“

„Vielleicht!“ sagte Dahl, „und du selbst?“

„Ich,“ erwiderte Barnes, „ich bin einer, der auf ein Wunder wartet, das mit mir selbst geschehen soll. Ich bin ein Gichtbrüchiger, der Heilung erhofft. Ein Laster —.“

Er hielt inne und errötete tief, weil er in Dahls Augen sah, daß diesem plötzlich aufging, welches Laster seiner Seele und seinem Leibe die Kraft nahm.

Er sah zu Boden und rieb sich nervös die naßkalten Hände.

„In meiner Kindheit,“ sagte er so rückhaltlos offen, wie Dahl ihn noch nie gesehen hatte, „wurde es mir eingeimpft, und die Beschaffenheit meines Gemütes, mein ewiges Bedürfnis, den Gedanken und Vorstellungen andrer Menschen nachzuspüren, macht es mir unmöglich, durch eigene Kraft der Charakter zu werden, der ich meiner Veranlagung nach sein müßte, und — ohne zu dem geworden zu sein, möchte ich ungern sterben. Ich suche jemand, der mich gesund machen kann. Ob ein Gott, ob ein Mensch dies Wunder vollbringen wird, das ist mir einerlei.“

★

## 27. KAPITEL

### Die Vorschriften des Cappellano

Dahl war mit den Büchern, die sie ihm geliehen hatte, zu Frau Sonne gegangen. Katharina hörte gespannt zu, während er ihrer Mutter den Eindruck erklärte, den die Bücher auf ihn gemacht hatten.

„Ich habe das Gefühl,“ sagte er, „daß sie für mein ganzes Leben entscheidend sein werden. Ich kann nicht sagen, daß ich ihre zuweilen dunkle Rede vollkommen verstanden habe. Aber ich glaube, daß sie mehr erlebt als verstanden werden müssen, und ich habe eine Ahnung, daß das, was jetzt als dunkle Rede erscheint, nach dem Erlebnis sich als klare und tiefe Psychologie erweisen wird.“

Frau Sonne nickte und sagte eifrig: „Ja, ja, das ist es!“

Dahl sah sie überrascht an. „Wissen Sie das?“ fragte er, „haben Sie es erlebt?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, — nein, ich habe es nicht erlebt, — aber ich weiß es trotzdem. Ich habe Menschen gekannt, die das Erlebnis hatten.“

„In mir rufen sie,“ fuhr Dahl fort, „eine unklare Empfindung davon wach, daß ich weiß, wovon sie sprechen.“

Es ist nur eine ganz schwache Empfindung, aber sie ruft mich mit einer Stimme, die ich besser zu kennen glaube als irgendeine andre. Es ist, als sei es mein eigenes, innerstes Ich, das mich heimruft. Ich denke mir, daß ein Auswanderer, dem ein Buch aus dem ‚alten Lande‘ in die Hände fällt, ungefähr dasselbe fühlen muß wie ich, und daß ein Heimweh in ihm erwachen muß, das ihm keine Ruhe und keinen Frieden gibt, bis er wieder in die Heimat zurückkehrt. Aber leider weiß ich den Weg nicht, der zu dem Erlebnis führt. Ich habe nur ein Gefühl, daß es doch das Ergebnis einer Vorbereitung ist, die in dem Leben liegt, das die Mystiker geführt haben, auch wenn es zuweilen wie eine Überraschung kommt. Wissen Sie übrigens, wo ich dasselbe Erlebnis gefunden habe, in modernen Wendungen ausgedrückt und ohne alle kirchliche Ausschmückung? Sehen Sie hier: Tennyson schreibt folgendes darüber: ‚Ganz auf einmal, sozusagen als Folge eines intensiven Gefühls meiner eigenen Individualität, schien diese selbe Individualität sich selbst aufzulösen und in ein Dasein ohne Grenzen hinzuschwinden. Und das ist kein verwirrter Zustand, sondern das klarste von allem Klaren, das sicherste von allem Sicherem, allen Worten trotzend, ein Zustand, worin der Tod eine fast lächerliche Unmöglichkeit war und der Verlust der Persönlichkeit — wenn das der Fall war — nicht Vernichtung zu sein schien, sondern das einzige wahre Leben. Ich schäme mich meiner schwachen Beschreibung. Habe ich nicht gesagt, daß der Zustand jedem Worte trotzt?‘ Ich weiß, daß ich etwas Ähnliches erlebt habe, aber daß dieser Zustand jetzt für mich verschlossen ist, — und daß ich keine Ruhe finde, ehe er sich wieder öffnet.“

Frau Sonne betrachtete forschend sein junges Gesicht. Sein Eifer war so jugendlich, und trotzdem wurde ihr fast feierlich und andächtig zumute unter dem Gefühl, daß sein ganzes Schicksal verborgen lag in diesem heftigen Verlangen nach dem, was er für das einzig Nötige hielt.

Sie erhob sich langsam und trat an den Schreibtisch.

Dort nahm sie die beiden Hefte, betrachtete sie eine Weile und legte sie wieder hin.

Katharina folgte gespannt ihren Bewegungen. Ja, da huschte ein vergnügtes Lächeln über ihr Gesicht — jetzt ging Mutter mit dem roten Heft auf ihn zu.

Frau Sonne blieb mit dem Heft vor Dahl stehen. Es dauerte eine Weile, bis sie sprach, und Katharina fühlte in heftiger Bewegung, daß die Mutter in diesem Augenblick zögernd Dahl in ihr Heim aufnahm.

Jetzt gab sie ihm das Buch. Katharina fühlte sich erleichtert und froh, und dabei wußte sie doch gar nicht, was in dem kleinen roten Heft stand.

Indem Frau Sonne Dahl das Buch gab, sagte sie: „Dies ist eine Beschreibung des Weges, niedergeschrieben von einem, der selbst — schon in seiner Jugend — zu dem Erlebnis gelangte. Es ist eine Aufzeichnung der täglichen geistigen Übungen, die ihn für seine Person zu einem Leben führten, das nicht vielen offen steht. Wenn Sie es leihen wollen, so will ich es Ihnen gern geben. Und wenn es Ihnen nützen kann, wird es — ihn erfreuen.“

Ihr Blick war auf das Fenster gerichtet, der Ausdruck wurde abwesend; sie entschwand den Anwesenden gleichsam.

In der vertraulichen Annäherung ihres Tones ward der Abstand zwischen ihnen größer, und Dahl fühlte, daß er nun gehen müsse.

Katharina begleitete ihn hinaus. Auf dem Flur bemerkte er, daß sie im Schritt gingen, wie auf Verabredung und leise, als sei da jemand, den sie nicht stören wollten.

Indem sie die Tür schloß, hörte er ein kleines Glucksen, und ihn wandelte eine fast unbezwingliche Lust an, die Briefkastenklappe zu öffnen und „Du!“ zu ihr hineinzurufen. —

„Mutter,“ sagte Katharina, als sie wieder ins Zimmer kam, „der Mann, von dem du sprichst, der mit dem Buch, das Dahl bekam — was für ein Leben war es, das er erreichte und das nicht vielen offen steht?“

„Er,“ sagte Frau Sonne, „wurde in ein Leben eingeführt, das nicht von dieser Welt ist; hier lebt und bewegt er sich nur wie ein Freund und Helfer der Menschen.“

Katharina zupfte an dem grünen Heft. „Ist es italienisch?“ fragte sie.

„Ja, er war Italiener,“ sagte ihre Mutter.

„Ist das seine Schrift?“

„Ja,“ sagte Frau Sonne, nahm das Heft und legte es an seinen alten Platz.

Katharina sah ihr nach, die Hand in derselben Stellung, als sei das Heft noch da.

Dann strich sie schnell über ihr Kleid, als wische sie etwas weg: „Ich finde, wenn man in dieser Welt ist, dann soll man auch hier sein,“ sagte sie.



## 28. KAPITEL

### Nanna Bang in schweren Gedanken

Nanna Bang hatte ihre Nerven nicht ganz in ihrer Gewalt. Es war gerade um die Teezeit, und sie stand immer auf, um in der Küche das Teewasser aufzusetzen, kehrte aber immer wieder um, setzte sich und sah nach der Tür.

Es war ein Vergnügen, den Tee zu bereiten, wenn er gekommen war und hier in der Stube wartete. Aber die letzten Abende war er gar nicht gekommen. Es war bald eine Woche her, daß er das letztemal dagewesen war.

Sonst war er jeden Abend gekommen, als sei es ganz selbstverständlich, daß sie ihm den Tee machte, und hinterher blieb er und plauderte bis zur Schlafenszeit. Er benahm sich wahrhaftig genau so, als wenn sie verheiratet wären.

Sie sah sich im Zimmer um, und die braunen Augen bekamen einen warmen Glanz; sie hatte wirklich ein Heim. Sie fühlte in ihrem Herzen so etwas wie ein religiöses Behagen; sie war nun auch wirklich in der letzten Zeit

zur Religion zurückgekehrt: besonders seit es ihr an jenem Abend hätte gehen können wie Alma, und sie gerettet worden war — sie sah nach dem Kruzifix hinüber, das nun wieder zu Ehren gekommen war, und stellte mit gutem Gewissen fest, daß sie jetzt, wie in der Kindheit, in der Regel wieder vor dem Einschlafen ein kleines Gebet sprach.

Nun war es schon eine halbe Stunde über die Teezeit, und sie mußte zu ihrem Petroleumkocher hinaus, konnte aber nicht begreifen, warum er nicht kam.

Von der Küche aus konnte sie die näselnde Stimme der „Schiefen“ und die Stakkatosprache der „Tauben“ hören.

Ein kaltes Einsamkeitsgefühl sickerte in sie hinein.

Sie klapperte mit den Tassen und bekam einen künstlichen Hustenanfall, als sie an seiner Tür vorüberging. Aber die Tür tat sich nicht auf.

Dann trank sie ihren Tee ohne Behagen. Die Stube sah aus wie ein Ofen, der nicht brennen will. Alle Möbel gähnten in toter Leere. Jesus litt mechanisch an seinem Kreuz, und sie kaute trübselig an einem Zwieback, der nach gar nichts schmeckte. Sie konnte ebensogut zu Bett gehen und ihre Langeweile verschlafen.

Aber kaum hatte sie sich hingelegt, als sie mit einem Satz in die Höhe fuhr und mit der geballten Faust auf die Steppdecke schlug.

Wenn es das wäre! Vielleicht fürchtete er, er könne sich noch einmal vergessen! Das mußte sie ja einräumen, daß es einem Mann naheliegen konnte, wenn sie Abend für Abend so gemütlich und vertraulich beieinandersaßen. Aber davor brauchte er doch keine Angst zu haben. Jetzt, wo sie wußte, daß es geschehen konnte, war es leicht für sie abzuwehren. Eine Dame kann überrumpelt werden; ist sie aber gewarnt, dann ist es leicht, einen Herrn in den geziemenden Grenzen zu halten.

Aber das konnte sie ihm doch nicht sagen. Nein, aber sie konnte ihn morgen abend ganz einfach zum Tee herüberholen; dann konnte er ja sehen, daß keine Gefahr war.



Und wenn eine Gefahr bestand, so würde sie ihn doch nicht selbst auffordern, zu kommen.

Daß ihr diese Idee nicht schon heute abend gekommen war! Jetzt konnte sie riskieren, die ganze Nacht bis morgen wach zu liegen.

Der Schlaf blieb wirklich ganz weg. Sie versetzte sich in seine Gedanken, Gedanken, wie sie eben so ein Mannsbild hat. Und sie dachte daran, wie angenehm in der letzten Zeit die Tage im Geschäft vergangen waren, weil sie sich drauf freute, nach Hause zu kommen, und wie es ihr Spaß gemacht hatte, den verheirateten Damen im Geschäft, wenn sie schlossen, vertraulich zuzulächeln. Sie fühlte sich ihnen näher verbunden als den jungen Mädels.

Es war still im ganzen Hause, man hörte jeden Laut. Sie konnte hören, wie er sich im Bett umdrehte; er konnte also auch nicht schlafen.

Aber was war denn das! Er stand ja auf! Du großer Gott, und ihre Tür war nicht verschlossen!

Jetzt ging er auf den Korridor hinaus. Sie zog die Decke über den Kopf.

Da fiel die Flurtür ins Schloß! Er ging aus! Um diese Zeit! Sie strich ein Streichholz an. Es war halb zwölf.

Tränen traten ihr in die Augen. Denn wenn ein Mann aus seinem Bett aufsteht und um diese Zeit ausgeht! So viel wußte sie doch vom Leben!

Sie trocknete sich die Augen mit dem Bettuch. Sie weinte gewiß nicht, weil es sie etwas anging; aber es tat ihr leid, zu wissen, daß so ein feiner Mensch wie er zu der Sorte ging. Und es war ja auch nicht angenehm zu wissen, daß er im Grunde ihretwegen gerade in das hineingeriet, wovor er sie selbst bewahrt hatte.

Sie zündete die Lampe an und sah nach dem Kruzifix hinüber. Es war ja eigentlich gar nichts dabei, wenn sie betete, er möge auf bessere Gedanken geraten, umkehren, nach Hause kommen und sich schlafen legen.

Sie kam nicht zum Beten, weil ihr etwas einfiel. An jenem Abend, als sie selbst aufs Geratewohl ausging und

den Himmel bat, sie mit heiler Haut davonkommen zu lassen, da war er ihr gesandt worden. Denn es war doch ein merkwürdiger Zufall, daß sie gerade ihm begegnen mußte. Und seit der Zeit hatte sich alles so gut für sie gefügt. Aber vielleicht bedeutete das, daß sich alles für sie beide gut fügen sollte, daß sie einander vor dem bewahren sollten, was schlimmer war. Nun wollte sie doch beten, er möge ebenso gut beschützt werden wie sie, und dann wollte sie dafür versprechen, daß, wenn es bedeutete, daß sie beide — — —, dann wollte sie sich dem nicht widersetzen. —

Als sie nach etwa einer Stunde hörte, wie die Flurtür geöffnet wurde, sagte ihr eine innere Stimme, daß er ebenso rein nach Hause kam, wie er gegangen war, und sie schlief guten Willens lächelnd ein.



## 29. KAPITEL

### Ekstase

Dahl hatte in seinem Bett wach gelegen und gegrübelt. Er hatte Frau Sonnes rotes Heft gelesen, als sei es gerade für ihn geschrieben. Eine Woche lang hatte er genau seine Vorschriften befolgt, ohne an etwas andres zu denken, und das Ergebnis war eine trockne Leere, trostloser als jene, die er empfunden hatte, als er voller Verachtung für die Sinnlosigkeit der Dogmatik seinen Christenglauben aufgab und die Gedanken mit Hilfe von Alkohol und Frauen zu betäuben suchte.

Schließlich hatte eine tiefe Geringschätzung seiner selbst es ihm unmöglich gemacht, allein zu sein, und er war zu Barnes gegangen und hatte diesen ohne irgendwelche Einleitung gefragt: „Sage mir offen, Barnes, hast du dir eine Ansicht über mich gebildet?“

„Ja, danke,“ hatte Barnes geantwortet und ihn mit einem kritischen, spöttischen Lächeln angesehen.

„Hast du etwas dagegen, mir deine Ansicht zu sagen?“

„Keineswegs,“ sagte Barnes. „Aber vorerst solltest du das tun, was die Leute in der Regel zu tun pflegen, wenn sie einen Menschen nach seiner Ansicht fragen.“

„Was ist das?“ hatte Dahl gefragt, und Barnes hatte geantwortet:

„Sie pflegen ihn augenblicklich zu hindern, etwas zu sagen, aus purem Eifer, ihre eigene unmaßgebliche Auffassung vorgetragen zu bekommen.“

„Meine Auffassung ist die, daß ich ein Rindvieh bin,“ sagte Dahl.

„Es ist etwas Ansprechendes in dieser Auffassung,“ sagte Barnes, „und eigentlich sollte eine Begründung überflüssig sein, aber trotzdem —.“

„Ich bin religiös,“ sagte Dahl, „und ich bin ungläubig. Ich glaube nicht an den Herrgott, habe aber beständig das Bedürfnis, zu ihm zu beten. Ich las Frau Sonnes Bücher über die christliche Mystik und dachte: ‚Barnes hat recht, hier sind wir beim Kern der Sache.‘ Und doch wußte ich nicht, was der Kern der Sache war, hatte nur eine unbestimmte Ahnung, zuweilen eine unbestimmte Erinnerung, als hätte ich das Ganze einst erlebt und wieder vergessen. Ich bekam eine Anleitung, die der Cappellano geschrieben hatte, las sie und fühlte, daß hier der Weg zu dem war, was ich suchte — trotzdem Gott, Christus und der heilige Geist auf jeder Seite vorkamen und erst als ich merkte, daß ich inwendig nur leer und trocken wurde, fiel mir ein, daß ich ja gar nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubte. Wie ich mit einem so umnebelten Gehirn habe Student werden können, ist mir unfasslich.“

„Das ist die alte Geschichte,“ sagte Barnes. „Ist man verliebt veranlagt, so geraten einem die Gefühle einer schönen Frau gegenüber in Wallung, selbst wenn man genau erkennt, daß sie beschränkt ist. Und ist man ein religiöses Gemüt, so stimmen religiöse Vorstellungen das Gemüt andächtig, selbst wenn ein neues Weltbild sie längst verdrängt hat. Ach ja, unglückliche religiöse Liebe gehört

zu der Zeit, in der wir leben; denn das Christentum ist eine einfältige alte Frau. Und du, mein Lieber, bist ein warmblütiger junger Mann, wenn es sich um Religion und wenn es sich um Frauen handelt. Ich habe dein Treiben genau verfolgt — auch damals, als du deinen religiösen Trieb im Erotischen zu ersäufen versuchtest. Es gelang dir verdammt schlecht, und es wird dir nie gelingen; du wirst niemals religiös impotent werden. Und sei froh, daß es so ist. Denn wenn ich mit meiner Ansicht über religiöses Gefühl recht habe, so ist es eine fundamentale Macht im Dasein, ohne die geistiges Leben ausstirbt.“

„Es gibt Leute, die im Gegenteil behaupten, daß es ein Zeichen von Ungesundheit und Schwäche ist,“ sagte Dahl.

„Das weiß ich sehr wohl,“ sagte Barnes, „aber das imponiert mir nicht. Das sind Leute, die nicht zwischen positiver Religion und religiösem Gefühl unterscheiden. Ich sagte dir wohl schon einmal, daß religiöses Gefühl das Gefühl ist, welches das Individuum von seinem Verhältnis zum ‚Dasein‘ hat, zum ‚großen Ganzen‘, zum ‚All‘, zu ‚Gott‘, oder wie du es nun nennen willst. Und es ist wie das erotische Gefühl ein Naturtrieb und überall dasselbe. Ich weiß wohl, daß man in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sich küßt und heiratet unter Beobachtung von verschiedenen Formalitäten, aber die Realität dürfte so ziemlich dieselbe sein. Es mag sein, daß ein Europäer besser mit einer weißen Frau fährt als mit einer braunen und sich behaglicher in einer christlichen Kirche zurechtfindet als in einem buddhistischen Tempel. Aber die Verbindung weiß und braun, Europäer und Buddhist findet doch immerfort statt. Was den erotischen Trieb anlangt, so ist leicht zu sehen, welchem Ziel er dient: der Fortsetzung des zeitlichen Lebens, außerdem fördert er des Menschen Glück und — Unglück. Der religiöse Trieb dagegen betrifft das, was hinter dem liegt, was wir nicht mit den Sinnen erfassen, woran wir nichts verdienen können. Er betrifft das Ewigkeitsgefühl und das Ewig-

keitsverlangen, das wir endlichen und vergänglichen Wesen als Last in uns tragen.

Auch er fördert des Menschen Glück — und Unglück. Das gesunde Wachstum eines Menschen und einer Kultur hängt ab von einem glücklichen Streben nach Gleichgewicht zwischen diesem ‚Ewigkeitsgefühl‘ und allen den nach außen hin gerichteten Gefühlen, die das Zeitliche betreffen. Aber es gibt nur ein unbeständiges Gleichgewicht — sonst würde das Leben ja auch zum Stillstand kommen. Beständig eröffnet das religiöse Gefühl dem Blick neue geistige Möglichkeiten, die weit voraus liegen; diese werden dann das Ziel für die Entwicklung des Charakters und der Moral. Und hier haben wir dann sofort einen Konflikt. Der Irreligiöse wird sagen: Verschont uns mit diesen phantastischen Geboten, und gebt uns eine Männermoral, die durchgeführt werden kann — und vergißt, daß wenn man die Aussicht auf die hochfliegenden Ideale verschließt, die doch von einem Menschensinn aufgestellt sind, so schließt man auch das Wachstum aus. Der stark Religiöse dagegen wird so heftig ergriffen, daß er die sofortige Verwirklichung des Ideals fordert. Er muß augenblicklich ein Keuschheitssofa haben, wie mein guter Freund, der Hosen Schneider Petersen, und dann folgt der Kampf mit dem saumseligen Fleisch, das sich nicht im Handumdrehen vergeistigen läßt. Die Geschichte der Heiligen lehrt, zu welchen Tollheiten dieser Kampf mit dem Fleisch ausarten kann. Engel und Teufel nahmen oft teil daran. Ich weiß nicht, ob es Engel und Teufel gibt, aber ich zweifle nicht daran, daß die heiligen Männer und Frauen sie gesehen haben. Hätten sie sich doch gedulden und demütig auf eine gradweise Vergeistigung warten können!“

„Ja,“ wandte Dahl ein, „aber wenn man den Glauben an eine Religion verliert, verliert man auch den Glauben an die Ideale, die sie geschaffen hat.“

„Den Glauben an sie,“ sagte Barnes, „nicht das Verlangen nach ihnen. Aber zu dem Zeitpunkt ist eine Kultur auch in beginnendem Verfall, selbst wenn sie vielleicht

da am aller strahlendsten aussieht. Solange das Weltbild einer Kultur und die Religion harmonisch zusammenfallen, ist sie in gesundem Wachstum. Aber das Gefühl ist konservativer als der Gedanke und klammert sich an die Vorstellungen, denen es einmal Leben gegeben hat. Und dann kommt der Tag, wo das Weltbild der Menschen und ihre Religion sich nicht mehr miteinander vertragen können. Da wird eine von den Lebenswurzeln durchgeschnitten. Die Religion verliert ihre Kraft, die Zivilisation trocknet sich selber aus und geht zugrunde. Dann artet das religiöse Gefühl in Krankheit aus, wie eine Beulenpest von Aberglauben, Zauberei, Polytheismus und Polyreligion. Denke an das alte baufällige Rom mit seinen Magiern, seinen Isispriestern usw. Denke an das alte Europa mit seinen prophetischen Tischbeinen, zungenredenden Laien und automatisch schreibenden Gelehrten. Du fragtest vorher nach meiner Ansicht über dich. Du bist ein in den meisten Beziehungen normal begabter dänischer Student. Aber außerdem bist du ein ungewöhnlich religiös begabtes Individuum, das in einer Zeit und in einem Lande lebt, wo die Religion ihre Bedeutung verloren hat. Du kommst nicht um deinen religiösen Trieb herum, aber ob du Religionsstifter wirst, ein einfach harmonischer Mensch oder ein Dunkelmann — oder möglicherweise ein Tollhäusler — ja, das wird dein Leben zeigen.“

„Sage mir doch,“ sagte Dahl nach einer kleinen Pause, „der ‚Kandidat‘ bei uns zu Hause, kennst du den etwas genauer?“

„N—ein,“ antwortete Barnes, „er ist ein verdammter Fuchs, aber ich habe ihn im Verdacht, daß er für seine Person das religiöse Problem auf eine glückliche — ich hätte beinahe gesagt — selige Weise gelöst hat. Doch er hält reinen Mund und will nicht mit dem Geheimnis heraus. Ich habe einmal versucht, ihn ins Verhör zu nehmen. Ich kann wohl sagen, ich bin ein frecher Hund und ziemlich gerissen, wenn ich einen Mitmenschen auf den Sektionstisch haben will. Aber er sah mit seinem verschmitzten



Lächeln so aus, als sähe er mitten durch mich hindurch, bis ich verlegen wurde wie ein Schuljunge und mich über etwas schämte, was ich niemand außer dir anvertraut habe.“

„In der Zeit, als ich im ‚Offenen‘ lebte,“ sagte Dahl, „sprach er einmal mit mir, als konnte er es.“

„Das sollte mich nicht wundern,“ erwiderte Barnes. „Mir gegenüber war er indessen geschlossen. Ich fragte Vater, ob er etwas von dem Kandidaten und seinem Verhältnis zur Religion wisse. ‚Nein,‘ sagte Vater, ‚ich weiß nichts weiter, als daß er immer die Religion hat, die der braucht, mit dem er im Augenblick redet.‘ Soviel ich davon verstehe, tritt er sie immer bereitwillig an den Betreffenden ab.“

Diese ganze Unterhaltung machte in abgerissenen Bruchstücken in Dahls Gehirn die Runde, während er dalag und sich bemühte, sie loszuwerden, um einschlafen zu können.

Er fühlte sich unbegabt und unreif im Verhältnis zu Barnes, der doch nur ein paar Semester länger studierte. Barnes dachte selbständig, ja, schon in der ersten Klasse der Dorfschule hatte der Küster gesagt, der Sohn des Pfarrers könne auf eigene Hand denken.

Dahl selbst hatte dagegen im Grunde niemals denken können, er konnte höchstens empfinden. Merkwürdigerweise verbarg Barnes offenbar hinter seinem etwas spöttischen Wesen eine recht tiefe Achtung vor ihm. Aber das kam wohl nur von Barnes' eigener guter Natur, war vielleicht nur ein Überrest alter Kinderfreundschaft.

Es war ihm unmöglich einzuschlafen. Er stand auf, um sich so müde zu gehen, daß der Körper, wenn er nach Hause kam, „von unten her“ schwer geworden, in Schlaf fallen und das Gehirn in die bodenlose Unbewußtheit mit hinabziehen konnte.

Von der Straße her sah er zu den Fenstern hinauf und sah das Licht in Fräulein Bangs Stube aufleuchten und verlöschen. Er hatte natürlich die Tür zugeschlagen und sie geweckt. Nie konnte er an andre als an sich selbst denken.

Ein Straßenmädchen sprach ihn an. Genau so wie da-

mals, als er den „Kinderglauben“ aufgegeben und schlaflos sich auf der Straße herumgetrieben hatte. Aber das Vergessen, das ein solches Mädchen bieten konnte, reizte ihn nicht mehr.

Er ging Straße auf und Straße ab, bis er fast im Gehen schlief.

Als er nach Hause kam, warf er sich aufs Bett, ohne sich auszuziehen.

Am nächsten Vormittag fand er beim Erwachen das Zimmer wie gewöhnlich in grenzenloser Unordnung.

Wie rücksichtslos gegen die „Alte“! Jeden Morgen räumte sie getreulich auf. Jeden Abend sah es wieder aus wie jetzt!

Heute wollte er das Ärgste wirklich selber machen. Aber als er sich wusch, kehrten alle Gedanken aus der schlaflosen Nacht wieder, und er vergaß seinen guten Vorsatz und ging aus.

Als er spät am Nachmittag nach Hause kam, hatte die „Alte“ reingemacht, und da erst entsann er sich, daß er die Absicht gehabt hatte, es ihr ein wenig leichter zu machen. Ein ekelhaftes Gefühl beschlich ihn. Er konnte sich keines Menschen entsinnen, dem gegenüber er nicht so rücksichtslos gewesen war. Aber zu ihm selbst waren alle gut und gefällig gewesen, und er hatte das mit einem zerstreuten Dank angenommen. Nie hatte er etwas Gutes getan, aber jedesmal, wenn er einer Versuchung begegnet war, hatte er ihr nachgegeben.

War er immer so gewesen oder war er erst so geworden?

Wie war es doch in der Schulzeit im Dorfe unter den andern gewesen?

Da war Niels Peter, der ihm immer Flöten machte, und Kristian Mogensen, der ihm kleine Pflüge schenkte. Aber er selbst? Das einzige, dessen er sich im Augenblick entsinnen konnte, war, daß er einen kleinen Jungen geschlagen, der nichts getan hatte, und daß ihm Holger sein Messer geschenkt hatte, statt ihn grün und blau zu prügeln.

Holgers große Gestalt stand schwer und bedrückend vor

seinem inneren Auge, dieser ungeschlachte Bursche, der nie an sich selbst dachte, stets damit beschäftigt war, den Kleinen in der Schule zu helfen, der auf dem Felde bald für den, bald für jenen Erwachsenen eine Garbe band, der stets gutmütig eine hilfreiche Hand gehabt hatte — bis das Unglück geschah. So viel war gewiß, an menschlichem Wert stand er tief unter diesem Sittlichkeitsverbrecher und Mörder.

Er saß in der Sofaecke mit geschlossenen Augen; die Atemzüge fingen an, langsam und regelmäßig zu gehen. Das Bewußtsein schien an Schärfe zuzunehmen, trotzdem die Gedanken wie gelähmt wurden von dem tiefen Widerwillen gegen alles, was er selbst war. Von seinen Eigenschaften trat eine nach der andern vor ihn hin, erweckte seinen Abscheu und fiel wie ein welkes, wertloses Blatt zu Boden. Schließlich wurden sie still, und da hatte er ein Gefühl, als wenn er von sich selbst wegstürbe.

In dem tiefen Bewußtsein seiner eigenen Erbärmlichkeit sank er auf den Boden des Nichts mit dem befreienden Gefühl, daß er nicht mehr existieren werde.

Sein Kopf lag zurückgelehnt auf der Lehne des Sofas. Wer ins Zimmer kam, hätte ihn für tot halten können. Er selbst merkte, daß er langsam, regelmäßig, tief atmete. Er begann auch eine beglückende Gesundheit in seinen Gliedern zu spüren, wie man sie fühlt, wenn eine Krankheit ihre Macht verloren hat. Sie steigerte sich zu einer jubelnden Fülle körperlichen Wohlbefindens.

Ein paar Tränen rollten ihm die Wangen herab, weil das körperliche Wohlbefinden unmittelbar in seelisches Glück übergegangen war.

Eine unsagbare Güte strömte wie eine Welle von Licht durch sein ganzes Wesen, und er konnte nicht zwischen ihr und sich selbst unterscheiden. Er fühlte sich getragen von einer liebevollen Macht, die die ganze Welt trug, aufrecht hielt und leitete, so dicht vereint mit ihr, daß es nicht möglich war, zwischen dem Leben und jener mächtigen Liebe selbst zu unterscheiden.

Seine Andacht war so tief, daß er nicht daran denken konnte, niederzuknien oder seine Hände zu falten. Aber er öffnete seine Augen, von fast allzuviel innerem Licht dazu getrieben, und da sah er, daß das Licht ihn auch außen umgab.

Das ganze Zimmer lag in einem strahlenden Licht, das keinen Schatten warf, das durch Tische und Stühle drang, so daß er durch sie hindurchzusehen meinte. Er konnte nicht entscheiden, ob dieses alles durchdringende Licht die göttliche Liebe selber war, oder etwas, das zu ihr gehört, wie der Leib zur Seele des Menschen.

Aber — gleichsam mit Hilfe dieses Lichts — sah er, daß die mächtige Liebe immer überall gegenwärtig ist — daß aber der Mensch sich von dem Bewußtsein davon hat isolieren können mit Hilfe seiner Selbstgefälligkeit — und daß kein Mensch die Stärke seiner eigenen Selbstgefälligkeit ahnt.

So nahe wie unser Atem, und doch so fern, daß wir an ihrem Vorhandensein zweifeln können, ist uns Gottes Liebe. —

---

Als die „Alte“ ins Zimmer kam, erblickte sie noch das Licht und hielt es für einen Feuerschein. Als sie es aber in einer aufsteigenden Bewegung schwinden und dann wegbleiben sah, da faltete sie ihre Hände und beugte ihren weißen Kopf, und er hörte ihre vertrauensvolle Stimme in stiller Ehrfurcht sagen: „War das Ihre Mutter, die bei Ihnen war? — Herr Gott, Herr Dahl, haben Sie sie selbst gesehen?“

An seinem Lächeln sah sie, daß er „nein“ antworten wollte, und sie beeilte sich, damit er nicht etwas Undankbares sagen sollte: „Ja, ja, Herr Dahl, glauben Sie mir, sie war da. Ich habe ja selbst das Licht gesehen, das sie mit fortnahm, als sie ging. Und Ihr eigenes Gesicht, das ist so rein, als hätte sie Sie von neuem geboren. Sie ist mit ihrem Segen bei Ihnen gewesen. Ich spüre es. Es ist hier ja heilig nach ihr. Nur die Liebe einer Mutter kann

so sein. Aber das gehört Ihnen, und ich will nicht hierbleiben und Sie stören.“

In der Tür blieb sie stehen und sagte hilflos: „Aber ich habe ja der kleinen Dame nebenan versprochen zu fragen, ob Sie nicht den Tee bei ihr trinken wollten. Nun will ich ihr sagen, daß Sie nicht können.“

Dahl trat an sie heran und sagte: „Ich will gern kommen; sie ist immer so einsam.“

Er strich der „Alten“ leicht über ihr weißes Haar. Tränen traten ihr in die Augen, und sie sagte: „Ihre Mutter ist — nun wieder heimgegangen, und ich bin nur eine alte einfältige Bauernfrau. Aber was ich für Sie tun kann, mit Reinmachen und was sonst sein muß, das will ich so gut machen, als wenn sie jeden Tag hier wäre und mir auf die Finger sehen könnte. Vielleicht wird sie dann auch einmal für mich beten, da wo sie jetzt ist.“

---

Fräulein Bang hatte alles in Ordnung gebracht. Sie hatte Tee gekocht — etwas früher als sonst. Aber ein Teewärmer stand darüber.

Und dann hatte sie ihn holen wollen, aber sich plötzlich nicht entschließen können, zu ihm hineinzugehen!

Sie hatte die „Alte“ gerufen und obenhin bemerkt, nun stünde der Tee da, und er könnte doch ebensogut hereinkommen und mittrinken.

Die „Alte“ hatte ihn gleich rufen wollen. Aber sie war so umständlich, und es hatte so furchtbar lange gedauert.

Die kleinen Finger befühlten nervös die Teekanne und fuhren dann schnell zurück, denn jetzt war er auf dem Flur.

Sie zitterte an allen Gliedern und verlor die Herrschaft über sie.

Die Glieder taten, was sie wollten; ein Arm streckte sich aus, und eine Hand zog nervös den Vorhang vor das Kruzifix und versteckte es in der Nische.

Die Tür wurde geöffnet. Fräulein Bang war so angelegentlich damit beschäftigt, den Teewärmer wegzunehmen, daß sie ihn gar nicht ansah, als er hereinkam.

Erst als er am Tisch stand, hob sie den Kopf, und der Teewärmer fiel ihr aus der Hand.

Ihre Augen wurden größer und größer; eine sanfte Feuchtigkeit betaute sie, der Tau ward zu Tropfen, die ganz offen herabrollten, und ihre Stimme klang behutsam und ehrerbietig.

„Schönen Dank, daß Sie gekommen sind.“

Es war selbstverständlich, daß sie nichts redeten; beide waren erfüllt von Gefühlen, die keine Worte vertrugen. Schweigend tranken sie ihren Tee.

Aber als er gehen wollte, fühlte sie, daß sie sich ihm mitteilen müsse. Sie entnahm ihrer Kommode ein altes Buch, reichte es ihm und sagte klein und bescheiden:

„Lesen Sie bitte dies Buch — — —, und sagen Sie mir dann, ob es das ist?“ —

Als er gegangen war, entrang sich ihr ein tiefer Seufzer der Erleichterung, der Einsamkeit und Resignation.

Sie wußte genau, welcher Art ihre Zukunft war. Sie fühlte, daß sie in ihrem schwachen Glauben bestärkt werden würde. Aber die Freude am Glauben ist nicht immer ganz ungemischt.

Sie zog langsam den Vorhang vor dem Jesus in der Nische weg und betrachtete ihn eine Weile; er hatte ihr mehr geholfen, als sie ihn im Grunde genommen gebeten hatte. —

Dahl nahm das Buch mit auf sein Zimmer, weil sie ihn darum gebeten hatte, nicht weil er es lesen wollte. Aber als er es trotzdem öffnete und die erste Seite überflog, die überall mit Vokabeln überschrieben war und verriet, daß sie es im französischen Unterricht benutzt hatte, da setzte er sich hin und las es gleich bis zur letzten Seite durch.

Es war eine kleine katholische Schrift, die von den Verzückungen gewisser Heiligen handelte und von dem erklärenden Schimmer auf ihren Gesichtern berichtete, der ihrer Umgebung unmittelbar nach der Verzückung sichtbar gewesen war.



Er stand auf, um vor den Spiegel zu treten, aber eine innere Warnung, die von der liebevollen Macht selber, die er gefühlt und gesehen hatte, zu kommen schien, hielt ihn zurück, und er setzte sich gehorsam wieder hin.

Lange blieb er regungslos sitzen.

Er fühlte, daß, wenn dieser Gehorsam in ihm andauerte, er ein Diener der göttlichen Liebe werden und imstande sein würde, die Herzen der Menschen dafür empfänglich zu machen. Er wußte nicht, ob er es konnte, nur, daß er willig war.

Von Bereitschaft erfüllt, begab er sich zur Ruhe. Treuherzig und unschuldig wie ein Kind gab er sich der liebevollen Macht hin und glitt sanft in einen tiefen, traumlosen Schlaf hinüber.

Am nächsten Morgen erwachte er frisch, als erblicke er das Tageslicht zum erstenmal.

Auf dem Tische lag Fräulein Bangs kleines französisches Buch.

Nun trat er vor den Spiegel; er mußte doch sein Haar in Ordnung bringen.

Da sah er mit Verwunderung, was die „Alte“ und Nanna Bang mit Andacht gesehen hatten: ein Gesicht, das von einer geistigen Schönheit leuchtete, derengleichen ihm niemals begegnet war.

Während er das Gesicht im Spiegel verwundert anstarrte, zog ein Lächeln darüber hin — in dem Augenblick, als er es als das seine erkannte.

Dem Lächeln folgte der lebhafte Wunsch, immer so auszu sehen.

Einen Augenblick später wandelte ihn die Lust an, Frau Sonne zu besuchen. Er nahm das kleine rote Heft mit, berührte zögernd das französische Buch, ließ es aber liegen.

★

Er brauchte Frau Sonne nicht zu sagen, was geschehen war. Als er ihr das rote Heft übergab, sah er ihrem Gesichtsausdruck an, daß sie es wußte.

Selbst Katharina, die mitten im Zimmer stand, fühlte, daß die beiden dort am Fenster sich in einem Verstehen fanden, an dem sie keinen Anteil hatte.

Sie sah ihre Mutter sich langsam in ein junges Mädchen verwandeln, aber in ein junges Mädchen, dessen glückliches Sehnen zu der Wehmut der Entsagung verblaßt war. Es erhob sich in ihr ein Protest gegen etwas Unbestimmtes, gegen das Leben oder die Menschen oder Gott.

Sie sah ihre Mutter das rote Heft entgegennehmen, als berühre sie ein Heiligtum. Mit einer Stimme, als öffne sie unwürdig die Tür zu einer Geheimkammer, hörte sie sie sagen: „Ich habe es erlebt. Ich weiß es. Ich habe es einmal — bei einem andern gesehen.“

Sie trat an die Schatulle und öffnete das kleine Fach, das immer verschlossen war. Katharina, der sie den Rücken zukehrte, konnte nicht eher sehen, was die Mutter vornahm, als bis das Bild behutsam auf den Schreibtisch gestellt wurde, und Frau Sonne es aus der Hand, aber nicht aus den Augen ließ.

Dahl betrachtete das Gesicht des Cappellano, in dem Schönheit und Frömmigkeit so innig verschmolzen waren, daß man unmöglich entscheiden konnte, ob es das Bild einer frommen Seele war, die eine Schönheitsoffenbarung empfangen hatte, oder eines schönen Charakters, der durch Frömmigkeit verinnerlicht war.

Katharina betrachtete die Gruppe aus der Entfernung. Das Bild, Frau Sonne und Dahl bildeten eine Einheit, in der kein Platz für sie war.

Endlich wendete Dahl den Blick von dem Bilde ab und fragte: „Wo lebt er jetzt?“

Frau Sonne sah ins Leere. „Ich weiß es nicht,“ sagte sie, „damals war er ein junger Cappellano. Ich traf ihn in Sorrent und später in Rom. Wir waren viel mit ihm zusammen, meine Mutter und ich. Kurz vor unsrer Abreise trat er in einen Orden ein, und seitdem habe ich nichts mehr über ihn oder von ihm gehört. Hier ist seine eigene Handschrift.“

Sie zeigte Dahl das grüne italienische Heft.

„Sie haben also die Übungen befolgt, die er aufgeschrieben hat?“

Dahl nickte, er war offenbar weit weg, tief in seine eigenen Gedanken versunken. Sein Ausdruck war nach innen gerichtet, er schien völlig vergessen zu haben, wo er sich befand.

Endlich sagte er, fast ganz zu sich selbst, aber doch so, daß man hören konnte, er wußte, daß jemand zugegen war: „Er trat in einen Orden ein — — blieb in seiner Kirche. — Ja, er war ein Christ — —. Aber ich bin ein Ungläubiger, und trotzdem habe ich das Wundervolle erlebt. Gottes Liebe ist allgegenwärtig — innerhalb der Kirche und außerhalb der Kirche. Das religiöse Gefühl, nicht der Glaube an die Lehrsätze erschließt ihr die Herzen. Es geschieht nach psychologischen Gesetzen — —.“

Frau Sonne betrachtete aufmerksam sein schönes, jugendliches Gesicht, auf dem in diesem Augenblick eine ernste Hoheit lag, die weit älter war als seine Jahre. Sie sah, wie die weichen Linien des Mundes sich um einen Beschluß zusammenzogen, ehe er fortfuhr: „Als Beweis dafür zu leben, daß religiöses Gefühl an und für sich, selbst ohne die Vorstellung eines Gottes, das Herz der göttlichen Liebe erschließt, das ist des Lebens wert. Gesetze für das Wachstum und die Entwicklung des religiösen Gefühls zu finden und nachzuweisen, das muß eine Pflicht sein für denjenigen, der, in einer Zeit des Unglaubens lebend und selbst ungläubig, die Seligkeit aller Religionen erlebt.“

Er sah ihr in die Augen und sagte wie jemand, der in Gedanken schon zur Tür hinaus ist: „Entschuldigen Sie

mich, bitte. Ich muß jetzt gehen. Ich habe das Bedürfnis, allein zu sein.“

Er lächelte, um ihr doch eine Art Erklärung zu geben: „Ich glaube nämlich, daß ich endlich mein Studium gefunden habe.“

Ein kleiner Händedruck, ein kurzes Nicken zu beiden, und er war zum Zimmer hinaus.

Weder Mutter noch Tochter dachten daran, ihn hinaus-zubegleiten. „Ja,“ sagte Frau Sonne sinnend, „er hat sicher sein Studium gefunden.“

„Welches?“ fragte Katharina.

Frau Sonne sah aus ihren Gedanken zu der Tochter hinüber, die nur ein junges Mädchen war, das praktischen Bescheid haben wollte.

„Man muß es wohl am ehesten Religionspsychologie nennen,“ sagte sie und sank wieder in ihr eigenes Leben zurück.

„Was wird er dann?“ fragte Katharina.

„Was er wird?“ sagte Frau Sonne in sich selbst hinein, und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck, der Katharina, ohne daß sie es selber wußte, die Fäuste ballen ließ.

„Was er wird?“ wiederholte Frau Sonne, ohne sich aus dem Gespinnst ihrer Gedanken herauszuwickeln. „Ich denke, er wird ein Segen für die Menschheit.“

„Kann er davon leben?“ fragte Katharina roh. Der Ton riß Frau Sonne so gewaltsam aus den fernen Gedanken heraus, daß es ihr weh tat. Sie drehte sich nach ihrer Tochter um, und in ihren Augen lag eine Eiseskälte, die Katharina zu kennen meinte. Sie erinnerte sich, diesen Ausdruck in den Augen der Mutter einmal gesehen zu haben, aber er war nicht gegen sie gerichtet gewesen.

Nun aber wandte sich Frau Sonne dem Bilde des Cappellano zu, und Katharina sah in ihrem Gesicht den Ausdruck, der sie veranlaßt hatte, die Faust zu ballen, als sie von Dahl sprachen.

Sie näherte sich ihrer Mutter, und in ihrer Haltung, ihrem Gang und in ihrer Stimme lag ein halb zurückge-

drängter Spott, den sie ebenfalls von jemand anderm als von sich selbst zu kennen meinte: „Mutter, bist du ganz sicher, daß du nicht in diesen Priester verliebt gewesen bist?“

Namentlich als sie „Priester“ sagte, war ihr, als sei das Wort ein Gespenst, das in der Stube umging.

Frau Sonne zuckte zusammen, und eine leichte Röte stieg ihr in die Wangen.

Aber sie gewann schnell die mütterliche Würde wieder — und zwar in der Eile etwas reichlich — sie sah aus, als wären ihr plötzlich hohe Absätze unter ihre Schuhe gesetzt worden. „Man verliebt sich nicht in Menschen wie er,“ sagte sie. „Sie haben selbst keine irdischen Gefühle und wecken sie nicht bei andern.“

„Wirklich nicht?“ sagte Katharina. „Weißt du, was das ist? Das ist Hysterie. Lüge aus Hysterie!“

Frau Sonne sah ihre Tochter entsetzt an, die trotzig vor ihr stand.

„Katharina,“ sagte sie nach einer Pause. „Du mußt dich in acht nehmen. Du bist so heftig, daß mir zuweilen ganz angst wird, wie es dir im Leben gehen soll. Du hast das Temperament deines Vaters geerbt.“

„Gott sei Dank!“ sagte Katharina und nahm Rittmeister Sonnes Bild vom Schreibtisch.

„Ja, du gerätst nach deinem Vater,“ sagte Frau Sonne und musterte die Linien ihres Gesichts.

„Und ich bin stolz darauf,“ rief Katharina, warf den Cappellano um und stellte den Rittmeister auf den Tisch. Darauf ging sie hochaufgerichtet auf ihr Zimmer.

Dort sah sie auf St. Jörgens-See hinaus und hatte selbst Wasser in den Augen. — —

Seit dem ekstatischen Erlebnis hatte Dahl das Gefühl gehabt, daß er von einer unsichtbaren, aber lebenden Atmosphäre umgeben war. Es war, als wäre in ihm noch etwas von jener mächtigen Liebe, die in jenem Augenblick die Luft leuchtend gemacht hatte, und hülle ihn ein wie eine milde, tiefe Sympathie, die gegenüber niemand Vorbehalte

machte, sondern wie ein Sonnenstreifen jeden durchdrang, dem er begegnete.

Als er Frau Sonne mit dem festen Entschluß verließ, sein Leben der mächtigen, allgegenwärtigen Liebe zu weihen, ging sein Wille eine enge Verbindung mit dieser Liebe ein, und er fühlte plötzlich in sich eine psychische Macht, deren Stärke ihn fast umbrachte.

Er zweifelte nicht, daß er mit Hilfe der lebenden Atmosphäre, die ihn umgab, die Herzen der Menschen beherrschen könne.

Ja, er fühlte bestimmt: wenn er in Gedanken eine Mauer um die große Dame mit dem grauen Hut zog, die fünf, sechs Schritt vor ihm herging, dann war sie außerstande, auch nur einen Schritt weiterzugehen.

Im selben Augenblick tat er das, eigentlich ohne Überlegung, nur berauscht von der Freude an der Willensäußerung.

Es geschah wirklich. Die Dame blieb jäh stehen, als sei sie gegen etwas gestoßen. Sie schwankte unbeholfen mit dem ganzen Körper, kam aber nicht vom Fleck.

Da legte er die Mauer nieder, die er um sie errichtet hatte; die Dame setzte sich wieder in Bewegung, sah sich verwirrt um und ging weiter.

Er selber blieb stehen, ein Herr rannte gegen ihn und schimpfte, aber er hörte nicht darauf.

Jetzt vermochte er kaum zu glauben, was er selbst gesehen und selbst getan hatte.

Erst als das „Wunder“ geschehen war, begann er, daran zu zweifeln.

Noch konnte er die Dame vor sich sehen. Aber etwas in ihm warnte ihn, den Versuch zu wiederholen.



## Ein „psychischer Forscher“

„Es macht wohl nichts, daß heute abend ein paar Menschen kommen,“ sagte Nanna Bang, als Dahl sich zum Tee einstellte. „Es ist nur mein Vetter, Großhändler Adolf Quist und seine Frau. Sie waren heute nachmittag im Geschäft und sagten, sie wollten um die Teezeit bei mir vorsprechen. Sie müssen gleich hier sein. — Ja, da klingeln sie.“

Sie schlüpfte auf den Flur hinaus, und Dahl hörte eine sanfte Damenstimme und ein Herrenorgan, an dessen Fülle der Besitzer offenbar seine Freude hatte.

Fräulein Bang stellte vor. Dahl kannte das Gesicht und die Gestalt der Dame von irgendwoher, sogar so genau, daß es ihn überraschte, als er offenbar in ihr keinerlei Erinnerung an eine frühere Begegnung wachrief. Er hatte aber keine Zeit, darüber nachzudenken, wo er sie schon gesehen haben könnte; denn Großhändler Quist entfaltete augenblicklich gerade ihm gegenüber seine ganze gesellschaftliche Gewandtheit.

Adolf Quist sprach sehr viel und sehr gern und war des festen Glaubens, daß viele Worte viele Gedanken sind.

Er wußte vielerlei, aber sein Wissen hatte keine sichere Grundlage, es bestand genau besehen allein in seiner eigenen Überzeugung. Sein behendes Bescheidwissen sog den Saft aus allem, was in die Nähe seines Bewußtseins kam, und sammelte die welken Tatsachen in die Müllgrube seines glänzenden Gedächtnisses.

Nachdem er seiner eignen liebenswürdigen Vortrefflichkeit Platz geschaffen hatte, führte er seine Frau vor, die Nanna Bang freilich schon präsentiert hatte. Sie war groß und prachtvoll gewachsen, wie es sich für die Frau eines Adolf Quist gehörte.

Dahl betrachtete das Paar mit Verwunderung. Ihre Zusammengehörigkeit hatte etwas lächerlich Unlogisches. Er ärgerte sich, daß er nicht Barnes' Fähigkeit, „selbst zu

denken,“ besaß. Das Verhältniß der beiden Menschen zueinander interessierte ihn.

Aber empfinden konnte er ja, und es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß Quist tiefer stand als sie. Trotzdem war er offenbar der Herrschende. Quist betrachtete seine Frau mit schwellendem Stolz, sie sah den Mann mit müder Nachsicht an, tat aber sicher stets, was er wollte. Quists Gesicht strahlte vor Verliebtheit, um den Mund seiner Gattin lag ein Zug grauer Resignation.

Trotzdem machte sie den Eindruck, ein tiefes, inneres Glück zu bergen, das auf irgendeine Weise mit ihrem Mann in Verbindung stand und es erklärte, daß sie sich ihm ständig fügte, obwohl sie ihn längst auswendig wußte.

Dahl fesselte ihr Gesicht, das soviel Seele zu entfalten schien, etwas abgelagerte Seele freilich, für die im Grunde niemand Verwendung hatte. Der ausdrucksvolle Mund ließ auf starke Gefühle und zugleich auf ein Wissen davon schließen, daß das Leben nun einmal nur „bürgerliche Kost“ bietet. Die blaugrauen Augen waren eigentümlich aufmerksam, gleichsam stets bereit, einen Bescheid zu empfangen; sie schienen übertrieben gefühlvoll.

Als Nanna Bang nach „Klein-Ingeborg“ fragte, kam ein tiefer Glanz in diese Augen, der verriet, wo Frau Quist ihren Lebensinhalt gefunden hatte. Und Quist war Klein-Ingeborgs Vater; die Würde konnte er niemals über Bord werfen.

„Aber jetzt müßt ihr euch wirklich setzen,“ sagte Nanna Bang. Quist fand sogleich einen Lehnstuhl, und Frau Quist wollte sich auf den Klaviersessel setzen. Aber Nanna Bang sprang mit einem Schrei herzu, Frau Quist schnellte in die Höhe und sah sich verwirrt um.

Als Dahl sie so dastehen sah, erkannte er sie wieder. Das war ja die große Dame mit dem grauen Hut, die er gestern gezwungen hatte, mitten auf der Straße stillzustehen.

Der Klaviersessel sei wacklig, sagte Nanna Bang, aber Alvilda könne sich zu Herrn Dahl aufs Sofa setzen.

An der Art, wie sie neben ihm Platz nahm, fühlte er,

daß sie nicht das geringste Interesse für sein Vorhandensein hatte. Er war für sie ein gleichgültiger grüner Junge, der einstmals auch ein gewöhnlicher Mann werden würde.

Nach dem Tee begann Frau Alvilda eine Unterhaltung mit Nanna Bang über Klein-Ingeborg, Quist aber war ein Mann mit Interessen. Er sei psychischer Forscher, vertraute er Dahl an. Er sei natürlich viel zu aufgeklärt, um Christ zu sein. Jesus sei ja Epileptiker gewesen, aber Crookes und Wallace seien Gelehrte, und in den Tischbeinen befinden sich Intelligenzen.

Betrügerische Medien, behauptete Herr Dahl. Jawohl, aber das seien die professionellen, die ihren Ruf aufrecht erhalten müßten. Nein, man müsse private, unbezahlte Medien haben. Er sei selbst im Begriff, eins auszubilden, nämlich seine Frau. Nun solle Herr Dahl einmal sehen.

Frau Alvilda mußte aus dem Zimmer gehen. Sie tat es unlustig, aber ohne Widerspruch. Es ging wirklich vorzüglich; sie fand die Gegenstände, die Nanna versteckt, und sagte, woran Herr Dahl gedacht hatte. Quist hatte recht, sie war sehr empfänglich für Gedankenübertragung. Aber er trainierte sie auch wissenschaftlich und führte Buch über die Fortschritte. Er wollte später darüber ein Buch veröffentlichen: „Die Entwicklung eines Mediums.“

Frau Quist saß wieder auf dem Sofa und setzte die Unterhaltung über Klein-Ingeborg fort. Dahl fand, das kleidete sie gut. Aber Quist bekam einen Einfall. Dahl sollte an eine Zahl denken und Alvilda zwingen, sie zu nennen. Quist konnte es Dahls Augen ansehen, daß er „suggestive Fähigkeiten“ besaß.

Dahl sah Frau Alvildas Unlust und wollte ablehnen. Als sie ihm aber ihren empfänglichen Blick zuwandte, packte ihn das Machtgefühl, das ihn zuweilen überwältigte, und er versenkte seinen Blick wollend in den ihren, der so weich und tief nachgebend war.

Quist stand auf und machte Nanna Bang, die sich gar nicht rührte, mit der Hand ein Zeichen, sie solle sich ganz

still verhalten. Frau Alvilda wurde bleich. Quist zog seine Uhr hervor, Nanna erschrak. Dahl starrte in Frau Alvildas Pupillen und hatte ganz vergessen, daß er an eine Zahl denken sollte; denn während er in die Tiefe der Pupillen starrte, entschwanden ihm ihre Eigenschaften. Frau Alvilda Quist samt Namen und Adresse, Erziehung und Erfahrung verschwand so völlig, als wäre sie tot und begraben, und zurück blieb etwas Unvergängliches, ein „Leben“ oder ein „Trieb“, der auf ein bestimmtes Ziel gerichtet zu sein schien, auf ein „Leben“, das einen „Zweck“ hatte. Mit einem angsthaflichen Gefühl spähte er nach diesem Zweck, als er plötzlich Herzklopfen bekam, wie ein Mensch, der zu plötzlich geweckt wird: etwas hatte seine Hand berührt.

Es war ihre Hand, die am äußersten Rande des Tisches gelegen hatte und jetzt leblos und schwer auf die seine herabgefallen war.

Sie fuhr in die Höhe, griff sich nach dem Herzen, starrte ihn erschrocken an, wandte die Augen ab und barg das Gesicht in den Händen.

Quist beugte sich eifrig über den Tisch: „Fahre fort! Sieh ihn an, Alvilda! Fahren Sie fort, Herr Dahl! Wir waren gerade im Begriff, eine Trance zu erzielen. Das ist das erstemal. Versuchen Sie es noch einmal!“

Frau Alvilda aber schüttelte bestimmt den Kopf: „Nein, ich will nicht. Ich getraue mir's nicht. Ich bin bange. Ich will es nicht wieder sehen!“

Quist zog ein Notizbuch hervor. Dies war etwas Neues. „Was sahst du? Beeile dich, ehe es weg ist!“

Frau Alvilda strengte sich an. Quist schrieb. „Ich kann es nicht erklären — — Ich sah Herrn Dahl ohne Kleider — —“

Quist ließ den Bleistift fallen. „Ohne — was — —?“

„Ich meine — sein Körper war wie ein Anzug, den er ausziehen konnte, so daß ich ihn selbst sehen konnte — ach, es ist so unheimlich! Es ist eine so entsetzliche Verantwortung zu leben!“

„Wieso Verantwortung?“ fragte Quist, der den Bleistift wiedergefunden hatte.

Nanna Bang faltete die Hände und sah Dahl an, dessen Augen mit einem sonderbar scheuen Ausdruck an Frau Quist hingen.

„Verantwortung dem gegenüber — dem gegenüber, was unsre Bestimmung ist,“ sagte Frau Alvilda. „Ich will nicht mehr daran denken.“

Sie fuhr sich über die Augen, als wollte sie das Gesehene wegwischen.

„So sage uns doch wenigstens, ob du etwas von dieser Bestimmung sahest?“ Er fragte nicht um „der Bestimmung“, sondern um der Wissenschaft willen.

Frau Alvilda starrte mit einem so versteinerten Blick ins Leere, daß sie alle atemlos warteten. Endlich sagte sie: „Ich sah, was Herrn Dahls Bestimmung ist. Aber ich habe keine Worte, es zu sagen — nein, ich kann mich dessen auch nicht mehr entsinnen.“ Sie seufzte erleichtert auf: „Es ist weg. Ich habe nur eine Art Empfindung.“

Quist sah über das Notizbuch weg zu Dahl hinüber und vergaß zu schreiben; denn Dahl sah so aus, als wisse er selber, was sie gesehen hatte.

Dahls und Frau Alvilas schwerer Ernst steckte Nanna an. „Ich glaube, man soll so etwas nicht tun,“ sagte sie. „Es ist auch in der Bibel verboten.“

„Die Bibel ist veraltet,“ sagte Quist.

Frau Alvilda wollte nach Hause zu Ingeborg.

„Es hat sie angegriffen,“ flüsterte Quist Dahl zu. „Wir gehen unterwegs in ein Varieté. Das wird sie zerstreuen.“

Er half ihr in den Mantel und scherzte über ihre teuren Kleider. „Sie ahnen nicht, was es kostet, verheiratet zu sein, Herr Dahl, namentlich wenn man, wie ich, darauf hält, daß die Frauen bis ins Innerste durchgeführt sein sollen.“

Er betrachtete seine Frau mit einem Blick, der verriet, daß es nicht so sehr die Stärke ihrer Gefühle als die Üppigkeit ihres Leibes war, was ihn erfreute.

Als sie allein waren, sagte Nanna Bang: „Das, wovon Alvilda sprach, daß es eine schreckliche Verantwortung sei zu leben, das dachte ich an jenem Abend, als Sie das — Sie wissen ja — erlebt hatten, und ich Ihnen das französische Buch gab. Als Sie gegangen waren, dachte ich an meine Schwester, und daß sie hier kommen und gehen sollte, als wenn nichts mit ihr im Wege sei. Finden Sie nicht auch, daß das richtig ist? Niemand kann ja wissen, wie lange sie noch lebt.“

„Ja, ich finde auch, daß das richtig ist,“ sagte Dahl.

„Ich danke Ihnen, daß Sie das sagen,“ erwiderte sie.

Er streichelte ihr brüderlich das Haar, sie sah dankbar aus, und er ging auf sein Zimmer hinüber.

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, trat sie vor das Kruzifix und betrachtete den Gekreuzigten, den Adolf einen Epileptiker genannt hatte.

Sie schauderte; sie nahm den Rosenkranz herunter und hielt ihn eine Weile in der Hand; sie hatte ihn ja nicht tragen wollen, um von den anderen im Geschäft nichts darüber zu hören. Jetzt hängte sie ihn kurz entschlossen um den Hals.

★

## 32. KAPITEL

### Delirium

Der Herbst hatte seine Farben über die Bäume der Östersögade ausgegossen; das Wasser lag in silberweißer Ruhe da.

Barnes blieb stehen und sog die säuerliche Frische des Oktobers in so tiefen Zügen ein, als die Lungen sie nur fassen konnten.

„Wer jetzt daheim im Pfarrgarten eine taufeuchte Pflaume in den Mund stecken könnte!“ sagte er.

Dahl lächelte, erwiderte aber nichts; seine Gedanken weilten noch bei dem, wovon sie gesprochen hatten.



Hufschläge auf der weichen, schwarzen Erde des Reitwegs weckten ihn. Eine Dame und ein Herr kamen im Galopp ihnen entgegen; die Pferde wieherten, nach größerer Eile lüstern.

Die Dame war Katharina Sonne; sie nickte ihnen im Vorüberfliegen zu. Sie lüfteten die Hüte, und Barnes vergaß, den seinen wieder aufzusetzen: er starrte den Reitern nach, den Hut in der Hand.

„Ah!“ sagte er, setzte den Hut auf, ballte die Fäuste und streckte die Arme aus, die Muskeln gespannt, wie einer, der eben aufgestanden ist.

„Sahst du sie?“ sagte er, „sahst du sie, als sie kamen? Sahst du, wie ihre Augen und die des Pferdes einig waren, sich ein Vergnügen zu machen? Schade, daß sie uns erkannte und zum Weibe wurde. Ehe sie uns erblickte, war sie nur ein Kind, das mit einem Pferde Galopp spielte. Schau' ihren Rücken, wie der sich wiegt! Kommt der Galopp von diesem Rücken oder von dem Tiere? Nur sie und das Pferd wissen es. Sie ist wahrlich Rittmeister Sonnes Tochter!“

„Wer ist der Herr neben ihr?“ fragte Dahl.

„Der?“ sagte Barnes mit einer leichten Gereiztheit wie nach einer Unterbrechung, „das ist Fabrikant Nedergaard, ein alter Freund ihres Vaters. Es sind seine Pferde. Sieh, wie er sich im Sattel reckt, der alte Tropf! Aber die Knie liegen, weiß Gott, wo sie hingehören. Wenn ich nur halb so gut reiten könnte wie er!“

„Reiten?“ sagte Dahl. „Hast du Lust zu reiten?“

In Barnes' graubleichem Gesicht und seiner gebrechlichen Gestalt deutete nichts auf Lust zu irgendwelchem Sport.

„Lust?“ wiederholte Barnes. „Ich finde — wenigstens in diesem Augenblick — es ist weit nützlicher und wichtiger, reiten zu können, als das Staatsexamen im Englischen zu bestehen.“

Dahl lächelte verstohlen, Barnes sah es und rief: „Du glaubst, ich bin in Katharina verliebt. Sei dessen nicht so sicher. Mag sein, daß ich verliebt bin, aber dann möglicher-

weise nicht in sie. Mag sein, daß ich gerade in sie verliebt bin, aber dann ist es vielleicht keine Verliebtheit, sondern vielmehr liebevoller Neid. Was sind wir doch für ein paar jämmerliche Schafsköpfe, du und ich! Die reine Morgenstunde haben wir mit metaphysischer Wiederkäuerei besudelt. Und da kommt ein junges Mädel dahergesprengt, ein Mädel mit rotem Blut bis in die Fingerspitzen, mit Nägeln wie Rosenblätter! Die bekümmert sich um den Tod und das Welträtsel nicht mehr als das Tier, auf dem sie reitet. Das Welträtsel! Ich kann es doch nicht lösen. Ich habe nicht die Kräfte, auf ihr Pferd hinaufzuspringen, wenn es stillsteht, und es würde mich das Leben kosten, wenn es mit mir davonliefe.“

Schweigend starrte er den Reitern nach, die jetzt im Schritt auf dem Pflaster der Österbrogade verschwanden.

Wem war er doch ähnlich? Woher kannte Dahl diesen sehnsuchtsvollen Blick? Er starrte Barnes grübelnd an, aber das störte nur die Erinnerung. Er gab es auf, sich zu erinnern, aber im selben Augenblick, als er die Augen von ihm wandte, verschwand Barnes' Gesicht, nur der sehnsuchtsvolle Ausdruck blieb zurück und saß in ein Paar andern Augen.

In Tines Augen! So pflegte sie in die Ferne nach etwas Schönerem auszublicken.

Er fühlte plötzlich, daß trotz aller Vertraulichkeit eine tiefe Kluft zwischen ihm und Barnes bestand, und Barnes' nächste Worte unterstrichen das deutlich: „Du hast erfahren, daß Gott die Liebe ist, hast die göttliche Liebe auf eine solche Weise erlebt, daß du beinahe sie hast fassen und fühlen können. Ich sollte wohl vor dir in den Staub sinken und dir dein Erlebnis gönnen und mißgönnen. Ich tue es vielleicht auch. Jedenfalls beneide ich dich um dein schönes Gesicht und deine gute Natur. Göttliche Liebe! Eine gesunde menschliche Liebe zieht mich mehr an und erscheint mir wunderbarer. Daß Gott seine Geschöpfe liebt, selbst so eins wie ich, nun ja, das sollte für Götter selbstverständlich sein. Aber wenn ein Mensch, obendrein ein

frisches und gesundes Weib, mich lieben könnte, das würde ich als ein Wunder empfinden und als solches hinnehmen.“

Dahl erwiderte nichts. Erst als sie vor dem Tor der Regens standen, sagte er langsam: „Eine ‚gesunde menschliche Liebe‘ ist — Lüge, ist Trieb in Verkleidung, nichts weiter. Ich habe einmal ein junges Mädchen gekannt, — das erste, das mir das Weib offenbarte — und ich habe sie in einem glücklichen Rausch besessen. Ich dachte nicht viel an sie selbst, aber der Rausch war tief. Jetzt ist sie verheiratet und hat Kinder, die sie liebt, ja, sie hat ihren Mann gewiß auch lieb. Aber ich habe sie seither wieder-gesehen, und ich kann dir sagen, ich hätte sie nehmen können, wie sie da zwischen denen stand, die sie liebt — weil ihr Trieb nach mir stand.“

„Dann liebt sie wohl dich,“ sagte Barnes.

„Liebt!“ wiederholte Dahl. „Liebe ich sie etwa? Ich weiß, daß ich es nicht tue, und doch glaube ich zuweilen, daß ich mich nie von ihr befreien kann. Es gibt Augenblicke, wo ich in Versuchung gerate, geradewegs auf den Bahnhof zu gehen und dorthin zu fahren, wo sie ist, und sie in meine Arme zu schließen, obwohl ich weiß, daß das ihr Leben mit den Kindern und deren Vater zerstören würde.“

„Aber wenn du es nicht tust,“ sagte Barnes, „geschieht das dann nicht gerade aus Liebe zu ihr?“

„Nein,“ antwortete Dahl, „es geschieht aus Furcht, un-recht zu tun. Und alle andern, die ich in der Zeit kannte, als ich ein lockeres Leben führte, — glaubte ich vielleicht nicht, daß ich wenigstens Sympathie für sie empfand, so-lange mein Trieb nach ihnen stand? Und was war es dann! Und sie, deren Wesen ich in jedem jungen Weibe zu sehen verdammt bin — —“

„Dann liebst du sie,“ unterbrach ihn Barnes.

„Ich hasse sie eher,“ sagte Dahl, „denn sie zerstört meine Harmonie mit meinem eigenen, innersten Wesen. Glückliche kann ich nur in der reinen Unschuld leben, die Brüderchens und die meine war.“

„Jetzt bist du erwachsen,“ sagte Barnes.

„Ist das wohl ein Hindernis?“ entgegnete Dahl. „Ist vielleicht nicht heute noch die reine Unschuld in mir lebendig als mein eigenes, innerstes Wesen? Der Trieb ist ihr ärgster Feind, und den habe ich fürchten und verabscheuen lernen, mag er sich in seiner nackten Roheit oder in dem berausenden Gewande der Verliebtheit zeigen.“

„Ich glaube, ich verstehe dich,“ sagte Barnes. „Ich bin selbst an einem Sommertage inwendig himmelblau gewesen. Es dauerte nicht lange. Und nun sind meine Hoffnungen mehr irdisch grün. Aber du willst also jedem irdischen Weibe, dem du begegnest, aus dem Wege gehen?“

„Ja, ich habe eine andre Liebe gesehen,“ sagte Dahl. „Und die duldet keine Nebenbuhler.“

Barnes sah das Straßenpflaster entlang. Dann lachte er ein leises Lachen, das Dahl von einem Examenstag her kannte, als Barnes glaubte, daß seine lateinische Übersetzung mißlungen sei, und plötzlich erfuhr, daß sie die beste war.

„Ich kann nicht umhin, dich lieb zu haben, Dahl,“ sagte er, „und zwar nicht nur, weil du glücklich verrückt bist. Und sollte deine Verrücktheit in Weisheit enden, findest du auf dem Wege des religiösen Gefühls den Stein der Weisen, so will ich dein erster schlichter Jünger sein. Aber nun muß ich hinein und arbeiten.“

Er lief ins Tor hinein, Dahl wanderte langsam heimwärts. — — —

Er hatte noch nicht viele Minuten dagesessen, als die „Alte“ mit einem Kaffeebrett hereinkam.

„Ich dachte, Sie könnten Lust zu einer Tasse Kaffee haben,“ sagte sie. „Darf ich zusehen, während Sie trinken? Ich möchte etwas Gutes sehen nach all dem Teufelskram da drinnen.“

Sie deutete mit einer Kopfbewegung nach der Wohnung auf der andern Seite des Flurs.

Dahl fragte, ob etwas Besonderes los sei.

„Wissen Sie das nicht? Wissen Sie nicht, daß die

„Schiefe“, wie Fräulein Bang sie nennt, und was sie ja auch ist, daß sie krank geworden ist?“

„Ist es etwas Ernsthaftes?“ fragte Dahl.

Die „Alte“ sah ihn etwas skeptisch an. „Können Sie sich nicht denken, was es ist? Sie haben doch wohl gemerkt, daß sie trinkt?“

„Ist es —“

„Ja, es ist Trallirium. Sie ist zuzeiten ganz wild. Sie hat der Schwester drei, vier Zähne ausgeschlagen; taub war die im voraus, und nun kann sie auch nicht mehr kauen. Und was sie alles sagt! Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch solchen Schweinekram in seinen Mund nehmen kann. Das ist also, wenn die Anfälle kommen. Und dann wird sie so schlecht, so schlecht. Manchmal glaube ich wirklich, der leibhaftige Satan rumort in ihr, so unheimlich wird mir dabei. Haben Sie Lust, sie zu sehen? Diesen Augenblick ist sie ganz ruhig. Aber trinken Sie nur erst in Ruhe Ihren Kaffee aus.“

Nach einiger Zeit gingen sie zusammen in die Stube, wo die „Schiefe“ im Halbschlummer lag und sie nicht gleich bemerkte.

„Ja, hier riecht es nicht schön!“ sagte die „Alte“. „Sie will nicht, daß wir das Fenster öffnen. Sie sagt, ‚die andre‘ kann das nicht leiden.“

„Die andre?“

„Die, mit der sie sich herumbalgt und vor der sie furchtbare Angst hat. Wenn ‚die andre‘ kommt, geht der Spektakel los.“

Die „Schiefe“ schlug die Augen auf. „Die andre ist weg,“ sagte sie.

Die „Taube“ hatte gesehen, daß Dahl hereinkam, und kam nun selber neugierig herbei, um zu hören, was er sagte. Sie hielt verlegen die Hand vor ihren zahnlosen Mund, äußerte ihr geniertes „Hoho“, eine Mischung von entgegenkommendem Lachen, und was man sonst vielleicht hätte sagen können, wenn man kein Wort verstanden hatte.

Die „Schiefe“ betrachtete ihren verunzierten Mund. „Das

hat ‚die andre‘ getan,“ sagte sie betrübt. „Du gl—aubst doch nicht etwa, daß ich meine eigene Sch—wester so behandeln könnte?“

„Hoho!“ nickte die „Taube“, die nur verstand, daß irgend etwas zu ihr gesagt wurde, die aber nicht mit den Ohren näher heranzukommen wagte.

„Wer ist ‚die andre‘?“ fragte Dahl vorsichtig.

Die „Schiefe“ sah ihn erst zögernd an und antwortete dann vertraulich: „Das ist eine, die mich aus mir selber herausjagen will. Sie sagt, für mich ist kein Platz in mir; sie will nämlich ich sein. Sie sagt, sie wäre ein Weibsbild, aber nach dem, was sie von mir will, glaube ich, sie ist ein Mannsbild.“

„St! St!“ winkte die „Alte“ ab. „Sprechen wir nicht davon.“

„Ja, aber das tut sie,“ behauptete die „Schiefe“, „das ist Ver—gewaltigung.“

Die „Alte“ übertäubte das Wort mit einem kräftigen Nasenschnauben.

„Kommen Sie,“ sagte sie zu Dahl. „Es lohnt sich nicht, anzuhören, was sie in aller Unschuld sagt.“

„Es ist ein Jammer, was aus ihr geworden ist,“ sagte sie draußen auf dem Flur. „Sie war als kleines Kind so lieb und gut. Hätte das Kindermädchen sie nicht fallen lassen und zum Krüppel gemacht, dann wäre sie sicher ein tüchtiger und nüchterner Mensch geworden. Ja, das Leben, das ist nicht so!“

Ehe Dahl in sein Zimmer und die „Alte“ in die Küche gelangt war, kam die „Taube“ und schrie: „Tante! Tante!“

„Ach, Herrgott!“ seufzte die „Alte“, „nun geht es wieder los!“

Sie humpelte ins Schlafzimmer und Dahl folgte ihr.

Die „Schiefe“ lag in Krämpfen, die Arme zuckten, der Oberkörper hüpfte im Bett auf und nieder, das Gesicht veränderte sich und wurde häßlich, sie sah älter aus und verbissen boshaft. Eine Weile schien es, als kämpfe sie dagegen an und suche ihre Vernunft zu bewahren, aber auf



einmal ergab sie sich und sprang mit einer Elastizität, die man ihr nicht zugetraut hätte, kerzengerade im Bett in die Höhe.

„Großer Gott, Herr Dahl, sehen Sie nicht hin,“ sagte die „Alte“, „sie hat es groß nötig, gewaschen zu werden, aber wir haben ihr nicht beikommen können.“

Es war schlimm für die „Taube“, die ein bißchen „heilig“ war und jeden Sonntag in die Kirche ging, obwohl sie kein Wort verstand und nur dasaß und den Pfarrer anstarrte. Sie errötete und wagte nicht, Dahl anzusehen, auch ihre Schwester nicht, weil er zugegen war, und auch ihre Tante nicht, weil die vielleicht von ihr verlangen könnte, sich der „Schiefen“ anzunehmen, und das konnte sie nicht, wenn ein Herr zugegen war.

Sie trippelte verschämt und ganz verwirrt hin und her. Plötzlich aber stürzte sie an das Bett und schrie, als wäre die „Schiefe“ auch taub: „Leg’ dich hin, Susanne! Leg’ dich doch hin!“

Die „Schiefe“ sang, nicht aus Lustigkeit, sondern aus Bosheit, um die Schwester in Verlegenheit zu bringen: „Joachim in der Stadt Babylon hatte eine Frau Susanne —“

„Ja,“ seufzte die „Alte“, „sie kann wohl Babylon sagen! Gott bewahre uns! Sol!“

Die „Taube“ war zu nahe herangekommen. Mit einer Kraft und einer Präzision, die einem Boxer Ehre gemacht haben würde, traf die „Schiefe“ sie mitten ins Auge.

„Die Ärmste!“ sagte die „Alte“, „nun sind alle ihre Sinne hin!“

Sie faßte die „Taube“ um die Mitte und führte sie hinaus.

„Aber ich darf ja nicht weg,“ rief sie. „Geh in die Küche und mach’ dir einen kalten Umschlag. — Dieser Satan!“ sagte sie und drohte der „Schiefen“.

Aber Dahls Mitleid hatte sich von dem Opfer ab- und der Missetäterin zugewandt. Er entsann sich ihrer demütig betrübten Äußerung über die Zähne der Schwester, sie habe das nicht getan, sondern „die andre“.

Ein Wille — der ihm von etwas außerhalb seiner selbst zu kommen schien — die „Schiefe“ wieder friedlich und demütig und gut zu sehen, veranlaßte ihn, auf sie zuzugehen.

Die „Alte“ rief warnend: „Kommen Sie ihr nicht zu nah, Herr Dahl; sie hat übernatürliche Kräfte, wenn sie von Verstand ist.“

Er begriff selbst nicht seine innige Sympathie für die „Schiefe“; er fühlte sie nur und folgte ihr.

Aber selbst diese Sympathie schien die Erbitterung der „Schiefen“ zu erregen.

„Weg mit Ihnen!“ schrie sie, und ihre Augen blitzten vor Haß. Er fing den verbitterten Blick sanftmütig mit seinem eigenen auf.

Und dann begann ein Kampf, Auge in Auge, ohne daß eines von ihnen auch nur einen Muskel bewegte.

Die „Alte“ starrte sie an mit dem unheimlichen Gefühl, daß hier Kräfte aus der Geisterwelt miteinander rangen.

„Wenn nur seine Mutter ihm helfen wollte,“ seufzte sie fromm.

Man hätte glauben können, die „Schiefe“ wäre hellseherisch und Gedankenleserin geworden.

„Du glaubst, du bist von Gott gesandt!“ schrie sie Dahl zu. „Aber du bist ein Teufel, ja, das bist du!“

Er hörte kaum ihre Worte, fühlte aber ihre Gedanken. Alle seine seelischen Kräfte waren so konzentriert gegen sie gerichtet, daß er geradezu fühlte, wie sein eigenes Ich mit dem ihren rang und, wie durch Berührung, jede Schwingung darin spürte. Es war ihm, als stünden ihre Körper offen und gäben sie Einflüssen preis aus einer überphysischen Welt, guten wie bösen. Vielleicht war er nahe daran, ebenso verrückt zu werden wie die „Schiefe“, deren Erregung ihn ansteckte, aber er war der Stärkere und fühlte, wie ihre Widerstandskraft schwächer wurde.

Als er sie aber schon gebrochen glaubte, richtete sich die „Schiefe“ elastisch auf, zeigte in die Stube hinein, ohne ein Auge von ihm zu wenden, und lachte höhnisch: „Du

glaubst, du hast gewonnen! Aber das dauert nicht lange. Dort wartet einer auf dich. Einer von den Schwarzen dort. Er will noch nicht. Er sagt, es ist noch zu früh. Aber er kriegt dich! Nicht Gott, der Teufel holt dich!“

In diesem Augenblick fürchtete er selbst, seinen Verstand zu verlieren; denn alles, was die „Schiefe“ sagte, das meinte er zu sehen. Dort stand eine schwarze Gestalt, dort, wohin die „Schiefe“ zeigte; er sah sie nicht, aber er wußte, daß sie da war. Sie sandte einen Strom giftiger Kraft zu der „Schiefe“ hinüber, und durch sie drang er in ihn hinein und lähmte seine Seele und seinen Leib: binnen kurzem würde er sich genau so gebärden wie sie.

Er hörte die Stimme der „Alten“: „Vater unser, der du bist im Himmel, erlöse uns von dem Bösen!“

Das alte Gebet, das er so oft gebetet hatte, wenn er ängstlich und allein im Dunkeln schlafen sollte, rührte an etwas hilflos Unschuldiges in seinem Innersten. Er war nichts, vermochte nichts, wollte aber gern gut sein und erlöst werden. Alle andern Gedanken waren verschwunden.

Er hatte ein Gefühl wie jemand, der nach einem Alpdruck erwacht.

Da stand die „Schiefe“ noch, die „Schiefe“, die krank war. Eine unendliche Güte durchdrang ihn, gleichsam von oben her. Wenn sie nur wieder zu sich kommen wolltel

Er dachte nicht daran, sie zu zwingen, war nur erfüllt von Güte für sie, es war wohl nicht einmal seine eigene Güte, sie war weit besser als er.

Die „Schiefe“ starrte ihn an. Der gehässige Ausdruck ging in Verwunderung über, die Verwunderung ward zur Scheu, die Scheu zu Schamgefühl, sie legte sich nieder und kroch unter die Bettdecke. Aber sie fuhr fort, Dahl anzusehen, und allmählich wurden die Augen blank.

Die „Alte“ ging zu ihr und fragte gedämpft:

„Fühlst du dich besser?“

Die „Schiefe“ sah sie freundlich an. „Herr Dahl hat mir geholfen,“ sagte sie. „Es ist vorüber!“ —

Sie faßte einen starken Glauben zu Dahl. Sooft sie die

Angst vor „der anderen“ überkam, bat sie die „Alte“, Dahl zu holen. Wenn er sich zu ihr setzte, wurde sie ruhig.

Aber eines Tages bekam sie Fieber. Die Temperatur stieg in rasender Eile, und ehe sie recht zur Besinnung gekommen waren, war die „Schiefe“ kalt für immer.

Die „Alte“ kam zu Dahl aufs Zimmer und erzählte es ihm.

„Nun ist sie tot,“ sagte sie und trocknete sich die Augen, „sie braucht nicht mehr zu kämpfen. Es ist sonderbar, wenn ich an all die Zeit denke, die sie gelebt hat — die ist sozusagen ganz weggeworfen. Ein sonderbares Geschöpf war sie ihr ganzes Leben, ausgenommen als ganz kleines Mädchen und dann die allerletzte Woche ihres Lebens! Es war, als sähen wir sie nun wieder, wie sie als Kind war. Sie war so fromm und sanft. Alles, was sie uns sonst verbot, das ließ sie nun endlich geschehen. Sie wollte am ganzen Körper gewaschen werden und wurde es auch. Aber ich glaube beinahe, daß das ihr Tod gewesen ist. Denn ich will Ihnen sagen, — aber Sie dürfen es nicht weiter erzählen — als wir gerade dabei waren, sie zu schrubben und zu scheuern, da wollte sie partout, daß das Fenster aufgemacht wurde, und das tat denn die „Taube“ auch — leider. Bei der Gelegenheit bekam die „Schiefe“ zuviel Luft und Reinlichkeit auf einmal, und ich glaube, daran ist sie gestorben. Sie hat nämlich Lungenentzündung gehabt, sagt der Doktor. Na, es war ja für sie das beste, daß sie von hier wegkam. Nur schade, daß sie nicht so lange gewartet hat, bis das Auge der Schwester nicht mehr grün und blau ist; sie kann sich doch kaum bei der Beerdigung sehen lassen. — Aber Sie sind zu was Gutem für die Menschen ausersehen, Herr Dahl; das hab' ich seit dem Tage gewußt, als Ihre Mutter bei Ihnen war. Und Sie haben das Böse aus dem armen, schiefen Mädchen vertrieben und bewirkt, daß sie in Frieden und bei Verstand hat sterben können.“

Der Glaube, auserwählt zu sein, war Dahl nicht fremd; die Geschehnisse seines Lebens schienen es ihm zu bestätigen.

Aber er fühlte sich in letzter Zeit so müde und leer, als wäre sein geistiger Überschuß verbraucht. Er wartete auf eine Wiederholung der Ekstase, aber die kam nicht. Seine Sehnsucht, die selige Freude in seinem Herzen zu fühlen und ihre Spuren auf seinem Gesicht zu entdecken, wurde heftiger von Tag zu Tag. Schließlich nahm er die Übungen des Cappellano mit ungeduldigem Eifer wieder auf.



### 33. KAPITEL

#### Scheidung

Helen Urup saß am Fenster und sah auf den Markt hinaus. Da standen Frederik VII. und Segelmacher Berg. Mehr war nicht da.

Sie stickte ein wenig und guckte wieder. Beständig derselbe leere Marktplatz.

Sie beugte sich über die Stickerei, die sicher sehr hübsch wurde. Ihre Mutter sollte sie haben.

Da ertönten Schritte auf dem Markt. Es waren offenbar Schritte vom Lande, sie waren nicht recht mit dem Pflaster vertraut. Sie sah wieder hinaus.

Es war der Maurer Peter, der Mann der schönen Tine. Er ging langsam und vornübergebeugt, blieb vor der Tür des Arztes stehen, nahm den Hut ab, kraute sich im Haar, setzte den Hut wieder auf, ging zurück, an Helens Fenster vorüber, kehrte um, trottete zögernd bis an die Tür des Arztes, stand still, faßte einen raschen Entschluß und ging hinein.

Peter setzte sich ins Wartezimmer, wurde müde von dem Stillsitzen auf dem Stuhl, richtete sich auf, machte ein paar Schritte, hatte aber zuwenig Platz, setzte sich wieder und geriet von dem langen Warten in Schweiß.

Endlich kam er an die Reihe. „Sind Sie krank?“ fragte der Arzt.

Nein, Peter fehlte nichts. „Es handelt sich um meine

Frau," sagte er. „Aber sie weiß nicht, daß ich hier bin.“

„Was fehlt ihr?“

Peter hob verlegen die Augen und sah den Arzt mit scheuer Niedergeschlagenheit an. „Sie ist schwermütig," sagte er.

„Meinen Sie, daß sie geisteskrank ist?" fragte der Arzt.

„Nein, nicht gerade geisteskrank," sagte Peter, „aber also — schwermütig.“

Wie sich das äußerte?

„Nun, also so, daß sie schlechter Laune ist und sich zergrübelt. Und ein paarmal habe ich sie auch weinen sehen.“

Peters Stimme klang dick, als er „weinen" sagte, und es bedurfte einiger Schluckbewegungen, bis er weiter-sprechen konnte: „Zuzeiten sieht sie geradezu aus, als hätte sie Angst vor mir. Ich weiß nicht, wie ich mir das erklären soll; ich habe ihr nie etwas getan.“

„Wollen Sie, daß ich einmal hinauskomme und sie mir ansehe?" fragte der Arzt.

Peter zögerte ein wenig; wenn er nicht gleich einen guten Rat mitbekommen konnte, so —

„Es wird wohl das beste sein," sagte er. „Aber lassen Sie es sich bitte nicht merken, daß ich Sie gebeten habe, zu kommen. Könnten Sie mich nicht zufällig getroffen und gefragt haben, wie es meiner Frau geht?“

Das ginge schon an, meinte der Arzt; er wollte bei Gelegenheit einmal vorsprechen.

Nach einer Weile hörte Helen Peters Schritte wieder unter dem Fenster.

Wenn nur die Stickerei zu Mutters Geburtstag fertig würde!

Die Mutter war nach wie vor der Mittelpunkt ihres Lebens. Helen sah merkwürdig wenig verheiratet aus. Sie hatte noch immer dasselbe Gesicht wie als ganz junges Mädchen, nur daß der erwartungsvolle Ausdruck verschwunden war.

Helen sah wieder auf den Marktplatz hinaus. Berg



und Frederik VII. standen auf ihren Plätzen. Mehr war nicht da.

Schade, daß sie die alte morsche Pumpe weggenommen hatten. Jetzt gab es nichts weiter als Pflastersteine.

Es war kurz vor Mittagszeit. Urup mußte wohl bald nach Hause kommen — wenn er überhaupt kam.

Das tat er. Er war zerstreut, redete eifrig, verfiel in Schweigen, nahm sich zusammen, sprach hastig und erzählte viele lokale Witze.

„Ich habe übrigens etwas mit dir zu besprechen,“ sagte er plötzlich, „aber das hat Zeit bis zum Kaffee.“

Dann verstummte er und überlegte die Sache.

Er hatte das Geschäft des Vaters und auch seine Gewohnheiten geerbt. Er war hinter den Mädchen her, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. In einer solchen Stadt mußte man ja irgendeinem Laster verfallen, und er seinerseits gab den Mädchen den Vorzug vor der Flasche.

Das schloß jedoch nicht aus, daß er gern ein Glas mit den Mädchen trank. Das alles ging Helen ja nichts an.

Aber jetzt hatte er sich mit Zigarrenhändler Mortensens Tochter eingelassen, und das war ein wahres Teufelsmädchen. Sie vereinte alles in sich, alle Eigenschaften der andern. Aber sie war auf die verdammte Idee verfallen: sie wollte geheiratet werden. Sonst sollte es vorbei sein. So als Frau im Hause zog er nun eigentlich Helen vor. Aber was sollte er machen! So eine wie Mortensens Tochter konnte er sich nicht entgehen lassen — namentlich in einem solchen Loch von Stadt, und namentlich konnte er sich — absolut — nicht darein finden, daß ein andrer sie bekam.

Und nun mußte er also Helen fragen, was sie dazu meinte, daß sie sich scheiden ließen.

„Scheiden?!“ Helen begriff kein Wort davon. „Warum denn?“

Ob sie vielleicht fände, daß ihr Zusammenleben amüsant sei?

„Amüsant —? N—ein.“

„Hast du mich lieb?“ Die kleine Befriedigung, das zu hören, konnte er sich nicht versagen, wenn es auch gerade in diesem Augenblick unklug war.

„Ob ich dich lieb habe?“ Helen dachte nach. „Du bist ja mein Mann!“

Er war etwas enttäuscht, tröstete sich aber damit, daß da offenbar der Scheidung keine großen Hindernisse im Wege lagen, wie er gefürchtet hatte.

Aber wenn er nun nicht ihr Mann wäre, glaubte sie, daß sie deswegen weniger glücklich sein würde?

Darüber hatte Helen wirklich noch nie nachgedacht, und wollte es auch jetzt nicht tun. Wenn man verheiratet ist, so ist man verheiratet, dann soll man nicht kritisieren und sich darüber Gedanken machen, ob es besser ist, verheiratet zu sein oder nicht.

Aber er wollte nun einmal, sie sollte darüber nachdenken.

Da ging Helen pflichtschuldigst zu ihrer Mutter und sagte es ihr.

Lotteriekollekteur Bjerg war da, aber Onkel Hans konnte es ja gern mit anhören.

„Willst du ihn gern los sein?“ fragte er.

Helen sah ihn verwundert an. „Nein,“ sagte sie. Das Nein entschlüpfte ihr als etwas ganz Selbstverständliches.

„Dann behalte ihn,“ sagte Bjerg. „Ohne deine Einwilligung kann er sich nicht scheiden lassen.“

Helen ging nach Hause und sagte, sie wolle nicht.

Urup ging zu Clara Mortensen.

„Sie will nicht,“ sagte er.

„Dann adieu!“ sagte Clara.

„Gedulde dich bis morgen,“ sagte Urup.

Darauf ging er nach Hause zu Helen und sagte, er sei ihr heftig untreu gewesen.

Es dauerte eine Weile, bis Helen klar wurde, was er meinte. „Bist du mir untreu gewesen?“ sagte sie endlich staunend und zweifelnd.

„Herrjemine,“ sagte Urup, „bist du denn ganz idiotisch? Hast du wirklich keine Ahnung davon gehabt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann bist du, weiß Gott, der einzige Mensch in der Stadt, der keine Ahnung davon hat,“ sagte Urup. „Aber nun weißt du es — willst du dich jetzt scheiden lassen?“

Ja—a, das war freilich etwas andres. Bei ehelicher Untreue ließ man sich ja scheiden. Dabei war wohl nichts weiter zu machen.

Urup eilte zu Clara Mortensen.

„Sie ist wahrhaftig ein sonderbares Phänomen,“ sagte er. „Es rührte sie nicht im allergeringsten, daß ich sie betrogen hatte, aber sobald sie es hörte, wollte sie sich gern scheiden lassen.“

Helen hatte nicht die geringste Ahnung von der Untreue ihres Mannes gehabt. Die Erziehung der Mutter saß fest. Was sie nicht sehen durfte, das sah sie nicht. Von ihrer eigenen Unschuld gut beschützt, hatte sie in ihrer Kindheit zu Hause nichts gesehen, und wie sie Schlechtes von ihrer eigenen Mutter nicht glauben konnte, ebensowenig war es ihr je eingefallen, an Urups Treue zu zweifeln.

Aber nun mußte sie ja noch einmal mit den neuen Nachrichten nach Hause.

Ihre Mutter begann hin und her zu reden: „sie fände doch nicht —“, „man könne ja doch Nachsicht haben —“, „und man hätte im Grunde doch mehr Einfluß auf einen Mann, wenn er sich etwas habe zuschulden kommen lassen.“ —

Aber da stieß sie gegen ihre eigene geradlinige Erziehung der Tochter.

Helen war unerschütterlich. Es handelte sich ja nicht um Verzeihen. Urup empfand ja keine Reue, sondern wollte fortfahren. Sie wußte jetzt gründlich Bescheid über sein Leben. Onkel Hans wußte ja auch das Ganze, wie sie ihm ansehen konnte.

Da übernahm es denn Onkel Hans, die Sache so zu ordnen, daß Helen nicht zu kurz kam.

Urup wäre gern billiger davongekommen, konnte jedoch nicht um die Tatsache herum, daß es ohne die Ein-

willigung seiner Frau keine Scheidung gab. Der Lotteriekollekteur vertrat Helen. Er willigte in Scheidung auf Grund von Untreue, wie in Separation, Trennung wegen gegenseitiger Abneigung.

Nun, Trennung genügte. Da ging alles seinen ruhigen Gang bis ans glückliche Ende.

Bjerg kam zu Helens Mutter mit feinen Separationsbedingungen zurück und wurde dafür belohnt.

Helen wäre am liebsten wieder nach Hause in ihr Mädchenstübchen gezogen mit dem Fenster nach dem Garten hinaus. Aber sowohl Bjerg als auch ihre Mutter dachten daran, daß Helens Augen jetzt, wo sie anfangen, sich zu öffnen, leicht zu scharf sehen könnten. Helen bekam ihre eigene kleine Wohnung in der Nähe des Hafens mit der Aussicht über den freundlichen Sund.

Obwohl sie sich keine Sorge um ihr Auskommen zu machen brauchte, nahm sie einen Platz im Bureau des ersten Rechtsanwalts des Städtchens an.

Unverändert jungmädchenhaft und reinen Herzens ging sie Tag für Tag zu ihrer Arbeit und wieder nach Hause zurück.

In ihrer freien Zeit lebte sie ihr eigenes stilles Leben — eine feine, zarte kleine Blume, die von allem Schmutz unberührt blieb, der sie umgab.

★

## 34. KAPITEL

### Schwer mütig

Kreisarzt Lohse war dagewesen, um sich Tine anzusehen. Mit tadelloser Diplomatie hatte er ihr erklärt, Peter habe während einer Unterhaltung an der Gartentür eine Bemerkung fallen lassen, daß ihre Stimmung „gedrückt“ sei, und da habe er gemeint, er könne gleich einmal hereinschauen. Wenn von einer beginnenden Krankheit die Rede sei, wäre es das beste, sie rechtzeitig aufs Korn zu nehmen.

Das könne wohl richtig sein, meinte Tine; aber das war auch das einzige, was Lohse aus ihr herausbrachte.

„Offen gestanden,“ sagte er zu Peter, „ich bin jetzt so klug wie zuvor. Wenn sie nichts sagen will, so —; ihrem Körper fehlt jedenfalls nichts, das ist sicher. Aber schwermütig ist sie, das ist klar, und in ihrem Blick ist etwas, was darauf schließen lassen könnte, daß ihr Gemüt — hm — aus dem Gleichgewicht kommen kann. Wir müssen sehen, ob wir sie dazu bringen, daß sie selber sagt, was sie quält. Da sie sich mir, dem Fremden gegenüber, ganz unzugänglich zeigte — so können es wohl kaum Religionsskrupel oder dergleichen sein; aber vielleicht könnten Sie sie zum Reden bringen. Versuchen Sie es, und kommen Sie dann zu mir. Und sehen Sie zu, daß Sie sie ein wenig zerstreuen.“

„Meinen Sie, daß direkt Gefahr vorhanden ist?“ fragte Peter ängstlich.

„Gefahr, Gefahr!“ sagte Lohse, „jedenfalls keine dringende Gefahr! Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Wenn ich die Sache ernst nehme, so nur deshalb, weil ich nicht leiden kann, daß eine junge, gesunde Frau Grillen fängt. Unkraut muß beizeiten gejätet werden, ob es nun im Garten wuchert oder im Menschenherzen. Bringen Sie sie nur zum Reden, dann wollen wir den kranken Ausdruck aus ihren Augen bald heraustragen.“

„Sie ist also krank?“ dachte Peter, der in seiner Angst hinter den Worten des Arztes alles mögliche vermutete.

Und als er anfang, in sie zu dringen, konnte er selbst den kranken Ausdruck in ihren Augen sehen, und nach vierzehntägigem vergeblichen Kampf, ihr Vertrauen zu gewinnen, saß dieser Ausdruck auch in seinen Augen. Seine Angst, daß sich die Schwermut zur Geisteskrankheit entwickeln könne, ließ ihn des Nachts nicht schlafen, und schließlich wurde es ihm in einer langen, vergrübelten Nacht unheimlich klar, daß er an hoffnungsloser Liebe zu seiner Frau litt.

Am nächsten Morgen kleidete er sich an, um in die Stadt

zu gehen und mit dem Arzt zu reden. Das Wort Spezialist ging ihm im Kopfe herum; er wollte den Kreisarzt fragen, ob er mit seiner Frau nach Kopenhagen fahren solle.

Er hatte eigentlich dem Kandidaten versprochen, ihm an diesem Tage das Hühnerhaus instand zu setzen, aber nun konnte er es nicht länger aushalten, er mußte mit dem Doktor reden.

Er bat Tine, dem Kandidaten zu sagen, er könne erst am nächsten Tage kommen, er habe wichtige Geschäfte in der Stadt.

Der Kandidat ließ sich von der Märzsonne schmoren, stieß mit den Stiefelspitzen gegen das Hühnerhaus und dachte, was für eine Schweinerei das mit Maurer Peter sei, der nicht Wort hielt.

Da klirrte die Gartenpforte, und Tine kam, den Blick zu Boden gesenkt, mit mechanischen Schritten, als sei ihre Seele weit weg und lasse den Körper schlafwandeln.

Als der Kandidat „Guten Tag“ sagte, blickte sie mit einem Ausdruck auf, als dächte sie: „Nun bin ich also hier!“ worauf sie anfang, nach dem zu suchen, was sie eigentlich wollte. Sie fand es, und der Blick wurde ganz anwesend, als sie sagte, sie solle von Peter grüßen und er lasse sich entschuldigen, aber er habe in die Stadt gemußt; er werde morgen kommen.

Na ja, das ginge auch, sagte der Kandidat, und damit war eigentlich die Sache erledigt. Aber Tine konnte sich offenbar nicht recht wieder aus dem Garten herausfinden. Es sah so aus, als wolle sie etwas, und wolle es doch wieder nicht oder könne es nicht.

Aber man konnte ihr ja Zeit lassen und abwarten.

„Was sagen Sie zu einer Tasse Kaffee, wenn Sie doch einmal hier sind?“ fragte der Kandidat.

„Ja, danke,“ sagte Tine.

Und dann gingen sie ins Haus. Tine saß am Tisch in Gedanken, während der Kandidat den Kaffee kochte, plauderte und die Tassen hinstellte.

„Bitte!“



Tine rührte in ihrer Tasse herum. „Wenn nun Peter morgen kommt,“ sagte sie plötzlich, „könnten Sie ihm dann nicht etwas von mir sagen?“

„Jawohl,“ antwortete der Kandidat bereitwillig und schien sich nicht darüber zu wundern, daß ein Umweg gemacht werden sollte.

Tine rührte in der Tasse und holte tief Atem.

„Urups sind getrennt,“ sagte sie zerstreut.

Der Kandidat wußte das, aber er spielte den Überraschten, um Tine zum Reden zu bringen; sie sollte ihm erzählen, was sie davon wußte.

Das tat sie und schloß ohne jeglichen Übergang den Bericht mit den Worten: „Das, was ich Sie bitten wollte, Peter morgen zu sagen, das ist, ob er darauf eingehen will, daß wir uns scheiden lassen. Ich kann es ihm nicht selber sagen, wenn er mich ansieht, und es ihm so schwer wird,“ fügte sie hinzu, als er weder nein noch ja sagte.

„Hm — ja,“ sagte der Kandidat langsam und zustimmend, „das können Sie natürlich nicht, — wenn Sie ihn lieb haben.“

Seine Augen glitten prüfend über Tines Gesicht, aber da war nichts, was gegen die Annahme protestierte, daß sie Peter lieb habe.

„Ich will gern mit Peter darüber sprechen,“ sagte er.

„Danke,“ sagte Tine.

„Sie vergessen Ihren Kaffee,“ sagte der Kandidat.

„Danke,“ sagte Tine und trank einen Schluck.

Der Kandidat stand auf, nahm eine Zigarre und ging in der entferntesten Ecke des Zimmers langsam auf und ab.

Tine saß für sich allein am Tisch.

Eine Weile vernahm man keinen andern Laut als die Schritte des Kandidaten, dann kam seine Stimme endlich erwägend aus der Ecke: „A—ber, es würde doch wohl das beste sein, wenn ich Peter begreiflich machen könnte, daß es für beide Teile die beste Ordnung ist. Denn er wird sich wohl nicht gerade darüber freuen.“

„Nein,“ sagte Tine vom Tische her.

Wieder waren vier Schritte des Kandidaten zu hören; dann kam nach einer Weile seine Stimme von neuem: „Am besten wäre es, wenn ich einigermaßen Ihre Gründe kennte — nicht, weil ich sie ihm mitzuteilen brauche — aber dann könnte ich besser berechnen, was ich ihm sagen soll.“

„Die Sache ist die, daß ich seiner nicht würdig bin.“

„So—o?“

„Ich versündige mich gegen ihn jeden Tag.“

Sie ließ den Kopf über die Kaffeetasse sinken und sah nicht den komisch zweifelnden Ausdruck in dem Gesicht des Kandidaten, aber sie hörte seine aufrichtig einräumende Stimme, die sagte: „Ja, — das geht natürlich nicht. Wie — sündigen Sie?“

„Ich denke an einen andern,“ antwortete sie leise.

Der Kandidat beobachtete sie von seiner Ecke aus.

Die Sonne fiel auf ihr Gesicht, aber das Fensterbrett warf seinen Schatten auf die Augen mit den langen schwarzen Wimpern. Sie sah gar nicht aus wie ein Bauernmädchen. Sie war eins geworden mit der zugleich klaren und traumerfüllten Schönheit der Natur, in der sie alle lebten, ohne es recht zu wissen. Sie konnte nicht davon getrennt werden. Die Natur umgab sie mit einem Schimmer von Poesie zum Zeugnis dafür, daß sie nie versimpeln konnte.

„Dieser andre,“ sagte der Kandidat, „ist das ein feiner — ein gebildeter Mann, meine ich?“

Er wartete gespannt auf die Antwort; denn es erschien ihm zugleich selbstverständlich und unglaublich, daß es so war.

Tine nickte.

Der Kandidat wanderte wieder eine Weile auf und ab.

„Und dann wollen Sie den heiraten?“ fragte er.

Tine richtete sich schnell auf.

„Nein,“ sagte sie bestimmt. Sie fühlte die Verwunderung des Kandidaten und fügte hinzu: „Ich kann ihn nicht

bekommen. Und selbst, wenn ich es könnte, so wollte ich es nicht — wegen meiner Kinder.“

„Ja,“ sagte der Kandidat aus seiner Ecke heraus, „Sie haben Ihre Kinder natürlich lieb?“

„Ich liebe sie,“ flüsterte Tine. Er konnte die Worte kaum hören, aber er sah, daß ihre Augen überflossen.

„Könnten Sie dann nicht mit Peter zusammenbleiben?“ sagte er. „Denn die Sünde, von der Sie sprechen, die — —“

„Das ist nicht das einzige,“ sagte Tine.

„Jetzt müssen Sie mir wohl lieber alles sagen,“ meinte der Kandidat.

„Das will ich auch,“ erwiderte Tine und zog ihr Taschentuch heraus. „Ich — ich — — habe Abscheu vor ihm.“ Das Taschentuch kam vor das Gesicht.

„Ist er denn — schlimm zu Ihnen?“ fragte der Kandidat behutsam.

„Er ist nur gut,“ sagte Tine.

„Sagen Sie mir,“ sagte der Kandidat, indem er sich dem Tisch näherte, „der andre — wann haben Sie den getroffen?“

„Das ist — lange her,“ sagte Tine.

„Wie — gut haben Sie ihn gekannt?“

Tine senkte errötend den Kopf.

„Lange her, sagten Sie. War es vor Ihrer Heirat?“

„Ja.“

„Aber Sie heirateten trotzdem?“

„Ich hatte Peter lieb.“

„Mehr als den andern?“

„Ich glaube wohl. Mehr so — — in Wirklichkeit.“

„Und Sie waren glücklich, nachdem Sie geheiratet hatten?“

„Ja, in der ersten Zeit.“

Der Kandidat setzte sich an den Tisch ihr gegenüber. Er entsann sich ja ganz deutlich der Zeit, als Peter sie bekam, von der alle jungen Burschen im Kirchspiel träumten. Natürlich mußte es der flotte Maurergesell mit dem netten Wesen und dem stets proporn Äußern werden.

Er setzte sich in seinem Stuhl bequem zurecht. Ein bekanntes Lustgefühl überkam ihn. Er war in seinem Element; denn nun war er in das Stadium gelangt, wo sein Mitgefühl aufhörte, menschlich zu sein, und künstlerisch wurde. Seine Gedanken arbeiteten mit Tine und Maurer Peter und ihrem Schicksal wie die Hände eines Bildhauers mit dem Ton.

„Sie möchten wohl am liebsten die Kinder behalten, wenn Sie sich von Peter scheiden lassen?“

„Ich bin ja doch ihre Mutter.“

„Wie ist Peter zu den Kindern?“

„Er mag sie gern — und sie ihn auch,“ sagte sie ehrlich.

„Dann ist es ja ein wenig hart für ihn,“ meinte der Kandidat, „und für die Kinder ist es auch nicht gut, den Vater zu entbehren.“

„Dann muß ich sie wohl hergeben,“ sagte Tine.

„Sie können ihre Mutter noch weniger entbehren,“ entgegnete er.

Tine sah ihn erwartungsvoll an.

„Aber scheiden lassen wollen Sie sich also, ob nun die Kinder hier bleiben oder da?“

„Ja!“ Es kam schwer, aber ohne Zögern heraus.

„Dann muß die Sache mit Rücksicht auf die Kinder geordnet werden. — Könnten Sie sich denken, daß Sie im selben Haus wie Peter wohnen, wenn Sie erst geschieden sind? Dann brauchten die Kinder ja gar nichts zu wissen, und sie würden bei beiden Eltern bleiben.“

Tine dachte ein wenig nach. Diese Möglichkeit war ihr nicht eingefallen.

„Das könnte ich wohl,“ sagte sie, „wenn ich erst geschieden wäre.“

„Dann könnte die Sache vielleicht in aller Stille geordnet werden. Es ist ja nicht nötig, daß es jemand erfährt.“

Tine sah ihn ungläubig an, aber in ihre Augen kam ein Ausdruck der Erleichterung.

„Kann es denn in aller Stille abgehen?“ fragte sie. „Die Obrigkeit?“

„Die Obrigkeit plappert doch die Geheimnisse der Leute nicht aus,“ sagte der Kandidat. „Alles hängt von Peter ab. Ob er nämlich will — auf diese Weise. Aber Sie sagen ja, daß er gut ist.“

„Das ist er,“ sagte Tine.

„Es ist ein Segen für Kinder,“ sagte der Kandidat, „wenn ihre Mutter findet, daß ihr Vater gut ist.“

Tine führte das Taschentuch an die Augen.

„Sie müssen sehen, daß Sie immer so denken,“ sagte der Kandidat.

Tine nickte.

„Es würde das Ganze erleichtern, wenn Sie daran denken wollten, wie Peter war, damals, als Sie sich verlobten, und wenn Sie versuchen wollten, ihn immer so zu sehen.“

Tine schüttelte den Kopf. „Das ist vorbei; selbst wenn ich wollte, kann ich das nicht.“

„Wir sprachen von den Kindern,“ sagte der Kandidat. „Haben die ihren Vater immer gern, oder ist das verschieden?“

„Sie haben ihn immer gern.“

„Ob es Sonntag ist oder Werktag?“

„Natürlich.“ Tine verlor ein wenig ihre Achtung vor dem Kandidaten, der so fragen konnte.

„Ich meine nur: es muß doch ein Unterschied sein, ob er in seinen feinen Kleidern mit ihnen spielt, oder ob er schmutzig und dreckig von der Arbeit kommt.“

„Er ist doch immer ihr Vater!“ sagte Tine.

„Natürlich,“ nickte der Kandidat, in seine eigenen Gedanken versunken, „er ist doch immer Peter.“

Tine zuckte zusammen.

„Sie wollen vielleicht doch nicht mit ihm über die Scheidung sprechen?“ sagte sie. Ihre Augen sahen ihn scharf forschend an.

Er sah verwundert aus.

„Das habe ich doch versprochen,“ erwiderte er und fügte sehr bestimmt hinzu: „Nach allem, was Sie mir erzählt haben, können Sie nicht mit ihm als seine Ehefrau weiterleben.“

„Danke,“ sagte Tine. „Das meine ich auch.“

„Morgen werde ich mit ihm reden,“ schloß der Kandidat. „Es ist am besten, wenn Sie gar nichts zu ihm sagen. Ich glaube nicht, daß er etwas von — dem andern erfahren muß. Trinken Sie nun Ihren Kaffee aus.“

Das tat sie pflichtschuldigst. Sie fühlte sich erleichtert, als sie ging, wenn auch nicht froh.

Der Kandidat setzte sich ans Fenster und starrte vor sich hin, das eine Auge zusammengekniffen, das andre weit aufgesperrt. Das verriet, daß er angestrengt und ernsthaft arbeitete, aber seine Aufgabe nicht allzu feierlich auffaßte.

★

## 35. KAPITEL

### Ländliches Idyll

Die Schatten des Nachmittags nahmen zu, der Sturm duseelte in Windstille hinüber.

Der Kandidat lag in seinem Fenster und sah, wie die Arbeit auf einem Felde nach dem andern eingestellt wurde. Pferde wurden ausgespannt, die Geräte ruhten. Menschen und Tiere zogen bedächtig über die Erde dahin, in unbewußter Zusammengehörigkeit mit ihr. Sie waren fertig mit der Arbeit, gingen nun heimwärts und zögerten während des Gehens „so mitten in dem Ganzen“. Es sah aus, als lehnten sie sich gegen die Luft. Die Müdigkeit ging in ein tiefes Glücksgefühl über, das den ganzen Körper durchdrang. — —

Die Tore schlossen sich, alle waren innerhalb der vier Wände, selbst die Wege hatten nichts mehr zu tun. Die ganze Natur gab sich einem tiefen Ausatmen hin. Wie auf Verabredung sagten alle Vögel auf einmal ihr letztes Piep. — —

Hin und wieder tauchten Gestalten aus den Toren auf. Die Sonne, die schon tief unten stand, leuchtete ihnen noch aus den Augen; sie hatten die Zufriedenheit des Feierabends in ihren Gesichtern und in allen Gliedern.



Das hatten auch Ellen Nielsen und Hans Olsen, die auf das Land hinaussahen, das zu Niels Jakobs Hufe gehörte. Sie waren nun so weit, daß sie diese kaufen konnten, und dann sollten sie aufgeboten werden. Nächsten Sonntag sollten ihre Namen laut zusammen von der Kanzel verlesen werden.

Ihre Augen sahen nach dem Glockenturm, und ihre Beine setzten sich in Gang nach da drüben hinüber — wie schon so oft. Sie wurden es nie überdrüssig, an der Schule vorüberzugehen und hineinzugucken. „Da haben wir uns doch zum erstenmal gesehen,“ sagte Hans. Die Bemerkung war neugeboren, sooft er auch damit kam.

Ehe sie sich's versahen, waren sie schon auf dem Spielplatz; ihre Beine gingen so gut im Schritt miteinander. Sie sagten nicht viel unterwegs, das Gedankenleben des einen sickerte von selbst in das des andern hinüber. Wenn sie wirklich einmal etwas sagten, geschah es meistens, weil es ihnen Vergnügen machte, laut zu denken.

Vor der Kirchhofsmauer blieben sie stehen.

„Da steht der Holunderbaum,“ sagte Hans Olsen.

Das war genug, um sie in tiefer Erinnerung zu verankern.

Nach einer Weile ging Ellen dicht an die Mauer heran; auf eine ganz bestimmte Stelle ging sie mit großer Sicherheit zu.

„Dort setzte Holger dich damals hin, als er dich aufgehoben und gewaschen hatte,“ sagte sie. „Die Locken an den Schläfen hattest du damals auch schon.“

Sie blieben eine Weile an der Stelle stehen, wo ihn Holger hingesetzt hatte, und ihre Gedanken flogen nach dem traurigen Ort, wo Holger jetzt war. Gleichzeitig rissen sie sich los.

„Wollen wir Hansines Grab besuchen?“ sagte Hans Olsen.

Die Grabstätte war sorgfältig gepflegt, fein wie ein kleiner Spielzeuggarten. Der Anblick erfüllte sie mit Befriedigung.

„Dort liegen nun ihre beiden Eltern neben ihr,“ sagte Ellen.

„Das ist gut so,“ erwiderte Hans. „Sie hatten ja nur das eine Kind. Ich freue mich immer, daß du das Grab in Ordnung hältst.“

„Das war mir selbstverständlich,“ sagte Ellen. „Ist es nicht sonderbar, daß es immer noch eine meiner besten Erinnerungen ist, daß ich einmal in der Schulzeit mit ihr gespielt habe?“

„Laß uns weitergehen,“ sagte Hans.

Er setzte sich draußen vor der Mauer auf die Stelle, wohin ihn Holger an jenem betäublichen Tage getragen hatte.

„Ich mußte an Holger denken,“ sagte er, „und ich mochte an Hansinens Grab nicht davon sprechen. Sie sagen, er hat sich im Gefängnis so gut aufgeführt, daß sie ihn begnadigen wollen. Wenn er nun wieder hierher kommt!“

„Hier kann er sich doch nie wieder wohl fühlen,“ sagte Ellen.

„Wohl kaum,“ meinte Hans. „Auf dem Kirchhof jedenfalls nicht. Wo der Vissingröder Müllerbursche jetzt wohl ist?“

„Der ist wohl in Amerika,“ meinte Ellen.

Er stand auf; die Erde war jetzt kühl.

„Es wird schon spät,“ sagte Ellen.

Der Mond war aufgegangen, als sie an der Schule vorüberkamen. „Bei Mondlicht sieht jetzt alles anders aus,“ sagte Ellen. „Gar nicht wie unsre alte Schule.“

„Jetzt, wo wir erwachsen und älter sind, sieht die ja auch in unsern Augen anders aus,“ sagte Hans nachdenklich. „Aber wenn wir dann an Hansine denken, die dort drinnen spielte — dann ist das Ganze wieder genau so wie damals. Es gibt doch etwas in der Welt, das sich immer gleich bleibt.“

Sie verstummten beide. Hans Olsen hatte auf Tiefen des Gemüts hingewiesen, wo sie weder mit Gedanken noch mit Worten gründen konnten. Die Gefühle mußten unbestimmt von dem einen zum andern hinübersickern.

Aber je schweigsamer sie wanderten, um so enger teilten sie sich einander mit.

## 36. KAPITEL

### Trennung

Am nächsten Tag stand Maurer Peter pünktlich bei des Kandidaten Hühnerhaus.

„Entschuldigen Sie, daß ich gestern nicht gekommen bin,“ sagte er.

„Sie können wohl lachen, Peter,“ entgegnete der Kandidat, „wenn Sie eine so schöne Entschuldigung schicken können wie Ihre Frau!“

Peter lächelte, aber das Lächeln ging schnell in Besorgnis über.

Martine ging vorüber und grüßte. Der Kandidat sah ihr nach. „Merkwürdig, wie schnell die jungen Frauen alt und häßlich werden,“ sagte er.

„Das kommt von dem Kinderkriegen und dem Ab-rackern,“ sagte Peter.

„Tine hat doch auch Kinder gekriegt,“ meinte der Kandidat.

Peter sah vor sich hin wie ein Mensch, der sich nicht über das zu freuen wagt, was seine größte Freude ist.

„Tine ist schwermütig geworden,“ sagte er.

„Wovon?“ fragte der Kandidat.

Peter klatschte die Maurerkelle gegen einen Stein.

„Wir können es nicht rauskriegen, der Doktor und ich. Aber ich fürchte, der Doktor meint, es besteht Gefahr, daß sie geradezu geisteskrank wird. Vielleicht sollte man mit ihr nach Kopenhagen fahren und einen Spezialisten für Nerven fragen — einen Professor.“

Der Kandidat zuckte die Achseln.

„Die sind teuer,“ sagte er, „und helfen tun sie doch nicht.“

„Ein bißchen mehr als die gewöhnlichen müssen sie ja doch können,“ hoffte Peter. Sein Ton war förmlich flehend, er wollte so gern ein Zugeständnis hören.

„Ich weiß einen Fall von da drüben,“ sagte der Kandidat, „wo Geld genug für die Professoren hinausgeschmissen wurde — und es endete doch mit Selbstmord.“

Peter ließ die Maurerkelle fallen.

„Was Sie sagen!“

„Sie nahm sich schließlich das Leben.“

„War — war es auch eine Frau — eine Dame?“

„Es sind ja meistens Frauen, die so etwas bekommen,“ sagte der Kandidat, „und sonderbarerweise in der Regel die besten.“

Er ging ins Haus hinein, holte sich seine unentbehrliche Zigarre und schlenderte im Garten herum. Peter mauerte am Hühnerhaus. Aber die Gedanken waren wohl nicht bei der Arbeit. Schließlich legte er die Kelle hin und kam zu dem Kandidaten.

„Diese — hm — diese Dame, von der Sie sprachen, — in Kopenhagen, — die starb — — — wie hat —?“

Der Kandidat blies den Rauch in die Luft. „Sie hat Gift genommen.“

„Gift!“

„Ja,“ sagte der Kandidat sachlich, „das Mittel ist verschieden, aber das Ergebnis bleibt dasselbe; einige greifen zu Gift, andre zum Brotmesser.“

„Es ist schrecklich,“ sagte Peter. „Wovon mag so etwas nur kommen?“

„Das ist verschieden,“ sagte der Kandidat. „Bei der, von der ich sprach, von ihrer Ehe.“

„War — war sie unglücklich verheiratet?“ fragte Peter.

„Nein, sie hatte den gekriegt, den sie haben wollte.“

Sie gingen auf das Hühnerhaus zu. Peter setzte sich auf ein paar Steine. „Kam es plötzlich über sie — oder —“

„Keiner hat gewußt, wann es kam,“ erzählte der Kandidat. „Ihr Vater war ein reicher Kaufmann; sie war sein einziges Kind und verliebte sich in den Chauffeur. Ein netter Bursche übrigens. Der Vater wollte es ja nicht gern, aber der Chauffeur war, wie gesagt, wirklich ein netter Kerl, und es endete damit, daß sie sich kriegten. Alle jungen Herren in der Stadt schwärmten für sie, aber sie nahm also den Chauffeur. Sie können sich ja denken, daß

er nicht wußte, was er ihr alles zuliebe tun sollte. Er sah ja, daß sie eine viel feinere Natur war als er.“

Peter nickte eifrig.

„Er nahm sie denn auch hin wie ein Geschenk, das er sich erst verdienen mußte.“

„Natürlich,“ sagte Peter, „aber wurde es ihr denn später leid?“

„Nein. Aber — ja, hinterher sind wir ja alle klug. Nun, wo sie tot ist, können wir uns das Ganze erklären.“

„Aber was war denn mit ihr los?“ Peter stand auf. Der Kandidat bemerkte, daß seine Hände vor Spannung zitterten.

„Ja, sehen Sie — solange die glückliche Überraschung des Chauffeurs, daß sie ihn gewählt hatte, anhielt, ging alles gut und schön. Aber — nicht wahr — man gewöhnt sich ja allmählich daran, daß die, mit der man verheiratet ist, unsre Frau ist.“

„Das läßt sich ja nicht vermeiden,“ sagte Peter.

„Nein, aber das war gerade das Schlimme.“

Peter sah den Kandidaten verwundert an.

„Das ist doch ganz unbegreiflich!“

„Vielleicht. Aber auf alle Fälle zeigten sich bei ihr Anzeichen von Schwermut.“

Peter wurde unsicher. „Es ist aber doch möglich, daß — —“

„Nun sollen Sie hören, was daraus wurde. Sie empfand Abscheu vor ihrem Mann.“

Peter atmete schwer und wußte nicht, wo er mit seinen Augen bleiben sollte.

„Aber das begriff der Mann ja nicht,“ fuhr der Kandidat fort. „Er nahm keine Rücksicht auf dergleichen Launen, und eines schönen Tages kam der Wahnsinn zum Ausbruch. Wissen Sie, was sie sich einbildete? Sie glaubte, sie sei eine Prostituierte, Sie wissen ja —“

„Eine H — —“

„Ja. Schließlich verlangte sie, der Mann solle ihr ihre Liebe bezahlen, wie man es ja bei solchen Damen tut.“

„Aber das ist doch fürchterlich!“ sagte Peter. „Das arme Geschöpf!“

„Meinen Sie ihn oder sie?“

„Ich meine — alle beidel“

„Aber das Merkwürdige ist, je mehr Abscheu sie vor dem Mann empfand, um so stärker wurde sein Verlangen nach ihr. Das können Sie wohl nicht verstehen?“

Peter ließ den Kopf hängen und betrachtete die Spitze seines Holzschuhes. „Oh — ja,“ sagte er leise.

„Nun, jedenfalls war es so, und er ging auf ihren Wunsch ein und bezahlte sie.“

Peter schüttelte empört den Kopf. „Wie konnte er nur seine eigene Frau so behandeln!“

„Hm — ja,“ sagte der Kandidat, „sie behauptete ja, so hätte er sie schon lange behandelt.“

„Aber sie war doch geisteskrank,“ meinte Peter.

„Das muß sie ja gewesen sein,“ sagte der Kandidat, „denn sie erklärte, er käme zu ihr auf ganz dieselbe Weise, wie er früher zu den Damen in den berüchtigten Straßen zu gehen pflegte.“

Peter starrte dem Kandidaten in die Augen; kein Muskel bewegte sich in seinem Gesicht, aber es wurde erdfahl.

Einen Augenblick standen beide regungslos. Dann ballte sich Peters Hand, der Arm krümmte sich, und er hieb mit der Faust gegen einen Pfahl, daß ihm das Blut aus den Knöcheln sprang, und gleichzeitig mit dem Schlag ertönte seine Stimme:

„Gott verdamme mich, sie hatte recht!“

„Kennen Sie ihn denn?“ fragte der Kandidat.

„Nein,“ sagte Peter leise, „aber ich fürchte, unsern Frauen gegenüber sind die meisten von uns Chauffeure.“

„Na, die Frauen lassen es sich ja gefallen,“ meinte der Kandidat beruhigend.

„Nicht alle,“ sagte Peter.

„Diese wenigstens nicht,“ sagte der Kandidat. „Sie hinterließ einen Brief, in dem sie den Mann um Verzeihung bat, weil sie einen unwürdigen Erwerb betrieb. Sie könne



es selbst nicht länger aushalten und wolle sich deswegen das Leben nehmen. Sie nahm Veronal. Zuerst hatte sie es mit dem Brotmesser versucht, aber das nahmen sie ihr weg.“

„Mit dem Brotmesser!“ Peter trocknete sich den Schweiß vom Gesicht und sah nach der Uhr. Es war die Zeit, wo Tine den Kindern Butterbrot zu schneiden pflegte.

„Könnte ich nicht einen Augenblick nach Hause gehen?“ fragte er. „Tine ist so allein.“

„Ja,“ sagte der Kandidat, „gehen Sie nur, aber erst muß ich Ihnen etwas sagen, was ich Tine gestern versprochen habe. Sie sind nahe daran, sie zu verlieren.“

Peter sank völlig zusammen.

„Sie zu verlieren,“ flüsterte er. „Denkt sie denn auch daran —?“

„Nein. Tine ist eine vernünftige Frau. Aber sie will sich von Ihnen scheiden lassen.“

Peter sank auf die Steine nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Herrgott!“ stöhnte er, „Herrgott! — Und die Kinder, die armen Kinder!“

„Die bleiben natürlich bei ihr,“ sagte der Kandidat.

„Natürlich — natürlich — aber was bleibt mir dann? Wissen Sie was, Herr Kandidat, ich glaube, das Brotmesser liegt für mich parat.“

„Sie will Ihnen die Kinder lassen,“ sagte der Kandidat.

Aber Peter schüttelte den Kopf. „Nie im Leben würde ich sie ihr nehmen — die Kinder auch noch!“

„Sie will auch bei Ihnen wohnen bleiben, wenn Sie erst getrennt sind.“

Peters Gesicht hellte sich ein wenig auf, wurde aber gleich wieder finster. „Das ist nicht erlaubt, wenn man getrennt ist,“ sagte er.

„Doch,“ behauptete der Kandidat. „Man kann sich Dispensation verschaffen — im Hinblick auf den Geisteszustand der Frau,“ fügte er gelehrt hinzu.

„Herrgott!“ sagte Peter, „sie will sich also wirklich von mir scheiden lassen.“

„Bei einer Trennung,“ sagte der Kandidat, „ist ja die Sache die: Wenn sie unterbrochen wird, weil beide Ehegatten es wünschen, so besteht die Ehe genau so wie vorher.“

„Glauben Sie denn —?“

„Ich glaube, Sie müssen Tine noch einmal gewinnen und verdienen, mein lieber Peter.“

Peter sah hoffnungslos aus. „Sie hat mich so gesehen, wie ich bin,“ sagte er.

„War das damals, als Sie um sie warben — oder jetzt?“ fragte der Kandidat, und als Peter nicht antwortete, fügte er hinzu: „Man muß mit seinen feinen Gefühlen behutsamer umgehen als mit seinen feinen Kleidern, Peter.“

„Ja — und man muß die feinen Kleider anziehen, wenn man feine Orte besucht,“ nickte Peter. „Sie haben also mit ihr gesprochen?“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Glauben Sie denn, daß sie noch einmal wieder —“

„Das kann niemand wissen,“ unterbrach ihn der Kandidat. „Ihr müßt gesetzmäßig getrennt werden, und sie muß das Recht zu völliger Scheidung haben, sobald die Zeit der Trennung abläuft — falls Sie nicht riskieren wollen —“

„Nein, nein,“ sagte Peter. „Aber ein klein wenig Hoffnung möchte ich doch gern — — — Ich weiß, daß sie vorläufig mit mir fertig ist. Ich hätte das längst sehen sollen. Ich bin sonst gar nicht ein so gedankenloser Esel, Herr Kandidat — — — aber so das Tägliche — — — und daß man niemand hat, der einem die Augen öffnen kann — — — Sie sprachen vorhin von Martine — ja, nun kann ich das Ganze sehen. Also laufe ich jetzt einmal hinüber und spreche mit ihr.“

„Es wird wohl am besten sein, wenn ich die Trennungsurkunde in Ordnung bringe,“ meinte der Kandidat.

„Hm — ja, wenn sie durchaus will,“ seufzte Peter.

„Und vergessen Sie nicht,“ sagte der Kandidat, „daß die Kinder nichts erfahren und auch sonst kein Mensch außer mir.“

„Der Rechtsanwalt und der Pastor,“ sagte Peter.

„Den Pastor überspringen wir.“

„Das können wir nicht, er muß vermitteln.“

„Na ja, aber Pastor Barnes wird schon schweigen. Und der Rechtsanwalt ebenfalls.“

Am Nachmittag ging er zum Pfarrer. Einige Tage später unternahm Pastor Barnes eine schonende Vermittlung. Hinterher ging er zu dem Kandidaten.

„Wenn ich nun bloß richtig gehandelt habe,“ sagte er. „Ich habe einen altmodischen Abscheu vor Scheidungen, und wenn die Trennungszeit abgelaufen ist, riskiert man ja doch, daß sie sich wirklich scheiden lassen.“

„Nicht gleich,“ sagte der Kandidat.

„Meinen Sie nicht?“

Der Kandidat überreichte ihm die schön geschriebene Trennungsurkunde.

Pastor Barnes fing an zu lesen. Er war noch nicht weit gekommen, als er den Kandidaten ansah und mit einer gewissen Hast sein Taschentuch hervorholte. Er benutzte es fleißig während des Lesens.

Plötzlich zuckte er zusammen und starrte den Kandidaten entsetzt an.

„Herr du meines Lebens!“ rief er. „Gesetzt den Fall, sie heben eines schönen Tages die Trennung auf, weil angenommen werden muß, daß es ein von beiden Kontrahenten durch inniges Übereinstimmen mit Überlegung und in Ehrerbietung vollbrachter Wunsch ist, und sie kriegen dann ein Kind — was soll ich dann machen?“

„Sie werden es wohl taufen müssen,“ meinte der Kandidat.

„Das kann ich nicht,“ rief Barnes verzweifelt. „Ich würde fortwährend diese gräßliche Urkunde vor mir sehen und während der heiligen Handlung lachen müssen.“

Weder Tine noch Peter waren zum Lachen aufgelegt, als der Kandidat ihnen feierlich das Schreiben vorlas, aus dessen drohenden und verwickelten Sätzen es ihnen nur gelang zu entnehmen, daß sie, wenn sie es unterschrieben hatten, gesetzmäßig getrennt waren.

Dann malten sie mit sorgfältiger Schulschrift ihre

Namen darunter, und der Kandidat fügte flott sein „Nach bestem Wissen und Gewissen“ hinzu und empfing die Bezahlung.

Die Urkunde werde beim Rechtsanwalt aufbewahrt, sagte er.

Er wollte nicht riskieren, daß sie sich eines schönen Tages hinsetzten und sie kritisch studierten.

\*

## 37. KAPITEL

### Geistige Dürre

Barnes war Frau Sonne und Katharina in den öffentlichen Anlagen begegnet. Sie sprachen von der Tante, dem Entsetzen seiner Kindheit; aber ihre Gedanken weilten anderswo.

Endlich fragte Frau Sonne: „Sehen Sie Herrn Dahl zuweilen?“

„Sehr selten,“ antwortete Barnes; er schien erst mehr sagen zu wollen, hielt aber an sich und schwieg.

„Wir sehen ihn gar nicht mehr,“ sagte Frau Sonne, „und das tut mir wirklich leid; wir hatten ihn beide so gern.“

Barnes' Augen lauerten hinter gesenkten Lidern und entdeckten, daß Katharina aufmerksam die Schwäne im Wasser betrachtete.

„Er lebt wie ein Eremit,“ sagte er, „sitzt entweder wie eingemauert in den Bibliotheken oder zu Hause. Ich glaube, er befindet sich in einer Krisis. Hoffentlich geht er wohl und munter daraus hervor.“

Katharinas Blick flog von den Schwänen zu Barnes' Gesicht hinüber und blieb dort gespannt und fragend hängen. Er betrachtete sie ernsthaft und empfand ein bittersüßes Verlangen nach Vertraulichkeit.

„Ich weiß, daß er ein großes und seltenes Erlebnis gehabt hat,“ sagte Frau Sonne.

„Das hat er wohl,“ sagte Barnes zögernd und bemerkte selbst, daß sein Einblick in Katharinas Augen seinen Ton nüchterner gemacht hatte, als es eigentlich seine Absicht war.

„Als ich ihn vor ein paar Monaten sah,“ fuhr er fort, „an dem Tage, als wir Fräulein Katharina und Fabrikant Nedergaard draußen an den Seen begegneten, war sein Kopf von einem Glorienschein umgeben, und seine Seele saß so unschuldig in seinen Augen wie ein eben ausgebrütetes Vögelchen in seinem Nest. Er sah aus wie ein Mensch, dessen Glück in alle Ewigkeit gesichert ist. Aber als ich ihn eines Tages in der vergangenen Woche besuchte, sah er wahrhaftig nicht glücklich aus — weder glücklich noch unschuldig.“

„Meinen Sie, daß er eine religiöse Krisis durchmacht?“ fragte Frau Sonne.

„Das nehme ich an,“ erwiderte Barnes. „Ekstatische Erlebnisse zeitigen gewiß zuweilen Rückschläge. Wenn Gott gesprochen hat, kommt die Reihe an den Teufel. Vielleicht geht die Meinung des Himmels dahin, wir Menschen sollen damit zufrieden sein, mit beiden Füßen auf der Erde zu stehen, und uns keine Engelflügel wünschen.“

„Das glaube ich unbedingt,“ sagte Katharina sehr entschieden.

„Die Geschichte der Heiligen scheint das zu beweisen,“ sagte Barnes und dachte: „Ich schwanke wie ein Rohr vor ihren Wünschen und lasse sie aus meinem Munde reden ohne Rücksicht auf meine eigne Meinung. Ich bin glücklich, hier neben ihr zu gehen und mit ihr einig zu sein gegen ihn, und doch bin ich neidisch und voller Haß auf ihn, obwohl ich ihn liebe und bemitleide, weil ich weiß, daß es ihm schlecht geht.“

„Wenn Sie ihn wiedersehen, so bitten Sie ihn doch, uns bald wieder einmal zu besuchen,“ sagte Frau Sonne.

Barnes fühlte Katharinas Augen auf sich ruhen, er konnte sich nicht entschließen, aufzublicken und ihrem Ausdruck zu begegnen, aber er hörte sich selbst sagen: „Ich bin gerade auf dem Wege zu ihm.“

„Was für eine verdammte Lüge,“ dachte er, als er sich verabschiedet hatte. „Aber nun muß ich sie ja zu Wahrheit machen.“

Der Ausdruck mannigfaltiger Gefühle von Qual, Überdruß, Selbstironie und Spott wechselten auf seinem Gesicht, als er die stille Straße entlang ging, um Dahl aufzusuchen.

Die „Alte“ empfing ihn an der Tür.

„Herr Dahl ist nicht zu Hause,“ sagte sie. „Er ist auf die Universitätsbibliothek gegangen, um Bücher zu holen. Wenn Sie warten wollen, dann gehen Sie nur in sein Zimmer.“

Barnes wollte lieber ein andermal wiederkommen.

Dahl würde sich auch nicht gefreut haben, wenn er Barnes in seinem Zimmer vorgefunden hätte, als er mit den Büchern nach Hause kam. Er ging wohl hin und wieder selbst einmal aus, um Menschen zu treffen, aber er empfing ungern jemand in seiner Wohnung. Seine geistigen Übungen forderten Einsamkeit.

Er war davon überzeugt, daß die ekstatische Ausdehnung des Gemüts ein ganz natürlicher psychischer Prozeß war, der wie alles andre menschliche Geistesleben an bestimmte Gesetze gebunden ist, und daß die Übungen, die sie einmal hervorgerufen hatten, es wieder müßten tun können. Aber obgleich er die Vorschriften des Cappellano mit größerem Eifer denn je befolgte, kam keine Ekstase. Sein Erkenntnisdrang stand noch immer unter dem Bann des Einblicks in das Dasein, den die Ekstase gegeben hatte, und sein Herz düstete danach, ihre Seligkeit wieder zu erleben. Zuzeiten fühlte er sie nahe, aber im letzten Augenblick verschloß sich sein Gemüt, und er stürzte in dürre Leere hinab.

Er wußte nicht, daß das Licht, das er hin und wieder in der Ferne zu sehen glaubte, ein Irrlicht war. Es war die Vorstellung von der einmal erlebten Verzückung, die in seiner Phantasie leuchtete und ihm einen kurzen Rausch verschaffte. Diese Vorstellung selber wurde, ohne daß er es ahnte, eine Mauer zwischen ihm und dem Erlebnis.

Dagegen entwickelte sich während seiner geistigen



Übungen eine nervöse Empfindlichkeit seiner Sinne. Er sah Lichtblitze und hörte Laute, deren physischen Ursprung er nicht zu entdecken vermochte. Unsichtbare silberne Glocken begannen plötzlich in der Luft zu klingen, Stimmen redeten, als belauschte er eine telephonische Unterhaltung. Er fühlte sich von Wesen umgeben, die er nicht sehen konnte. Namentlich plagte ihn die Vorstellung, daß daheim in seinem Zimmer jemand auf ihn wartete. Und dieser Jemand war ein Feind. Zuweilen konnte diese Vorstellung so stark werden, daß er vor der Tür umkehrte und zu Sophus Petersen ging.

Er hatte sich mit dem braven theosophischen Hosen-schneider befreundet, der sich vertrauensvoll nach den Vorschriften der Theosophie „entwickelte“.

In Sophus Petersen war kein Schwanken und keine nervöse Überreizung. Sein schönes Gesicht mit dem dunkeln Vollbart veredelte sich zusehends, und ein geistiges Licht brannte in den naiven braunen Augen. Dahls erregte Nerven beruhigten sich, wenn er in Petersens reinlicher kleiner Stube auf dem Keuschheitssofa saß.

Dieses Sofa war der dunkle Punkt in Petersens Leben. Er hatte erfahren, daß ohne absolute Keuschheit niemand Okkultist wurde, aber er sah sehr wohl, daß das Opfer, das ihm „die Entwicklung“ ziemlich leicht machte, für seine junge Frau schwer wurde, die sich als Weib verschmähte fühlte. Das quälte Petersen, aber es blieb ihm ja keine Wahl.

Petersens Freunde, Kjellström und der Seraph, betrachteten mit brüderlichem Mitgefühl die Tragödie des kleinen Heims; sie verstanden beide Parteien und nahmen teil an ihrem stummen Leid.

Kjellström war am meisten bekümmert; er war ja verheiratet und kannte die Frauen.

„Hätten sie nur Kinder,“ sagte er eines Tages, als er mit Dahl und dem Seraph von einem Besuch bei Petersen nach Hause ging, „hätten sie nur Kinder, dann würde es nichts ausmachen. Nun werden wir sehen, daß es mit Un-

glück und Scheidung endet. — Haben Sie Lust, meine Maschine zu sehen?“

Die war längst der Zigarrenkiste entwachsen und stand, aus neuem, solidem Material angefertigt, in der Mitte seines Zimmers.

„Sie wird bald gehen,“ sagte er. „Jetzt fehlt nur noch ein Rad.“

Das hatte er früher auch gesagt, und die Maschine war so gewachsen, daß für ihn selber in dem Stübchen kaum Platz übrig blieb. Es fehlte stets noch ein Rad.

„Er ist besorgt um Petersens Heim,“ sagte der Seraph zu Dahl, als sie gegangen waren, „aber ich bin noch besorgter um Freund Kjellström selbst. Die Maschine frißt ihn auf. Es ist wirklich eine Ewigkeitsmaschine, weil in alle Ewigkeit noch ein Rad hinzuzufügen sein wird. Und wenn Freund Kjellström das einmal entdeckt, wird seine eigne Maschinerie in Stücke gehen.“

„Aber der Fabrikant, der ihm weiterhin Material gibt?“ fragte Dahl.

„Nun, anfangs mußte man ja geradezu glauben, daß Kjellström auf alle Fälle etwas aus der Arbeit heraus schlagen würde, wenn auch nicht gerade eine Ewigkeitsmaschine,“ sagte der Seraph. „Und jetzt, glaube ich, getraut sich der Fabrikant nicht, Schluß zu machen, weil er fürchtet, daß Kjellströms Herz an dem Tage still stehen wird, wo er einsieht, daß die Maschine niemals in Gang kommt. Da spendiert er denn das Geld für Kjellströms Erfindung weiter.“

„Nein,“ sagte er nach einer Pause, „das innerste Wesen des Daseins kann nicht in eine seelenlose Maschine umgesetzt werden. — Kann es überhaupt ausgedrückt werden, so müßte es in einem Ton sein. Es steht geschrieben: Im Anfang war das Wort. Ich glaube, das Wort war ein Ton. Der Ton hat schöpferische Kraft. Sie wissen ja, daß man mit Tönen geometrische Figuren bilden kann — in feinem Sand zum Beispiel, und die Hindus behaupten, daß ihre Mantras, wenn sie auf den rechten Ton gesungen werden,

schöpferische Kraft besitzen. Wenn ein Mensch seinen eigenen Ton fände und den auf das All abstimmen könnte, dann könnte er sich vielleicht ins Nirwana hineinsingen.“

Er blieb stehen, als lauschte er in sich selbst hinein, und Dahl dachte: „Barnes hat recht, wir sind uns alle gleich, wir suchen alle das Unmögliche, den Stein der Weisen: Kjellström, der die Mechanik des Daseins ergründen will; der Seraph, der das Wort, das zu Anfang war, erlauschen will; Sophus Petersen, der einer von denen werden will, die reines Herzens sind und Gott schauen werden — und ich selbst, der den Weg zurück zu der unbefleckten Unschuld des Paradieses sucht. Jeder von uns glaubt, daß die anderen im Wahnsinn enden müssen. Gott mag wissen, wie es uns ergehen wird, denn wir sind alle unserm innersten Drang hilflos preisgegeben. Wahrlich, es bedarf einer Religion für die modernen religiösen Gemüter. Wer den natürlichen Weg zur ekstatischen Erleuchtung fände, müßte die konfessionslose Religion schaffen oder wenigstens ihr die Bahn ebnen können.“

Unmerklich verwandelte sich die Verzückung für ihn zu einer Aufgabe. In tiefe Gedanken versunken, ging er auf die Bibliothek.

Als er seine Bücher bekommen hatte, belauschte er eine kurze Unterredung, die sich möglicherweise um ihn selber drehte. Er hatte sein Notizbuch liegen lassen und war zurückgegangen, um es zu holen. Hinter einem Regal standen zwei Bibliotheksbeamte, ein jüngerer und ein älterer, die ihm oft behilflich gewesen waren, wenn er neue Werke über Mystik suchte. Die beiden Herren waren mitten in einer gedämpft geführten Unterhaltung.

„Meinen Sie nicht, daß er ein bißchen verrückt ist?“ sagte der Jüngere. „Er macht den Eindruck, als hätte er nur diesen einen Gedanken.“

„Verrückt,“ sagte der Alte. „Wer ist verrückt? Der, der ganz in einem Gedanken aufgeht, oder der, der seine Gedanken nach allen Windrichtungen verstreut, indem er täglich zehn Zeitungen liest und gleichviel mentale Energie

an jede Nachricht spendiert, die zufällig bis in sein Gehirn gelangt? Und wer ist am verrücktesten," fügte er nach einem kleinen verstaubten Bibliothekshustenanfall hinzu, „der Mann, der nur das eine Interesse hat, Geld zu verdienen, oder der Mann, der nur das eine Interesse hat, Gott zu finden?“

„Wer Geld verdient, setzt doch nützliche Kräfte in Bewegung und bringt mindestens andre dazu, Werte hervorzubringen," wandte der Jüngere ein.

„Wer Gott sucht, setzt wohl auch Kräfte in Bewegung, die fürs Leben Bedeutung haben," sagte der Alte. „Bei seinem Streben bringt er wohl geistige Werte hervor. Ob ein Fanatiker verrückt oder genial ist, hängt nicht von seinem Ziel ab, sondern von seinen Resultaten.“

★

### 38. KAPITEL

#### Der Schwarze

Das schlimmste war, daß Dahl nicht mehr schlafen konnte. Er sah Lichtblitze und hörte Stimmen, sobald er am Einschlafen war.

Es half nicht viel, daß er die Lampe brennen ließ. Freilich konnte er dann einen Augenblick in Schlaf sinken, aber gleich darauf fuhr er voller Entsetzen in die Höhe mit dem Gefühl, als habe sich jemand über ihn gebeugt, um ihn zu erdrosseln.

Dieser Jemand war immer der, der auf ihn wartete, wenn er ausgegangen war.

Wenn er wach war, konnte er ihn sich vom Leibe halten, indem er ihm seinen Willen entgegensetzte.

Tagsüber ging es daher einigermaßen. Aber gotteslästerliche Vorstellungen begannen sich in seine Andachtsübungen einzudrängen. Er glaubte ja nicht an die heilige Dreieinigkeit des Cappellano; er hatte sie als symbolischen Ausdruck für das Wesen der Gottheit aufgefaßt, aber das

Symbol rief jetzt plötzlich groteske Vorstellungen wach, die die Andacht zerstörten.

Am wohlsten war ihm, wenn er sich im Freien bewegte. Doch konnten auch da Vorstellungen, die er nicht als seine eigenen anerkennen wollte, sich auf ihn stürzen. Unter ihnen war ein heftiges Begehren nach Frau Emilie Petersen. Er begriff es nicht; denn wenn er bei seinem theosophischen Freund saß und die junge Frau betrachtete, erweckte sie in ihm keine anderen Gefühle als Mitleid. Aber die Versuchungen wiederholten sich, namentlich in seinen Andachtsstunden, und eines Tages sah er mit Entsetzen, daß sie nicht in einer natürlichen Begierde nach der schönen Frau bestanden, sondern in einer teuflischen Lust, zu sehen, wie ihr Kummer in Sünde umschlug.

Diese ewigen wachen Nächte rieben natürlich seine Nerven auf. Wenn er doch nur einen tiefen, gesunden Schlaf finden könnte! —

Das war auch der beständige Gedanke der „Alten“, die sich endlich entschloß, zu ihm hineinzugehen und es ihm zu sagen.

„Das geht nicht, Herr Dahl, ich kann es Ihnen ansehen. Wir wissen ja, daß die Universität eine harte Schule ist, aber es kann doch nichts nützen, daß Sie Ihre Gesundheit zugrunde richten. All das Runde und Gesunde an Ihnen ist weg, und Ihre Augen sind auch längst nicht mehr so sanft und gut wie früher. Zuzeiten wird mir ganz unheimlich zumute, wenn Sie mich ansehen. Ich fürchte, Sie sind krank. Sie schlafen ja auch gar nicht mehr. Ich habe das gemerkt, als ich magenkrank war und nachts mehrmals herausmußte, da hörte ich, daß Sie bis in den hellen Morgen in Ihrer Stube auf und ab gingen. Nun versprechen Sie mir, daß Sie sich in acht nehmen. Ich habe bloß noch Sie. Alle andern habe ich verloren. Mein Leben ist so kahl wie eine Wiese im Herbst, wenn die Kühe alles abgefressen haben. An einer einzelnen Stelle kann wohl noch ein kleiner grüner Grasbüschel stehen und uns davon erzählen, daß einmal Sommer gewesen ist. So einer sind Sie, und weiter habe ich niemand.“

„Sie wissen ja selbst, daß so ein Grasbüschel bloß einen Klumpen Dreck überkleidet,“ sagte Dahl.

„Jesses nein, Herr Dahl,“ rief die „Alte“ ganz religiös aus, „reden Sie doch nicht so vom Dünger! Und auch nicht von sich selbst. Ich weiß am besten, was für ein prächtiger Mensch Sie sind, und was für ein guter Pastor Sie werden können.“

„Ich werde wohl kein Pastor,“ sagte Dahl.

„Das dürfen Sie nicht aufgeben, Herr Dahl,“ sagte sie bittend. „So dürfen Sie Ihre Mutter im Himmel droben — oder mich hier auf Erden nicht betrüben.“

Dahl erwiderte freundlich, es gebe Lebensstellungen, die eine Mutter ebenso erfreuen könnten wie der geistliche Beruf.

„Nein, nein,“ sagte die „Alte“ eifrig, „für eine alte Mutter und für eine tote Mutter ist ein Pastor das Höchste. Großer Gott, Herr Dahl, Sie sind noch jung. Aber ich bin alt und habe das Leben gesehen, und ich muß daran denken, wie wir jungen Mädchen einem Huhn alle Federn und Daunen ausrissen. Es sah jämmerlich aus in seiner nackten Haut. Aber das war uns ganz egal, wir dachten nur daran, es in den Kochtopf zu stecken und zu essen. Aber die Jahre vergehen, und alles, was wir lieb hatten und was uns das Leben ein bißchen angenehm machte, das wird uns genommen. All unsere Tüchtigkeit und all der Staat, auf den wir so stolz waren, all das wird uns ausgerupft, genau so erbarmungslos, wie wir den Hühnern die Federn ausgerupft haben. Und dann bleibt nichts andres übrig als der liebe Gott, Herr Dahl. Er ist der einzige, der noch so ein jämmerliches, gerupftes Wesen haben will, und man hat selber auch bloß noch ihn, bei dem man sich bergen kann. Aber dann weiß man auch, daß das der Sinn des ganzen Lebens ist, und daß alles andere bloß vergänglicher Aufputz ist. Und darum ist ein Pastor das Höchste für eine alte Mutter. Und Sie können ein guter Pastor werden; denn Sie haben aus der kleinen putzsüchtigen Ladenmamsell nebenan einen ernsten Menschen gemacht. Sie hat selbst



gesagt, daß Sie schuld daran sind, wenn sie sich jetzt so rührend um die Schwester kümmert, die so oft kommen kann, wie sie bloß will, und der sie alles mögliche schenkt. Und sind Sie nicht auch schuld daran, daß die ‚Schiefe‘ in Frieden sterben konnte, wie ein gutes kleines Mädchen? Wenn Sie der ‚Tauben‘ doch auch ein bißchen was vorpredigen könnten. Aber das kann ja nichts nützen, wenn sie nicht hören kann. Aber wollen Sie mir wohl glauben, daß die alte häßliche, taube Person, seit die Schwester tot ist, ganz verrückt vor Eitelkeit geworden ist? Nun will sie, weiß Gott, falsche Zähne haben! Sie wissen wohl noch, daß die Schwester ihr die richtigen ausgeschlagen hat, als sie nicht wußte, was sie tat. Sie mußte ja auch mit dem geschwollenen Auge zur Beerdigung gehen; und seitdem hat sie jeden Tag vorm Spiegel gestanden, um zu sehen, ob das Gelbe und Grüne nicht verblaßte, und davon ist sie, hol’ mich der Teufel, — ich sollte ja nicht fluchen, aber das ist denn doch zu verrückt — so eitel geworden, daß sie sich jeden Tag eine neue Frisur macht und ihr Geld für falsche Zähne ausgeben will. Nehmen Sie sich nur in acht, daß sie Ihnen keinen Antrag macht!“

Sie lachte herzlich und fuhr philosophisch fort: „Auf dem Lande hatten wir nicht so viele verrückte alte Jungfern. Wir kriegten rechtzeitig Kinder. Sie waren ja freilich nicht alle gleich echt, aber ich glaube doch, für den Kopf war es gesünder. Und mit dem Kopf soll man vorsichtig sein, Herr Dahl. Versprechen Sie mir nun, daß Sie sich in acht nehmen wollen?“

Sie strich ihm liebevoll über das Haar.

Die „Alte“ glaubte, er wäre gut, besser als die meisten. Alle seine Bestrebungen gingen ja auch darauf aus, es zu werden. Aber wie ging es nur zu, daß sie sich in den letzten Monaten beständig ins Schlechte verkehrt hatten?

Er ging aus, um mit Sophus Petersen zu reden, aber Frau Emilie war zu Hause, und da wagte er nicht, auf die Themen einzugehen, die die Ursache ihres trübseligen Daseins waren.

Beide Ehegatten machten einen gequälten Eindruck. Emilie verriet unaufhörlich ihre unglückliche Liebe zu dem Mann, und er gab sich den Anschein, freilich ohne Erfolg, als sähe er es nicht. Er empfand eine aufrichtige Achtung für sie. „Sie ist, weiß Gott, eine furchtbar tüchtige Frau,“ sagte er oft zu Dahl.

Frau Emilie ging hinaus, um Kaffee zu kochen, und Dahl dachte darüber nach, ob er nicht ganz offen mit Sophus Petersen reden und ihm erklären könne, daß man entweder verheiratet und kein Asket sein, oder auch sich scheiden lassen müsse, denn man dürfe ein andres Menschenleben nicht zerstören. Indessen wurde der Kaffee fertig, ehe seine hilfsbereiten Gedanken klar genug waren, um ausgesprochen zu werden, und dann ereignete sich wieder das vollkommen Unbegreifliche, daß die heftige Begierde — von außen her, wie es ihm schien — wie ein Regenschauer über ihn kam, gerade als sie ihm Kaffee einschenkte, und zwar so heftig, daß sie es fühlte und sich erschrocken zurückzog. Sie war jedoch nicht beleidigt. Es trat vielmehr ein Ausdruck von Erleichterung, Trost oder Triumph in ihre Augen, als sie zu Sophus hinüberschweiften, der, ohne etwas zu bemerken, in seiner Tasse herumrührte.

Wie sehr Dahl auch dagegen ankämpfte, er konnte sich nicht von dem Gedanken befreien, daß er die Frau seines Freundes verführen sollte, ja, sollte, die in ihrer Ver zweiflung nachgeben würde. Es war wie ein schlimmes Rechenexempel, das aufging und aufgehen mußte. Der Gedanke drängte sich ihm mit der Hartnäckigkeit einer Zwangsvorstellung auf, bis er sich jäh erhob und, bange vor sich selber, sich verabschiedete.

Er hatte ein halbes Jahr lang keinen anderen Gedanken gehabt, als sich Gott zu nähern. Tage und Nächte waren in unaufhörlichen Anstrengungen dahingegangen. Und nun war er ein nervös überreizter Mensch, der kaum wagte, sein eigenes Zimmer zu betreten, aus Angst, dort könne ein unsichtbarer Feind ihn erwarten.

Er hörte die Stimme der „Alten“. Sie unterhielt sich mit der „Tauben“.

Das beruhigte. Eine Vorstellung von Feldern, Kühen, Pferden, Hühnern und Schweinen kam im Gefolge dieser Stimme. Wenn er bei diesen ländlichen Bildern verweilen könnte, würde er schon einschlafen.

Er zog sich aus und ging zu Bett. Er wollte an die Haselhecke daheim bei der Schule denken. Jetzt sah er wieder deutlich den Spielplatz und die Kirche und den Holunderbaum...

Ein leises Lachen drang an sein Ohr. Er drehte sich um und starrte ins Zimmer. Ein kaltes Zittern schüttelte seinen Körper; denn nun sah er den, der auf ihn zu warten pflegte. Sah ihn und erkannte ihn. Es war ja die schwarze Gestalt, die die „Schiefe“ in ihrer hysterischen Clairvoyance gesehen hatte. Dieselbe lähmende, giftige Atmosphäre ging jetzt wie damals von ihm aus.

Er sah ihn deutlich; denn es war hell im Zimmer, nicht Tageslicht, nicht Lampenlicht, sondern eine ganz andre Art Licht, das ganz natürlich erschien, obwohl es die Stube selbst nicht erhellte, sondern nur die Luft darin.

Die Gestalt war schwarz, umgeben von einem giftigen Stoff, der an Kohlendunst erinnerte und die Gestalt fest umschloß, wie der Pelz einer schwarzen Katze. Das Gesicht drückte Willensstärke, spottende Bosheit und Schlaueheit aus; die Züge selbst waren fast schön, sozusagen von einer intelligenten Grausamkeit „veredelt“.

Die Gestalt schien seine Gedanken zu lesen, sie beantwortete sie, sobald sie auftauchten.

„Ja, ich bin es,“ sagte sie. Die Stimme schien die Luft nicht als Mittel zu benutzen, sie klang in Dahls Ohr deutlich, aber ohne Lärm, sozusagen ohne Laut.

„Ich bin es wirklich. Das letztemal hielt ich mich ein wenig zurück. Sie waren damals außerordentlich nahe vor einem Erlebnis, das Ihnen eine nicht geringe Kraft verliehen hätte. Sie haben uns damals überlistet. Sie starb wirklich ganz bei Verstand. Na, es war ja eine ziemlich

magere Beute, die die ‚höheren Mächte‘, wie ihr sie nennt, bekamen. Wir hatten sie ja vorher gründlich gerupft. — Ob ich die Mächte nicht auch als ‚höhere‘ anerkenne? Das kann ich nicht gut, da wir sie ja beständig mit nicht geringem Erfolg bekämpfen. — Ja, nun versuchen Sie es mit einem ganz modernen Trick: solche Wesen, wie ich, existieren überhaupt nicht! Ich könnte natürlich antworten, daß Sie mich sowohl sehen als auch hören, aber Sie können sich ja hinter dem Postulat verkriechen, daß ich eine Halluzination bin. Ich glaube indessen, daß es mir schnell gelingen wird, Ihnen begreiflich zu machen, daß wir wirklich existieren. Sie glauben ja — wenigstens so halbwegs — an das Vorhandensein der ‚höheren Mächte‘. Ich kann ihre ‚Hoheit‘ nicht anerkennen, aber der Einfachheit halber will ich diese unter den Menschen gebräuchliche Benennung anwenden. Viele von euch glauben ja an Schutzengel. Ich will mich nicht darauf einlassen, diesen Glauben zu bekräftigen, dagegen kann ich versichern, daß ihr etwas habt, was ich ‚Schutzteufel‘ nennen möchte, die euch viele gute Einfälle eingeben. Ob ich der Ihre bin? Nein, Sie haben nicht die Ehre. Ich rangiere ein wenig höher, bin Ihnen zeitweilig attachiert um eines gewissen Erlebnisses willen, das unsre Aufmerksamkeit auf Sie gelenkt hat. Ich will Ihnen geradeheraus sagen: Wir können es nicht zulassen, daß die sogenannte ‚göttliche Liebe‘ sich unter den Menschen offenbart. Ob ich also ihre Existenz anerkenne? Leider. Aber ich finde sie nur nicht ‚göttlich‘. Gerade das Gegenteil. Warum? Ja, sehen Sie, wenn sie göttlich wäre, so müßte sie doch wohl im Kampfe siegen, aber das tut sie nicht. Du mußt nämlich wissen — gestatte mir schon jetzt, du zu sagen; ich hoffe schließlich auf eine vertrauliche Kameradschaft. — Nein, bemühe dich, bitte, nicht! Du kannst mich nicht wegzwingen. Ich habe Gehilfen hinter mir. Eine ganze Heerschar führt mir Kraft zu — auch für den Fall, daß der Feind versuchte, dir zu Hilfe zu kommen, wie damals, als du ‚die andere‘ aus der ‚Schiefen‘ austriebst. Du entsinnst dich wohl der Stär-

kung, die dir ward, gerade als der Kampf am härtesten war? Bemühe dich nicht. Es wird hier so gehen, wie es immer geht; wir tragen den Sieg davon. Sieh dich im Leben um. Kämpfen nicht alle Menschen für das Gute? Ich bediene mich eurer eigenen Terminologie, obwohl sie mir zuwider ist. Wer sorgt denn dafür, daß die Ergebnisse ‚schlecht‘ werden? Das tun wir! Im Kleinen wie im Großen. Stelle dir zwei Freunde vor, die alles für einander tun wollen. Eines Tages sagt der eine etwas ganz Gleichgültiges, was den andern gerade an einer empfindlichen Stelle trifft. Die Sache könnte in einem Augenblick beigelegt werden, und die Freundschaft würde in alle Ewigkeit bestehen. Aber der Beleidigte antwortet, ohne es zu wollen, wieder beleidigend, und so weiter. Beide fühlen, daß sie das, was sie jetzt sagen, im Grunde gar nicht meinen, aber ein unwiderstehlicher Drang holt ihnen die verletzenden Worte aus dem Munde, obwohl sie im Innersten darunter leiden. Schließlich trennen sie sich als Feinde. Woher kommt der unwiderstehliche Drang, den ich erwähnte? Der kommt von uns. — Oder zwei Eheleute sind wie für einander geschaffen. Soll eingeheizt werden oder nicht? Mehr ist nicht nötig. Die kleinen Ursachen sind obendrein die besten. Sie erzeugen die leichte Reizbarkeit, die für die verletzenden Ausbrüche notwendig ist. Soll der Schwanz des Hundes gestutzt werden oder nicht? Aus einem so geringen Anfang entsteht manche gute Feindschaft, manche schöne Scheidung. Wer flößt ihnen die giftigen Ausdrücke ein? Das tun wir. — Woher kommt der empfindliche Tonfall, die gewohnheitsmäßigen kleinen Verstimmungen, die das tägliche Leben vereckeln? Sie kommen von uns. Kleinigkeiten, aber wirkungsvoll. Wer, glaubst du, führt diese gewandten Weichenumstellungen aus, die Vaterlandsliebe in Nationalhaß, Klassengefühl in Klassenhaß verwandeln? Es fängt so hübsch in Liebe an, aber wenn es in Haß endet, dann sind wir es doch wohl, die den Sieg davontragen. Wir haben es immer getan und werden bis ans Ende damit fortfahren, bis das Reich unser ist. Dann beginnt das

wirkliche Glück der Menschen. Bis dahin wollen wir tun, was wir bisher getan haben: jede Kultur vernichten, die ihr auf andern Grundsätzen als den unsern aufbaut. Wir vernichten sie von innen her, wie der Wurm im Baume nagt. Sieh dir das Christentum an. Ist es dir nie eingefallen, daß die besten Geistlichen die unsern sind? Ich sage nicht alle, sondern die besten. Du glaubst mir nicht? Das tun die Geistlichen auch nicht; aber was macht das, wenn sie uns nur dienen! Laß uns ein Beispiel nehmen, anonym, nomina sunt odiosa, wir nehmen einen Typ: Ich wähle den schönredenden Pfarrer mit den himmelnden Augen, den schönen, malenden Bewegungen, den Mann, der das Ganze so leicht macht, Gott ist ja ein liebevoller Vater, der nicht mehr verlangt, als wir leisten können, und das wenige, das verlangt wird, glättet die sammetweiche Stimme liebevoll zu fast nichts. Auf eine Erwähnung Gottes kommen in seiner Predigt neun Erwähnungen seiner selbst, und er hätte sich auch gern noch das zehntemal nennen können; denn Gott hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit ihm selber auf der Kanzel. Er liebt seine Gemeinde, und seine Gemeinde liebt ihn, und dieses Gefühl gleitet sanft über in Liebe zu sich selbst. Da dies in der Kirche vor sich geht, wird es als Andacht aufgefaßt. Aber du hast selbst eines Tages gesehen, daß die Liebe zu sich selbst die Möglichkeit für wirkliche Andacht ausschließt. Wenn unser Pastor seine liebe Gemeinde einer reicheren Pfarre wegen verläßt, wird für ihn aus Dankbarkeit gesammelt; man versteht ja so gut, daß sein Herr — und das sind wir — ihm eine bessere Pfarre gönnt und daß er sie annimmt. Man würde selber das gleiche tun und freut sich des guten Beispiels. Dieser Pastor ist einer von unsern besten. Er tötet in aller Ruhe und Stille Christus mit Veronal. Da ist ein andrer Typ, der uns mehr direkt dient. Die predigen uns geradezu. Du kannst sie daran erkennen, daß in ihren Predigten auf eine Erwähnung Gottes neun Erwähnungen des Teufels kommen. Sie könnten ihn gern auch das zehntemal nennen; denn wenn sie ‚Gott‘ sagen, hört man ihrer gehässigen



Stimme an, daß die Rede von einem boshaften Teufel ist. Sie liefern Christus lebend in unsre Hände; denn sie geben uns alle ‚diese meine Geringsten‘, in deren Herzen sie Furcht erregen. Es steht geschrieben, daß die vollkommene Liebe die Furcht austreibt. Wo aber die Furcht ist, hat die Liebe verloren und der Teufel sein Spiel gewonnen. Du erstaunst, daß ich Worte der Schrift anführe? Die Bibel ist ein vortreffliches Buch. Freilich sind einige unter uns gegen sie und suchen den ‚Aufgeklärten‘ unter den Menschen den Gedanken einzuflößen, eine neue Bibel menschlichen Ursprungs zu schaffen. Die Idee ist nicht schlecht, aber sie übersehen, daß eine solche Bibel niemals Andacht und daher auch niemals Furcht vor dem Übernatürlichen erwecken könnte. Ich persönlich halte es mit der Bibel. Sie ist ein wahres Buch. Sie muß nur mit Verstand gelesen werden. Sie schildert den Kampf zwischen den Mächten. Schildert ihn wahrheitsgetreu und zu unsern Gunsten. Denn wir haben seit den Zeiten des Sündenfalls den Sieg davongetragen. Als die Macht, die ihr ‚Gott‘ nennt, ihren ‚Sohn‘ Christus auf die Erde sandte, um die Menschen zu ‚erlösen‘, töteten wir ihn, und die Menschen wurden nicht ‚erlöst‘. Die Mächte des ‚Lichts‘ räumen selber ein, daß nur eine kleine Schar erlöst wurde. Aber jenes Ereignis, der Mord an Christus, ist ein Sakrament, das sich täglich wiederholt. Ich erwähnte die Geistlichen, die ihn sanft mit Veronal töten, und die, die ihn uns lebend ausliefern. Dann aber sieh dich um, wie in der ganzen Welt ‚diese seine Geringsten‘ behandelt werden — und was ihr ihnen tut, das tut ihr ihm. Das ist Wahrheit. Kannst du darüber im Zweifel sein, daß Christus täglich getötet wird? Kannst du im Zweifel sein, daß wir die Macht haben, wir, die wir in Wirklichkeit die ‚Guten‘ sind? Wie belohnt Christus seine Diener? Mit Leiden und Tod. Wie belohnen wir die unsern? Mit Ehren und Erfolg. Mit unbegrenzter Selbstsättigung. Und wir sind nicht kleinlich. Sieh dir unsre Geistlichen an, sie dienen uns keineswegs bewußt, aber sie erhalten ihren Lohn trotzdem. Ist Selbsterhaltung nicht

stärker als Selbstaufopferung? Und verständiger? Das andre ist ja Torheit. Soll sich der ‚Gute‘ für den weniger Guten aufopfern? So muß es ja kommen; denn der weniger Gute opfert sich nicht für den Besseren auf. In dem Falle wäre er ja der Bessere, d. h. der Törichtere. Das ist doch Logik, nicht wahr? Der Haß ist eine stärkere Lust als Liebe. Die Liebe kann warten, der Haß dürstet nach Handlung. Sage nun, ob du zu den Siegenden oder zu den Verlierenden gehören willst; denn deswegen bin ich gekommen. Ich rede ehrlich zu dir. Das wage ich unsern Geistlichen gegenüber nicht. Die müssen sich selbst betrügen, ehe sie die Gemeinde betrügen. Wir legen Wert auf dich. Du hast dich der ‚göttlichen Liebe‘ öffnen können. Aber da kannst du auch zu der unsern gelangen. Wähle uns und arbeite bewußt, aber heimlich für unsre Pläne. Ich verspreche dir alles, was du dir an leiblicher und geistiger Lust wünschen kannst. Welchen Stand du auch wählen magst, du sollst seine höchste Würde erreichen. Bleibe in der Kirche und werde unser Bischof. Deine Freude soll unendlich sein. Du kennst ihre Art, du hast ja bereits die mathematische Lust geschmeckt, ein ‚gutes‘ Exempel in ein ‚schlechtes‘ umzurechnen — ja, freilich! Ich denke an deinen Freund, den Asketen, und seine Frau. Siehe, wie leicht die gut und liebevoll zusammen hätten leben können. Siehe, wie leicht die Gefühle der beiden zum Schlechten angewendet werden können. Und glaube mir, du wirst fühlen, daß die Lust der ‚Sünde‘ größer ist als die der ‚Unschuld‘.“

Er näherte sich still und lautlos. Dahl fühlte, wie die giftige Atmosphäre bis an das Bett gelangte, sich mit seinen Atemzügen vermischte, den Körper durchdrang, den Willen lähmte, das Bewußtsein wie in der Narkose umschleierte. Der Wille zum Widerstand war wach, aber nicht wirksam. Noch einen Augenblick, und sein Bewußtsein mußte schwinden, der Widerstand aufhören, und hinterher würde er für immer die Willensrichtung verändert haben, würde er ein andrer, würde er schlecht geworden sein. Mit einer

Anstrengung, die stärker schien als er selber — gleich der, die einem Sinkenden einen kleinen Extra-Atemzug unter dem Wasser schaffen kann, indem sie auf eine unbegreifliche Weise die Luft in seinen Lungen erneuert — riß er sich los von dem lähmenden, giftigen Einfluß und schrie aus der innersten Tiefe seines Wesens heraus: „Nein! Niemals will ich euch angehören, sondern euch widerstehen, und wäre es bis zur Vernichtung!“

„So wird es werden,“ erwiderte der Böse. „Du hast jetzt gewählt, für beständig gewählt. Ich erwartete nicht, daß du es könntest, hatte gedacht, der Schreck würde bewirken, was die Vernunft nicht vermochte. Aber so viel ist doch wirklich an eurem berufenen ‚freien Willen‘, daß wir euch nicht zwingen können, bewußt ‚das Böse‘ zu wollen. Sonst hat es — wie du erfahren wirst — nicht viel auf sich mit eurem ‚freien Willen‘. Du hast nun deine Chance gehabt — und sie weggeworfen. Die Folgen werden nicht ausbleiben. Was ist die Hölle für den, dessen Lust dort ist, andres als ein Paradies? Nur für den, dessen innerste Lust anderswo ist, ist sie die ‚Hölle‘. Dein Platz ist ganz sicher. Glaube nicht, daß wir halbe Arbeit tun. Durch alle Sphären geht ein Kampf zwischen zwei Grundsätzen — der Kampf, den ihr kennt, ist nur ein flüchtiges Wetterleuchten aus dem Blitz der Sphären. Es gibt keine Gnade in diesem Kampf, und es wird keine Gnade angenommen. Prinzip steht gegen Prinzip. Hier verständige Selbstsättigung, dort die Torheit der Selbstaufopferung. Siehst du nicht, daß das der Kampf zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Leben und Tod ist? Was ist der Christusgedanke andres als eine Gemütskrankheit? Welch eine perverse Lust, Leiden und Tod statt Lust und Glück zu wählen! Kannst du glauben, daß so etwas über die Gesundheit des Lebens siegen wird? Sieh dich um. Schon jetzt jubeln Väter über die brutalen Instinkte ihres Babys. ‚Der verteuflte Rakker wird schon mit dem Leben fertig werden,‘ — und das wird er! Die Väter glauben nicht an uns, aber was macht das, wenn sie nach unsern Gesetzen leben. Wir sind nicht

wie die andern, die verlangen, daß ihr ihren Namen bekennen sollt.“

Er beugte sich über das Bett und flüsterte: „So diene uns denn, wie diese Väter und unsre Geistlichen unbewußt, denn wahrlich, ich sage dir, unser ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. — Siehe!“

Er warf das Licht, das ihn umgab, über das Leben der Menschen. Gleich einem elektrischen Scheinwerfer sah Dahl es in die Herzen der Menschen eindringen und die kleinen Verdrehungen, die tausenderlei Irreführungen der Gedanken entschleiern, die die Menschen dazu bringen, in gutem Glauben im Dienste des Bösen zu handeln.

Eine unendliche Hoffnungslosigkeit überkam ihn; denn die Verwirrung war so groß und alle waren in so gutem Glauben, daß es keine Möglichkeit der Rettung vor gegenseitiger Vernichtung zu geben schien.

In seinem Herzen stieg ein Verlangen auf, zu beten, sein ganzes Leben zu beten: „Erlöse uns von dem Bösen.“

Er fing das alte Gebet an: „Vater unser, der du — —“

In seiner Angst biß er die Zähne zusammen, um die schreckliche Blasphemie zurückzuhalten, die seine Zunge gegen seinen Willen aussprechen wollte.

Der Böse lachte: „Das kommt davon, wenn man Freidenker ist und doch religiös, so daß man katholische Schriften zu seinen geistigen Exerzitien benutzt. Das Familienleben der Dreieinigkeit gibt Anlaß zu manchen lustigen Einfällen.“

Dahl war es, als sollte ihm der Kopf zerspringen. Er preßte die Hände gegen die Stirn und fühlte, daß sie naß von Schweiß wurden.

Es beruhigte ihn ein wenig, diesen kalten Schweiß zu fühlen.

„Ich bin krank,“ dachte er. „Morgen will ich zu einem Arzt gehen und ihm sagen, daß ich lange an Schlaflosigkeit gelitten habe und daß ich jetzt auch Halluzinationen habe. Ein Arzt — — — ein Arzt — —“

Er fuhr fort, das Wort zu wiederholen, als wolle er

sich damit den nüchternen Blick des Arztes auf das Erlebnis der Nacht zu eigen machen. Fortwährend aber sah er die schwarze Gestalt.

„Jetzt fängst du ja an, normal zu werden,“ sagte sie lächelnd. „Es ist wirklich das viele Beten und Anrufen, das deine Nerven erregt hat. Gebet ist nämlich Magie, will ich dir sagen. Wenn man anruft, kommt immer irgend jemand — zuweilen ein Engel, zuweilen aber auch ein Teufel. Du hast viel gebetet, und ich bin gekommen. Ich will ehrlich sein und dir sagen, wenn du mit dem Beten aufhörst, so verschwinde ich eo ipso. Du glaubst, ich lüge, weil ich ein Teufel bin? Du kannst ja den Versuch machen. Zünde die Lampe an, du hast ja Streichhölzer auf dem Stuhl liegen. Sobald die Lampe angezündet ist, bin ich weg. Ich kann nicht gut andres Licht vertragen als mein eigenes. Ganz wie die Menschen, die gleichen Geistes sind wie wir. Aber wenn du betest, komme ich wieder. Es steht geschrieben: ‚Bittet, so wird euch gegeben.‘ Aber es steht nicht da, was ihr bekommt. Zerstreue deine Gedanken, mein Lieber; dann stumpfen sie ab, und du wirst schlafen. Nimm die Zeitung und lies ein wenig. Zum Beispiel das Feuilleton; es sind kaum so viele Lügen darin wie in den andern Spalten. Es lohnt sich, den Versuch zu machen.“

Die Lampe! Ja, wenn er die Lampe anzündete, würde er vielleicht nichts mehr sehen.

Er streckte die Hand nach den Streichhölzern aus, strich eins an; die Augen waren einen Moment geblendet, aber er tastete sich an die Lampe heran, und es gelang ihm, sie anzuzünden.

Er sah sich um. Es war niemand im Zimmer. Natürlich. Morgen wollte er einen Arzt um ein Schlafmittel bitten.

Jetzt handelte es sich darum, den Rest der Nacht hinzubringen. Da lag die Zeitung, aber die hatte er ja gelesen. Nur das Feuilleton war noch übrig. Es war herrlich lang, zwei ganze Seiten.

Er geriet mitten in den Roman hinein, ohne etwas von den Personen zu ahnen.

Es war herrlich sinnlos. Gerade an einer spannenden Stelle schloß es natürlich. Aber er konnte sich ja damit belustigen, daß er ausrechnete, wie es kommen würde. Der Schlüssel dazu lag gewiß in dem, was der Detektiv zu dem jungen Mädchen sagte. Wo stand das doch?

Er fing von vorne an. Nein, es war weiter hinten. Da haben wir es. „Ich habe bemerkt,“ sagte der Detektiv. — — —

Die Zeitung entfiel Dahls Hand; der Detektiv sagte etwas ganz Sinnloses, das Dahl in die unlogische Welt des Schlafes hinüberzog. — — —

Als er erwachte, hatte er heftige Kopfschmerzen und ein Gefühl, als sei sein ganzer Körper von einem giftigen Qualm durchdrungen.

Seine Hände waren schwarz und das Hemd — eine wollene schwarze Schicht umgab ihn so dicht wie der Pelz einer schwarzen Katze.

Er sah sich erschrocken im Zimmer um. Es war taghell. Aber die Lampe brannte noch. Er war eingeschlafen, ohne sie zu löschen. Ein dichter Rauch stieg aus dem Lampenglas empor. Das Schwarze war Lampenruß. Er stand auf und löschte die Lampe.

Die Zeitung lag auf dem Tisch und war ganz berußt. Aber wie war sie auf den Tisch gekommen? Er hatte ja darin gelesen, bis er einschlief.

Er schüttelte den Ruß ab. Was war das? Gerade über dem Feuilleton stand eine Annonce, die aus einem leeren Quadrat mit einem Fragezeichen bestand. In den leeren Raum war etwas mit Tinte hineingeschrieben; etwas davon war wieder ausgestrichen.

„Wachet und betet,“ stand da mit der Schrift, die er hatte, als er in die Dorfschule ging. Ja, es stand genau so wie im Schreibheft. Aber es war durchgestrichen, und darunter stand mit einer dicken Schrift, die er nicht kannte: „Bete nicht, sondern schlafe.“

Und darunter standen einige Zahlen: 13 — 23 — 9.

Wer hatte das geschrieben? Und wie war die Zeitung auf



den Tisch gekommen? Hatte er genachtwandelt? Er erkannte seine Kinderhandschrift in „Wachet und betet.“ Aber das andere war nicht seine Schrift: „Bete nicht, sondern schlafel!“ Das hatte er gedacht, als er den Bösen zu sehen glaubte.

Aber die Zahlen: 13 — 23 — 9.

9 — er wohnte in Nr. 9.

Er fühlte das lähmende Gift, das den Bösen umgab. Das war natürlich der Lampenqualm. Aber als er ihn das erste mal in der Nacht gespürt hatte, da hatte die Lampe nicht gebrannt.

Er stürzte an das Fenster und öffnete es. Die frische Luft strömte herein. Die Gesundheit des Lebens selber. Er blieb am Fenster stehen und sog sie ein. Die Kälte tat gut.

Leute kamen und gingen unten auf der Straße, beim Krämer an der einen Ecke, beim Bäcker an der anderen. Zwei Steinsetzer überlegten, ob der Frost wohl endgültig vorüber wäre. Ein Mann schwatzte mit dem Schutzmann.

Er ging an den Waschtisch und beeilte sich mit dem Waschen und dem Ankleiden. Er sehnte sich, wieder unter Menschen zu kommen.

Der Mann schwatzte noch immer mit dem Schutzmann, schickte sich aber an, sich zu verabschieden. Die Steinsetzer entfernten sich, indem sie feststellten, daß in diesem Jahre kein Frost mehr kommen würde, die Kraft der Sonne sei schon zu groß.

Er ging hinaus. Er hatte das Bedürfnis, allen diesen Menschen recht nahe zu kommen. Er wollte gern mit dem Schutzmann sprechen; es fiel ihm aber nichts ein, wonach er ihn hätte fragen können. Wohin wohl die beiden Steinsetzer gegangen waren?

Wahrhaftig, da ging der eine am Ende der stillen Straße. Er eilte ihm nach, ging hinter ihm her und betrachtete den breiten, starken Rücken. Der Steinsetzer ging über den Rathausplatz, Dahl folgte ihm. Irgendwo mußte er ja gehen, und dieser starke Kerl hatte etwas so köstlich Ländliches.

Auf dem Gamle Kongevej bog der Mann in den Vodrofsvej ein, und jetzt fand Dahl endlich, nun könne es genug sein.

Aber dort in Nr. 23 wohnte ja Frau Sonne. Er hatte das Bedürfnis, mit einem Menschen zu reden, und ging hinauf.

Katharina war zu Hause. Sie hatte ihn seit mehreren Monaten nicht gesehen und erschrak über sein Aussehen. Er sah ja viele Jahre älter aus. Und so müde, als er sich in den Lehnstuhl setzte.

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihn an, ohne ein Wort zu finden.

Sie preßte die eine Hand gegen die Brust, weil dort etwas so heftig arbeitete. Es wuchs, es kämpfte sich hervor, und in einem wunderbaren Jubel fühlte sie, daß ein Leben, das stärker war als ihr eigenes, sie ganz in Besitz nahm. In einem fast wilden Triumph wußte sie, daß sie ihn liebte und daß er ihrer bedurfte. Sie wurde so groß und stark, als wäre sie die Mutter der ganzen Welt, und wußte instinktiv, woraus sie ihn reißen mußte und wozu sie ihm verhelfen sollte.

Ein sich selbst widersprechendes Glück erfüllte sie. Er tat ihr ja innig leid; denn er war krank. Aber diese Krankheit stellte sie ja auf gleichen Fuß mit ihm und forderte ihre Wirksamkeit. Daß er mehr gegrübelt hatte, als er vertragen konnte, das wußte sie von Barnes, und daß er aus allen krankhaften Grübeleien herausgerissen und in den frischen Tag hineingeführt werden mußte, das wußte sie aus ihrem eigenen innersten, unüberwindlichen Wesen.

Sie begann, mit ihm über alles mögliche zu reden, über alle die Kleinigkeiten, die ihr einfielen, und er lauschte ihrer frischen, munteren Stimme mit einem Behagen, wie es einen Genesenden erfüllt, wenn er das erstemal wieder in die Sonne hinauskommt.

Sie erzählte von einem neuen Pferd, das Fabrikant Nedergaard bekommen und das sie gestern im Reithaus probiert hatte. Es trug ein wenig hoch, war aber wunderbar weich im Galopp. Sie freute sich furchtbar darauf, so-

bald das Wetter milder wurde, mit dem Pferd ins Freie zu kommen.

„Das wird nicht mehr lange dauern,“ sagte Dahl. „Die Sonne hat schon viel Kraft. Mit dem Frost sind wir dies Jahr bald fertig.“

Er sah sie bewundernd an. „Wissen Sie was! Sie sehen wirklich aus wie ein Steinsetzer!“

„Ja, ja,“ rief er aus, sobald es ihm möglich war vor dem Lachen, das ihre anfänglich bestürzte Miene ablöste, „es soll wahrhaftig ein Kompliment sein; denn ich habe mich gerade in dieser Morgenstunde von meinem Fenster aus gründlich in zwei Steinsetzer und einen Schutzmann verliebt — am meisten aber in die Steinsetzer.“

Frau Sonne betrachtete bekümmert Dahls bleiches, mageres Gesicht.

„Sie sind doch nicht krank?“ sagte sie.

„Nein,“ sagte er, „nicht krank, aber —“ Er empfand ein plötzliches Bedürfnis — jedenfalls teilweise — sich ihr anzuvertrauen. Er sagte, er habe die Übungen von neuem wieder aufgenommen in der Hoffnung auf eine Wiederholung der Ekstase; diesmal aber hätten sie ganz entgegengesetzt gewirkt, er wäre nervös geworden, die Andacht sei gestört worden — zuweilen durch förmliche Versuchungen.

Indem er dies sagte und ihren fragenden Augen begegnete, kam ein scheuer, verzagter Ausdruck in seine eigenen, als fürchte er sich plötzlich davor, eingehender darüber zu reden.

Etwas in ihr veranlaßte sie, sich indiskret forschend zu ihm hinüberzubeugen. Sie vergaß alle Rücksichten, vergaß fast ihn selbst, nur um einen Ausdruck in seinem Gesicht festzuhalten und zu verstehen, und dies Forschen selbst rief ihn deutlicher hervor.

Er wich ein wenig zurück, als sei er bange vor sich selber und vor ihrer Nähe, und da gab sie seinen Blick frei, und er existierte nicht mehr für sie.

Sie preßte die Hand gegen die Brust auf dieselbe Weise

wie Katharina vorhin, seufzte tief befreit auf und wandte sich dem Fenster zu. Ein heiteres, glückliches Lächeln verbreitete sich über ihr Gesicht, während sie die Augen fest schloß.

Jede Rücksicht auf ihn vergessend, der sie erstaunt anstarrte, erlebte sie einen Augenblick, der sie mit Leben und Schicksal versöhnte.

Eine dunkle Stunde in ihrem Dasein wurde in strahlendes Licht verwandelt, in ein Licht wie von der Sonne Italiens selber.

Sie hatte an diesem Ausdruck im Gesicht des Cappellano wie an einer Strafe getragen. Dieser Blick war der letzte, den er ihr schenkte. Mit ihm endete die selige Zeit dort unten. Sie konnte ja nichts dafür, daß sie ihn liebte; daß sie ihn liebte, wie sie Gott liebte, und Gott, wie sie ihn liebte, hatte keinen sonderlichen Unterschied ausgemacht. Aber an jenem Tage wußte sie, daß er es ihrem Gesicht ansah, und sie las ein Urteil in dem seinen und wünschte sich den Tod. Eine finstere, unbarmherzige Strenge breitete sich über sein Gesicht, während er mit ihr sprach; er wich vor ihr zurück. Und er kam nie wieder. Da hatte sie um Erlaubnis gebeten, in ein Kloster zu gehen, um seiner würdig zu werden, ein Leben zu leben wie er.

Obwohl sie später eine glückliche Ehe einging und sich in einem Leben wie das anderer Menschen zurecht fand, hatte sie niemals jenen Augenblick verwunden, als er sie als vertraute Freundin verwarf.

Bis jetzt, wo sie in glücklichem Jubel ihre eigene Torheit verstand.

Nicht sie, sondern sich selbst hatte er verurteilt. Er gab sie auf als Freundin, weil er sie sonst zu seiner Geliebten hätte machen müssen. Er ging von ihr, weil sie eine Versuchung war. Der dunkle Punkt war ja gerade die Sonne in ihrem Leben; sie war nur blind gewesen und hatte sie nicht gesehen.

Katharina kam mit dem Kaffee herein. Dahl war in Gedanken versunken und sah so schlafbedürftig aus. Mutter wurde doch wirklich nie erwachsen!

Da saß sie, froh und glücklich, mit halb geschlossenen Augen, ohne sich ihres Gastes anzunehmen.

Und dabei sah sie wirklich aus wie ein junges Mädchen, das vor sich hinträumt und vergißt, daß jemand im Zimmer ist.

„Hier ist Kaffee!“ rief sie. „Wollt ihr jetzt aufwachen! — und nun habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen,“ sagte sie zu Dahl, „den habe ich zugleich mit dem Kaffee gemacht. Sie müssen reiten lernen! Nedergaard hat jetzt drei Pferde. Sie nehmen gefälligst einen Kursus; ich werde die Sache morgen mit dem Bereiter besprechen, und in einem Monat reiten wir alle drei zusammen aus. Ich werde Nedergaard sagen, daß er Sie mein altes Pferd reiten lassen soll und es nicht verkauft.“

„Aber Katharina!“ sagte Frau Sonne.

„Das verstehst du nicht!“ sagte Katharina. „Herr Dahl muß reiten lernen. Das wird ihm gesund sein. — Abgemacht?“

„Ja, das könnte vielleicht gut sein —, ich will darüber nachdenken,“ lachte Dahl.

„Nachdenken — nein, das sollen Sie nicht, — davon haben Sie schon zuviel bekommen. Nun gehen Sie zum Schuster und bestellen sich Stiefel. Morgen spreche ich mit dem Bereiter.“

„Ich fürchte, Sie werden mich dazu zwingen,“ sagte Dahl. „Aber wenn Sie nur wollten —“

„Sie können mir glauben, ich will,“ sagte sie.

Sie war so voller Willen, daß sie sich in den nächsten Tagen der Leitung des Hauses völlig bemächtigte.

„Mutter geht ja nur herum und träumt,“ sagte sie.

„Du bist jetzt wirklich erwachsen,“ meinte Frau Sonne. „Manchmal regierst du mich so, daß ich beinahe glaube, du bist meine Mutter.“

„Ja, ich bin mir ganz klar darüber, daß ich eine Tochter bekommen habe,“ erwiderte Katharina. „Eines schönen Tages muß ich wahrscheinlich aufpassen, daß du dich nicht in irgendeinen jungen Fant verliebst. — Ich denke, wir nehmen heute Rindfleischsuppe zu Mittag?“

„Ja,“ sagte Frau Sonne, „nun will ich dafür sorgen —“  
„Laß mich nur machen,“ sagte Katharina.  
„Bist du auch sicher, daß du es kannst?“  
„Ich kann jetzt alles; ich werde jetzt mit der ganzen Welt fertig.“  
Zwitschernd flog sie in die Küche hinaus.

## 39. KAPITEL

### Die Zahlen

Das muß man sagen, schlafen können Sie jetzt, Herr Dahl, nachdem Sie erst einmal den Anfang gemacht haben,“ meinte die „Alte“. „Nun bin ich dreimal mit dem Kaffee hier gewesen. Und gestern konnte ich Sie kaum wachschreien, als ich mit dem Mittagessen kam. Da können Sie sehen, wie nötig Sie den Schlaf hatten.“

Freilich hatte er Schlaf nötig gehabt. Aber nun hatte er achtundvierzig Stunden ausschließlich mit Essen und Schlafen verbracht. Ein Gefühl von Gesundheit rumorte ihm in allen Gliedern und forderte Bewegung.

Er ging aus. Das Wetter war klar und nicht kalt. Die Steinsetzer hatten recht, die Sonne bekam immer mehr Kraft.

Auf dem Kongens Nytorv begegnete er Sophus Petersen, der zur theosophischen Logenversammlung wollte. Wie immer, empfand er eine herzliche Freude, als er in Sophus Petersens klare Augen sah.

Er wollte Sophus Petersen gern einen Freundschaftsdienst erweisen. Vielleicht konnte er mit Frau Emilie vertraulich sprechen und ihr behutsam erklären, worauf sich einzulassen ihres Gatten unbehilfliche Zunge niemals gewagt hätte. Wenn sie nur erst die Beweggründe ihres Mannes verstand, würde sie auch einsehen, daß seine Gefühle für sie nicht geringer geworden waren.

Es war ein heikles Thema, und er grübelte lange über die



Einleitung nach. Je mehr er grübelte, um so mehr nahm es ihn in Anspruch. Er ging weit über die Haustür hinaus.

Als er umkehrte, beschloß er, die Einleitung der Eingebung des Augenblicks zu überlassen. Wenn er von Sophus und der Logenversammlung zu reden anfang, würde sie schon irgend etwas sagen, das als Ausgangspunkt benutzt werden konnte. Wo war denn nur die Tür? — Ja, hier war Nr. 9—11 und 13, ja, da ist es.

13! Wo hatte er doch zuletzt etwas mit 13 zu schaffen gehabt?

Das war ja — — — das war ja die erste von den Zahlen, die auf die Zeitung geschrieben waren, gerade unter „Bete nicht, sondern schlafel“ Ja, geschlafen hatte er wahrhaftig!

In dem Augenblick, wo er, beständig den Blick auf die Hausnummer gerichtet, den Fuß erhob, um die Treppe hinaufzugehen, war es ihm, als würde die Zahl da oben ein lebendes Wesen: sie hatte ein Gesicht! Im selben Augenblick wußte er, daß sich hinter seiner guten Absicht eine böse Lust versteckte. Eine Minute früher würde er einen Eid darauf abgelegt haben, daß er lediglich aus Freundschaft für Sophus Petersen hinaufging.

Draußen auf der Straße, am hellen Nachmittag, erlebte er nochmals die schreckliche Nacht, seinen eigenen Entschluß, dem Bösen zu widerstehen, selbst bis zur Vernichtung, und die Worte des „Teufels“, daß er dem Bösen unbewußt und gegen seinen Willen dienen werde.

War er wirklich im Begriff, verrückt zu werden? Er wagte nicht, zu einem Arzt zu gehen. Wer konnte wissen, ob sie ihn nicht in eine Irrenanstalt steckten! Und war er erst da! — Nein, er mußte sehen, daß er ruhig wurde. Das Ganze kam natürlich daher, daß die Nummer da oben dieselbe war wie die verdammte Zahl, die in der verworrenen Nacht auf die Zeitung geschrieben war.

Aber Mut hinaufzugehen hatte er nicht. Mit jemand sprechen mußte er jedoch! Mit Barnes? Nein, dann kamen sie auf gefährliche Themen, die ihn erregten.

Katharina! Sie hatte nun wohl mit dem Bereiter ge-

sprochen. Sie war so gesund und frisch und geradezu, daß sie alle krankhaften Vorstellungen der Welt bannen konnte. Er wollte nach dem Gamle Kongevej 23 gehen, aber auf einem langen Umweg, um sich ein wenig zu beruhigen, damit man ihm nichts anmerkte. — — —

Katharina hatte wirklich die Leitung des Hauswesens übernommen. Es war ja auch wirklich notwendig, wenn die Mutter zu der veralteten „poetischen“ Generation gehörte, die die Tage verträumte. Sie waren ja „süß“, die Leute aus jener Zeit, aber eigentlich nützlich waren sie nicht.

Frau Sonne selber fühlte sich gar nicht als Träumerin, vielmehr wie ein Dornröschen, das aus einem vieljährigen Schlaf erwacht war. Sie war wie jemand, der nach Hause gegangen ist, um etwas zu holen, und im Besitz desselben glücklich den schon früher einmal betretenen Weg wandert.

Sie hatte Livia Holsö „geholt“, deren Wachstum unterbrochen wurde, während das unbezwingbare Leben einen ganz neuen Zweig trieb, der den Namen Livia Sonne erhielt.

Nun wuchs in ihr Livia Holsö in einem unschuldigen Jubel zur vollen natürlichen Höhe empor.

Katharina, die sie mit gutmütiger Überlegenheit behandelte, blieb gelegentlich voller Bewunderung vor ihr stehen und sagte schließlich fast neidisch: „Mutter, von wem hast du eigentlich deine wunderbaren Augen?“

Livia Holsö sah Katharina mit einem Lächeln an wie eine Achtzehnjährige, deren Schönheit von einer ein wenig älteren Freundin gepriesen wird.

Im Verlauf von zwei Tagen wuchs Livia Holsö zu Frau Sonnes eigener Höhe empor. Jetzt war sie endlich ganz.

Da berührte sie mit ihrem jetzigen erfahrenen Denken die Frage, was wohl geschehen wäre, wenn er nicht Kraft genug gehabt hätte, zu gehen.

Eine Hitzwelle rötete ihre Wangen, und eine Sehnsucht begann sich in ihr Glück zu schleichen.

An diesem Tage fand Katharina sie ganz nutzlos und ließ sie ruhig mit ihren Träumen allein.

Die Sehnsucht, die nie gestillt werden konnte, verwandelte Frau Sonnes Glück in milde Wehmut. Und da ihr die Wirklichkeit keine Befriedigung schenken konnte, suchte sie Ersatz in der Phantasie und den Gedanken.

Wenn sie jetzt, wo sie wußte, daß er sie geliebt hatte, ihn nur noch ein einziges Mal sehen und sprechen könnte, dann würde ihr Witwenstand gewiß heiterer werden. Namentlich, wenn sie sich aussprechen konnten und er die Jugendgefühle eingestand, die der Bestimmung seines Lebens widerstrebt hatten.

Sie konnte ja mit Katharina nach Italien reisen und ihr die Stätten zeigen, wo sie mit ihrer Mutter gewandert war, als sie in ihrem Alter gewesen.

Seinen Aufenthaltsort würde sie gewiß ausfindig machen können. Jetzt, wo sie die Erfahrung eines ganzen Lebens hinter sich hatte, — getraute sie sich, ihn aufzusuchen.

Ob er sehr verändert war? Hatte der Kampf, den er ausgefochten, Spuren in seinem Antlitz hinterlassen? Sie versuchte, es sich vorzustellen; aber es verblieb jung. Die Kämpfe konnte sie in das Gesicht hineindichten, nicht aber die Jahre. Bleich und abgezehrt konnte sie ihn sich vorstellen, aber seine Jugend behielt er.

Sie wollte Ernst mit der Reise machen, jetzt zum Herbst. Sie entwarf gleich einen ganzen Reiseplan. Sie sah die Straßen von Rom, hörte ihren Lärm, spürte den Duft, der, wie sie immer meinte, mit der gelblichen Farbe der Häuser zusammenhing. Das Gesicht einer braven Cameriera stand so lebendig vor ihr, daß sie „avanti“ rief, als es an die Tür klopfte.

Es war Dahl, der hereinkam. Er setzte sich ihr gegenüber. Er glaubte, es würde seine erregten Nerven beruhigen, wenn er sich jemand anvertraute. Ehe sie noch aus ihren Träumen in die Wirklichkeit zurückgekehrt war, begann er schon zu erzählen — nicht zu deutlich, aber doch recht durchsichtig — von Versuchungen, die er nicht als seine eigenen anerkennen könne, die aber trotzdem Macht über ihn hatten. Und er fühlte, daß sie ihn verstand. Sie sagte,

das geschehe den meisten, die jenes Leben leben wollten, nach dem er strebte. Er dürfe sich nicht abschrecken lassen und nicht glauben, daß das etwas Ungewöhnliches sei. Das geschehe den Allerbesten. Gerade den Besten. Sie wisse das. Ja, sie wisse das. Ein triumphierendes Glück erstrahlte in einem Lächeln. Eine Sehnsucht, über die sie sich im Augenblick nicht klar war, goß einen Schimmer von Wehmut in das stolze Lächeln. In den Strom mütterlicher Zärtlichkeit, der von ihr zu ihm hinüberging, mischte sich eine rücksichtslose Lust, mehr von seinen Versuchungen zu hören und sie in einen andern hineinzudenken.

Aber als sie den Ausdruck in seinen Augen sah, die wie verzaubert an dem Frauenlächeln ihres Mundes hingen, wußte sie alles, was sie zu wissen wünschte. Es war kein Unterschied zwischen seinem Gesicht und dem des anderen. Ein Verlangen, das er eben gebeichtet hatte, war auf sie gerichtet.

Als er seine Augen zu den ihren erhob und sie das asketische Feuer in ihnen sich in eine schwerere Glut verwandeln sah, war die Ähnlichkeit vollkommen, schwindelndes Glück ergriff sie, sie fühlte, daß es auf ihn überging, sie erhoben sich gleichzeitig, ihre Hände schlangen sich ineinander, die Gedanken waren bereits eins . . .

Die Tür tat sich auf, und ein frisches „Guten Tag!“ klang ihnen wie ein Gesang entgegen.

Sie ließen die Hände los, sahen sich um, als wären sie nackt, und suchten ein Versteck. Katharina kam nicht näher. Sie blieb stehen wie leblos.

Dahl suchte einen Vorwand zu gehen, merkte aber, daß, wenn er etwas sagte, die Erbärmlichkeit noch fühlbarer werden würde. Er begnügte sich damit, seine Uhr hervorzuziehen und beiden gleichzeitig zum Abschied zuzunicken, ohne eine anzusehen.

Eine drückende Pause entstand. Frau Sonne konnte kaum atmen. Endlich sagte Katharina: „Was hatte er nur?“

Ihre Stimme klang so drohend, wie das Schnappen des Hahns einer Pistole, die gespannt wird.

Das Schamgefühl lähmte Frau Sonne und machte sie schwach gegenüber der hilfsbereiten Lüge, die sich mit genialer Grausamkeit näherte.

Sie lachte nervös: „Ich glaube, er ist verliebt.“

„In wen?“ fragte Katharina scharf.

Rittmeister Sonne hätte nicht schärfer sein können, wenn er einen lügnerischen Rekruten verhörte.

„In wen?“ wiederholte ihre Mutter und lächelte, wie eine, die ihre beste Freundin hintergeht und verrät. „Ja — in wen glaubst du wohl?“

Die Schlange, die Eva von altersher eine Handreichung schuldet, kam ihr zu Hilfe. Katharina glaubte und ging in ihr Zimmer.

Da gab sie ihrem Lächeln freien Lauf: „Großer Gott, diese altmodischen Mütter, die erröten, weil sich junge Männer in ihre Töchter verlieben! Aber was sind das für Männer, die erst mit der Mutter sprechen und hinterher vor der Tochter weglaufen! Bei meiner Seelen Seligkeit — er soll reiten lernen!“

---

Dahl fühlte sich unten auf der Straße von allen guten Geistern verlassen. Er betrachtete sich nicht mehr als halluzinierten Geisteskranken. Jetzt glaubte er, daß er in jener verworrenen Nacht wirklich einen Vertreter der bösen Mächte gesehen und mit ihm gesprochen hatte. Denn hier, wohin er gegangen war, um Rettung zu suchen, hier, wo er wußte, daß sein Gedanke immer rein gewesen war, auch hier hatte er gegen seinen Willen dem Bösen gedient. Ein gutes Exempel war auf eine unbegreifliche Weise in ein schlechtes umgerechnet worden.

Obwohl er tief verzweifelt war, saß irgendwo in ihm eine böse Lust, über dies Ergebnis vertraulicher Beichte und aufrichtiger Hilfsbereitschaft zu lachen. Dies war wirklich barock! Schade, daß sie gestört worden waren!

Er blieb stehen. Er redete ja mit sich selber, als wäre er ein anderer. Es war ein anderes Ich in ihm, das die Macht an sich reißen wollte. Es rasonierte und erklärte, während

„er selber“ immer mehr von Verzweiflung und Angst ergriffen wurde, wie ein kleiner, jämmerlicher Bursche, der den Schulweg mit einem großen Lämmel zurücklegt, der sich ein Vergnügen daraus macht, Unfug zu treiben.

„Der andere“ drängte sich ihm auf: Warum helfen dir denn die guten Mächte nicht? Wo ist Gott hingekommen? Du willst doch so gerne gut sein, sogar besonders gut, Gottes auserwähltes Werkzeug in künftigen Zeiten, willst geradezu ein Kanal sein für die göttliche Liebe — warum kommt sie dir nicht zu Hilfe? Will sie nicht, oder kann sie nicht?

Überwältigt, fast betäubt von Verzweiflung, lauschte er. „Rede ich eigentlich selber, oder ist es ein anderer?“ dachte er.

„Frau Sonne wohnt in Nr. 23, Frau Emilie Petersen in Nr. 13. Das sind die Zahlen 13 — 23 — 9. Du wohnst in Nr. 9 und bist auf dem Heimwege.“

Er blieb stehen und sah sich um. Er war in die belebte Gegend gekommen. Was konnte geschehen, wenn er nach Hause kam? „Wir machen keine halbe Arbeit.“ Er getraute sich nicht, nach Hause zu gehen. Aber nach Hause mußte er doch einmal. Er ging nach dem Amagertorv. Das war ja sinnlos! Was konnte zu Hause geschehen? Beim Springbrunnen ging er schräg über den Platz. Von der anderen Seite kam eine große Dame mit grauem Hut. Das war sie, die er seinerzeit ungefähr an dieser Stelle gezwungen hatte, stillzustehen.

Im selben Augenblick wußte er, was daheim in Nr. 9 geschehen würde. Er wollte es nicht, aber er konnte nicht anders.

Eine verzweifelte Wut kam über ihn. Wenn keine gute Macht im Himmel oder auf Erden ihm helfen wollte, so gab er es auf, dagegen anzukämpfen.

Hier war wirklich ein amüsantes Rechenexempel: der Mann, der seine Frau zum Medium trainiert — für den Willen eines anderen.

Er redete sie an und fragte, ob sie nicht mitkommen und Fräulein Bang besuchen wolle.



Sie überlegte zaudernd, hatte eigentlich nicht daran gedacht, merkte aber, daß sie schon angefangen hatte mitzugehen.

Nun ja, dann konnte Nanna ja zum Tee mit ihr nach Hause kommen, sie mußten gleich gehen, denn Adolf und Klein-Ingeborg warteten zu Hause.

Gerade als sie dachte, daß sie einen stummen Kavalier als Begleiter habe, fühlte sie seinen Arm um ihre Taille, er führte sie schneller vorwärts.

Sie sah ihn erstaunt und erzürnt an und wollte sich frei machen. Aber das war überflüssig; denn er berührte sie nicht, sondern ging mit beiden Händen in den Rocktaschen und sah vor sich hin, als denke er an etwas. Sie fühlte trotzdem einen Arm um ihre Taille.

Sie wurde unruhig und wäre gern umgekehrt. Im nächsten Augenblick war sie ja bei Nanna. Es war freilich unheimlich mit dem Arm. War es vielleicht, weil er Lust dazu hatte und intensiv daran dachte? Sie fühlte sich müde und schwer und hatte im Grunde das Bedürfnis, sich auf den Arm zu stützen. Dort am Ende der Straße lag das Haus. Wenn sie nur erst da wären!

Jetzt waren sie angelangt. Sie konnte sich gar nicht entsinnen, daß sie die Straße entlang gegangen waren. Sie sah verwundert auf und begegnete seinem Blick, und da wußte sie, daß er ihr Böses wollte und Macht über sie besaß.

„Ich will doch lieber nach Hause,“ sagte sie. „Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ sagte er, nahm den Hut ab und ging die Treppe hinauf. Er ließ die Flurtür offenstehen, ebenso die Tür zu seinem Zimmer.

Sie war verwundert und erleichtert, daß sie sich geirrt hatte. Sie hatte wirklich geglaubt, er wolle sie hypnotisieren. Das war wohl, weil Adolf ihr den Kopf mit allen diesen Experimenten verkeilte.

Aber sie war ja die Treppe schon halbwegs hinaufgekommen. Als sie umkehren wollte, fühlte sie, daß der Arm noch da war und sie hinaufzog.

Jetzt wurde ihr wirklich angst, und sie wollte schleunigst zu Nanna hinein.

Wollte zweimal schellen, damit Nanna selbst öffnete.

Aber die Tür stand ja offen, da konnte sie nicht schellen. Die Tür zu seinem Zimmer stand auch offen.

Die beiden Türöffnungen waren wie ein Schlund, in den sie hineinstürzen mußte.

Die Augen starr auf Dahl gerichtet, aber ohne recht zu wissen, was sie tat, ging sie hinein.

Die Lust zur Sünde bei dem einen, Reue, die die andere betäuben mußte, weil sie nicht zu ertragen war, führte sie beide in einen Rausch hinein, der sich dem Wahnsinn näherte.

#### 40. KAPITEL

#### Ein Heiliger

Fräulein Bang ging unruhig überlegend in ihrem Zimmer auf und ab. Ein Plan, den sie nicht auszuführen wagte, drängte sich ihr immer wieder auf; er wollte ans Ziel mit dem Recht des Guten. Sie hatte neulich mit ihrer Schwester einen so wunderschönen Abend verlebt. „Es ist, als wären wir zu Hause,“ hatte die Schwester gesagt, hatte es so lieb gesagt mit dem gebildeten Stimmklang, den Nanna so lange nicht gehört hatte. Der Satz klang ihr noch immer in den Ohren, und dann noch einer. „Wenn ich ihn nur auch einmal sehen könnte,“ hatte sie gesagt, als Nanna von Dahl sprach, und dabei war sie errötet, hatte sich besonnen und schnell hinzugefügt: „Entschuldige, ich meinte es natürlich nicht im Ernst. Es war nur so ein Einfall.“ Dann war sie in ihre gewohnte schwerfällige Stumpfheit versunken und hatte wohl gefühlt, daß sie doch nicht mehr richtige Schwestern waren. Sie hatte nur die Erlaubnis, zu kommen.

Nanna Bang faßte Mut. Es galt ja ein gutes Werk. Sie ging zu Dahl.

Er hatte ein Buch vor sich aufgeschlagen, aber er las nicht. Er saß da und sah zu Boden. Das tat er auch noch, nachdem sie hereingekommen war.

Sie wurde unsicher, weil sie seiner Augen nicht habhaft werden konnte. Aber sie mußte doch etwas sagen, und ein wenig unsicher kam die Frage, ob er bei ihr zu Mittag essen wolle.

Seine Augen waren noch immer abgewandt, aber sie konnte wohl sehen, daß er ungern wollte, und sie entschuldigte sich hastig mit der Schwester. Sie hatte gemeint, es würde ein gutes Werk sein, aber natürlich — —

Jetzt sah er endlich auf.

Ja, er wollte kommen.

Mehr war nicht aus ihm herauszubringen, und sie ging in ihr Zimmer zurück und bereute, was sie getan.

Nun blieb er gewiß weg, und sie mußte darauf achten, daß Alma nicht merkte, wie niedergeschlagen sie war.

Jetzt wußte sie erst, wie sehr sie sich darauf gefreut hatte, daß Alma sozusagen „in Gesellschaft“ kommen sollte. Wenn sie auch voraus wußte, daß sie sich jeden Augenblick wegen ihrer geistigen Stumpfheit und schrecklichen Sprache genieren würde. Dem war sie nun überhoben.

Aber als Alma gekommen war, kam Dahl auch.

Er kam, weil er wußte, daß er mußte. Koste es, was es wolle.

Nicht einmal der „Alten“ hatte er seit zwei Tagen in die Augen zu sehen gewagt.

Aber als er diesem verkommenen Menschenwesen gegenüberstand, empfand er eine große Erleichterung.

Nicht, daß er sich auf gleichen Fuß mit ihr stellte; aber so gering erschien sie ihm, daß er sie anzusehen und mit ihr zu sprechen wagte.

Nanna Bang betrachtete ihn mit Verwunderung. Einen Augenblick glaubte sie, er wolle sich lustig machen. Aber die Achtung, die er von Anfang an ihrer Schwester erwies, war offenbar völlig ungeheuchelt.

Selbst Almas allertörichtste Bemerkungen hörte er mit

Interesse an und fragte so lange, bis er sie verstand. Sein Benehmen hätte nicht aufrichtig-ehrerbietiger sein können, wenn Alma eine schöne und geistreiche Dame gewesen wäre.

Sie sah bald ihn, bald sie an. Beide schienen sie ganz vergessen zu haben, und sie selbst vergaß ihre Wirtinpflichten.

Denn Alma wurde ja fast ganz die alte Alma. Selbst ihre Sprache verlor mehr und mehr von den schrecklichen Ausdrücken, die sie sich angeeignet hatte. Und es kam mehr Leben in ihr Gesicht. Jedenfalls konnte Nanna, die es wußte, sehen, daß es einmal schön gewesen war, schöner als ihr eigenes, wenn vielleicht auch etwas weniger begabt.

Sie war sprachlos, aber das tat nichts, denn mit ihr redete ja niemand. Seit dem Mittag, als Adolf und Alvilda vergaßen, daß sie nicht die einzigen bei Tische waren, und nach dem Kaffee hinausgingen und sich verlobten, hatte sie niemals zwei Menschen gesehen, die einander in dem Grade „gefunden hatten“.

Den Kaffee! Ja, den durfte sie doch nicht vergessen.

Als sie damit hereinkam, saßen sie noch auf dem Sofa in gemüthlicher Unterhaltung. Jetzt kam sie selbst endlich mit ins Gespräch, und dann hatten sie es wirklich alle drei ganz herrlich.

Es war ihr, als erwachte sie aus einer traulichen Verzauberung, als die „Alte“ kam, um einen Bescheid zu überbringen.

„Ihr Freund, Student Barnes — oder wie er nun heißt — sitzt in Ihrer Stube, Herr Dahl, und wollte gern mit Ihnen sprechen.“

Nun, es war ja auch schon spät geworden. Dahl stand auf.

Nanna Bang begleitete ihn auf den Flur hinaus. „Danke!“ sagte sie und drückte ihm die Hand.

„Wofür?“ fragte er verwundert.

„Weil Sie so lieb gegen meine Schwester waren.“

Er sah sie einen Augenblick an. „Sie ist besser als ich,“ sagte er.

Es unterlag keinem Zweifel, daß er das wirklich meinte.

Als sie hereinkam, stand Alma mitten im Zimmer mit einem neuen Ausdruck von Schmerz und Freude in ihrem Gesicht. Sie ging auf Nanna zu und umarmte sie. „Dank, herzlichen Dank,“ sagte sie. „Ach, wie gut er ist!“

„Er ist ein Heiliger,“ sagte Nanna.

Sie hatte es geglaubt seit damals, als sie ihm das Buch über die Verzückungen gab. Jetzt wußte sie es. Sie hatte gesehen, daß sein Leben war wie sein Sehnen.

Es war die Geschichte von Jesus und der Sünderin.

---

Barnes stand auf, als Dahl hereinkam. Die beiden Freunde begrüßten sich, ohne sich die Hand zu geben, und ihre Augen wichen sich wie auf Verabredung aus.

„Ich habe einen Bescheid für dich,“ sagte Barnes.

„Einen Bescheid —?“

„Von Fräulein Sonne.“

Dahl sah hastig auf, und Barnes betrachtete ihn erstaunt. Er war ja blaß geworden und sah aus, als ängstige er sich.

„Ja,“ sagte er und verwandte keinen Blick von ihm.

„Worüber?“ fragte Dahl endlich.

„Du könntest morgen nachmittag um vier Uhr zum Bereiter kommen.“

„Zu — zu wem?“

„Zum Bereiter. Ihr wollt doch zusammen reiten.“

Dahl setzte sich. „Das ist ja auch wahr.“

Barnes' Augen wurden wie zwei Pfriemen.

„Hattest du das vergessen?“

Dahl sah so aus, als hätte er nichts gehört, antwortete aber trotzdem:

„Ja — ich hatte es vergessen. — Hat es dir Katharina bei sich zu Hause gesagt?“

„Ja.“

„War — — — ihre Mutter zugegen?“

„Ja.“

„Sagte sie — — — ich meine — — — Bist du sicher, daß sie nichts dagegen hat?“

„Was sollte sie denn dagegen haben?“

„Nun — es kann ja so intim aussehen — intimer als es ist. — Willst du nicht mitreiten, Barnes?“

„Nein!“

„Du sagtest doch einmal, du möchtest reiten können.“

„Jetzt habe ich anderes zu tun. Ich muß auch gleich wieder gehen. Ich muß studieren. Also: Husarenkaserne, morgen nachmittag vier Uhr.“

„Lebe wohl!“

„Leb' wohl!“

Er vergaß, ihn hinauszubegleiten.



#### 41. KAPITEL

##### Kandidatenmittag

Der Frühling war gekommen, plötzlich und mit Gewalt. Das Laub quoll aus allen Zweigen; grüne Kronen grüßten die Küste entlang zärtlich zum glitzernden Sund hinab. Alle Gärten standen in Blütenweiß. Die Bienen summten trunken von Sonnenschein und Süße.

Der Lotteriekollekteur Bjerg ging, der feierlichen Handlung entsprechend gekleidet, ins Hotel, um sich durch ein Glas Wein zu stärken. Er bestellte es und setzte sich hin, um nachzudenken.

Es unterlag keinem Zweifel, es mußte gehen. Es war ja das beste für beide Teile. Und wenn man etwas Gutes will, muß es doch gelingen.

Jetzt handelte es sich nur darum, die richtigen Worte zu finden, die es so recht selbstverständlich machten. Ein Glas Wein regte das Gehirn an.

Aber wo blieb das nur? Er klingelte, wartete und klingelte wieder.

Endlich kam Jensen, der jüngste Kellner, ganz außer Atem. „Entschuldigen Herr Bjerg — — Sie wünschten . . .“

„Madeiral“ sagte Bjerg ärgerlich.



„Ganz recht — Madeira — — im Augenblick.“

Weg im Galopp, zurück im Trab.

„Bitte, Herr Bjerg. Herr Bjerg müssen meine Vergesslichkeit entschuldigen. Wir haben heute nämlich Kandidatenmittag.“

„Kandidatenmittag?“

„Ja, Herr Bjerg wissen doch — dieser schnurrige Kerl aus Skrøbely, der ist heute hier.“

Bjerg glotzte ihn halb interessiert an.

„Nun, hat er wieder einen Anfall bekommen?“

„Anfall, Herr Bjerg? — Wissen Sie, wenn man die Mittel hat, sich solche Anfälle zu leisten, dann finde ich, kann man solchen Anfall einen Einfall nennen. Davon kann man nämlich wirklich was lernen.“

„Also deswegen hatten Sie keine Zeit für mich?“

„Zeit, Herr Bjerg? Nein, aber man möchte doch lernen und sehen, wie es in der großen Welt zugeht. Und was der Mensch zu bestellen versteht — nur in einem Welt-hotel weiß man die Gerichte zu bereiten. In der Küche sind sie nahe daran, den Verstand zu verlieren, und der Oberkellner ist nervös und wütend auf sich selbst, weil er nervös ist, denn wenn er nervös ist, kann er es nicht lassen, Nägel zu kauen, und wenn er Nägel kaut, kann er nicht in den Aussichtssaal kommen, wo der Kandidat ißt.“

„Mutterseelenallein?“

„Ganz allein. Er hat ja den ganzen Saal belegt.“

„Er ist also ganz verrückt! Aber wer bedient ihn denn, wenn Sie hier stehen und Nielsen Nägel kaut?“

„Der Hotelbesitzer in höchsteigner Person.“

„Der Chef? Rasmussen selbst?“

Er ist der einzige hier am Ort, der in ausländischen Sprachen perfekt ist. Er hat ja in Berlin, London und Paris gearbeitet. Ohne seine Erfahrung könnten wir überhaupt keinen Kandidatenmittag herstellen.

„Mag sein, was das Essen anbelangt. Aber die Sprache — der Kandidat spricht doch Dänisch!“

„Keineswegs. Nicht, wenn er im Aussichtssaal diniert.

Natürlich spricht er auch Dänisch — besonders im Anfang. Aber im gegebenen Augenblick — wenn er von den verschiedenen Gerichten einen kleinen Bissen genossen hat — mehr nimmt er nicht von jedem — und wenn er an den verschiedenen Sorten Wein genippt hat, dann fängt er an — im gegebenen Augenblick, sagt der Hotelbesitzer, so von Herzensgrund zu lachen — und von dem Augenblick an spricht er bald die eine, bald die andre von all den Sprachen, die Herr Rasmussen beherrscht — und vielleicht auch noch ein paar mehr; denn es kann ja sein, daß Herr Rasmussen nicht zugeben will, daß er die und jene Sprache nicht kann. Es soll sehr anstrengend sein, sagt Herr Rasmussen, weil er die ganze Zeit aufpassen muß, was für eine Sprache der Kandidat im Augenblick spricht, und dann genau in derselben Sprache zu antworten hat. Nun wollen wir nur hoffen, daß morgen gut Wetter wird; da will Herr Rasmussen aufs Land und seinen Kopf ausruhen. — War es sonst noch was, Herr Bjerg — nichts? Danke. Man möchte sich ja gern perfektionieren, wenn man endlich einmal Gelegenheit hat, in die große Welt hineinzublicken. Herr Bjerg brauchen nur zu klingeln —“

Weg war er, und Herr Bjerg konnte über seine Angelegenheit weiter nachdenken.

Im Aussichtssaal imitierte unterdessen Hotelbesitzer Rasmussen im Schweiß seines Angesichts das große Vorbild seiner Jugend, den Oberkellner Monsieur Gaston bei Durand in Paris.

Der anspruchsvolle Weltmann, um dessentwillen er sein Gehirn und seine Haltung überanstrengte, der Mann, der einsam zwischen all den Schüsseln und Flaschen saß und in seiner unverschämten Ruhe unzugänglicher war als ein Engländer, ging für gewöhnlich in Holzschuhen und in Hemdsärmeln in seinem bescheidenen Garten draußen im Dorf.

Dort lebte er friedlich und still und war der geistige Quacksalber für die ganze Umgegend.

Heute quacksalberte er an sich selbst — mit demselben verschmitzten Lächeln, als wenn es sich um die Nachbarn in Skröbely handelte.

Da draußen war er geboren, war aber früh weggelaufen, weil sie ihn alle zu Tode langweilten. Er wurde Student und Kandidat, verließ aber Kopenhagen, weil ihn die Studien und die Professoren und die Kommilitonen ärger langweilten als die Bauern.

Da ging er denn auf Abenteuer in die Welt hinaus und erlebte, soviel er nur erleben konnte.

Aber eines Tages bemerkte er, daß er sich in der Nähe der kleinen Insel befand, wo er geboren war. Gewohnt, seinen Eingebungen zu folgen, fuhr er dorthin, und wanderte nach seinem Dorf hinaus. „Haus zu verkaufen,“ stand an dem Hause, das einst seinem Vater gehört hatte.

Er ging hinein und kaufte es, richtete es ein und setzte sich zurecht, um nachzudenken, was er damit wollte. Er hatte das Gefühl, daß er zwar nichts damit wollte, wohl aber sollte. Und in dem Gefühl blieb er sitzen.

Eines Tages, als er aus dem Fenster hinaussah, an dem er als Junge zu sitzen pflegte, fiel ihm eine Hecke hinter einem Teich auf einem Felde jenseits der Straße auf.

Er glotzte die Hecke ein paar Stunden an, bis er das Gefühl hatte, daß sie reden könne, er aber nicht hören.

Am nächsten Tage ging er auf das Feld hinaus und setzte sich unter die Hecke, um ihr ganz nahe zu sein.

Das Feld war gepflügt, und er war wohl des Glaubens, daß es das allererstmal Pflugland war, als er es erblickte und betrat. Es kam ihn die Lust an, in der braunen, weichen Erde zu wühlen, und er tat es. Das verursachte ihm ein wunderbares, zugleich altbekannt vertrautes und ahnungsvoll neues Gefühl.

Er hatte das Gefühl, nun gelte es, nicht „klug“ zu sein. Es überkam ihn ein ruhevoller Friede, so dazusitzen und geistig arm zu werden.

Er verweilte in diesem Frieden, bis er nicht größer werden konnte.

Dann erhob er sich und ging mit diesem Frieden heim und hütete sich sorgfältig, darüber nachzugrübeln.

Am nächsten Tage saß er wieder unter der Hecke.

Tag für Tag saß er da und ließ sich die Erde durch die Finger laufen.

Dasselbe Gefühl kehrte immer wieder, und von Tag zu Tag war es gewachsen.

Schließlich reichte es weit über ihn hinaus; er befand sich mitten darin und wußte nicht, ob es ursprünglich seins war oder das des Feldes und der Hecke. Sie alle drei teilten sich darein.

Es interessierte ihn zu sehen, wie weit es wachsen würde, wenn es sich selbst überlassen blieb, und wenn sein ganzes Leben allein darauf eingestellt war.

Ihm war, als enthielte es abenteuerliche Möglichkeiten, und Abenteuern war er immer gefolgt, wenn sie riefen. Aber dies hier war anders als alle andern.

Die Hecke und das Feld hielten gleichen Schritt mit seiner Entwicklung. Jeden Tag zeigten sie ihm ein klareres Gesicht.

Er beschloß fortzufahren und das letzte zu sehen.

Die Leute sahen ihn, wie er den Sand durch die Finger gleiten ließ, und machten sich ihre Gedanken darüber. Er war ja ein gelehrter Mann und hatte wohl etwas Besonderes in der Zusammensetzung der Erde gefunden. Der Kandidat hatte beständig das Gefühl, Hecke und Feld könnten reden; schließlich meinte er, nun bald selber so weit zu sein, daß er hören konnte.

Er achtete sorgsam darauf, daß seine eigenen Gedanken sich nicht meldeten.

Gedanken sind gut, wo sie hingehören. In vielen Abenteuern geben sie den Ausschlag. In andern tun es mehr die Muskelkraft und die Lungen.

In diesem Abenteuer mußte er seinem Gefühl folgen. Das tat er, und eines Tages hörte er.

Er hörte die Worte „Garten des Paradieses.“ Und er sah ihn.

Es war die Hecke und das Feld. Da lag der Garten des Paradieses.

Aber als er über den Garten hinaussehen wollte, war er überall. Es war keine Fabel, daß er existiert hatte. Man konnte ihn noch heute finden. Er war die ganze Erde. Aber die ganze Erde war nicht der Garten des Paradieses. Die Erde barg ihn — sozusagen in sich, in ihrer Geheimkammer.

Er aber konnte hineinsehen.

Ebenso in die Menschen. Er konnte ihr Verhältnis zum Garten des Paradieses sehen. In ihm waren Per Madsen und Mads Päsén Engel, nach außen aber sehr drollig verkleidet, und sie ahnten selber nicht, daß sie im Grunde Engel waren — benahmen sich auch nicht gerade wie solche.

Er aber konnte sehen, was jeder besonders brauchte, um seinem Engel und dem Garten des Paradieses ein kleines Stück näherzukommen.

Daher war es richtig, wenn Pastor Barnes meinte, der Kandidat habe die Religion, die jeder, mit dem er sprach, gerade benötigte.

Über seine eigene hielt er den Mund; denn er wußte, daß sie nur von dem verstanden werden konnte, der sie erlebte.

Dem Pastor Barnes hatte er jedoch einmal versucht, seine seltsame geographische Entdeckung vom Garten des Paradieses zu erklären. Aber Barnes fand ja, die Erde sei ein Jammertal, und der Kandidat sagte, dafür bedürfe er keines Beweises.

„Die Erde ist so, wie das Auge sie sieht,“ sagte er, „und so viele Augen sehen sie schlecht, daß es sehr schwer ist, sie rein zu sehen, in den Paradiesgarten hineinzusehen. Der Mensch ist wirklich daraus vertrieben — oder er ist, wie ich eher glaube — gutwillig gegangen. Aber wie sehen wir die Erde, und wer sieht sie am richtigsten?“

„Wir sehen sie so ziemlich gleich,“ sagte Barnes, „das können wir ja kontrollieren, wenn wir darüber sprechen.“

Der Kandidat ging ins Haus und holte ein ganzes Lager von Sonnenbrillen, schwarze, braune, grüne, blaue. „Versuchen Sie diese, bitte, abwechselnd,“ sagte er, „und wählen Sie dann die, die Ihnen am besten paßt.“

Barnes wählte die blaue.

Der Kandidat ging mit ihm durch den Garten und plauderte über Mohrrüben, Kartoffeln und Rosen. Hinterher sagte er: „Sehen Sie, ich habe nun gar keine Brille auf gehabt, und doch haben wir die ganze Zeit von denselben Dingen in gutem Einverständnis gesprochen, und Sie sind davon ausgegangen, wir sähen sie im selben Licht. Aber ich sah sie im reinen Licht und Sie in einem himmelfarbenen Schimmer. Sie sehen das Leben mit der Brille der Religion. Andre haben andre Farben.“

„Sie sehen den Paradiesgarten?“ sagte Barnes. „Wenn Sie nun aber in einer Wüste oder in einem Dschungel wohnten — wie stünde es dann mit Löwen und Tigern? Würden Sie da nicht aufgefressen?“

„Ich bin nicht dort gewesen, seit ich den Garten Eden fand,“ sagte der Kandidat. „Aber es soll Weise geben, in deren Haus Tiger und Bären ohne Furcht und ohne Feindschaft aus und ein gehen. Ich habe bisher nie daran geglaubt, aber jetzt tue ich es.“

„Also,“ sagte Barnes, „der, dessen Sinn und Auge rein sind...“

„Der, dessen Sinn unschuldig ist, sieht den Garten der Unschuld,“ entgegnete der Kandidat.

„Ich kann verstehen, was Sie meinen,“ sagte Barnes, „aber ich kann es nicht sehen.“

„Ich auch nicht immer,“ meinte der Kandidat. „Wo viele Menschen versammelt sind, kann man keine reine Luft atmen. Wo schlechte Leidenschaften stürmen, wird die Pforte des Paradieses zugeweht. Aber Sie und alle Ihre Freunde glauben, daß das Paradies einmal existiert hat. Andre glauben, daß es kommen wird, und streben durch Reformen darauf hin. Glauben Sie, daß sich der Traum davon beständig halten würde, wenn es nicht wirklich exi-



stierte und auf alle Fälle als Ahnung, als Hoffnung empfunden würde? Es ist. Es ist zugänglich — für den einen auf einmal, für jeden mit seinem eigenen Schlüssel, nicht für Massenzuströmung mit dem Passepartout einer Reform.“

---

Nicht alle Abenteuer des Kandidaten waren ganz unschuldig gewesen, und jedes von ihnen hatte eine Spur hinterlassen, die nicht geradewegs ins Paradies führte. Es geschah wohl, daß „die Pforte zuwehte“ und er die Erde in ihrer zerfetzten Gewandung sah, wo Mads Mads und Peter Peter war und nichts weiter.

Er nahm die grauen Tage geduldig hin. Lange pflegten sie nicht zu dauern. Aber sie kamen doch vor, und ein grauer Tag ist eine harte Strafe für den, dessen inneres Leben reich ist wie das Leben im Paradies.

Es konnte geschehen, daß seine Geduld zu Ende ging und er fühlte, daß er nun, weiß Gott, Per Madsen und Mads Päsén nicht mehr ertragen konnte.

Dann klingelte er das feinste Hotel in der Stadt an und versetzte die Küche in die größte Angst — ein armseliges Surrogat für die langen Reisen mit ihren tollen Einfällen.

Er saß im „Aussichtssaal“ und sah hinaus — wie Kiplings „time-expired soldier man“, der sich über die Reling des Transportdampfers lehnt und

„tells them over by myself,  
and sometimes wonders if they're true  
for they was odd, most awfull odd“.

Das Hotel mußte ihm dann nach bestem Vermögen Gerichte beschaffen, die ihn einigermaßen an höchst verschiedene Orte und Zeiten in einem höchst verschiedenartigen Leben erinnern konnten — ein seltsam zusammengesetztes Menü, wo viele Dinge Schaugerichte wurden; aber die Weine kostete er, von allen ein wenig, nur so viel, daß die Phantasie leichte Flügel bekam und das bunte Bilderbuch seines Lebens näherrückte.

Da kam der „gegebene Augenblick“, wo er zu lachen anfang, erst über sich selbst, der dieses Narrenspiels bedurfte, dann über den Wirt, der im Schweiß seines Angesichts dienerte, ihn aber für verrückt erklärt haben würde, wenn er ihn nicht für steinreich gehalten hätte. Dann spielte er mit den fremden Sprachen, daß Herr Rasmussen die Ohren steif hielt; und zu allerletzt lachte er wieder — über seine und der ganzen Welt Torheit, zu deren Gedächtnis er gerade gegessen und getrunken hatte, lachte sich auf den geraden Weg zum Paradiese, bezahlte die Rechnung und ging.

Er ging den Strand entlang bis an eine Stelle, wo das Wasser sich tief und schwarz unter einem steilen Abhang hineinschnitt. Weiter konnte er dort nicht kommen. Dann bog er kurz vor dem Abhang ins Land ein und ging in einem Wäldchen spazieren, dessen letzte Bäume über dem Abhang standen und mit losen Wurzeln über das Wasser hinausragten. Als er müde wurde, legte er sich auf den grasbewachsenen Waldboden auf den Rücken und machte ein Mittagsschläfchen. —

---

Als der Kandidat im Aussichtssaal bis zum „gegebenen Augenblick“ gelangt war, hatte Lotteriekollekteur Bjerg gerade das Ganze durchgenommen. Nicht nur durchgenommen, sondern durchlebt. Er war in voller Harmonie mit sich selbst. Alles fügte sich gut für ihn. Sie starb im Grunde keinen Augenblick zu früh. In letzter Zeit war zu viel Häßliches in ihr Verhältnis gekommen. Man muß in solchen Dingen aufpassen, wenn man so hoch in die Jahre gekommen ist, daß man damit rechnen muß, seine beste Zeit hinter sich zu haben. Aber sie hatten sich so miteinander eingelassen, daß es nichts mehr nützen konnte, zu brechen. Na, aber so — ging es ja. Sie starb — und ihre letzte Zeit war wirklich recht schön. Gut, daß sie die noch mitnehmen konnte.

Wenn Helen nach ihrer Scheidung auf Besuch nach Hause kam, war alles fast wie zu jener Zeit, als Helen

noch klein war, und ihre Mutter hatte keinen anderen Gedanken, als für sie zu sorgen.

Und er hatte alles vorzüglich für Helen geordnet. Es war doch ein Posten — so mit Rücksicht auf — hm — das Gute. Und selbst wenn auch er und die Mutter — nun ja, Menschen sind Menschen, und wir haben uns nun einmal nicht selbst geschaffen. Und nun war es ja auch vorbei. Ja, ja, der Tod, nicht er hatte der Sache ein Ende gemacht — aber er war zufrieden, daß es vorbei war. Er hatte das Ende herbeigewünscht — in der letzten Zeit. Besonders Helens wegen.

Es war so hübsch, sie bei der Mutter sitzen zu sehen. Sie sah aus wie ein ganz junges Mädchen. Vollkommen. Das nie fortgewesen war. Das nichts erlebt hatte.

Er konnte sich einer nebelhaften Erinnerung hingeben, die er später, wenn er nach Hause kam, deutlich hervorzurufen versuchte. Er mußte einmal so Eine in seiner Jugend gesehen haben — oder vielleicht überhaupt die Frauen so gesehen haben — — nein, alle, die er sich gegenwärtigte, wurden gleich so entkleidet.

Aber sobald er Helen traf, kam es wieder. Sie war nun auch so ein reines Kind. Das heißt: ihre Gestalt war ja erwachsen genug und — reif, aber schlank, sehr schlank. Es war wohl das Gesicht, das den Eindruck von etwas — — hm — — etwas Seelenvollem machte.

Er lächelte mit dem Worte zufrieden. Es wirkte nämlich gut. Er redete oft von seelenvollen Gesichtern, wenn Helen zugegen war, und er hob hervor, daß „seelenvoll“ so ein schönes Wort sei. Und er sah sehr wohl, wie das auf Helen wirkte. Er lächelte zufrieden. Er erkannte ja nicht den wahren Sachverhalt. Helen fand, es kleide Onkel Hans nicht, seelenvoll zu sagen. Das Wort wurde so merkwürdig schmierig dadurch. Aber es war Unrecht gegen den hilfsbereiten Onkel Hans, so zu denken, und deswegen war sie lieb zu ihm.

Onkel Hans aber sah, was er sah, und er dachte darüber nach.

Sie war ja schön, und viele bewunderten sie, und sicherlich hätte mancher gern mit ihr angebändelt. Aber sie sah sie gar nicht.

Das war sonderbar. In einem so jungen, schönen Frauenkörper mußten doch auch Sinne wohnen. Sie war doch auch verheiratet gewesen. Obendrein mit dem jungen Urup, der sicher nicht gerade „geistig“ in der Liebe war. „Wir müssen sehen, daß wir sie vor den jungen Burschen hier in der Stadt behüten,“ sagte er zu ihrer Mutter. Und darauf verstand sich die Mutter, das mußte man ihr lassen.

Na, und dann kam auf einmal an jenem Nachmittag der Herzschlag.

Und nun hatte Helen niemand weiter als ihn. Bjerg traten beinahe Tränen in die Augen, wenn er daran dachte. Nur beinahe; denn er mußte ja für das Praktische Sorge tragen; Helen alles abnehmen, die ganz aufgelöst war vor Kummer. Er klopfte ihr auf die Schulter und nahm ihren Kopf zwischen beide Hände; er wollte schon alles ordnen. Und er besorgte das Begräbnis der Mutter wirklich so fein und so umsichtig, als wäre Helen ein kleines Mädchen, deren Puppe zerbrochen war und nun recht fein begraben werden sollte. Er war so in Anspruch genommen von seiner Aufgabe, daß er völlig vergaß, daß er selber ja einen persönlichen Grund zur Trauer hatte.

Wie gesagt, gewissermaßen aber auch nicht hatte. Es hatte nun doch einmal vorbei sein sollen.

Er sorgte jetzt für Helen. So rein und unberührt, wie sie sich bisher bewahrt hatte, sollte sie jetzt nicht die Beute irgendeines jungen Schlingels werden. Die Jugend hat ja doch keinen Sinn für dies Unberührte bei den Frauen. Erst wenn man ein wenig — hm — gesetzter und ruhiger wird, kann man das würdigen.

Eigentlich sollten junge Frauen ältere Männer bevorzugen, die sie zu schätzen wissen, — auf dem Hintergrund von — — nun ja! Richtiger, die ein schönes Verhältnis wünschen, ein bis zu einem gewissen Grade unschuldiges Verhältnis, wie man wohl sagen kann. Das Leben währt

ja nicht ewig, und — hinterher — — ein schöner Abschluß muß auf alle Fälle ein gutes Ding sein.

Es ist nun auch nicht gut für so eine junge Frau, ganz allein zu sein und gar nicht — — offen gestanden war es ja zweifelsohne das beste für sie alle beide.

Sie fand ihn natürlich schrecklich alt. Wenn man ihr nur auf eine feine Weise begreiflich machen könnte, daß er keineswegs langweilig war, wenn es darauf ankam. Er lächelte ein wenig über seinem Madeira, denn das durfte er wohl sagen, die Mutter konnte es weiß Gott bezeugen — — Na ja! Vorbei ist vorbei. Die Absicht war ja, daß es sozusagen eine Wohltat für sie beide sein sollte. Sie hatte ein langes Leben vor sich, das nicht zerstört werden durfte, und sein Leben war so kurz, daß er sich am liebsten ein wenig angenehm einrichten sollte.

Das Ganze mußte auf Vertrauen aufgebaut werden, und Vertrauen zu ihm hatte sie. Er wollte ihr entweder die Ehe vorschlagen, oder — großer Gott — sie war ja doch mit Urup verheiratet gewesen und mußte ein wenig vom Leben verstehen!

Er brach auf und begab sich zu Helen. Es dauerte eine Ewigkeit, ohne daß geöffnet wurde.

Sollte sie in ihrer eigenen Wohnung sein?

Er wartete noch immer. Sie mußte drinnen sein.

Er fühlte sich so im Bunde mit der Vorsehung und auf dem besten Wege zu allen guten Vorsätzen, daß er sich nicht das geringste Hindernis zwischen sich und seinem Ziel vorstellen konnte. Sein Gefühl wurde fast religiös. Sie mußte drinnen sein. Sie würde schon kommen.

Schließlich hörte er ihren Schritt und es überkam ihn ein förmlicher Rausch. Er reckte sich und ließ die Augen strahlen — von dem einzigen, das sie strahlen machen konnte. —

— — — — —

Helen war damit beschäftigt gewesen, die Schubladen ihrer Mutter zu ordnen. Sie war ja so plötzlich gestorben, daß sie nicht hatte Bescheid sagen können. Helen mußte selbst sehen, wie sie sich zurecht fand.

Und heute hatte sie viel herausgefunden.

In einem verborgenen Fach der Schatulle lagen mehrere Bündel Briefe. Sie begann darin zu lesen in der Meinung, daß sie vielleicht von ihrem Vater seien, den sie nie gesehen, nach dem sie sich aber immer gesehnt hatte.

Sie waren nicht von ihrem Vater.

Obwohl, wer konnte das wissen. Denn sie wurde brutal zu einer völlig veränderten Auffassung ihres Daseins gezwungen.

Es waren Briefe von einem Direktor in Kopenhagen, von Onkel Hans, von Schwiegervater Urup, Briefe, die in schamloser Intimität das Leben ihrer Mutter entschleierten.

Als sie damit fertig war, schellte Onkel Hans.

Er sah es ihrem Gesicht an, daß etwas Schreckliches geschehen war, und fragte, was es sei.

Sie zeigte auf die Briefe. Er erkannte seine eigenen und rief aufrichtig: „Pfui Deubel!“

Als er sie vor sich hinstarren sah, wie jemand, der weiß, daß er seinen Verstand verlieren muß, sprang er mutig in medias res und sagte, er verstünde, wie entsetzlich dies sei; das Leben sei ja voller Schmutz, sie dürfe aber nicht glauben, daß der Schmutz das einzige in der Welt wäre, man könne sich davon reinwaschen; er selber sei da hineingeraten, wie sie ja leider sehen könne, obwohl ihr das hätte erspart bleiben müssen. Briefe sollten immer verbrannt werden. Aber sie dürfe sich nicht selbst aufgeben und sich nicht in etwas Ähnliches hineinstürzen. Er habe gerade nach der Richtung hin an sie gedacht — und an sich selbst — und daran, daß wir Menschen zusammen nach etwas streben müssen — nach etwas Besserem und Höherem — und einander stärken — und erfreuen — zu zweien — nicht zu mehreren — um keinen Preis — er hatte gerade gedacht —

Er entwickelte ihr, was er gedacht hatte, fühlte aber, wie ihm der Boden unter den Füßen wankte.

Helen hörte ihm mit versteinertem Gesicht zu. Nach und nach fing es an, so sonderbar darin zu zucken. Schließlich



endete es in einem hysterischen Lachen, das der Redner-  
gabe des Onkels Hans den Garaus machte.

Er wartete so lange, als er es ertragen konnte, dies wahn-  
sinnige Lachen zu hören. Aber als es ihm klar wurde,  
daß sie fortfahren würde so zu lachen, bis sie daran starb,  
lief er davon, nach Hause, und verschloß seine Thür. —

---

Als der Kandidat aus seinem tiefen Mittagsschlaf er-  
wachte, wußte er nicht, wo er war. Es konnte irgendwo  
in der Welt sein, wo es Gras und grüne Wälder gab. Er  
lag mitten in sich selbst und konnte jedes beliebige Alter  
haben.

Unter den Bäumen auf dem runden Hügel ging eine  
Frauengestalt, eine von der Art, wie sie in den Gedanken  
siebzehnjähriger Jünglinge leben.

Nun — dann war er siebzehn Jahre alt und wollte weit  
weggehen und sie ansehen. Er machte einige Schritte,  
blieb aber stehen. Sie war ja krank. Die sorglose Freude  
schwand aus seinem Gesicht, wie die Sonne im Herbst von  
einem Felde weggejagt wird.

Mit einer Bewegung, als werfe er den Rock ab, befreite  
er sich von jedem Gedanken, der zwischen ihn und das  
treten konnte, was er vorhatte.

Seine ganze Gestalt war der Ausdruck nach außen wie  
nach innen gewandter Aufmerksamkeit, als betrachtete er  
das junge Weib und lese gleichzeitig einen Eindruck in  
sich selbst ab.

Währenddessen stand er regungslos und war nicht mehr  
von sich selbst in Anspruch genommen als die Buche, die  
neben ihm stand.

Plötzlich machte er eine Bewegung, und sein Ausdruck  
veränderte sich. Er sah aus wie ein Jäger, der die Spur ge-  
funden hat.

Er schlich hinter den Stämmen schnell bis zu einem  
Dickicht, und dort begann er zu laufen. Er lief in einem  
Bogen auf den Abhang zu.

Wenn jemand gewußt hätte, weswegen er lief, würde

man ihn für noch verrückter gehalten haben als vorhin, als er im Aussichtssaal zwischen den Flaschen saß.

In dem Gestrüpp auf dem Gipfel des Abhanges blieb er stehen und wartete, bis sie auf den offenen Platz gekommen war.

Dann glitt er lautlos auf den Platz hinaus und folgte ihr, immer darauf bedacht, daß sie ihn nicht bemerkte.

Sie ging geradeaus, ohne nach rechts oder links zu sehen. Als sie den Rand des Abhanges erreicht hatte, lief sie.

Zwei Arme umfaßten sie. Daß es Menschenarme waren, daran dachte sie nicht. Ihr einziger Gedanke war: zu sterben.

Aber sie fühlte, daß sie getragen wurde.

Der Kandidat ließ sie leise zu Boden gleiten. Den einen Arm hielt er noch um ihre Taille, mit dem andern bog er ihren Kopf gegen seine Schulter.

Er schöpfte einen Augenblick tief Atem und schloß dann die Augen. Eine Minute hielt er sie geschlossen; währenddessen trat ein Ausdruck von angespannter Willenskraft in sein Gesicht.

Als er die Augen wieder öffnete, war er im Garten des Paradieses.

Nur zwei Gedanken erhielten Erlaubnis, in ihm zu leben: daß hier das Paradies war, und daß er das junge Weib zum Schlafen niederlegen wollte.

Helens Kopf lag an einer Schulter, die sie nicht kannte und die sie nicht zu kennen wünschte. Aus dem Tode sank sie wie im Traume in ein unbekanntes Land, dessen Lieblichkeit doch darin bestand, daß es ihr bekannt erschien. Ihre Gedanken schliefen, aber ein tiefer Friede erfüllte ihr Herz. Allmählich wurde sie sich dieses Friedens bewußt und wunderte sich darüber.

Sie dachte, sie wäre bei ihrem Vater, den sie niemals gesehen, nach dem sie sich aber oft gesehnt hatte.

Seine Worte und seine Stimme schienen sie darin zu bestärken: „Setz' dich hin, mein Kind, und sage mir, was dir geschehen ist.“

Sie blickte auf und erkannte den Kandidaten, ohne sich recht zu erinnern, wer er war.

Einmal als kleines Mädchen, als sie Angst hatte — — oder hatte sie vielleicht damals mit ihrem Vater gesprochen? — — oder hatte sie sich ihren Vater nur immer so vorgestellt? Auch die Stimme.

Die klang vertraulich, fast wie in ihr selber: „Erzähle es mir nur.“

Sie wollte nicht sprechen. Diese Stimme aber schien behutsam die Worte aus ihr herauszuziehen: „Meine Mutter ist gestorben — — ich sah einige Briefe — — —“

Sie wollte noch mehr sagen, oder sie wollte weinen, konnte aber beides nicht vor Verwunderung.

Er redete, als wüßte er alles, als habe er neben ihr gestanden, als sie die Briefe las.

Sie saßen unter einem blühenden Weißdorn, die weißen Zweige lagen auf seinen Schultern, er sah aus, als sei er eben aus dem Dornbusch aufgetaucht, um Märchen von all dem zu erzählen, was in der Welt geschehen konnte. Nichts war richtig wirklich. In der Stille lag ein Zauber, der zur Ruhe zwang, wie wenn eine Geschichte auf dem Bett-  
rand erzählt wird, kurz bevor man einschläft.

Er erzählte, daß das Leben für die Erwachsenen schwer sei, die nicht als Kinder von einem Heim, wie das ihre, beschirmt waren. Er fuhr fort, von ihrem Heim zu reden und von der Reinheit, mit der sie umschlossen gewesen war; zeichnete ihr Heim so, wie sie es sich vorgestellt hatte, sprach davon mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß diese Briefe in die Ferne rückten und unwirklich wurden wie böse Träume, aus denen sie erwacht war.

Aber sie kehrten beständig zurück, und schließlich sagte sie es: „Aber — — aber — — die Briefe — —“

Ja, gerade aus ihnen könne sie auf die Liebe ihrer Mutter zu ihr schließen und ihr Bestreben, sie zu schirmen, sagte er. Ihre Mutter sei vielleicht gerade unbeschützt aufgewachsen. Das Böse habe leichtes Spiel mit dem, der nichts Besseres kennt. Und habe man ihm einmal unversehens

nachgegeben, so käme man nur schwer wieder los. Es sei, als trete man in Schlamm; gerade die Bemühungen, sich zu befreien, könnten einen tiefer hineintreiben.

„Glücklich, wer das nicht weiß. Die meisten wissen es. Deine Mutter wußte es. Weil sie es wußte, konnte sie dich schirmen. Schau' um dich. Wo du dich bewegst, begegnest du Leuten mit Flecken von dem Schlamm, in den sie getreten sind. Niemand ist rein. Die Welt kann nur von einem Erlöser gerettet werden. Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke erst von den Menschen selbst geboren ist, die — wie deine Mutter — ihre Sünden fühlten, und ob Gott als Antwort auf ihre Bitten ihnen seinen Sohn sandte — oder ob er, wie geschrieben steht, selbst Mitleid empfand und die armen Menschen verstand — wie wir deine Mutter verstehen müssen — und herabkam und ihnen half. Aber seitdem wird der Mensch nicht nach seinem geringen Wert gerichtet, sondern durch sein Streben erlöst. Das ist der Strohalm, dessen der Erlöser bedarf, um die sinkenden Menschen emporzuheben. Das Streben deiner Mutter hast du gesehen. Das bist du selber. Das ist dein eigenes, makellooses Leben. Du bist der Strohalm deiner Mutter. Gib wohl acht, daß du ihn nicht zerbrichst; denn dann hat sie nichts als ihre Briefe. Die Reinheit deiner Kindheit sollst du durchs Leben mitnehmen. Das ist der Einsatz deiner Mutter.“

Helen blickte zu dem Kandidaten auf. Jetzt entsann sie sich deutlich des Tages bei der Missionsversammlung, als er den Missionar verhöhnt und mißhandelt hatte. Onkel Hans hatte oft darüber gelacht und gesagt: „Das ist ein hartgesottener Freidenker, der Schelm! Natürlich! Er ist ja ein Gelehrter!“

„Aber — — aber,“ sagte sie, „sind — — sind Sie denn nicht ungläubig?“

Der Kandidat stand auf. Als er wieder sprach, sagte er „Sie“ zu ihr: „Wird Gott geringer, weil ich nicht an ihn glaube? Ich könnte ja gern bekennen, was ich glaube und was ich nicht glaube. Aber ich will nicht. Das geht Sie nichts an. Sie sollen das Leben nicht leben, gestützt auf

den Glauben eines anderen. Was ich gesagt habe, sind Gedanken, die Sie selbst gedacht haben, ohne es zu wissen. Jetzt sollen Sie selber daran glauben, sollen denken und leben. Sie haben Ihre Mutter nicht mehr. Aber Sie haben ihre Briefe. Freuen Sie sich, daß Sie die gelesen haben. — Und verbrennen Sie sie nun. Sie hat Sie beschirmt. Jetzt ist die Reihe an Ihnen selber. Gehen Sie nach Hause und fangen Sie an. Und gehen Sie nie wieder an den Abhang.“

Er nahm sie bei der Hand und geleitete sie durch den Wald. Wo die Wiese beginnt, die den Wald von der Stadt trennt, ließ er ihre Hand los, lüftete den Hut und ging landeinwärts.



## 42. KAPITEL

### Verliebtheit

„Jetzt können Sie schon mit ausreiten,“ sagte Katharina. „Fangen Sie nur das nächste Mal im Reithaus mit Sporen an, um sich daran zu gewöhnen. Sie sind sehr schnell dahintergekommen.“

Ihre sichere Überlegenheit würde ihn geärgert haben, wenn nicht ihr Stolz darauf, daß er so „schnell dahintergekommen war“, so entzückend gewesen wäre.

Er war selbst erstaunt, wie gut es ging. Ihm war zumute, als sei er „gewendet“ worden. Seine ganze Aufmerksamkeit war von dem Pferd und dem Bereiter nach außen gerichtet worden.

Er fühlte sich wirklich fast wie neu.

Katharina fand auch, er sei „erwacht“; sie war mit ihrem Werk zufrieden.

„Aber wissen Sie was,“ sagte sie, „heute können Sie mich hübsch nach Hause begleiten. Soviel Zeit werden Sie wohl haben. Mutter findet es so sonderbar, daß Sie gar nicht mehr zu uns kommen.“

Dahl sah sie an und wandte schnell die Augen wieder ab.

Da kam wieder der finstere, häßliche Ausdruck in sein

Gesicht! Warum wollte er nicht zu ihnen kommen? Er hatte vor etwas Angst. Aber nach dem, was sie schon aus ihm gemacht hatte, war sie nicht das Mädchen, das die Flinte ins Korn warf.

„Was studieren Sie eigentlich?“ fragte sie.

Er fuhr verwirrt aus den Gedanken auf, in denen er sich bewegte. Auf diese Frage war er am allerwenigsten vorbereitet.

„Ich habe ja — — eigentlich — — — bis jetzt Theologie studiert.“

„Großer Gott, Sie wollen doch nicht Pastor werden?“ rief sie.

Er mußte über ihr Entsetzen lachen. Nein, das wollte er freilich nicht.

Nein, er beschäftigte sich gerade mit dem Gedanken, das Studium zu wechseln.

Das war eine Lüge, aber er wußte es erst, als er sie ausgesprochen hatte, und da wurde sie zu Wahrheit — — — in dem Maße, daß er ihre nächste Frage, ohne zu zögern, beantworten konnte.

„Haben Sie Ihre Wahl schon getroffen?“ fragte sie.

„Ich denke an das Schulumtsexamen.“

„Das heißt: Magister — Dr. phil. — Professor?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er, „dazu kann es führen.“

Sie überlegte und nickte nachdenklich: „Hm, ja.“

Er konnte nicht umhin, den starken Vorwärtstrieb zu fühlen, der in ihr war. Wenn er sich mit ihr verlobte und verheiratete, so blieb ihm nichts andres übrig, er mußte Magister — Dr. phil. — und Professor werden. Er sah sie an. Sie sah geradeaus. Das steckte an. Magister — Dr. phil. — Professor — das Leben und die Tätigkeit eines nützlichen Menschen. Das lag da wie ein langer, schöner Weg, der verlangte, daß man ihn einschlug. — Neben ihm schritt sie dahin und verlangte dasselbe. In diesem Falle würde sie vielleicht mitgehen und das Brot essen, das er verdiente.



Sein Brot essen! Er blieb stehen, ganz überwältigt von einem glücklichen, triumphierenden Gefühl, daß sie, ein junges, feschcs, schönes Mädchen, das haben konnte, wenn sie wollte, möglicherweise bereit war, alles beiseite zu werfen, um sich die Freude zu machen, das Brot zu essen, das er verdiente!

Er sah sie an, und die erstaunte Frage stand so deutlich in seinen Augen zu lesen, daß sie die ihren niederschlug. Jedoch nicht eher, als bis sie noch hastig „Ja“ geantwortet hatten. Er glaubte sogar, sie hatte genickt, aber dessen war er nicht ganz sicher.

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Ihr Wesen war ausgetauscht. Sie war unruhig, unsicher geworden, und das Blut stieg und sank in ihren Wangen. Er wandelte fröhlich und ruhig dahin und genoß den Gedanken an die Laufbahn: Magister — Dr. phil. — Professor, und an sie, wie sie eifrig sein Brot aß. Sie wartete verwirrt darauf, daß er irgend etwas sagte, und dachte voller Spannung und zugleich gereizt daran, da sie ihrer Haustür immer näher kamen. Auch auf ihn übte die Haustür ihre Wirkung aus. Katharina sah, wie sich sein Gesicht verfinsterte und einen Ausdruck bekam, den sie nicht leiden konnte. Was hatte er nur? Hatte er Angst vor der Mutter? War wieder das verfluchte Buch im Spiel, das sie ihm geliehen hatte? Man sollte es verbrennen! —

Dahl wagte kaum, Frau Sonne anzusehen, als er sie begrüßte. Aber er war ja dazu gezwungen. Er nahm sich zusammen, sah auf und — erkannte sie nicht.

Katharina sah seine Verwunderung und rief: „Ja, ist es nicht abscheulich von Mutter, sich so zu schimpfieren, ihr Haar so gräßlich aufzustecken? Sie sieht aus wie eine alte Frau. — — — Siehst du, er erkannte dich kaum?“

Ja, es war namentlich das Haar. Es saß so, daß eine ganze Menge graues Haar sichtbar wurde. Aber das war es nicht allein. Es war etwas in ihrem Gesicht vorgegangen. Er konnte die letzten Tage ihres Lebens schon jetzt darin sehen. So wie jetzt würde sie immer bleiben, ohne andere

Veränderung, als daß es langsam verblassen und welken würde.

Sein sündiges Begehren an jenem verwirrten Nachmittag erschien ihm als ungereimte Phantasie; selbst in der Erinnerung konnte er es sich kaum vergegenwärtigen. Dies Gesicht schien seine Existenz nie geahnt zu haben; es war tot, begraben und vergessen.

Dagegen spürte er Katharinas lebende Nähe und fühlte ihren Einfluß immer stärker.

Gewohnt wie er war, die Welt durch seine Empfindungen zu erleben und die Gedanken zögernd hinterdreinkommen zu lassen, wie es ihnen beliebte, überließ er sich ruhig dem Einfluß, der von ihr ausging, und erkannte hinterher, wie gesund er war.

Er begann sich in der Welt der Menschen zu orientieren. Er besuchte die Universität und fand, daß das Semester fast zu Ende war und die Examina ihren Anfang genommen hatten. Wohlan, so setzte er sich denn hin, um zu hören, was verlangt wurde; das war doch immerhin ein Anfang. Er betrachtete die blassen, überarbeiteten Kandidaten und gelangte auf diese stille, kontemplative Weise in ihre Atmosphäre hinein, wie damals, als er noch auf der letzten Bank in der Dorfschule saß und sich mit all den Rücken und Nacken anfreundete, deren Besitzer schon „in allem“ überhört werden konnten. Er war auch jetzt einige Jahre hinterher, aber das war ja das Los eines jeden, der das Studium wechselte. Vom nächsten Semester an wollte er die Sache um so energischer betreiben.

Es gingen ihm die Augen auf für die Poesie der täglichen Arbeit. Eines Tages nahm sie Menschengestalt an und stieg die Treppe der Universität hinauf an der Seite eines nervösen Examinanden. Sie blieb draußen in der Vorhalle, wagte wohl nicht, ins Auditorium hineinzugehen und der grausamen Handlung beizuwohnen. Ihre Augen starrten hilflos auf die geschlossene Tür, die linke Hand war gegen das Herz gepreßt, das die entscheidende halbe Stunde gern schnell überstanden hätte und deswegen in einer Viertel-

stunde soviel Schläge schlug wie sonst in der halben. Der Blick hing an dem goldenen Ring an der Rechten, erhob sich dann wieder zu der unbarmherzigen Tür. Dann seufzte sie, trat an das Fenster und stützte die Stirn gegen den Fensterrahmen. Sie und Dahl waren allein in der Vorhalle. Er hatte vergessen hineinzugehen, weil er ihre Spannung und Angst gesehen hatte. Er war überzeugt, daß sie heimlich für den Examinanden betete, der jetzt drinnen seine Frage zog.

Er näherte sich ihr, die Schritte schallten laut in der leeren, todesstillen Vorhalle, sie zuckte zusammen und sah auf, er lächelte ihr freundlich zu, und sie versuchte, mutig wiederzulächeln.

„Es wird schon gehen, Sie werden sehen,“ sagte er überzeugt.

„Glauben Sie?“ fragte sie erleichtert in dem Glauben, daß er ihren Verlobten kannte und seine Aussichten beurteilen konnte.

„Unbedingt!“ antwortete er, „sonst müßte er ungewöhnliches Pech haben.“

Sie sah glücklich und dankbar aus.

Er schlich davon, um nicht da zu sein, wenn der Verlobte herauskam.

Jetzt war ihr das Warten leicht geworden, und er wollte nicht gerne, daß sie hinterher merkte, daß er „ihn“ gar nicht kannte.

Er hatte sie geradezu liebgewonnen, wie sie so dastand, ganz erfüllt von dem Schicksal eines anderen.

In einigen Jahren ging er durch diese Tür, und vielleicht stand Katharina dort am Fenster und ängstigte sich. Nein, sie würde sich nicht ängstigen, sie würde sicher sein, daß er seine Sache wußte und daß ihm nichts geschehen konnte. Und mit Recht; denn mit ihr verlobt zu sein und durchs Examen zu fallen, das ging nicht an. In ihrer Nähe war es ganz selbstverständlich, daß man Tag für Tag seine Arbeit verrichtete. Er war überzeugt davon, daß sie notwendig für ihn war. Dies geschah wenige Schritte von

ihrer Tür entfernt und er lachte: „Ich bin ja schon im Begriff, um sie anzuhalten.“

Er sah nach der Uhr. Jetzt hatte das junge Mädchen in der Vorhalle sicherlich schon das Ergebnis erfahren. Vielleicht sagte sie gerade: „Einer von deinen Kameraden hat mich so lieb getröstet und gesagt, es würde schon gehen.“ Er hatte sie wirklich liebgewonnen und hoffte von Herzen, daß es „gegangen“ war. Wenn sie wüßte, daß er jetzt auch um ein „Ergebnis“ bangte, so würde sie ihm sicher alles Gute wünschen. Es war merkwürdig leicht, gut zu sein und die Menschen zu lieben.

„Sie sehen so vergnügt aus,“ sagte Katharina, sobald er das Zimmer betrat, und ihre Mutter fügte hinzu: „Ja, Sie sehen wirklich aus, als wäre Ihnen etwas Gutes begegnet.“

„Ja,“ sagte er, „ich habe einen guten Vorschlag zu machen.“ Der Gedanke kam ihm im selben Augenblick. Er wollte Katharina vorschlagen, mit in den Wald hinauszufahren, damit sie allein sein konnten. Aber er hatte nicht „Empfinden“ genug, um ihr das gleich zu sagen. Er setzte sich neben Katharina aufs Sofa und plauderte, plauderte so selbstverständlich vertraulich, als wäre alles nach Wunsch gegangen... ganz so, wie mit dem jungen Mädchen in der Universität. Das Glück strahlte aus Katharinas Augen, daß man es bis ganz ans Fenster, wo Frau Sonne saß, spüren konnte. Sie war sich klar, daß ein Bescheid, ein etwas ausführlicher Bescheid an das Mädchen in der Küche eine Gabe Gottes sein würde, und sie ging hinaus, um Kaffee zu bestellen.

Die beiden Jungen plauderten zunächst über alles mögliche und nichts. Wer dann dem andern näher gerückt war, wußte keines von beiden, auch nicht, wer zu schweigen angefangen hatte.

Sicher ist, daß zwischen ihnen kein Platz für einen Dritten war und daß das Schweigen sie zum Handeln zwang.

Er wußte, daß er nur den Arm um sie zu legen brauchte, und sobald er daran dachte, war es ihm, als ob ihr Rücken sich ihm von selbst einfügte.

Eigentlich dachte er jetzt gar nicht an sie, bloß an das, was er tun wollte, weil er es nicht lassen konnte. Unbeholfen wird man leicht in einem solchen Augenblick, und um das zu bezwingen und weil er Luft haben mußte, hob er beide Arme ein wenig, sicher, daß, wenn sie herabsanken, der rechte sie umschlingen würde. Auch sie war nicht im Zweifel darüber.

Er kam jedoch nicht. Sie sah ihn verwundert, ein wenig geängstigt an, als er die Arme mit einem Ruck zurückzog und aussah wie jemand, dem plötzlich etwas einfällt. Was hatte er nur?

Diese Frage stellte er sich auch. Es kam in dem Augenblick, als er die Arme ausstreckte, eine kalte Empfindung, daß dasselbe schon einmal geschehen war. Aber wann?

Er sah sie verwundert an, und als er ihrem Blick begegnete, der voller Sehnsucht und Angst war, wußte er, was es war.

Tine! Es war dasselbe wie an jenem Abend, als er seine Arme ausstreckte und Tine darin fand, ohne sich eigentlich etwas gerade aus ihr zu machen. Es war die Begierde im Gewande der Verliebtheit, nichts weiter.

Es war dasselbe wie damals. Er wußte jetzt, daß er Katharina nicht liebte, sondern nur in sie verliebt war. In sie oder in Tine oder in das junge Mädchen in der Universität. Sie waren ihm alle gleich lieb.

Aber nun mußte er gehen. Sie fühlte, daß er aufstehen wollte, und sie wurde sehr bleich.

„Sie wollten vorhin einen Vorschlag machen.“ Sie hatte den Satz in Gedanken geformt und mußte ihn auch wohl ausgesprochen haben, denn er antwortete aufstehend: „Ja, aber ich will lieber bis zu einem andern Male warten; mir fällt ein, ich hatte etwas vor, das ich nicht versäumen darf.“

Etwas, „das ich nicht versäumen darf!“ So scharf hatte sie nie ein Pferd mit der Peitsche geschlagen.

„Dann beeilen Sie sich nur,“ sagte sie.

„Ja,“ sagte er und sah nach der Uhr. „Darf ich Sie bitten, — — — ich meine, wollen Sie Ihre Mutter — — —“

Frau Sonne kam gerade herein. Sie sah von einem zum andern. Sie sah ihr eignes Erlebnis. Die ganze Szene aus Rom.

Als er gegangen war, standen die beiden Frauen wie Salzsäulen da. Sogar ihre Augen waren stumm.

Frau Sonne erwachte zuletzt und schien am tiefsten betrübt.

Katharina sprach mit einer merkwürdig ruhigen Bestimmtheit. „Mutter,“ sagte sie, „der Priester in Italien, war der in dich verliebt?“

„Ich glaube wohl,“ sagte Frau Sonne.

„Und du?“ sagte Katharina.

Frau Sonne stand alt und ergraut vor dem jungen Mädchen und antwortete aufrichtig, aber verzagt wie ein Kind: „Ja.“ Und mit einem Versuch, die Erwachsene, Erfahrene zu sein, die trösten konnte, fügte sie hinzu: „Ich habe dasselbe erlebt, mein Kind.“

Katharina ließ die Worte von sich abgleiten; sie trat an den Schreibtisch und zeigte auf das Bild des Cappellano: „Findest du es dann richtig, das da neben Vaters Bild zu stellen?“

Der Tochter gegenüber von einer Schuld bedrückt, die sie ihrem Manne gegenüber nicht empfand, erwiderte Frau Sonne: „Ich weiß es nicht. Die beiden Gefühle waren so verschieden. Sie hatten nichts miteinander zu tun.“

Katharina sah sie an wie aus weiter Entfernung. Ihre Augen waren kalt, jeglicher Freundschaft oder Feindschaft bar.

„Wie viele Gefühle kann man in einem einzelnen Leben haben?“ fragte sie.

Frau Sonne antwortete nicht. Sie kam sich klein vor, ohne einen Grund dafür zu wissen. Katharina legte das Bild des Cappellano in die Schatulle. „Du kannst es ja herausnehmen, wenn ich nicht zu Hause bin,“ sagte sie.

In dem Ton lag etwas, das in Frau Sonne die Angst erweckte, ihre Tochter könne ihr eine Fremde werden.

Sie öffnete selbst in der Schatulle das Fach, in dem das



rote und das grüne Heft lagen. Sie legte das Bild obenauf und schloß das Fach ab.

Sie wußte jetzt, daß sie im Herbst nicht nach Italien reisen würde. Nicht im Herbst und niemals.

Sie setzte sich und sah vor sich hin mit einem Gesicht, das ohne eigne Zukunft war, aber voller Besorgnis für die ihrer Tochter.

★

## 43. KAPITEL

### Unter der Buchel

Ein junger Mann, dessen Lebenszweck dem bloßen Auge nicht sichtbar war, — es war keine Sportmeisterschaft, kein Brotstudium, sondern jenes „Reich Gottes“, das, wie man sagt, in uns sein soll, — wanderte draußen im Walde in einem dumpfen Gefühl der Verlassenheit. Er war, von hilflosem Mitleid niedergedrückt, von Katharina fortgegangen. Er wäre gern zurückgegangen, um die Worte zu sagen, die sie erwartete, wenn es nur hätte nützen können. Aber früher oder später mußte die Enttäuschung an sie herantreten; denn er hatte ihr nichts zu geben als eine schlichte Freundschaft und eine Verliebtheit, die nicht ihr galt, sondern nur dem Geschlecht, dem sie angehörte.

Diese Benommenheit von dem anderen Geschlecht führte ihn immer zu weit, zum Schaden für die Frauen, denen er begegnete. Obwohl er nichts Böses wollte, war sein Gebaren nicht besser als das des Vissingröder Müllerburschen, der Schuldige und Unschuldige niederschlug und den schon Martine warnend genannt hatte.

Alle Frauen, die ihm ihre Liebe angeboten hatten, hatten nur an einen schnell vergänglichen Teil seines Ichs gerührt. Der Rest seines Wesens war ein sehnächtiges Verlangen, ein nie schlummernder Drang zu größerer Lebensfülle. Von Kindheit an hatte sein Sinn nach einem Ewigkeitsgefühl gehungert, und ohne dieses konnte er nie gesättigt werden. In einem kurzen, ekstatischen Augenblick

war er dem Ewigen begegnet, und es war hoffnungslos, den Versuch zu machen, zu vergessen und zu leben, als habe er es nie gekannt. Er erkühnte sich nicht, eine Wiederholung zu erwarten, er hielt sich nicht mehr für einen Auserwählten. Keine neue Religion würde durch ihn geschaffen werden. Seine Seele hatte den Erlöser des alten Christentums bitter nötig, aber der Glaube an ihn war längst verzehrt von dem Gedanken, der in alles hineinbeißt und das, was er nicht in sich aufzunehmen vermag, auf den Düngerhaufen wirft. Und doch hatte er alle Bedingungen zur Erlösung, denn er war wie das verirrte Lamm, das der gute Hirte holt, er sehnte sich nach dem Heim, das er tief in sich selbst ahnte, fand aber weder Weg noch Steg. Er war ein zerrissener, hilfloser Mensch. Die Religiosität hatte ihre Ewigkeitsklaue in ihn hineingeschlagen. Er konnte sich nicht frei machen, und er besaß keine Religion, die ihn in das Ewige hätte tragen können.

Er ging und ging und sah weder Buche noch Eiche noch Busch, sondern ging nur und trug seine eigne Verlassenheit mit sich herum, bis der Gedanke schwer und müde wurde, und kein anderes Leben in ihm zurückgeblieben zu sein schien als das, was in seinen Beinen war, die fortführen zu gehen, bis sie plötzlich von einem Laut gehemmt wurden: „Knack!“ — Er war auf einen Stock getreten. „Knack!“ Der Laut blieb in ihm sitzen, ein bekanntes, vertrautes Rufen von einem andern Stock, auf den er vor langer Zeit getreten war und den er zerbrochen hatte. Er drang zu ihm herauf durch entschundene Jahre mit einem Ernst, als sei er von Ewigkeit an erklungen, und mit einem Verweilen, als solle er in Ewigkeit dauern. Er sah ihn vor sich und die Stelle, wo er im Staub des Schulweges gelegen hatte, der erste Stock, dessen Knack er gehört hatte. Der Laut fuhr fort, in seinem Innern zu klingen, wie eine rufende Stimme, und schließlich war es ihm, als sagte sie seinen Namen: „Jens — Jens — Jens —.“ Da hatte er ein Gefühl, als sei sein eignes Ich

entschwunden, zwischen den Tagen seines Lebens entschlüpft, und läge versteckt — nahebei oder weit weg —, so unmöglich zu finden wie Brüderchens Spaten. Er konnte es ebensogut aufgeben, danach zu suchen.

Er gab alles auf, vor allem sich selbst, und setzte sich stumpfsinnig hin. Er wußte nicht, daß er unter einem Baum gestanden hatte, aber sein Rücken fand ihn von selbst und lehnte sich gegen den Stamm.

Vor ihm lag der zerbrochene Stab in einem kleinen Fleck grauen, pulverfeinen Staubes.

Die Sonne schien darauf und fing den Blick.

Der Stock war geschält und sonnenbraun. Er hatte eine o-beinige Biegung — genau so wie der Zeigefinger seiner Mutter am letzten Glied.

Er zeigte still in das Nichts des Staubes.

Er fesselte die Gedanken an den sonnenwarmen Staub, als sei das die ganze Welt.

Die Augen zwinkerten müde, konnten aber den braunen Stock und das graue Staubpulver, in dem er lag, nicht lassen.

Selbst wenn sie geschlossen waren, lag er da wie ein Finger und zeigte.

„Worauf zeigt er?“ fragte er. Seine Mutter lachte. Sie stand in der Küchentür und lächelte neckisch, genau so wie neulich, als er nach dem Zinnsoldaten suchte, den er in der Hand hielt. „Du kannst ja nachsehn.“

Er sah, und es war ihm, als flöge er durch die Luft. „Jetzt ist er bald weg,“ sagte der Arzt und streckte seine langen Finger nach seiner Brust. Sie glichen einer Baumwurzel oder den Fingern eines Koboldes. Er konnte sie nicht leiden. Hätte er gewußt, daß sie ihn operieren wollten, so hätte er nicht mit dem Arzt über seine Nerven gesprochen, denn die waren ja schon besser geworden. Jetzt hatte dieser Doktor mit den Baumwurzelklauen ihn in der Gewalt. „Ja, er ist schon weg.“ Er strengte sich an, um zu sagen: „Nein, noch nicht,“ konnte aber kein Wort hervorbringen. Glücklicherweise schüttelte die alte Wärterin den

Kopf und zeigte mit ihrem o-beinigen Finger auf das kleine Tablett mit dem grauen Pulver: „Er muß noch etwas mehr haben.“ Ein junger Arzt, der so groß war, daß man seinen Kopf nicht hätte sehen können, wenn er nicht einen großen Stirnspiegel umgehabt hätte, nahm eine Handvoll Pulver und schüttete es ihm in die Nase. Das half ein wenig, aber ganz weg war er noch nicht. Er fürchtete zu erwachen, wenn sie mit der Operation anfangen. Er konnte ja verstehen, was sie sagten, freilich nicht die Worte, denn die klangen nur wie Luft, die in seinen Ohren rumorte. Namentlich wenn die schöne junge Krankenpflegerin in dem blauen Kleide sprach, war es wie die Luft selbst. Sie stand neben seinem Kopf, und er konnte ihren Atem spüren. „Jetzt gehe ich hinüber,“ dachte er, denn nun verschwanden sogar die Ärzte, er sah nur noch die Baumwurzelfinger und den Stirnspiegel, der zur Sonne geworden war. „Ich glaube, er ist weg,“ flüsterte die Luft. „Brennen Sie ihn einmal, dann werden wir ja sehen, ob er sich rührt,“ sagte die Baumwurzel. Er wartete ängstlich, denn er war doch noch bei Bewußtsein. „Sie können ihn meinetwegen wecken,“ sagte die Sonne, „ich bin fertig. Die ganze Verrücktheit ist herausgebrannt.“ „Gott sei Dank,“ dachte er, „also muß ich doch weggewesen sein, denn ich habe nichts gespürt. Wie lange es wohl gedauert haben mag? Aber ich spüre, daß ich blute.“ „Waschen Sie ihn,“ sagte die Sonne, „und wecken Sie ihn dann.“ — Die Luft kam mit einem Schwamm und spülte ihn inwendig. „Das Gesicht blutet,“ sagte die alte Wärterin, Mutter Erde. „Das kann er sich selbst abwischen, wenn er aufwacht,“ sagte die Baumwurzel und schlug ihn hart auf das eine Bein. Er erwachte gerade in dem Augenblick, als sie zur Tür hinausgingen und das ganze Krankenhaus mit sich nahmen.

Über ihm wölbte sich die breite Krone der Buche. Er kannte sie und kannte sie nicht. Dies war die Buche; andre Buchen glichen ihr nur, wie eine tote Photographie der lebendigen Natur gleichen kann. „Jetzt habe ich es,“ dachte er, „dies ist die Buche vor dem Sündenfall. — Aber

dann bin ich also an der Operation gestorben?“ — Sein Gesicht blutete jedoch und sein Bein schmerzte. Er trocknete das Gesicht ab und sah, daß es Schweiß war; er hob das Bein in die Höhe, das quer über einer Baumwurzel gelegen hatte.

Der Schlaf lag ihm noch in den Gliedern, aber die Gedanken fingen an, zu erwachen und sich nach ihren Gesetzen zu bewegen. Er widersetzte sich dem. Er wollte liegenbleiben und sanft auf ihren leisen Dünungen im Halbbewußten schaukeln. Das, was er erlebte, war etwas, was er einmal gesehen hatte. Er hatte selbst draußen gestanden und es betrachtet. Es war etwas mit einem Auge. Es war Brüderchens Auge. Jetzt wußte er es. Er lag da, wo Brüderchen an dem Tage gelegen hatte, als er ihn wie eine Blase aus der bodenlosen Tiefe der Augen zu dem hellen Tag auftauchen sah.

Er war nur wach für sein tiefes Gefühl von Frieden. Er wußte, daß er existierte; viel weiter ging sein Bewußtsein nicht. Die Welt hätte gern vor einem Augenblick geschaffen sein können. Da waren Bäume und Büsche und Gras — und er. Er war allein. Wenn er etwas länger gelegen hatte, eine Viertelstunde, eine Stunde, ein Jahr, konnte er wohl wünschen, daß jemand käme, dem er sagen könnte, daß alles gut sei, sehr gut.

Da kam ja wirklich jemand — — viel zu früh; er mußte erwachen und seine Beine wegnehmen.

Er zog sie von dem Wege fort, stützte sich auf den Ellbogen und sah auf.

Ein junges Mädchen mit goldbraunem Haar kam in ihre Träume eingesponnen daher. Ihm war, als könne er die Träume ihre Gestalt umspielen sehen wie die braungoldnen Locken ihre Schläfen. Gerade vor ihm blieb sie einen Augenblick stehen. Nein, sie stand nicht still, hemmte aber doch ihren Schritt und sah in seine Augen hinein, als suche sie etwas.

Wie lange doch ein Augenblick währen kann. Sie war nicht stillgestanden, hatte höchstens ein wenig gezögert,

und doch war es ihm, als habe sie lange dagestanden, geblickt und gesucht und sei mit einem gedämpften Ausbruch von Freude weitergegangen, wie jemand, der das gefunden hat, wonach er blickte, mag es nun viel oder wenig sein.

Jetzt erst fiel es ihm ein, ihr nachzusehen.

Das weiße Kleid war schon im Begriff zu verschwinden, weit weg, dort, wo der Weg abbog.

Als es weg war, kam es ihm so vor, als wäre es eigentlich blau.

Jedenfalls sah er deutlich ein blaues Kleid vor sich. Das schien unlösbar verbunden mit der schlichten, milden, tiefen Freude, die in ihm aufstieg. Ein kleines blaues Kleid mit guten Zauberkraften. Warum gerade blau und klein, wenn es doch weiß und erwachsen gewesen war?

Er senkte den Kopf in einem stillen Lächeln, das niemand sehen sollte. Es war doch blau, und er war sicher, daß ein Grübchen in ihren Wangen saß, ein Grübchen voller Sonne, wie der Staubfleck zu seinen Füßen. Ein Sonnenfleck auf der Erde, der den ganzen Raum erhellte, ein Sonnenfleck auf dem Fußboden, der die ganze Stube fröhlich machte — Hansinens blaues Kleid, das helle Sommerblau von Schreiners kleiner Hansine.

War sie ihr denn ähnlich gewesen? Er versuchte, sich das Gesicht des jungen Mädchens ins Gedächtnis zurückzurufen, aber Hansinens Kinderzüge glitten immer da hinein. Er konnte sich nur der Augen erinnern; die waren ihre eignen, keinen anderen ähnlich, erinnerten aber an das, was ihm in der ganzen Welt am nächsten war. Sie sahen in die seinen hinein und fanden das, was sie suchten: die Heimat, aus der wir kommen und in die wir zurückmüssen, das unvergeßliche „Nu“, wo das Gemüt, das Herz und die Buche vor dem Sündenfalle nicht von vergänglichen Stunden, Tagen und Jahren gezeichnet sind.

Sie hatte alles in ihm gesehen — wie er in Brüderchen; hatte es in ihrem Herzen davongetragen, und ließ es nun nie wieder los. So etwas ist so klein, sein Eindruck ist so groß, daß er nie ausgelöscht werden kann. Es war eine



außer ihm, die das wußte. Sie waren zwei. Selbst wenn sie einander niemals sahen, waren sie zwei. Es war Hilfe genug für ihn, das zu wissen. So nahe kam er niemals einem Menschen wie in dem Augenblick, als sie das Innerste in ihm sah, das nackte Leben in ihm. Und wußte, daß sie es sah; und wußte, daß er sah, daß sie es sah.

Er stand auf.

\* Diesen Weg war sie hinaufgegangen. Er wollte den Weg nicht einschlagen. Eine kindische Torheit, die voller Weisheit schien, sagte ihm, daß der Gang ja gegangen war. Sie hatte das besorgt.

Er lachte über seine törichte Weisheit, zweifelte aber nicht an ihrer tiefen Wahrheit.

Er machte sich auf den Heimweg. Er ging den ganzen Weg nach Hause zu Fuß. Und kein Wunsch, ihr zu begegnen, stieg in ihm auf. Jener unvergeßliche Augenblick verweilte in ihm, der Augenblick, wo sein nacktes Leben unverdeckt dalag und die Sonne aus ihrem Gemüt fühlte.

★

#### 44. KAPITEL

##### Der Kommerzienrat

Er hatte ein Gefühl, von neuem geboren zu sein. Er konnte sein Leben wieder von vorne anfangen. Alles, was er erlebt hatte, seit er erwachsen war, ging ihn nur halbwegs an. Es war wie Erinnerungen aus einem anderen mißglückten Dasein. Es hatte jede Bedeutung verloren, außer daß es warnte. Seine Fehler waren ausgelöscht, nicht in ihren Wirkungen für andere — in dieser Beziehung begann er sein neues Leben mit Schulden — sondern für ihn selbst. Er hatte die Vergebung der Sünden erhalten und war zur Reinheit und Unschuld des Herzens heimgekommen. Diese sollte fortan mit ihm wachsen. Wenn es ihm gelingen konnte, sie zu bewahren und zu befestigen, würde er beständig der sein, als den er sich kannte.

Er war gewöhnt, die Vorstellung vom Wachstum der Seele mit der Religion zu verbinden. Aber er war kein Christ, und er hatte die Erregung des Gefühls fürchten gelernt. Er hielt sich der katholischen Mystik des Capellano fern.

Aber ein einfältiges Auge leuchtete mit zunehmender Klarheit in seiner Nähe: das Sophus Petersens. Bei dem war keine Erregung, sondern ein ruhiges, sicheres Vorwärtsschreiten.

Dahl begann, ihn auszufragen, und Petersen erklärte, er befolge die theosophischen Methoden für Gedanken-zucht. Es handele sich nämlich darum, immer zu wissen, woran man denkt, und niemals an etwas anderes zu denken als an das, was man will. Durch die Theosophie lerne man die alten indischen Methoden für Gedankentraining, und dann sei außerdem eine geheime, esoterische Schule, in der man „direkten Unterricht“ erhalte. Petersen betonte das Wort so, daß kein Zweifel sein konnte, daß es bedeute: direkt von den Mahatmen. Es war sein Ziel, den Zutritt zu dieser Schule zu erlangen, wenn er würdig geworden war, ganz fähig, schädliche Gedanken fernzuhalten.

Das vorläufige Training konnte man sehr wohl in der äußeren exoterischen, theosophischen Gesellschaft erlernen.

Dahl hätte gern erfahren, worin das Training bestand, wie man Mitglied der Theosophischen Gesellschaft werden könne.

Das würde man, wenn man sich an den Vorsitzenden der Sāni-Loge wendete. Petersen kannte einen Kommerzienrat, dessen Name mit einigen großen kommunalen Unternehmungen verknüpft war.

Eines schönen Tages machte sich Dahl so fein wie möglich und klingelte an der Tür des Kommerzienrates.

Es dauerte lange, bis geöffnet wurde, aber endlich hörte er klappernde Schritte eines Menschen, der scheinbar die Schuhe nicht richtig anbekommen hatte. Die Tür wurde geöffnet, und ein kleiner, weißhaariger Mann steckte den Kopf mit der lauschenden Grimasse eines Schwerhörigen heraus, ehe er ganz in der Tür erschien.

Dahl hatte nicht erwartet, einen herrschaftlichen Diener dieser Art vorzufinden. Die Hosen waren ganz „Knie“ und reichten nur bis zu den Knöcheln; die Jacke war abgetragen, blau an den Stellen, wo sie nicht fleckig war. Oben in dem Halsbund des Hemdes saß ein Hornknopf wie ein Eremit in der Wüste. Das Hemd hatte auch keine Manschetten. Kein Wunder, daß den Mund des Mannes ein herber Ausdruck umspielte, als wäre das Leben ihm nicht freundlich gewesen.

Dahl fragte, ob er den Kommerzienrat sprechen könne. Der Alte musterte ihn kritisch, wandte ihm den Rücken und trabte voraus.

„Bitte, treten Sie näher.“ Die Vogelscheuche schlotterte durch den langen Korridor. Eine Tür stand offen und Dahl gewahrte einen Schimmer von Reichtum und Luxus. Der Alte stand schon am Ende des Ganges, wartete und wies Dahl in ein Zimmer oder vielmehr in einen Raum. „Bitte,“ sagte er, ging selbst mit hinein und setzte sich.

Dahl sah sich um und stellte folgendes Mobiliar fest: einen Tisch, zwei Stühle, einen Schrank aus Tannenholz, einen Nagel mit einem alten Hut darauf, eine Tabakspfeife ohne Kopf.

Es stimmte ihn nicht günstig für die theosophische Bruderschaft, einen solchen Raum und diesen Armenhändler so dicht neben all den Herrlichkeiten des Kommerzienrates zu sehen. Sie hätten dem alten Kerl wenigstens einen abgelegten Schlips geben können.

„Sie wünschen?“

Die Stimme riß Dahl aus seinen Betrachtungen. Er staunt starrte er den Mann an und war plötzlich nicht mehr im Zweifel, daß er den Kommerzienrat selber vor sich hatte. Denn nun gewahrte er das Diogenesgesicht des Alten, den mächtigen Schädel, die breite Stirn mit den harmonischen Runzeln und mit ihrem abgeklärten, aber unergründlichen Frieden, und die Augen, die gegenwartsklar und traumdunkel waren, und endlich den Mund mit seinen Spuren von allem, was einen Menschen treffen und be-

wegen kann: fest und biegsam, voller Ausdruck für Milde und Härte, für herzliche Freude und zynischen Spott.

Dahl äußerte seinen Wunsch, in die Theosophische Gesellschaft einzutreten.

Der Kommerzienrat fragte zögernd: „Was suchen Sie in der Theosophie?“

Dahl war nicht auf diese Frage vorbereitet, antwortete aber unwillkürlich, vielleicht auf Grund des Eindrucks, den das Gesicht des Kommerzienrats auf ihn gemacht hatte: „Friede und Freude im heiligen Geist.“

Der zögernde und prüfende Ausdruck im Gesicht des Kommerzienrats wandelte sich in klare Milde. Er saß ganz regungslos da, und ein feierliches Schweigen umschwebte seinen Kopf, fast das Schweigen des Todes.

„Friede und Freude im heiligen Geist,“ wiederholte er langsam. „Dann heiße ich Sie von Herzen willkommen. Mehr ist in dieser Welt nicht zu erreichen und auch in keiner anderen. ‚Eirenen aphiemi hymin, eirenen ten emen didomi hymin. Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.‘ Nein, mehr ist nicht zu erreichen.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er dann in nüchternem Tone fort: „Sie suchen jetzt eine religiöse Gemeinschaft, um dort Unterstützung und Unterweisung zu finden. Vergessen Sie nun aber nicht, daß das, wonach Sie suchen, in ihrem eigenen Leben verborgen liegt — und nicht in einem Buch und in dem Glauben einer Clique. Denn Gottes Gnade ist lebendige Kraft über allen Verstand. Die Kirchen und Gemeinschaften aber hat der Teufel geschaffen. — Jetzt werde ich Sie in unsrer Gemeinschaft anmelden. Wollen Sie mir Namen und Adresse sagen; ich werde dann Ihr Gesuch absenden, und Sie werden später Ihre Mitgliedskarte erhalten, unterzeichnet von dem Präsidenten in Adyar in Indien.“

Er notierte den Namen und begann dann über Universitätsstudien und praktische Wirksamkeit in einem drollig zynischen Tone zu reden, der wenig in Einklang stand mit der erhabenen, ewigkeitsgesättigten Ruhe, die seinem Wesen

das Gepräge aufgedrückt hatte, als er von dem Frieden und der Freude im heiligen Geiste sprach.

Die Tür ging auf, und eine weißhaarige Dame kam seiderauschend, vorsichtig herein. „Ich wollte nur wissen, ob du zu Hause bist,“ sagte sie.

Der Kommerzienrat schielte zu ihr hinüber. „Ja, ich sitze hier,“ sagte er trocken. „Aber ich werde jetzt gleich gehen.“

Dahl hatte das Gefühl, daß er sich verabschieden mußte.

„Wollen Sie in die Stadt?“ fragte der Kommerzienrat. „Das war meine Frau, die hereinguckte. Aber ich dachte mir, Sie machten sich doch nichts daraus, vorgestellt zu werden.“

Ja, Dahl wollte in die Stadt.

„Dann können wir zusammengehen,“ sagte der Kommerzienrat. „Ich muß nur noch ein Paar Stiefel anziehen — die stehen hier im Schrank — und eine andre Jacke.“ Er nahm eine heraus, die er vermutlich für besser hielt als die blaue. „Nun ja, das ist wahr, einen Kragen,“ sagte er, als er entdeckte, daß Dahl den einsamen Hornknopf im Halsbund anstarrte. Der Kragen war ganz rein, aber er mußte sich auch ohne Schlips behelfen.

Unten auf der Straße schob der Kommerzienrat seinen Arm in den Dahls.

„Nehmen Sie sich jetzt vor uns in acht, wenn Sie zu den Logenversammlungen kommen,“ sagte er. „Verlieren Sie sich nicht selbst in Begeisterung über uns. Leben Sie Ihr eigenes Leben. Folgen Sie Ihrem eigenen Triebe. Werden Sie kein gläubiger, dogmatischer Theosoph. Lesen Sie ihre Bücher, aber lesen Sie sie mit Kritik; denn das, worüber diese Leute schreiben, kann vielleicht Wasser des lebendigen Lebens sein, aber die Gedanken und die Worte sind, weiß Gott, nur ihre eigenen. Freilich sind wir alle Brüder, aber deswegen sind wir wohl nicht verpflichtet, gegenseitig unsern schlechten Atem zu schlucken — weder körperlich noch seelisch. Ich sage dies, weil wir ebenso viele Buchstaben-seelen in unsrer Gemeinschaft haben wie die Christen

in der Kirche. Auch weil ich selber nicht mehr zu den Versammlungen komme. Ich kann Sie also warnen.“

„Aus welchem Grunde kommen Sie nicht mehr zu den Versammlungen?“ fragte Dahl.

„Weil ich nicht Prophet sein will. Ich habe die Loge gegründet, weil ich Lust hatte, meinen Arbeitern ein wenig von dem zu erzählen, was sich mir aus dem Leben ergeben hat. Es mag ja sehr gut sein, daß ihre Führer sie lehren, höheren Lohn und weniger Arbeit zu verlangen, im übrigen die Arbeitgeber zu hassen, die auf ihre Forderungen eingehen — und dann im großen und ganzen auf alles Pflichtgefühl zu pfeifen. Ich sage nichts dagegen. Ich sage nur, daß das nicht genügt, um Menschen wertvoll und glücklich zu machen. Na ja; dann bekamen wir aber immer mehr Mitglieder, wissen Sie, Leute, die zu klug und aufgeklärt waren, um an den lieben Gott und Jesus und an die Bibel zu glauben — die Zeitungen sind ja auch viel besser. Aber nun glauben diese selben Menschen an jedes Wort und jeden Buchstaben, den Madame Blavatsky geschrieben hat, nur weil das so dunkel ist, daß sie keinen Deut davon begreifen können. Und jetzt haben sie, weiß Gott, auch angefangen, meine Kommentare unbesehen hinunterzuschlingen. Nein, da will ich nicht mehr.“

Sie waren bis auf den Rathausplatz gelangt, und der Kommerzienrat steuerte direkt auf die belebte Straße zu. Dahl war das nicht ganz angenehm. Er war kein Snob, aber er mochte nicht, daß Kameraden ihn Arm in Arm mit dem Besitzer dieses Hutes und dieser Jacke und namentlich dieser Hose gehen sahen.

Sie begegneten nun freilich keinem seiner Bekannten, aber desto mehr Bekannten des Kommerzienrats. Eine Unzahl von Zylinderhüten wurden ehrerbietig abgenommen.

Der Kommerzienrat sah verstohlen zu Dahl hinauf. „Sie sehen meine Kleider an,“ sagte er. „Ja, ich sollte mir wohl einen Anzug kaufen — wenn auch nur um der Leute willen, die mich grüßen.“

„Die grüßen aber doch nicht Herrn Kommerzienrats



Kleider, sondern Herrn Kommerzienrat selbst," sagte Dahl.

„So, glauben Sie das? Nun, da ist nicht ein Gedanke oder ein Gefühl in mir, um das sie sich auch nur einen Deut kümmern. Aber es ist sehr freundlich von ihnen, daß sie den Hut vor meinem Scheckbuch abnehmen. So, da haben wir die Bank. Ich muß da hinein.“

„Darf ich den Herrn Kommerzienrat noch etwas fragen?“ sagte Dahl. „Da ist doch eine esoterische Schule innerhalb der Theosophischen Gesellschaft?“

Der Kommerzienrat war schon oben auf der Treppe. Nun kam er eiligst wieder herunter. „Sie wollen doch nicht da hinein! Was wollen Sie da?“

Dahl sagte etwas von geistiger Entwicklung.

„Geistige Entwicklung,“ wiederholte der Kommerzienrat. „Das Leben liegt ja gerade vor Ihrer Nase und kann Ihnen all die geistige Entwicklung geben, die Sie haben wollen. Leben Sie ein praktisches und nützliches Leben auf eine solche Weise, daß alles, was Sie unternehmen, eine geistige Handlung wird. Das ist viel besser, als dazusitzen und den Nabel anzustarren und künstliche Atemübungen zu machen. Es gibt wohl Leute, die sich dazu eignen, Yogis zu werden. Ob Sie sich eignen, weiß ich nicht, und Sie selbst wissen es sicher auch nicht. Aber ich kenne verschiedene Esoteriker, die, weiß Gott, nach meiner geringen exoterischen Ansicht sich absolut nicht dazu eignen. Sie studieren und trainieren sich, bis sie verrückt werden. Sie spekulieren und meditieren, bis sie zuletzt das Leben selbst nicht mehr vor lauter eingebildeten Ursachen sehen. Sie haben allmählich ein so feines Nervensystem bekommen, daß sie in größeren Versammlungen gewöhnlicher Sterblicher nicht mehr atmen können. Sie können an keinem Schlächterladen vorbeigehen, ohne geheimen Firlefanz zu machen, um die niederen ‚Elementargeister‘ zu beschwören.“

Er zeigte auf das kleine Haus mitten auf dem Platze: „Ja, sie wagen, strenge genommen, kaum noch in ein

Pissoir zu gehen, um nicht unversehens das Malheur zu haben, Wasser über einen Geist zu lassen! So einer sollten Sie nicht werden. Sie sind jung und gut begabt. Ein schönes Leben liegt vor Ihnen. Leben Sie es, so gut und so rein Sie können, und lassen Sie dann Gott Ihnen von seiner Gnade geben, was sein Wille ist. Stellen Sie selbst keine Forderungen in bezug auf wieviel und auf welche Weise. — Na!“ —

Das letzte Wort galt einem Herrn im Gehrock, der auf sie zusteuerte. Der Kommerzienrat schielte nach der Tür der Bank hinüber, aber es war zu spät. Er machte den Expeditionssekretär Skaarup und Dahl miteinander bekannt.

Skaarup fragte, ob der Kommerzienrat wirklich die Arbeit in der theosophischen Loge nicht mehr leiten wolle.

„Nein,“ sagte der Kommerzienrat.

Der Expeditionssekretär beklagte es tief, fragte aber schließlich: „Haben Herr Kommerzienrat etwas dagegen, daß ich die Versammlungen fortsetze?“

Der Alte sah ihn kritisch an.

„Viel,“ erwiderte er, „aber ich kann es Ihnen leider nicht verbieten. Adieu!“

Er verschwand hinter der Tür der Bank, und Dahl blieb allein mit dem Expeditionssekretär zurück. Dieser fragte, ob Dahl Mitglied sei; indem sie die Straße hinabgingen, entwickelte Skaarup eifrig die Mysterien der Theosophie in einem kaleidoskopischen Kunterbunt, so daß Dahl zu begreifen begann, weshalb der Kommerzienrat die Sache aufgegeben hatte.

Als sie sich trennten, gab Skaarup Dahl seine Adresse und forderte ihn eifrig auf, zu ihm zu kommen und mit ihm zusammen Theosophie zu studieren.

Dahl dankte, war aber fest davon überzeugt, daß er das nicht tun würde.

★

## Ein begnadigter Verbrecher

Ein Gewitter war über die Gegend hingezogen. Die Erde hatte getrunken, soviel sie vermochte, und das übrige in Pfützen stehen lassen, die so tief wie Teiche waren. Bäume und Büsche standen noch überwältigt da, fingen aber allmählich an, sich zu erholen. Die Stille der Befreiung drang in alles hinein.

Der Kandidat saß an seinem Fenster und sah einer gefühllosen Krähe nach, die mit störendem Geschrei nach dem Weidenbaume in der Hecke am Felde hinüberflog. Dort beruhigte sie sich, und dann geschah eine Viertelstunde lang nichts.

Dann klirrte die Gartenpforte, und Holger kam langsam den Gang herauf. Seine Holzschuhe sanken bei jedem Schritt tief ein.

Er war begnadigt worden. Seine Aufführung im Zuchthaus war beispiellos gut gewesen, so daß man ihn mit besonderem Nachdruck zur Begnadigung vorgeschlagen hatte. Man war allgemein erstaunt, daß er in das Dorf zurückkehrte, in dem er seine Untat begangen hatte. Er war schon eine Woche da und hatte bei den meisten Hofbesitzern um Arbeit vorgesprochen. Jetzt trat er seine Holzschuhe auf der Treppe des Kandidaten ab und ließ sich reichlich Zeit dabei. Endlich klopfte er an und öffnete die Tür, blieb aber draußen auf dem Gang stehen.

„Darf ich hereinkommen?“

Der Kandidat nickte.

Holger zog die Holzschuhe aus. Er beachtete nicht, daß die Augen des Kandidaten währenddessen über seine ganze Gestalt gingen, die sie gleichsam inwendig und auswendig befühlten. Als Holger aufsaß, begegnete er nur einem leeren, gedankenlosen Blick und hörte ein schleppendes: „Setzen Sie sich.“

Das war freilich in städtischer Sprache gesagt, aber es klang träge und bäuerisch. Holger blieb stehen: „Na, Sie wissen ja, wer ich bin.“

Der Kandidat antwortete nicht, aber er sah Holger an, wie man einen Tagelöhner ansieht, der wohl ein Anliegen haben muß, da er stört und daher möglichst rasch damit herausrücken sollte. Das Anliegen war Holgers Munde entschlüpft, ehe er sich auf die Einleitung besonnen, die er sich unterwegs ausgedacht hatte.

„Wollen Sie mir so viel leihen, wie es kostet, um nach Jütland zu fahren?“

„Was wollen Sie in Jütland?“

Holger sah vor sich nieder: „Ich kann hier keine Arbeit finden; wohl deswegen, weil ich im Zuchthaus gewesen bin.“

„Setzen Sie sich,“ sagte der Kandidat.

Holger warf ihm einen kurzen unsicheren Blick zu und blieb stehen.

„So setzen Sie sich doch!“ sagte der Kandidat mit etwas gereizter Zurechtweisung in der Stimme.

Holger setzte sich, weil es verlangt wurde. „Wollen Sie mir das Geld leihen?“

„Nein.“

Der Abschlag kam gleichgültig, aber sicher unwiderruflich; Holger machte eine kleine einräumende Kopfbewegung.

„Na — also nicht!“ Seine Augen richteten sich auf einen Knorren im Fußboden. „Aber Sie waren der einzige — und zurückgezahlt hätte ich es sicher.“

Etwas berührte seinen Arm. Es war eine Zigarrenkiste, die der Kandidat ihm hinhielt. Holger sah von der Zigarrenkiste auf den Kandidaten und von dem Kandidaten auf die Zigarrenkiste.

„So nehmen Sie doch eine Zigarre, zum Kuckuck, wenn ich sie Ihnen anbiete,“ sagte der Kandidat.

Holger gehorchte, er behielt die Zigarre zwischen den Fingern und starrte ihn an.

„Beißen Sie die Spitze ab. Spucken Sie sie aus,“ sagte der Kandidat.

Holger biß und die Spitze flog mitten ins Zimmer, wo

sie in ihrer ganzen Größe auf dem Fußboden liegen blieb. Sie hätte natürlich in einem Spucknapf liegen sollen. Er sah sich gerade nach einem um, als ein Licht vor seinen Augen aufflammte. Der Kandidat hatte ein Streichholz angezündet und hielt es an das Ende von Holgers Zigarre.

„Ziehen Sie,“ sagte er.

Holger zuckte zusammen; er sah hastig dem Kandidaten ins Gesicht und zuckte noch einmal zusammen. Diesmal so heftig, daß es ihn selbst erschreckte, seine schweren Schultern erschütterte, ihm zu Kopfe stieg und in einem Lachen hervorsprudelte, das auf die Hand des Kandidaten spritzte und das Streichholz auslöschte.

Reuevoll sah er den Kandidaten an, begegnete seinen Augen, kämpfte dagegen an, konnte sich aber nicht von diesem drolligen Blick befreien, der ihn gleichsam anrührte, in ihn hineindrang und kitzelte, bis er aufgelöst aus vollem Halse lachte wie ein Schuljunge.

Der Kandidat setzte sich an das andere Ende des Tisches. Holger hörte auf zu lachen und sah in immer schwerer werdendem Schweigen vor sich hin. Endlich sagte er in einem ausdruckslosen, leblosen Tone: „Da hab’ ich also gelacht! Ich hatte vergessen, daß ich es noch konnte. — — — Das hätten Sie nicht tun sollen, Herr Kandidat. Es tut hinterher weh.“

„Ich habe Arbeit für Sie,“ sagte der Kandidat.

„Sie?“

„Ja. Ich will eine lebende Hecke zwischen dem Garten und dem Felde haben, anstatt der Steinmauer. Sie können die Mauer einreißen, die Steine zerschlagen und wegfahren.“

Holger stand auf: „Sie wissen ja, daß ich im Zuchthaus gewesen bin. Es ist also . . .“

„Das ist ja das Gute dabei,“ sagte der Kandidat.

Holger zuckte zusammen. Es war etwas, vielleicht nicht geradezu Rohes, aber auf jeden Fall doch etwas sorglos Übermütiges im Ton. Er starrte den Kandidaten an, der ihn mit einem unbestimmbaren, nicht allzu zuverlässigen

Lächeln anblickte. Er schämte sich über das, was er dachte, konnte es aber nicht lassen. Namentlich das spöttische, geschlossenen Lächeln bewirkte das.

„Sagen Sie es nur,“ sagte der Kandidat.

Holger wurde rot vor Scham. „Was?“

„Das, woran Sie denken.“

„Wissen Sie denn das?“ Der Mund blieb ihm vor Staunen offen stehen.

„Nein, aber es würde mich freuen, es zu erfahren.“

Holger wartete ein wenig, dann richtete er sich auf und sagte offen: „Ich will nicht in Ihrem Brot stehen, nachdem ich so gedacht habe, wenn auch nur einen Augenblick — ohne daß Sie es wissen. Sie sahen so aus wie einer von denen, die ich da drüben traf. Ein Bursche mit einem gewaltig klugen Verstand, aber — das sagte er selbst — also nicht klug genug, um ihnen zu klug zu sein. Es war etwas in dem, was Sie sagten, und in der Art und Weise — ja, so wie Sie nun da stehen — das mich dazu brachte — ja, ich kann es ja ebensogut offen sagen, daß mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß Sie aussehen wie einer, der dem Zuchthaus entgangen ist, weil er ihnen zu klug war. — Nun wissen Sie es also.“

Der Kandidat wendete die Augen ab und kehrte Holger den Rücken.

Als er sich wieder umdrehte, zwinkerten die Augen unsicher, aber es lag ein trotziger Klang in der Stimme: „Wenn es der Fall wäre, daß ich glücklich durchgekommen wäre, weil ich klüger war als ihr, die ihr dumm genug wart, euch fassen zu lassen, — dann würden Sie vielleicht hier keine Arbeit annehmen?“

„Ist es denn wahr?“ fragte Holger fast flüsternd.

Der Kandidat maß ihn überlegen. „Wenn ich es anders nicht gesagt habe, können Sie wohl nicht erwarten, daß ich es Ihnen sagen werde. Sie mit der feinen Aufführung da drüben würden wohl schleunigst einem Ihrer lieben Sklavenvögte jenseits des Wassers Nachricht geben. — — — Aber Sie wollen vielleicht nicht hier arbeiten?“



Holger betrachtete ihn zögernd. „Ich begreife Sie nicht,“ sagte er. „Niemand weiß über Sie Bescheid, und ich kann Sie nicht verstehen. Aber wer Sie auch sind, und was Sie auch draußen in der Welt getan haben mögen oder nicht — ich bin nicht derjenige, der jemand richten darf.“

„Dann kommen Sie also morgen,“ sagte der Kandidat. „Kost können Sie hier bekommen; Sie können den ganzen Tag bleiben.“

„Jawohl,“ sagte Holger und ging.

Am nächsten Morgen stellte er sich bei der Steinmauer ein und arbeitete bis zum Abend. Das Mittagessen verzehrten sie gemeinsam, jeder an einem Ende des Tisches sitzend. Es wurde kein Wort gewechselt. Hin und wieder sah Holger vorsichtig prüfend über die Schüssel hinweg, begegnete aber nie den Augen des Kandidaten, die seit ihrer letzten Unterhaltung unruhig und flackernd geblieben waren. Es war ihm aber angenehm, daß er nicht redete.

Eines Tages bemerkte Holger zur Abwechslung, daß die Augen des Kandidaten die ganze Zeit auf ihm ruhten. „Was will er von mir?“ dachte er. „Ich kann ihm ansehen, daß er findet, ich bin ein dummer Schafskopf — genau so wie er — der andre da drüben.“ Sonderbarerweise fühlte er sich wohl dabei. Er holte tief Atem.

„Woran denken Sie?“ fragte der Kandidat.

„An das Zuchthaus,“ sagte Holger, und verlor sich in der Erinnerung. „Da war gut sein.“

Der Kandidat lehnte sich in den Stuhl zurück und rieb die Hände wie ein Pferdehändler, der einen guten Handel gemacht hat und nicht von moralischen Anfechtungen beschwert wird. „Mir scheint doch,“ sagte er, „daß man es außerhalb des Zuchthauses ebensogut haben kann.“

„Ja, hier,“ sagte Holger. Er errötete und fügte hinzu: „Entschuldigen Sie, ich meinte nichts Böses damit.“

„So, also nicht?“ sagte der Kandidat. „Aber setzen wir nun den Fall, Sie hätten mich entdeckt, würden Sie mich dann angeben?“

„Nein,“ antwortete Holger. „Ich glaube auch nicht, daß

Sie etwas getan haben, aber ich kann nicht klug aus Ihnen werden. Und Sie sind ja überall in der Welt gewesen, wie die Leute sagen, und es gibt gewiß viele Orte, wo es nicht so genau genommen wird, was man tut.“

„Freilich,“ sagte der Kandidat. „Ich bin nicht immer so alt gewesen, wie ich jetzt bin, aber ich habe niemals in irgendeinem Weltteile etwas getan, was strafbar war — an dem Orte.“

Sie sahen sich an, die Augen ruhten eine Sekunde zusammen in vertraulicher Kameradschaft. Dann stand Holger auf und ging an seine Arbeit.

Der Kandidat sah, daß er Hacke und Brecheisen mit größerer Frische handhabte als sonst.

Aber am nächsten Morgen war sein Gesicht verschlossen. Die schweren Lider hingen über die Augen herab, und der Kandidat dachte schon, es sei für ihn kein Licht da, weder in ihm noch draußen.

Die Arbeit ging nicht so wie sonst. Holger versank in Gedanken und griff sich hin und wieder an den Kopf, als ob ihm der weh täte. Dann konnte er plötzlich mit Hacke oder Brecheisen auf die Steine losgehen, als gelte es, die ganze Mauer in einem Augenblick umzubrechen.

Der Kandidat blieb still und aufmerksam sitzen wie ein Fischer, der seine Angelschnur im Auge behält.

Plötzlich fuhr er mit einem Ruck auf. Die Hacke war Holgers Händen entfallen. Er griff sich an den Kopf und schwankte. Er fiel nicht, sondern wankte nach einem alten Apfelbaume, griff um sich, bekam einen Ast zu fassen und lehnte den Kopf dagegen.

Der Kandidat ging hinaus, nahm ihn beim Arm und drehte ihn zu sich herum. „Kommen Sie,“ sagte er.

Holgers Augen sahen aus, als wollten sie brechen. Er sank in den Armen des Kandidaten zusammen.

Der Kandidat schleppte ihn ins Haus. Er hatte ein Gefühl, als hielte er einen toten Mann in den Armen. Er setzte ihn auf einen Stuhl und legte die Arme auf den Tisch. Der Kopf lag schwer auf den Armen.

„Holger!“ sagte er und merkte selbst, daß das Wort draußen in der Stube blieb und nicht in Holger hineingelangte.

Er dachte einen Augenblick nach und schlug dann hart auf den Tisch: „Na!“ Er rief so laut, daß es in einer alten Vase auf dem Regal sang.

Holger erhob den Kopf und sah die flache Hand des Kandidaten in die Höhe fliegen. Er wußte jetzt, daß er eine Ohrfeige bekam, nicht einen Schlag, wie man ihn einem Manne versetzt, sondern eine Ohrfeige, wie man einen Schuljungen haut. Sein linker Ellbogen ging gewohnheitsmäßig in die Höhe, er duckte den Kopf, und währenddessen hörte er die Stimme des Kandidaten, die Gehorsam forderte: „Weine, du Schlingel! Wirst du wohl machen, daß du weinst!“

Bei dem Worte „weine“ hörte man tief unten in Holger ein deutliches Schluchzen; und das Weinen begann so aus ihm herauszuströmen, wie das Wasser aus einer Pumpe strömt, die keine Gedanken hat, sondern nur Wasser gibt, weil jemand pumpt.

Plötzlich hörte das Weinen einen Augenblick auf, wie vor Erstaunen über sich selbst. Dann begann es noch heftiger, und da war es Holger selber, der wie ein Verzweifelter weinte, der weiß, worüber er weint.

Er fuhr fort zu weinen, bis er einen Laut hörte, einen Lärm, den sein Ohr nicht kannte.

Er sah sich um und begriff, daß er nicht Lärm, sondern die tiefe Stille der Stube gehört hatte.

In dieser müden Stille, und nicht von ihr zu trennen, saß der Kandidat, und mit ihm oder mit der Stille oder mit sich selber begann Holger zu reden.

„Ich habe es früher einmal gewußt. Ich wußte es, als ich es getan hatte und hineinging, um mit mir ein Ende zu machen. Aber dann fingen sie an zu fragen, warum ich es getan hätte, und da stand mir der Verstand still. Ich konnte ja nie die Absicht gehabt haben, ihr das anzutun. Aber sie fuhren fort, zu fragen. Sie wollten, ich sollte

erklären; und sie fragten, bis mein Verstand stillstand. Sie sagten, ich sei ein Mörder. „Ja,“ sagte ich, „es stand bei mir fest, daß ich ihn totschiagen wollte.“ „Das hast du ja aber nicht getan,“ sagten sie. „Nein,“ sagte ich, und der Verstand stand mir still. Denn es war meine Absicht gewesen, ihm langsam ein Glied nach dem andern zu zerbrechen, und er hatte sie noch alle heil beieinander. Dann fragten sie mich weiter über das aus, was ich getan hatte. Wie konnte ich erklären, was nicht möglich war? Da steckten sie mich ins Zuchthaus auf Lebenszeit. Ins Zuchthaus. Der unheimlichste Ort auf Erden, vor dem mir schon als Junge gegraut hat, schon vor dem Wort. Jetzt sollte ich selbst dahin. Mir stand der Verstand still. Und doch kam es mir als selbstverständlich vor. Ich sollte etwas Schweres tragen, und je Schwereres die Menschen mir aufbürden wollten, um so besser war es.“

Er schwieg eine Weile und sah regungslos in die Stube hinaus.

„Ja, so muß es sein,“ sagte er endlich. „So muß es sein.“

„Wie?“ fragte der Kandidat vorsichtig.

„Wir hatten zu Hause bei Mutter eine Uhr,“ sagte Holger, ohne ihn anzusehen und ohne seine Stellung zu verändern, „eine alte Bornholmer Uhr. Als ich klein war, glaubte ich, sie sei lebendig; sie hatte einige Ähnlichkeit mit meiner Großmutter. Ich fand, sie plauderte, wenn sie tickte, und wenn sie schlug, so sang sie wie Großmutter, die gern einen Gesangbuchvers vor sich hinsummte. Dann, eines Tages, blieb sie stehen. Fünf Minuten vor ein halb elf. Sie stand mehrere Jahre.“

Er schwieg einen Augenblick, in tiefe Gedanken versunken, die weit über die Uhr hinausgingen. Er nickte fast unmerkbar vor sich hin und sagte: „Es war ja dieselbe Uhr, aber das Werk ging nicht, sie blieb so dumm auf derselben Zahl stehen. Aber eines Tages kam ein Uhrmacher, öffnete das Gehäuse, berührte etwas im Werk und drehte sie auf neun zurück. „Jetzt stellen wir sie zurück,“ sagte er, „und dann tut sie wieder mit. So, nun

weiß sie Bescheid.' — Ich saß nämlich in der Stube und sah zu. Ich weiß es nicht besser, als daß mein Verstand es nicht ertragen konnte, daß ich nicht sterben durfte. Wir waren ja alle Verbrecher da drüben, das versteht sich. Und ich war einer von den schlimmsten; denn ich sollte mein ganzes Leben dort bleiben. Das war natürlich. Aber sonst — nein, mein Verstand hat stillgestanden. — Aber dann auf einmal kam man und sagte, jetzt wäre ich frei."

„Ich habe den Bericht über Sie gelesen," sagte der Kandidat. „Es war ein ungewöhnlich schönes Zeugnis über ein selten gutes Benehmen."

„Ich habe selbst etwas davon in einer Zeitung gesehen," sagte Holger, „und verstehe nicht, wie sie so etwas zusammensetzen können. Das Ganze liegt in so Wenigem. Ich nahm meine Strafe hin und wollte es. Die anderen nahmen ihre Strafe hin und wollten es nicht. Das ist der ganze Unterschied. Also, ich kam heraus und fuhr hierher nach Hause. Wer das begreifen kann! Daß ich mir die Gedanken der Leute nicht denken konnte! Es kam wohl daher, weil ich es gewohnt war, zwischen Verbrechern zu leben, und weil die Aufseher es gewohnt waren, es mit Zuchthäuslern zu tun zu haben. Und das Ganze hat während der ganzen Zeit in mir stillgestanden. — Ja, als ich merkte, daß sie mir hier keine Arbeit geben wollten, dachte ich doch nur, daß sie mit einem, der im Zuchthaus gewesen war, nichts zu tun haben wollten."

Er seufzte tief auf. Die Müdigkeit nach dem langen, heftigen Weinen, die seine Rede eintönig und ruhig gemacht hatte, war im Verschwinden. Er wiegte sich auf dem Stuhl hin und her.

„Ein kleines Mädchen war schuld daran," sagte er. „Sie spielte draußen auf dem Wege, und ich hätte gern mit ihr geplaudert. Ich habe solche kleine Gören immer gern gemocht."

Er saß eine Weile stumm da, ehe er mit einem leisen, herzzzerreißenden Klang in der Stimme fortfuhr: „Sie bekam Angst vor mir. Sie lief nach Hause. Ihre Mutter stand

an der Gartentür. Und da sah ich die Augen von den beiden. Und ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, denn ich hörte ihre Stimmen nicht, aber ich hörte ganz deutlich, wie sie flüsterten: „Das ist der, der das junge Mädchen gemordet hat.“ Ich bilde mir das nicht etwa bloß ein, denn ich würde sie nie „das junge Mädchen“ genannt haben. — Ich weiß nicht, wie ich alle die Jahre so habe hinleben können, wenn nicht mein Verstand stillgestanden hat. Jetzt sehe ich das Ganze. Ich sehe es in allen Augen, denen ich begegne. Und ich sehe es mit meinen eigenen Augen, und ich weiß, daß mein Verstand daran zugrunde gehen wird. Und ich sehne es nur herbei, daß es geschieht.“

„Um frei zu werden?“ sagte der Kandidat.

„Es läßt sich nicht ertragen,“ sagte Holger. „Sehen Sie diese Hände an. Die haben es getan. Ich könnte jeden Gegenstand, den sie berührt haben, verbrennen als verflucht. Aber die Hände selbst, die sitzen fest an mir. Und selbst wenn ich sie abhaue, so habe ich es doch getan. Das kann bewiesen werden, denn sonst würden die Hände welken, das Blut würde ihnen nicht zufließen. Aber mein Blut läuft in sie hinein. Und selbst wenn ich ein Messer nähme und mein Blut vergösse, weil ich es nicht in mir haben will — immer würde ich der Täter bleiben. Im ewigen Leben bin ich es in alle Ewigkeit, der es getan hat. Ich bin ewig verdammt.“

„Glauben Sie denn nicht an einen Erlöser?“ fragte der Kandidat.

„Ja, für die, die erlöst werden können.“

„Selbst der Schächer am Kreuz konnte erlöst werden.“

„Ja, denn er konnte darum beten. Kann ich diese Hände falten und um Erlösung bitten? Ich bin verurteilt, und ich weiß es, denn das Urteil sitzt in mir selbst, das Urteil über das, was ich getan habe.“

„Glauben Sie nicht, daß sich der Schächer selbst verurteilte, ehe er betete?“

„Ich weiß nicht, was der Schächer getan hatte, aber er hat jedenfalls nicht Hand an sie gelegt.“



„Nein,“ sagte der Kandidat, „sie hätte selbst der Schächer verschont. Können Sie sich der Grübchen in ihren Wangen erinnern? Können Sie sich ihrer Augen erinnern?“

Holger stöhnte wie ein Tier, das getötet wird.

Der Kandidat fuhr fort: „Glauben Sie, daß sie in Ewigkeit für das leiden soll, was Sie ihr hier auf Erden angetan haben?“

Holger sah ihn an, ohne eine Spur von Verständnis.

„Das, was Sie taten, wäre ja niemals geschehen, wenn sie nicht erst den Fehltritt begangen hätte,“ sagte der Kandidat ruhig und schonend.

Holgers schwere Augenlider senkten sich, und er sagte in sich selbst hinein: „Jetzt erinnere ich mich — das war es, was mich veranlaßte, das andre zu tun.“

Der Kandidat hatte sich erhoben und stand nun dicht neben Holger. Seine Stimme fügte sich geschmeidig seinen Worten: „Sie war schuld daran, daß Sie ein Verbrecher wurden. Sie wollte es nicht. Aber sie wird niemals Frieden in ihrem eigenen Gewissen finden, ehe Sie Frieden gefunden haben. Sie muß Sie erlösen.“

„Ja, aber die Strafe, die Strafe für das, was ich getan habe.“

„Die sollen Sie hier auf Erden hinnehmen, hier, wo Sie schlecht gehandelt haben. Sie nahmen Ihre Strafe im Zuchthaus hin und wollten es. Sie sollen nicht dorthin reisen, wo niemand weiß, was Sie getan haben, und Sie nur Qual leiden, wenn Sie nicht vermeiden können, daran zu denken! Sie sollen hier bleiben und Ihre Untat in aller Augen sich spiegeln sehen. Jeden Tag sollen Sie ihr aufs neue begegnen.“

„Das wird schwerer, aber wird es deshalb helfen?“

„Es ist, wie wenn Sie Weizen auf den Boden tragen. Eine Tonne auf einmal ist schwerer als eine halbe. Aber es schafft auch. Sie haben ein Leben hier auf Erden zerstört. Sie sollen Ihr eigenes Leben hier auf Erden zerstören lassen, und Sie sollen es wollen.“

„Aber wenn ich verrückt werde und meinen Verstand

verliere, dann kann ich ja nicht mein Leben lang büßen. Und wie kann ich den Verstand bewahren? Keinen Gott wage ich zu bitten, daß er mir hilft.“

„Ich habe Sie vor vielen Jahren auf dem Spielplatz gesehen,“ sagte der Kandidat, „eines Tages, als Sie auch nahe daran waren, den Verstand zu verlieren, und beinahe einen Jungen getötet hätten. Da hörten Sie eine Stimme ‚nein‘ rufen; das war ihre Stimme. Können Sie sich ihrer Stimme erinnern?“

Holger sah den Kandidaten mit großen runden Augen an. Sie füllten sich langsam mit Tränen, schließlich konnte er vor Tränen kaum sehen, aber er starrte doch den Kandidaten an, als sähe er nicht mit den Augen.

Ruhig, aber fest, als überbringe er eine Botschaft von einer überirdischen Macht, sagte der Kandidat: „Jedesmal, wenn Sie im Begriff sind, den Verstand zu verlieren, werden Sie diese Stimme und dies ‚Nein‘ hören. Und jetzt wie damals werden Sie immer gehorchen. Sie sollen sie erlösen, Holger.“

Holger erhob sich und starrte den Kandidaten noch immer an.

„Manche glauben,“ sagte er langsam, „daß sie in den Himmel hineinsehen können . . . Nein,“ brach er plötzlich ab und wandte sich ab. „Sie sollen nichts sagen. Das, was Sie von ihr gesagt haben, ist wahr in meinem Herzen. Mehr bedarf ich nicht.“

Er ging hinaus an seine Arbeit.

Von Zeit zu Zeit hielt er inne und starrte vor sich hin wie ein Mann, der sein hartes Schicksal sah und auf sich nahm, arbeitete dann weiter, hielt abermals inne, sah noch mehr Leiden und nahm es auch auf sich. So fuhr er fort.

Als der Tag vorüber war, kam er zum Kandidaten.

Sein Wesen war verändert. Der treuherzig-schwerfällige Ausdruck, der immer herrenlos in seinem Gesicht herumgeflattert hatte, war verschwunden. Alles war mit harter Hand unter der Herrschaft eines Gedankens vereint. Es sah so aus, als wären die gewaltigen Kräfte seines Körpers,

die leidenschaftlichen Triebe seines Innern und die weiche Sorgfalt seines Herzens zu einem Willen geeint worden, der nicht imstande war, auch nur um eines Haares Breite von seinem Wege abzuweichen.

Er sah den Kandidaten an, der seinen Blick senkte vor all der Kraft, der er gegenüberstand.

„Ich habe so meine Ansicht,“ sagte Holger, „aber ich möchte gern wissen, ob es das war, was Sie dachten: Die kleine Verfehlung, die sie beging — durch meine Schuld wurde sie groß, und deshalb muß sie durch mich gesühnt werden, ehe sie vollen Frieden findet. Haben Sie das gemeint?“

„Ja.“

Holger sah vor sich hin. Er senkte den Kopf mit einem langsamen Nicken, das eine Rechnung abschloß.

„Dann soll mir nichts zu hart werden. Wie ein Jagdhund will ich die Strafe verfolgen im Offenen und im Verborgenen, bis ich zusammenstürze.“ — — —

— — — — —  
Kinder und Erwachsene standen vor Haustoren und Gartentüren in der milden Abendstunde. Ihre Augen fühlte der Verbrecher auf sich ruhen, als er nach Hause, nach der verfallenen Hütte ging, die er von der Gemeinde gemietet hatte. Die Gemeinde wußte, daß Geld das einzig Unbesudelte in der Welt ist und seinen Wert behält, von welcher Hand es auch kommen mag.

Vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen und sah den Weg hinauf.

„Kleine Kinder ängstigen sich vor mir,“ sagte er halblaut, „und sie wagen es nicht, des Abends allein an meinem Hause vorbeizugehen. Ihre Angst vor mir wird als Zuchtmittel gebraucht. Daß du mir nicht wirst wie Holger! Wenn du nicht artig bist, schicken wir dich zu Holger, und der schlägt dich tot.“

Er ging in sein Haus hinein, nicht wie einer, der Ruhe nach des Tages Arbeit sucht.

★

## Die Begegnung

Dahl war dem Expeditionssekretär Skaarup auf dem Kongens Nytorv begegnet und hatte es nicht vermeiden können, mit ihm nach Hause zu gehen. Skaarup hatte ihn um seine Hilfe gebeten bei einem schwierigen Artikel in einer englischen theosophischen Zeitschrift.

Es wurde ein langer Besuch. Denn Skaarups Reden über Theosophie waren genau so wie seine Studien über dieses Thema — endlos.

Aus Madame Blavatskys und Mrs. Besants Büchern hatte er mit unermüdlichem Fleiße eine metaphysische Kuppel über sich erbaut. Unter der saß er wohlgeschützt gegen alle Eindrücke des Lebens. Er befand sich in einem luftleeren Raum, in dem die Laute des Lebens erstarben.

Endlich kamen sie doch zu der englischen Abhandlung und kamen auch hindurch. Skaarup ging hinaus und bestellte Kaffee, kam zurück und nahm die Unterhaltung über das einzige, was ihn beschäftigte, wieder auf: über die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, über Karma und Reinkarnation, die seine Phantasie sich bei der Lektüre philosophischer Literatur gebildet hatte.

Dahls Kopf schmerzte, er gab es auf, zu folgen, versank in einen Halbschlummer, den Skaarup für Nachdenken hielt.

Daß jemand Kaffee hereinbrachte, entdeckte er erst, als Skaarup vorstellte: „Meine Tochter May — Studiosus Dahl.“

Er sah auf und vergaß, aufzustehen.

Sie stand mit dem Kaffeebrett vor ihm und sah in seine Augen hinab, als suche sie nach etwas — ganz so wie an jenem Tage unter der Buche draußen im Walde. Mit einem gedämpften Ausdruck der Freude, als habe sie das gefunden, wonach sie sah, stellte sie das Kaffeebrett auf den Tisch, und er stand auf und gab ihr die Hand.

Da glitt ein Lächeln über beider Gesichter und er war

nahe daran, zu sagen: „Also hier sollen wir uns wiedersehen.“

Als hätten sie beide verabredet oder gewußt, daß sie sich früher oder später wiedertreffen würden.

Welch ein langer, lebendiger, wortloser Augenblick, ehe sie ihre Hände auseinanderlösten und sie das Zimmer verließ.

Skaarup setzte seine Rede über die „heimliche Lehre“ fort. Dahl saß glücklich und wohlbehalten außerhalb seiner methaphysischen Glasglocke und hörte nichts, sah aber um so mehr: ein Grübchen, goldbraune Locken, ein Kleid aus Rohseide mit einem Sammetband um den Hals, schmale, weiße Finger. Nur den Blick sah er nicht; der war in ihm. Sie hatte ihn damals hinterlassen, als sie dastand und nach etwas suchte.

Skaarup wurde heiser und schwieg. Dahl stand auf, um zu gehen. Sie schüttelten sich die Hände und waren beide froh, der eine über den guten Zuhörer, der andre über alles mögliche. Skaarup wünschte, besser Englisch zu können. Dahl empfand einen entsprechenden Wunsch, ihn zu unterrichten. Skaarup holte ein Buch über Clairvoyance herbei und meinte, das könnten sie beim Unterricht benutzen. Das Buch war dick und Dahl sagte ja. Dann ging er, so erfüllt von May, daß er nicht einmal daran dachte, nachzusehen, ob sie im Wohnzimmer war, als er durch dieses ging. Hinterher wußte er, daß sie nicht da war, und er freute sich darüber. Das wäre zuviel gewesen und würde ihm die tiefe Sicherheit geraubt haben, die ihn erfüllte. Es schien sinnlos, aber es war so.

Am nächsten Tage suchte er einen Einpauker. Er wollte die ganzen Ferien in der Stadt bleiben und sich für das kommende Semester vorbereiten, damit er nicht wieder ganz von vorn anzufangen brauchte.

Er arbeitete fleißig. An bestimmten Tagen ging er zu Skaarup und übersetzte Clairvoyance, erhaschte einen Schimmer von May und erhielt eine Tasse Kaffee.

Bald richtete er es so ein, daß er etwas früher kam, ehe Skaarup aus dem Kontor heimkehrte. Dann saß May immer

im Wohnzimmer, und sie plauderten zusammen. Nicht viel und nicht lange. Was sie in gedämpftem Tone sagten, klang wie Kleinigkeiten, die sie beide dachten. Ein feines Lächeln zeigte, daß es vieles gab, an das sie noch nicht mit Worten rühren konnten, etwas, das gern gesehen werden konnte, das aber nicht gehört und an das auch nicht bewußt gerührt werden durfte.

★

## 47. KAPITEL

May

May Skaarup saß am Klavier und hätte niedergeschlagen sein müssen. Sie hatte ihre Musik verurteilt.

Sie begriff die andern nicht, nicht die Eltern, nicht ihren Lehrer, nicht Herrn Bjarnö, den Seraph, wie Studiosus Barnes ihn nannte. Wie konnten sie nur sagen, daß sie Talent hatte. Das leblose Zeug, das sie produziert hatte. Sie versuchte noch ein wenig. Nein, es wollte mit nichts von alledem gehen, das sie kannte. Es wurde immer wieder genau so wie vorhin. Stümperei!

Nein, sie mußte etwas Neues haben. Das würde sie so spielen können, wie sie die Musik jetzt fühlte. Etwas Neues und am liebsten an einem neuen Ort.

Sie sah sich im Zimmer um und rümpfte die Nase über alle die gerechten Möbel, die da Schatten warfen. Man konnte förmlich sehen, daß sie Vater gehörten; so gut und fehlerlos waren sie.

„Aber der Puff dort, der gehört mir.“

Sie ging zu ihm hin und schlug mit der geballten Faust gemächlich auf den Bezug.

„Du bist, weiß Gott, das einzige, das hier im Hause richtig lebt.“

Der alte Puff, in dem sie ihre Hüte aufbewahrt hatte und den sie gekannt hatte, solange sie denken konnte. Den hatten sie ihr nicht entreißen können. Gott sei Dank!



Sie setzte sich darauf und sah sich im Zimmer um.

Sie wollte nun doch in aller Ruhe hier im Zimmer ordentlich auslüften und sehen, daß Mutter wieder ihr richtiges Gesicht bekam. Vater war ja natürlich im Grunde lieb — wenn er nur von seinem Piedestal heruntergeholt werden konnte. Sie konnte sich Mutters Gesicht noch gut vorstellen, das richtige also. Namentlich, wenn sie hier auf dem Puff saß.

Aber wie doch ein Mensch sonst ganz verschwinden kann.

Sie hatte nichts gesehen — wenigstens nicht ordentlich, von dem Augenblick an, seit sie in die Schule gekommen war.

Vor dieser Zeit konnte sie wohl ganz gut sehen — — und hören — — und so weiter.

Sie lachte. Und zwar über Josephine, deren Gesicht sie sich nicht mehr vorstellen konnte, aber deren lebenswürdige Stimme und mächtiger Körper unsterblich waren. Damals schien die Sonne wahrscheinlich immer am Tage, und so breit auch Josephine war, sie warf doch keinen Schatten.

Ihr war, als müßte die Sonne damals auch des Nachts geschienen haben. Josephine machte sie scheinen. Die Kleider der Engel wären schimmernd weiß, sagte Josephine. Josephine wußte genau Bescheid mit den Engeln. Zur Schlafenszeit kam sie, May zu holen. „Komm nun, mit den Engeln spielen,“ sagte sie, und sobald May ins Bett gesteckt war, setzte sich Josephine daneben, und dann fing sie an, Geschichten von den Engeln zu erzählen, bis May die Augen zufielen. „Jetzt kommen sie gewiß bald und holen dich,“ sagte Josephine, „nun haben sie Lust, mit dir zu spielen.“ „Spielen die Engel wirklich mit uns, während wir schlafen?“ fragte May gelegentlich einmal, und Josephine erklärte immer sehr bestimmt: „Mit den guten, ja. Und sie merken es, wenn du richtig an sie glaubst; dann beeilen sie sich und kommen. Und wenn du alt wirst und stirbst und noch immer an sie glaubst, dann kommen sie und holen dich und sagen: „Jetzt wollen wir immer zu-

sammenbleiben, nicht nur, wenn du schläfst.' Und dann kannst du alle erkennen, mit denen du gespielt hast."

„Dann kann es ja gar nicht so schlimm sein, zu sterben,“ meinte May.

„Bewahre, das ist nur schön,“ sagte Josephine.

Wenn sie dann von Engeln geträumt hatte, erzählte sie es Josephine. „Da kannst du es sehen,“ sagte Josephine.

„Ja, aber ich möchte sie gern einmal wirklich sehen.“ sagte May.

„Das können unsre Augen nicht aushalten,“ sagte Josephine. „Sehen kann man sie erst, wenn man tot ist. Merken kann man sie wohl, während man lebt.“

„Ich will lieber leben,“ sagte May, „aber ich freue mich doch, daß ich sie einmal zu sehen bekomme.“

Es war deutlich zu sehen, daß Josephine die Wahrheit sprach; denn alle Gesichter im Hause sahen so freundlich und froh aus, als ob sie die ganze Nacht mit Engeln gespielt hätten. Eines Tages war da eine fremde Dame, die May ansah und lächelnd ihrer Mutter zuflüsterte: „Sie ist ja ein kleiner Engel.“ May hörte das und dachte: „Dann kann man es mir also auch ansehen.“ Darüber war sie froh.

Es kam eine Zeit, wo Josephine nirgends war, und einmal sagte jemand, Josephine sei tot. Diese Nacht träumte May sehr deutlich von den Engeln. Sie spielten auf einer großen Wiese mit vielen Blumen, als plötzlich eine sonderbar große und unbeholfene Gestalt geflogen kam, die unter den anderen wie eine Riesenfledermaus aussah. May war es, als müsse sie sie kennen, und alle Engel riefen: „Da kommt Josephine,“ und dann lachten sie ganz laut und steckten die Köpfe unter die Fledermausflügel, wie Küchlein unter eine Henne, worauf Josephine Geschichten von den Menschen zu erzählen anfang.

Jedesmal, wenn May daran dachte, mußte sie lachen, und das tat sie auch jetzt.

Frau Skaarup ging durchs Zimmer und sah sie mit vom Lachen feuchten Augen und glucksendem Hals auf dem Puff sitzen.

„Du denkst gewiß an etwas Lustiges?“ fragte sie.

„Ich denke an den Tod,“ sagte May und mußte noch mehr lachen.

„Ja, die Jugend hat gute Weile,“ sagte Frau Skaarup. „Wenn man älter wird und dem Tode näherkommt, sieht er ernsthafter aus. Nicht, daß das Leben mehr zum Lachen wäre als der Tod,“ fügte sie hinzu. Dann ging sie weiter an ihre Arbeit.

May stand auf und trommelte entschlossen mit den Fingern auf dem Tisch.

„Wir werden schon ordentlich wieder Licht und Luft ins Zimmer bringen und Sonnenschein auf Mutters kleines Gesicht.“

Wie lange hatte sie doch nichts gesehen oder nicht gewußt, daß sie sah!

Alles war so unwirklich, so weit weg gewesen.

Zuerst blieben die Engel weg. Sie waren wohl unter Josephines Flügeln geblieben.

Aber dann blieb sie schließlich wahrhaftig selber weg, und zwar viele, viele Jahre.

Es fing in der Schule an, in die sie so vertrauensvoll hinein-spazierte, als wären alle Schüler Engel. Das erste Ergebnis ihrer treuherzigen Offenheit waren stahlkalte, lauernde Blicke, leere Luft um sich her und dichte Gruppen von kichernden Köpfen in einiger Entfernung. Als sie das nicht mehr ertragen konnte, wurde das Kichern zu Gelächter.

Von dem Tage an begann May, eine Gardine vor ihre Augen zu ziehen, so daß niemand sehen konnte, was dahinter war. Freilich sah sie auch nicht viel von dem, was davor war. Sie machte sich auch nichts daraus; denn alle die Augen, denen sie begegnete, waren hinterlistig und konnten lügen. Natürlich konnte man mit den Leuten reden, aber irgend jemand gegenüber laut zu denken, da-vor mußte man sich hüten.

Aber sie träumte von einer einzigen Freundin, die offene, ehrliche Augen hatte. Sie fand niemals diese Augen. Aber die Sehnsucht danach nagte an ihrem Herzen.

Es half, als sie Klavierspielen lernte. In der Musik konnte man laut denken, ohne daß jemand sich darüber lustig machte. Im Gegenteil, sie sagten: „glänzend“ und „Talent“.

„Talent — jawohl!“ Sie nahm alle Noten und packte sie unten in den Schrank hinein. Sie trat ans Fenster und sah hinaus. Sie liebte den hellen Tag. Wie wunderbar doch das Leben war. Wenn man lange einen brennenden Wunsch hegte, so wurde er erfüllt, und wenn er erfüllt wurde, zeigte es sich, daß es ganz etwas andres und viel Besseres war, als man gewünscht hatte.

Die Augen, von denen sie geträumt hatte, fand sie unter einer Buche draußen im Walde. Das Leben konnte also so sein, wie es sollte. So sollten die Augen ihrer Freundin aussehen. Sie würde sie schon erkennen, wenn sie die Augen sah. Sie wünschte das so von Herzen, daß sie fühlte, es müsse geschehen.

Und eines Tages sah sie die Augen wirklich in Vaters Stube wieder. Sie waren etwas anders als draußen im Walde. Als sie sie dort unter dem Baume sah, entdeckte sie das Leben, so wie es sein sollte. Als sie ihr in der Stube begegnete, entdeckte sie sich selbst, und zum ersten Male freute sie sich über das Bild der May Skaarup, das sie in dem Blick eines andern sah. Sie besann sich auf ihr Alter und fühlte eine ruhige Würde, die ganz neu war und dabei doch immer in ihr gelegen hatte.

Das mit der Freundin hatte nicht mehr so große Eile. Aber jedesmal, wenn er kam, betrachtete sie genau seine Augen, vertiefte sich mit ruhiger Aufmerksamkeit in ihr Studium. Eines Tages sah sie, daß von der Ecke nach der Wange zu ein kleines Gespinst feiner Lächelfalten strahlte. Sie glichen so erstaunlich der Sonne, daß man fast glaubte, die Wärme im eignen Gesicht zu spüren. Sie waren winzig klein, aber sehr deutlich. Es mußte äußerst lustig sein, sie mit der Spitze des Zeigefingers nachzuzeichnen. Dies mit dem Zeigefinger wurde allmählich fast zu einer fixen Idee bei ihr. So eines Tages, als sie einen sehr spitzen

Bleistift gefunden hatte und durchaus ein Stück Papier haben mußte, um zu sehen, wie feine Striche sie zeichnen konnte. Ihre Mutter kam herein und sagte mit all ihrer vernünftigen Fürsorge: „Du mußt aber heute einen Mantel anziehen, wenn du in die Klavierstunde gehst. Wir bekommen Regen.“

„Es ist aber doch heller Sonnenschein,“ entfuhr es May.

„Gott mag wissen, wo die Sonne sitzt,“ sagte ihre Mutter.

Sie sah auf, das Fenster war grau. „Nein, es ist keine andre Sonne zu sehen als die, die ich hier gezeichnet habe,“ sagte sie und lachte.

Ihre Mutter kam zu ihr hin und wollte sehen, aber May zerknitterte nervös das Papier, weil ihr einfiel, daß die Sonne zu deutlich einem Auge mit feinen Lächelfalten glich. Daran war der verrückte Zeigefinger schuld! Sie sah ihn streng an und verliebte sich förmlich in ihn.

Er kam einen Tag um den andern. Es war fast, als dichtete sie einen Roman. Denn es kam stets so, wie sie wollte. Sie wünschte, er möge ein wenig zu früh kommen, und schon das nächste Mal kam er — sogar eine ganz beträchtliche Weile zu früh, und sie mußte ihn ja unterhalten, bis Vater kam.

Wenn sich die Stunde näherte, dachte sie zuweilen: „Ich bilde es mir nur ein, daß er kommt.“ Wenn die Stunde vergangen war, wußte sie jubelnd: „Er existiert wirklich!“

„Aber mir ist, als hätte ich ihn immer gekannt,“ dachte sie eines Tages, „wie kann das nur sein?“ Im selben Augenblick fühlte sie, daß sie errötete, und wußte Bescheid. Sie hatte ja immer geträumt. Die Träume, die wie schlafende Vögel in einem Käfig gesessen hatten, waren ins Freie hinausgeflattert und umschwärmten ihn lebend. Eine trennende Mauer war niedergebrochen; es gab keinen Unterschied zwischen dem Leben und dem Traum.

Seit jenem Tage ward es notwendig, mit ihm zusammenzusein, mit ihm zu sprechen und ihn sprechen zu hören; aber gerade seit jenem Tage wurde es unglaublich schwer,

etwas ausfindig zu machen, was sie sagen könnte. Heute aber wollte sie ihn geradeheraus fragen; denn es war doch lustig, etwas Genaueres voneinander zu wissen.

Und als er kam, fragte sie offen und geradeheraus, so daß er merken konnte, daß es ein Gedanke war, den sie den ganzen Tag mit sich herumgetragen hatte: „Wollen Sie mir nicht etwas von sich selbst erzählen?“

Er fühlte, daß die Vertraulichkeit zwischen ihnen jetzt offenbar wurde, und er wünschte, daß sie alles von ihm wüßte.

Aber als er die Aufmerksamkeit auf sein eigenes Leben richtete, um ihr alles zu offenbaren, was er davon wußte, fand er plötzlich, es sei da fast nichts zu sagen.

„Ich will Ihnen gern alles erzählen,“ sagte er, „aber eigentlich habe ich noch nicht lange gelebt. Es ist sonderbar, wenn ich jetzt — weil Sie mich fragen — mich nach mir selbst umsehe. Denn da entdecke ich, daß ich lange weg gewesen bin. Ich. Denn mir ist, als hätte gar nicht ich gelebt, sondern einer, der nach mir suchte. Es sind viele Jahre vergangen, die mich gar nichts anzugehen scheinen. — Das klingt töricht.“

„Nicht für mich,“ sagte May. „Mir geht es ebenso. Ich bin nicht wach gewesen, seit ich zur Schule kam. Seitdem bin ich nur im Schläfe gegangen. Ich glaube, uns ist es in gleicher Weise ergangen. Aber erzählen Sie trotzdem.“

„Was soll ich erzählen?“ sagte er lächelnd. „Es war einmal ein Junge, der hieß Jens, und der war ich. Eines Tages verschwand er, und es kam ein Bursche, der hieß Dahl, und ich glaubte, das sei ich. Eines guten Tages schlief er ein, und es erwachte ein junger Mann, der Jens hieß — und das bin ich, der hier sitzt. Alles das andere, glaube ich, ist etwas Häßliches, was ich geträumt habe. Ich habe nie mit diesem Dahl auskommen können.“

„Erzählen Sie mir trotzdem ein wenig von ihm.“

„Das kann ich nicht, ohne Ihnen erst ein wenig von dem Jungen zu erzählen,“ sagte er.



„Von dem will ich am allerliebsten hören,“ sagte sie.  
„Von dem Jungen ist nicht viel zu sagen,“ begann er.  
„Es war kein Abstand zwischen mir und dem Himmel, der in mir ruhte. Ich wanderte im Paradiese. Eines Tages wurde es aber mit einem Schlüssel verschlossen, und seit jenem Tage war ich friedlos und fühlte die Notwendigkeit, meine Seele zu erlösen. Ich wurde religiös. Ich wurde Theolog. Die Theologie vertrieb mich aus dem Christentum. Aber ich hatte beständig eine Seele, die erlöst werden mußte. Ich suchte nach etwas. Ich glaubte, ich suchte Gott. Jetzt verstehe ich, daß ich mich selber suchte. So muß es gewesen sein. Denn jetzt, wo ich mich selbst wiedererkenne, ist kein Abstand zwischen mir und meinem eigenen Himmelreich. Ich bedarf keiner Religion — des einzigen, dessen ich früher bedurfte. Vielleicht ist Religiosität das Streben eines disharmonischen Sinnes nach Harmonie, und die Religionen sind auf Bekenntnissen von Männern aufgebaut, die strebten und ans Ziel kamen. Ich für meinen Teil finde, ich habe die ganze christliche Religion erlebt — und überlebt. Ich bin in einem Unschuldsparadies umhergewandert, in dem ich keiner Religion bedurfte. Ich bin mit einer Eva zusammen ausgestoßen worden und auf die Erde herabgestürzt. Ich erlebte Abels Tod; denn ich fühlte, daß der, den ich als mich erkannte, tot war. Ich hatte ihn selbst getötet. Wir tragen alle einen Brudermörder in uns. Seit jener Zeit bin ich allein gewesen, mit wem ich auch zusammen sein mochte. Und es ist nicht gut für den Menschen, allein zu sein. Eines Tages aber erwachte ich und sah die Buche vor dem Sündenfall, die Buche, so wie ich mich ihrer aus meinen Knabenjahren erinnerte. Es ging jemand vorbei, und ich blickte in das Auge eines Menschen, der nach demselben Leben suchte wie ich. Seit jenem Tage bin ich nicht mehr allein gewesen. Ich verstehe: wenn der Mensch zusammen mit Eva aus dem Paradies vertrieben wird, kehrt er mit Madonna dahin zurück. Durch sie kommt das Kind und erlöst den Menschen. So ist es mir ergangen. Der Junge ist

zurückgekommen. Der Erwachsene betet Madonna an. Mehr habe ich nicht zu sagen. Ich suchte nach Gott. Wenn Gott die Liebe ist, so ist Gott dort, wo ich jetzt bin, und in mir ist nichts, was ich verbergen möchte. Nicht vor irgendeinem Gott. Nicht vor irgendeinem Menschen. Nicht vor Ihnen. Was ich jetzt fühle, bekenne ich mit jedem Teil meines Wesens. Himmel und Erde sind eins, und es gibt keinen Unterschied zwischen Körper und Seele.“

May stand auf. Er trat dicht an sie heran.

Im selben Augenblick vernahm er Schritte draußen auf dem Flur. Ehe er sich umdrehte, um zu sehen, berührte er zufällig ihren Arm. Als er sie erröten sah und das leichte Zittern ihrer Hand bemerkte, wußte er noch sicherer, daß Seele und Körper eins waren.

Aber die Tür ging auf und Skaarup kam herein.

„Dies wird vorläufig die letzte Stunde,“ sagte er. „Ich habe eben die Nachricht bekommen, daß ich in Geschäften nach Stockholm reisen muß.“

„Lange?“ fragte Dahl.

„Nur eine Woche,“ sagte Skaarup und nahm Dahl mit in sein Zimmer.

Nach dem Unterricht begleitete er ihn, sehr gegen Dahls Willen, bis an die Tür hinaus.

★

## 48. KAPITEL

### Eine seltsame Dame

Die „Alte“ klopfte an die Tür und guckte herein.

„Herr Barnes ist da,“ sagte sie.

Dahl war verwundert. Er hatte Barnes seit langer Zeit nicht gesehen und erwartete ihn nicht. Sie waren in aller Stille auseinandergeraten — es machte sich ganz von selbst, daß sie nicht mehr zusammenkamen.

Barnes kam herein, nickte „Guten Tag“ und setzte sich. Sein Ausdruck war kühl, fast widerwillig, aber Dahl hatte

das Gefühl, daß sich hinter dem zurückhaltenden Wesen eine tiefe Bewegung verbarg, die vermutlich die Ursache war, daß sich Barnes überwunden hatte und ihn besuchte.

Die Überwindung mußte ihn viel gekostet haben, denn er konnte sich kaum entschließen, zu reden. „Du wunderst dich offenbar, daß ich hier sitze,“ sagte er. „Offen gestanden, ich mich auch. Im Grunde kann ich dich immer weniger leiden. Das kommt vielleicht von einem kleinen Händedruck, den du mir einmal gabst,“ fuhr er fort. „Einmal, als ich dir gerade etwas erzählt hatte, was ich anderen nicht sagen konnte — wenigstens verständigen Menschen nicht.“

Er lächelte halb wehmütig, halb spöttisch.

„Entweder ist es der kleine Händedruck vom erstenmal, wo ich einen Freund bekam, den ich noch immer tief in mir trage — oder es mag daher kommen, daß ich dich nicht zu den verständigen Menschen zähle.“

Er saß eine Weile in sich selbst versunken, als sei niemand zugegen. Eine verwunderte Freude erfüllte ihn und teilte sich seinem Gesicht mit. Dahl hatte ihn noch nie so gesehen.

Aber als er aufsah und sein Blick auf Dahl fiel, veränderte er sich völlig. Es war ein zurückhaltender, kaum freundlich gesonnener Kamerad, der sprach.

„Ich komme übrigens auf einem Umweg zu dir. Ich bin beim Kommerzienrat gewesen. Es handelte sich um eine Anmeldung in der Theosophischen Gesellschaft. Nein, nicht ich selber. Ich bin mit dem Unsinn fertig. Ich erzählte dir wohl einmal, daß ich mich mit einigen Untersuchungen beschäftigte. Hier ist ein Buch, wenn du es lesen willst. Es ist eine Enthüllung von Madame Blavatskys Mahatmabetrügereien. Und hier ist ein andres, das die Fälschungen der Mahatmabriefe ihres Jüngers, des Mr. Judge, enthüllt.“

„Und trotzdem bist du mit einer Anmeldung beim Kommerzienrat gewesen?“

„Ja.“

„Ich begreife dich nicht,“ sagte Dahl.

„Ich begreife mich selber auch nicht.“

„Kennt der Kommerzienrat die Enthüllungen?“ fragte Dahl nach einer Pause.

„Ja. Aber er blieb ganz gleichgültig. Er habe die Menschen nie ein Heiligtum erlangen sehen, ohne es zu entheiligen, sobald sie fünf Minuten davor gekniet hätten, sagte er. Im übrigen aber sollte ich die Anmeldepapiere zu Skaarup bringen; er selber wollte nichts mehr damit zu tun haben. So ging ich denn zu Skaarup.“

„Der ist nicht zu Hause,“ sagte Dahl.

„Nein, er ist in Stockholm, aber das konnte ich ja, Gott sei Dank, nicht wissen.“

Er starrte eine Weile auf den Fußboden.

„Bei Skaarup habe ich eine Dame getroffen.“

Dahl zuckte zusammen.

„Fräulein May?“ fragte er.

„Nein. Eine Dame aus Amerika. Einer von Frau Skaarups Verwandten lebt in Kalifornien in der Nähe dieser Dame. Und als er hörte, daß sie nach Europa fuhr, bat er sie, Frau Skaarup einen Gruß zu überbringen. Sie sind, glaube ich, in ihrer Kindheit Spielkameraden gewesen. Aber Frau Skaarup kann nicht Englisch. Die Dame ist von Geburt Norwegerin, spricht also ein wenig Norwegisch. Aber das half Frau Skaarup nicht viel, weil es amerikanisches Norwegisch ist. So wurde ich denn Dolmetscher. Und schließlich machte ich einen Spaziergang mit der Dame, um ihr die Stadt zu zeigen. Nun verstehe ich trotzdem, weswegen ich zu dir gekommen bin. Wenn ich dir mehr erzähle, glaubst du nämlich, ich bin verrückt geworden. Und du bist der einzige Mensch, dem gegenüber mir diese Auffassung nicht peinlich ist, alldieweil ich selbst geneigt bin, dich für halb verrückt zu halten. Nun bin ich so klug. Ich wanderte also mit der Dame durch die Stadt. Frau Skaarup glaubte, sie wäre Theosophin. Ich weiß nicht weswegen, aber sie glaubte es. Sie war es indessen nicht. Nun habe ich mich lange in metaphysischen Grübeleien

herumgetrieben, in denen der Theosophie wie in denen Hegels und aller möglichen andern, so daß ich das Bedürfnis hatte, sie mit einem fremden Menschen zu reden. Außerdem wird es mir am leichtesten, abstrakt auf englisch zu reden. Aber ich konnte nicht dazu kommen. Jedesmal, wenn ich — sagen wir — eine Weisheit abschießen wollte, kam sie mit einer störenden Frage: Wie viele Schlösser hier in Kopenhagen seien; ob der König noch andre Kinder habe als den Kronprinzen; ob er Brüder habe? Ich wurde todmüde davon, alle diese dummen Fragen anzuhören. Ich gab sie auf, ließ die Metaphysik in die Luft flattern, wohin sie gehört, und hielt meinen Mund. Dann hielt sie ihren auch, und wir gingen ganz gemütlich miteinander spazieren. Wir gingen auf die lange Linie hinaus, und da draußen sah ich, daß das Wasser blau war. Das ist durchaus nicht zum Lachen; denn ich habe nie ein so lebhaftes Blau gesehen, nicht, seitdem ich einmal auf dem Rücken in einem Heuschaber lag und in aller Unschuld glaubte, daß ich in den Himmel hineinsähe. Die Kutter wiegten sich leise auf dem blauen Sund. Ihre Segel waren weiß. „Auf dem Wege fahren die Schiffe nach Amerika,“ sagte sie.

Ich hatte die törichte Vorstellung, daß sie gar nicht von dem geographischen Amerika sprach, sondern von jenem frischen, unberührten Amerika, von dem wir als Knaben träumten, wenn wir Cooper lasen. Ich sah zu den weißen Segeln hinüber und auf den blauen Sund und sagte zu der frischen Brise, die ich in meinen Sinnen fühlte: „Ja, dies ist der Weg nach Amerika.“

Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich früher jemals so gegangen bin und einen Menschen so gut habe leiden können. Ich dachte nicht weiter an sie, aber ich freute mich, daß sie da war, und ich wäre gern immer weiter gegangen, bis ans Ende der Welt. Wir gingen auch so weit, wie wir kommen konnten — bis ans Ende der Mole. Da kehrte ich ihr den Rücken zu und sah die Küste entlang und dachte im selben Augenblick, daß das Leben und die

Erde merkwürdig schön sein könnten. Da hörte ich ihre Stimme direkt hinter mir: „Ja, das Erdenleben kann schön sein.“ Ich drehte mich um, und sie sah mich an, als hätten wir die ganze Zeit davon gesprochen. Aber ich hatte ja nicht ein Wort gesagt.

Wie ich ihr in die Augen sah, hatte ich ein Gefühl, als wäre ich, seelisch gesehen, splinternackt, als wären selbst die Winkel in mir, die ich am sorgfältigsten verberge, hell beleuchtet. Ich errötete — sowohl über meinen schwachen Charakter, als auch über mein törichtes Gefühl, daß sie alles wisse. „Zum Kuckuck auch, was für ein Mensch ist das denn,“ dachte ich. Sie lachte. „Ich kann Ihnen ja gern erzählen, wer ich bin,“ sagte sie.“

Barnes schwieg und sah Dahl kritisch an.

„Ja — nun kommt aber das Lächerlichste,“ sagte er. „Ich will es erzählen, wenn auch nur, um selbst zu hören, wie töricht es klingt, wenn ich es zu jemand sage. Sie sei in Norwegen geboren, sagte sie. Ihr Vater war ein armer Mann, der nach Amerika reiste, als sie noch ein Kind war. Sie sei glücklich unwissend, habe gerade nur lesen und schreiben gelernt, nicht einmal sonderlich gut; das habe ich selbst gesehen. Sie kam nach dem Westen, und sie hatte keinen anderen Lehrer als Himmel und Erde und das, was dort stand und wuchs. Sie lebte, wie sie es nannte, ein natürliches Leben. Als sie dreißig Jahre alt war, wurden ihr die Augen geöffnet — so nannte sie es — und sie wurde zu einem Werkzeug für höhere Mächte auserwählt. Sie hat jetzt eine Schule für geistige Hygiene in Los Angeles in Kalifornien. Ich kann mich nicht entschließen, alles zu wiederholen, was sie über ‚die höheren Mächte‘ sagte und ihre Arbeit, den Menschen zu helfen. In meinem Mund klingt es wie Torheit, aber wenn sie es sagt, glaubt man, daß man es sieht. ‚Der geistigen Mächte sind viele,‘ sagte sie, und nach ihrer Schule kommen Leute, deren Natur zu den Mächten gehört, denen sie dient. Aber auch an anderen Orten gibt es Leute, die unter dem Schutz ihrer ‚Mächte‘ stehen. Auf ihrer Reise hat sie mehrere ge-



troffen und hat stets den Befehl erhalten, zu ihnen hinzugehen. Ich weiß nicht, ob du es dir von mir vorstellen kannst. Aber ich stand da wie ein Kind und dachte, ob ich wohl zu denen gehörte, die unter dem Schutz ihrer ‚Mächte‘ stehen, und ich hatte nicht den Mut zu fragen, aber sie antwortete trotzdem: ‚Sie gehören dazu, Mr. Barnes. Sie wurden heute zu Skaarup geschickt, und ich werde um Ihretwillen — und namentlich um noch jemandeswillen eine Weile hierbleiben.‘ Ich wurde geschickt — ja, von dem Kommerzienrat, der nichts wußte. Das klingt wie die Rede eines Scharlatans, das höre ich selber. Aber was nützt das, wenn ich es glaube! Ich habe nicht die Macht, es zu unterlassen. Ich weiß nicht, was an ihr meinen kritischen Sinn lähmt und mich zwingt, gegen meinen Willen zu glauben. Ich sehe ihr Gesicht deutlich vor mir und finde, daß nichts Ungewöhnliches daran ist. Sie hat eine Goldplombe im linken Eckzahn. Das entdeckte ich, als sie über einen meiner besonders kunstvollen englischen Sätze lachte. Ihr Gesicht ist stark und rein, aber so neutral, daß man keine hervorragenden Eigenschaften darin entdeckt. Ja — die Augen haben zuweilen ein scharfgeschliffenes Aufblitzen, als setzte sie eine neue Linse in sie hinein. Ihre Gestalt umgibt ein goldener Schimmer, dessen Ursache ich nicht ergründen kann. Vielleicht kommt es von ihrer Stimme und namentlich von dem eigentümlichen Metallklang ihres Lachens, bei dem ich fortwährend an Gold denken muß. Gott weiß, wer der andre ist, dessentwegen sie eine Weile hierbleiben will. Wir gingen in den Schloßgarten und setzten uns. Da sagte sie mir alles über mich selber und über mein Streben, wo es richtig und wo es verkehrt sei, und ich wollte, es wäre alles so, wie sie sagte.“

„Wußte der Kommerzienrat etwas von ihr?“ fragte Dahl.

„Dann hätte er sie erwähnen müssen,“ sagte Barnes.

„Ein so merkwürdiges Wesen läßt man nicht unerwähnt, wenn man weiß, daß der, mit dem man spricht, sie möglicherweise treffen wird.“

Er stand auf und sah zum Fenster hinaus.

„Weißt du übrigens, wen ich in der Theosophischen Gesellschaft angemeldet habe?“ Er wandte sich um und sah Dahl scharf an: „Katharina Sonne.“

„Katharina —!“ Dahl sah verwundert auf. „Katharina — hat sie — ich wußte nicht, daß sie dergleichen Interessen hat.“

„Das wußte ich auch nicht,“ sagte Barnes zögernd, „bis sie mich eines Tages fragte, ob ich dich gelegentlich sähe, und ich ihr antwortete: ich sähe dich niemals, seitdem du Theosoph geworden wärest. Da fragte sie mich, was Theosophie sei, und als ich es ihr erklärte, bat sie mich, sie in der Theosophischen Gesellschaft anzumelden. Ich erzählte ihr von den Enthüllungen; aber sie will die Sache nun selbst untersuchen. Ich habe mit ihrer Mutter gesprochen.“

Dahl sah ihn fragend an.

„Ja,“ sagte Barnes. „Darf ich dich etwas fragen? Katharina ist unglücklich. Du ahnst nicht, wie sie aussieht. Ich fragte ihre Mutter, was ihr fehle, und Frau Sonne — nun, sie glaubt, daß ihre Tochter mit dir dasselbe erlebt hat wie sie mit dem Cappellano in Rom. Und Katharina kommt nicht darüber hinweg wie sie. Darf ich dich fragen, ob es religiöse Gründe waren, weswegen du — — weswegen du damals weggingst? Denn dann gehörtest du ins Irrenhaus.“

„Das war es nicht,“ sagte Dahl.

Barnes schwieg eine Weile.

„Nun tritt sie in die Theosophische Gesellschaft ein, um dich dort zu treffen! — Das arme Mädchen, sie kämpft um ihr Leben. Wie kannst du — wie kannst du es fertigbringen, dir nichts aus ihr zu machen?“

„Ich mache mir ja etwas aus ihr,“ sagte Dahl, „und es tut mir bitter weh für sie, aber — — aber das, was sie erwartet, kann ich nicht.“

„Warum nicht?“ sagte Barnes.

Dahl sah auf, und Barnes begegnete seinem Blick.

„Ach so,“ sagte er. „Das unbarmherzige Glück strahlt dir aus den Augen. Arme Katharina!“

„Du hast sie selbst lieb,“ sagte Dahl. „Du bist in Katharina verliebt, Barnes.“

„Verliebt?“ wiederholte Barnes. „Verliebt — ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß sie sich nichts aus mir macht und daß ich immer tue, was sie mich zu tun bittet, selbst wenn ich sehe, daß es zu ihrem Schaden ist.“



## 49. KAPITEL

### Schatten der Vergangenheit

Die Arbeit ging ihm spielend leicht von der Hand. Der Fleiß war etwas Selbstverständliches geworden. Er erlebte es endlich einmal wieder, daß er jeden Abend mit dem guten Gefühl ins Bett ging, das ausgerichtet zu haben, was er sollte.

Die „Alte“ war glücklich. Schließlich konnte sie nicht mehr an sich halten und mußte es ihm sagen. „Sie sehen so vergnügt aus, Herr Dahl,“ sagte sie eines Tages, als sie den Kaffee brachte. „Ich habe mir lange gewünscht, Sie wieder einmal so gut aufgelegt zu sehen, wie Sie es heute sind.“

Dahl betrachtete das runzlige Gesicht, von dem er ihr ganzes Leben glaubte ablesen zu können. „Wissen Sie was,“ sagte er, „Sie sind ja hübsch!“

Die „Alte“ lachte: „Na, das ist lange her, seit mir jemand das gesagt hat! Aber Sie sind wohl so froh, daß Sie Ihre eigene Freude überall sehen und glauben, Sie sehen was Schönes.“

„Wenn man nun so vergnügt ist,“ sagte Dahl, „daß man oft nicht weiß, ob das, worüber man sich freut, wirklich existiert oder bloß in der Einbildung — ist man dann verrückt?“

„Man müßte denn verliebt sein,“ antwortete die „Alte“, ohne sich zu besinnen.

Dahl sprang auf und drehte sie rund herum: „Sie sind ja nicht bloß hübsch, Sie sind auch klug!“

„Und Sie sind wirklich verrückt,“ sagte die „Alte“, nach Luft schnappend, „verrückt und verliebt, und das eine kommt von dem andern.“

Dahl lachte und machte sich an seine Arbeit. Zwischen den Buchstaben tauchte ein schönes Gesicht auf und arbeitete mit, und das war nicht das der „Alten“.

Gegen Abend ging er zu Nanna Bang. „Spendieren Sie mir eine Tasse Tee?“

Ob sie es wollte!

„Schön, daß Sie kommen,“ sagte sie, „ich möchte so gern mich mit Ihnen über etwas aussprechen. — Wie denken Sie über die katholische Kirche? Sie sind freilich protestantischer Theologe, aber die katholische Kirche ist doch die Mutterkirche, nicht wahr? Ich denke sooft, wenn wir in einem katholischen Lande lebten, — dann würde es viel leichter für mich sein, dann würde ich, glaube ich, Nonne werden. Aber wenn nun alle unsre Bekannten Protestanten sind — es sieht so lächerlich aus, wenn man ins Kloster geht. Dann glauben sie, daß es am Verstande hapert. Sie haben nun einmal nicht die Tiefe, dem Leben gegenüber, die Protestanten — im allgemeinen. Aber ich finde, das Leben ist nichts als Kummer und Enttäuschungen, wenn man es nicht leichtsinnig betrachtet. Es steht niemals still, das Leben meine ich, und nie kann man sich darauf verlassen, daß etwas morgen noch so ist wie heute. Nehmen wir zum Beispiel Adolf und Alvilda, die meine einzigen Freunde waren. Adolf ist mein Vetter, Alvilda war meine Freundin, und wenn die Freundschaft nach Ihren Begriffen vielleicht auch nur oberflächlich war, so waren sie doch meine nächsten. Nun, Adolf und Alvilda kommen nicht mehr zu mir. Und da ging ich denn gestern zu ihnen. Und wenn ich etwas im Leben bereue, so ist es das. Denn in alten Zeiten — ja, da war freilich das Gedankenlesen und die Séancen und alles das, womit man sich ja eigentlich nicht befassen darf, und dann Adolfs Gerede von all den Damen, die in ihn verliebt waren. Sie wissen ja, er ist so schön, und namentlich ist er es

gewesen. Aber es war doch für mich ein altgewohntes Heim, und ich ging gern dorthin. Und Alvilda war so lieb, wenn sie von der kleinen Ingeborg sprach. Wollen Sie mir nun glauben, daß ich sie gestern abend gar nicht wiederkannte? Es waren keine Séancen, denn Alvilda will das nicht mehr. Und stellen Sie sich vor, Adolf hat sich darein gefunden! Und es war doch sein größtes Interesse. Alles beiseite geschoben, weil Alvilda nicht mehr will. Und er hoffte doch berühmt zu werden durch das Buch über Medien, das nun niemals geschrieben wird! Und er war doch daran gewöhnt, daß Alvilda in allem nach seiner Pfeife tanzte! Er wird nun von Alvilda ganz absorbiert. Er umkreist sie und liest ihr die Wünsche von den Augen ab, als hätte er sie nie zuvor gesehen. Nur Alvilda hier und Alvilda da, und nichts weiter! Und Alvilda geht mit einem verschlossenen Gesicht umher, als brüte sie über einem Mord. Ja, das ist nicht übertrieben. Ich fragte, warum sie nicht mehr kämen, und Adolf blinzelte mir zu, ich sollte nicht danach fragen. Aber als Alvilda in die Küche ging, sprach er doch davon, ganz leise, denn ich sollte es doch wissen. Sie kämen nicht mehr zu mir, weil Alvilda nicht wollte, sagte er, und er müßte sich ihr ja fügen, das könnte ich doch verstehen, denn Alvilda sei eine prachtvolle Frau, sie sei alles für ihn, mehr denn je, denn sie sei erwacht, aufgeblüht. Früher sei sie eine ziemlich kühle Natur gewesen — aber jetzt, er schwieg erst, als er sah, daß ich geradezu erröten mußte, weil es mir klar wurde, daß er nicht von Alvildas Herzen sprach, sondern von dem Sinnlichen. Und da sagte er geradeheraus, Alvilda dächte gerade in dem Punkt so strenge, wenn man nicht verheiratet wäre, viel strenger als er, der es ganz gut verstehen könnte — ja, ich schäme mich, es zu sagen, was er meinte, aber wenn Alvilda sich geniere, noch zu mir zu kommen, so käme das daher, weil sie die Überzeugung gewonnen hätte, Sie und ich — wir — wir hätten etwas zu verbergen. Adolf genierte sich wirklich nicht, das geradeheraus zu sagen. Aber Sie können mir glauben, als Alvilda wieder

hereinkam, da nahm ich auch kein Blatt vor den Mund und nahm keine Rücksicht auf Adolfs Blinzeln. Über mich, sagte ich, könnte sie denken, was sie wollte, und glauben, was ihre Natur ihr eingab — ja, das sagte ich, denn ich war so empört Ihretwegen, — aber über Sie, sagte ich, wollte ich so etwas nicht hören, weder von ihr, noch von anderen. Aber da hätten Sie Alvilda sehen sollen, so böse, wie sie aussah! Sie lachte, daß es mir den Rücken kalt hinunterlief. Ich war so wütend Ihretwegen, daß ich etwas sagte, was ich nicht hätte sagen sollen, wenn es auch wahr ist. Ich kannte Sie, sagte ich, und wenn Alvilda so über Ihr Verhalten zu den Frauen denken könnte, so nur deshalb, weil ihre Gedanken Ihnen gegenüber nicht rein wären. Da wurde sie feuerrot und ich konnte sehen, wie getroffen sie sich fühlte, und hinterher wurde sie leichenblaß und sagte: „Adolf, hast du gehört, was sie gesagt hat!“

Und da konnte ja Adolf nicht anders, er mußte mich hinauswerfen. Adolf stand dann auch auf und sagte, ich hätte seine Frau beleidigt, und er sei ein Mann, der für die Ehre seiner Frau eintrete, und nun breche er mit mir. Und ich ging nach Hause und weinte. Denn Adolf und ich haben uns von Kind auf gekannt, und als wir heranwachsen, war er obendrein eine Zeitlang in mich verliebt. Nicht, daß ich ihn hätte haben wollen. Ich erwähne das nur, damit Sie sehen können, wie gute Freunde wir waren. Und das alles hat sie zerstört, und er hat ihr gegenüber seine Selbständigkeit verloren, weil sie eine so niedrige Macht über ihn gewonnen hat. Nun, Sie dürfen nicht so traurig aussehen! Sie machen sich doch nichts daraus, was so eine Person denkt!“

Der Anblick seines verzweifelten Gesichts ergriff sie so stark, daß sie ihren eigenen Kummer vergaß. So stark war ihr Wille, ihn zu trösten, daß sie Worte sagte, die später eine Richtschnur für ihr eigenes kleines Leben wurden: „Es ist doch ganz gleichgültig, was die Menschen von uns denken, wenn wir selbst nur so sind, wie wir sein sollen.“



Sie stutzte, als sie es gesagt hatte. Die Worte gingen in sie selbst hinein, sie fühlte, daß ihre Seele wuchs, und sie wandte mutig ihr Antlitz dem Leben und seinen Schickungen zu.

Ja, als sie sah, daß sein Gesicht noch immer den gequälten Ausdruck hatte, legte sie ihrem Wachstum noch eine Elle zu und sagte: „Ich weiß recht gut, worüber Sie traurig sind. Sie denken, daß Sie gewissermaßen schuld daran sind, daß ich meine einzigen Freunde verloren habe. Aber Sie sollen sich nicht daran kehren. Nicht auf das, was uns geschieht, sondern auf die Art, wie wir es hinnehmen, kommt es an. Und ich verspreche Ihnen, daß ich dies so hinnehmen will, wie ich weiß, daß Sie selber es hinnehmen würden.“

Sie sah ein dankbares Aufblitzen in seinen Augen, ward bewegt und wollte ihn schwesterlich auf die Wange küssen, besann sich jedoch, weil ihr einfiel, daß das Alvilda auf eine häßliche Art auslegen würde.

★

## 50. KAPITEL

### Miß Dale

May Skaarup wartete auf Miß Dale. Sie dachte an den Tag, als die Mutter sie gebeten hatte, in Vaters Stube eine Amerikanerin zu unterhalten, die ihr einen Gruß von einem Kindheitsfreund in Kalifornien überbracht hatte. Pflichtschuldigt war sie hineingegangen; die fremde Dame erhob sich und kam ihr entgegen.

Zuerst sah sie nur die Augen, die ruhig auf die ihren gerichtet waren und aus weiter Ferne immer näher kamen, und sie bildete sich ein, diese Dame sei vom Ende der Welt gekommen, einzig und allein, um sie zu treffen. Ehe sie ganz zu ihr gelangte, war es ihr, als seien sie alte Bekannte aus irgendeiner vergessenen Zeit, lange vor Josephines Zeit. Und ehe sie noch ein Wort gesprochen

hatten, lag ihr Kopf an Miß Dales Brust, und Miß Dales Arm lag um ihren Hals. Bald darauf plauderten sie, als hätten sie einander immer gekannt, und sie fand, daß ihr eigenes Dänisch ebenso komisch klang wie Miß Dales amerikanisches Norwegisch.

Das Leben fügte sich freundlich ihren Wünschen und Bedürfnissen. Ihretwegen mußte auch Vater gerade zu diesem Zeitpunkt nach Stockholm fahren, sonst hätte er ja Miß Dale auf Grund ihrer Clairvoyance gleich annektiert und hinterher geglaubt, er könne selbst Gedanken lesen.

Aber nun besaß sie Miß Dale ganz und gar. Sie kam jeden Tag, und obwohl sie über vierzig Jahre alt war, merkte May den Altersunterschied nicht. Miß Dale nahm lebhaft teil an allem, was May betraf, ging ganz in ihre kleine Welt hinein und nahm sie mit hinein in ihre eigene abenteuerliche.

Daß etwas so Seltsames so natürlich sein konnte! Sie mußte lachen, wenn sie an das erstemal dachte, als es geschah. Sie glaubte, sie sei schläfrig geworden, weil Miß Dale so still dasaß.

Sie war ins Zimmer hineingekommen, während Miß Dale schrieb.

„Darf ich ein wenig bei Ihnen sitzen?“ fragte sie.

„Ja, wenn Sie still sein können. Ich schreibe an meine Verwandten in Kalifornien. Ich schreibe, daß ich länger hierbleiben werde, als ich glaubte.“

May setzte sich in einen Lehnstuhl und wartete.

Es war ein langer Brief, und es war still im Zimmer.

Mays Augen wollten schon zufallen, wie wenn Josephine Geschichten erzählte.

Die Augen schlossen sich über einem unsagbar wonnevollen Frieden, der in ihrem Herzen sproßte. Sie wünschte, das Denken lassen zu können, damit mehr Platz würde für den wunderbar lebenden Frieden, der an Fülle zunahm. Sie wünschte, sich ihm ganz hingeben, darin einschlafen zu können. „Wenn ich jetzt einschlafe,“ dachte

sie, „so glaube ich wirklich, daß ich unter Engeln einschlafe.“ Sie nahm sich zusammen, denn sie war im Begriff, sich ganz gehen zu lassen, obwohl sie nicht allein im Zimmer war. Sie sah schnell zu Miß Dale hinüber.

Die saß nicht mehr am Schreibtisch. Sie mußte sehr leise aufgestanden sein, denn sie saß jetzt an der anderen Seite des Tisches und beobachtete May. Als May sie ansah, lächelte sie. „Nun, Miß May, wie befinden Sie sich?“

May konnte sehen, daß Miß Dale wußte, wie herrlich ihr zumute war. Dann machte es also nichts, wenn sie sich gehen ließ... Sie lehnte sich zurück und glaubte, daß sie schlafen würde.

Da entdeckte sie, daß sie so wach war wie nie zuvor.

Sie saß in einem Lehnstuhl in Vaters Stube neben dem großen Tisch. Das wußte sie sehr wohl. Und an der anderen Seite des Tisches saß Miß Dale. Aber die ganze Seligkeit des Himmels war in May, und ihr Bewußtsein, das nicht dachte, sondern lebte und beobachtete, ging weit über seine gewöhnlichen Grenzen hinaus. Der Himmel und die Stube waren gleich wirklich und beide ihr gleich nahe.

Als sie anfang, sich hierüber zu wundern und darüber nachzudenken, wie dies möglich sein könne, entschwand der Himmel langsam, aber der Friede und die Seligkeit blieben in ihrem Herzen.

Sie wandte Miß Dale, die sie noch immer beobachtete wie eine Mutter, die ihr Kind erwachen sieht, ihr Gesicht zu.

„Nun, May — wie befinden Sie sich?“ sagte sie wieder wie vorhin.

May flüsterte dankbar: „Welch seliger Augenblick!“

Miß Dale lächelte: „Wie lange, glauben Sie, waren Sie in der Glückseligkeit?“

May dachte nach. „Wohl fünfzehn Minuten.“ Wenn sie nämlich die Zeit mitrechnete, unmittelbar bevor es begann.

„Wissen Sie, wieviel Uhr es war, als Sie hereinkamen?“ fragte Miß Dale.

„Ja,“ sagte May, „fünf Minuten über zwei.“ Sie sah nach ihrer Armbanduhr und starrte Miß Dale sprachlos an.

Die Uhr zeigte auf drei Viertel vier.

Mið Dale lachte leise: „Die Zeit im Himmel und die Zeit auf Erden halten nicht Schritt miteinander.“

„War das der Himmel?“ fragte May.

„Es war der Himmel,“ sagte Mið Dale, „soweit Ihre Augen ihn sehen können.“

„Ich sah nichts,“ sagte May, „ich wußte nur — obwohl,“ fügte sie nach einer kleinen Weile hinzu, „ich eine Empfindung hatte, als sähe ich einen lebenden, leuchtenden Stoff, der überall war und der sich in mich hineinsenkte.“

„Es war ein Stoff,“ sagte Mið Dale. „Er ist immer da, sonst könnten Sie nicht leben. In diesen Stoff, den Sie sahen, ist Ihre Seele gekleidet, wenn sie nicht mehr auf Erden ist. In den Stoff sind die Engel gekleidet.“

„Es gibt also Engel?“ sagte May. Es fiel ihr nicht ein, an Mið Dales Erklärung zu zweifeln.

„Ja, es gibt Engel,“ sagte Mið Dale.

„Sehen Sie sie?“

„Ich sehe sie.“

Und Mið Dale begann, May von der himmlischen Welt zu erzählen, die vor ihrem Auge sich aufgetan hatte, als sie dreißig Jahre zählte . . .

Während sie erzählte, wußte May, daß es so war; so nahe kam sie dem Erlebnis. „Sie sehen es beinahe, wenn ich es erzähle,“ sagte Mið Dale, „Sie können es besser als Herr Barnes. Er glaubt, während ich erzähle; hinterher kann er weder glauben noch nichtglauben. Herr Barnes spintisiert viel. Er spintisiert sich aus dem Leben heraus.“

„Ja,“ sagte May; sie verstand Barnes plötzlich, als sähe sie mitten durch ihn hindurch.

Sie konnte überhaupt gut sehen, wenn sie mit Mið Dale zusammen war.

Wie deutlich sah sie auf einmal ihr Heim! Im Grunde hatte sie es wohl immer gesehen, war sich aber nicht klar darüber gewesen.

Daß Vater es doch nicht selbst sehen konnte! Dachte er denn nie daran, wo die Freude in Mutters Gesicht geblieben war?

Nein. Er war so sicher, daß er das Richtige tat. Das Richtige ging ja von ihm aus, und er ahnte nicht, daß jede Tugend, die er bewunderte, eine Geißel für sein Heim wurde. Sie sah sehr wohl, wie das zuging. Sie hatte es gewußt, seit sie auf seinem Tische Mrs. Besants Buch, „Self-sacrifice“ hieß es, liegen sah. Er hatte für nichts weiter Sinn, während er es las, und hinterher predigte er früh und spät Selbstaufopferung und dachte an nichts weiter. Dachte namentlich nicht daran, daß er sich selbst immer wieder anspruchsvoller in seinem Heim breitmachte. Selbstaufopfernd war Mutter. Er sah nicht, daß die Sonne in Mutters Gesicht unterging, ahnte nicht, daß seine Selbstaufopferung ihn zu einem selbstgerechten Haustyrannen gemacht hatte.

Aber May wollte ihm schon eines Tages die Augen öffnen.

Es schellte. Ihr Gesicht strahlte; das mußte Miß Dale sein; sie war immer pünktlich.

Bald darauf saßen sie zusammen in Vaters Stube, und Himmel und Erde lagen wieder dicht nebeneinander.

---

Währenddessen befand sich Dahl auf dem Wege zu Skaarup. Er hatte in der letzten Nacht nicht viel geschlafen. Nanna Bangs Erzählung von Alvilda Quist hatte ihn gequält und entsetzt. Er sah fortwährend ihre Augen, wie sie an jenem Abend waren, als sie halb hypnotisiert in die seinen starrte und von der entsetzlichen Verantwortung, zu leben, sprach. Sie verfolgten ihn sogar im Schlaf. Sie flößten ihm eine Angst vor Strafe ein, die ihn gerade dort treffen würde, wo es für ihn das Leben galt. Schließlich trieb ihn diese Angst in eine abergläubische Vorstellung hinein, daß er May verlieren würde. Es wurde ihm zu einer Vorbedeutung, daß Skaarup gerade in dem Augenblick ins Zimmer gekommen war, als sie wußten,

daß sie einander liebten. Vielleicht würden sie es nun niemals aussprechen. May konnte gezwungen werden, fortzureisen. Skaarup konnte gleich nach seiner Heimkehr aus Stockholm versetzt werden.

Schließlich konnte er es nicht länger ertragen; er mußte hingehen. Er konnte ja sagen, daß er ein Buch leihen wolle. Wenn er nur einen Augenblick allein mit May war, dann hatten sie einander.

Sie öffnete selbst. Seine abergläubische Angst wurde fast zur Gewißheit. Sie kam mit einer großen Freude im Gesicht und stutzte verwirrt, als kenne sie ihn nicht. Es dauerte nur einen Augenblick, dann ergriff sie in hellem Jubel seine Hand und zog ihn schnell zur Tür hinein.

„Kommen Sie,“ sagte sie. „Sie müssen mit hinein.“

Da war zweierlei, was ihn wunderte. Sie, die neulich errötet war und gezittert hatte bei einer zufälligen Berührung, ergriff nun unbefangen seine Hand, ohne daß das Zittern sie beeinflusste, das er bis hoch hinauf in den Arm spürte. Und ihre Freude, ihn zu sehen, war nicht von gleicher Art wie die seine. Sie war nicht so wie sonst, aber warm und offen.

„Sie müssen mit hinein.“ Welch ein liebevolles Unterstreichen des Wortes „Sie“! Aber trotzdem — so sprach man nicht, wenn man auf einen Antrag wartet.

In Skaarups Stube stellte sie vor: „Studiosus Dahl — Miß Dale.“

Das mußte die Dame sein, von der Barnes gesprochen hatte; ja, nun sah er die goldene Plombe, als sie lächelte.

„Sie heißen auch Dahl? Das ist eigentlich mein Name, aber in Amerika ist er zu Dale geworden.“

Sie gab ihm einen stark persönlichen, aber merkwürdig neutralen Händedruck. Er erhielt den Eindruck von einer Persönlichkeit, die sich verweigerte, beim Geben wie beim Empfangen. Aber ihr Gesicht war freundlich, wach, nach außen gewendet.

Nach einem kurzen Blick, der ihn an Barnes' Worte erinnerte, daß sie eine neue Linse in die Augen setzen könne,



wandte sie sich an May und fragte, ob sie mit dem Kleid fertig geworden sei, an dem sie neulich genäht hatte.

May, die sich schon in Vorfreude zurechtgesetzt hatte, sah verwundert und etwas enttäuscht aus, antwortete aber, sie sei noch nicht fertig. Miß Dale fragte, ob sie sich nun klar darüber sei, wie sie das Kleid machen wolle.

„Ich selbst verstehe mich nicht auf Schneiderei,“ sagte Miß Dale. „Aber schmutzige Arbeit kann ich: schrubben, scheuern, waschen, dazu taue ich. Das habe ich in der Prärie gelernt.“

„Lebten Sie noch in der Prärie, als Sie clairvoyant wurden?“ fragte May. Sie wollte durchaus zu dem zurück, worüber sie sprachen, als Dahl kam.

Miß Dale besann sich einen Augenblick. „Well — ich war da,“ sagte sie.

Gleich darauf begann sie über Haushalten zu reden. Sie sprach klug und bestimmt, wie eine Amerikanerin, deren einziges Lebensziel ist, „practical“ zu sein. Sie sei „expert“ im Einmachen und Einkochen von Früchten.

„In Amerika machen wir alles schnell,“ sagte sie. „Wir sind wide awake. In Dänemark schlafen die Leute. Es ist eine große Sache, wach zu sein. Auf der anderen Seite sind die Leute in Dänemark mehr gelassen, sie können ruhen und sind nicht nervous und unruhig wie die Americans.“

„Ich habe geschlafen, bis Sie kamen,“ sagte May. „Nein, ich erwachte übrigens schon etwas früher.“ Ihre Augen suchten Dahl mit einem leisen Lächeln, das Miß Dale aufging. „Ich erwachte eines Tages draußen im Walde.“

„Da war nichts, was Sie zu sehen brauchten, May,“ sagte Miß Dale ernst. „Jetzt sind Sie wach und werden es immer bleiben.“

Sie begann von den dänischen Eisenbahnen zu reden, die so awfully unprecise wären.

Dahl interessierte sich nicht für das Verkehrswesen. Er verstummte und wunderte sich über Barnes, der über diese praktische Amerikanerin aus dem Gleichgewicht geraten war. Hatte Barnes geträumt, oder hatte sie mit ihm wirk-

lich über „geistige Mächte“ geredet, so wie sie jetzt von making jam und von Zügen sprach, die hin und wieder einmal rechtzeitig ankamen — „wenn Gott will“.

Plötzlich fühlte er ihren Blick und hörte ihr Lachen. „Herr Dahl denkt an Mr. Barnes,“ sagte sie zu May.

„Ja, das tat ich wirklich,“ räumte Dahl ein.

„Haben Sie mit ihm gesprochen über mich?“ fragte Miß Dale.

„Ja, er erzählte, daß er Sie getroffen habe.“

Sie lachte. „Mr. Barnes ist in großer Verwirrung über mich. Er ist eine gute Natur, aber er denkt überall, wo er nicht denken soll. Ich würde ihn gern mit nach Kalifornien nehmen und ihm den Kopf zurechtsetzen.“

„Ach, wenn Sie mich doch auch mitnehmen wollten!“ sagte May.

Dahl fühlte einen Stich durchs Herz. War ihr Miß Dale mehr als er? Es schien so. Aber jetzt sah sie ihn ja mit einem Lächeln an, das sagte, er dürfe sich das nicht zu Herzen nehmen.

Miß Dales Blick ruhte eine Weile ernst auf Mays Gesicht. Als sie endlich antwortete, hörte er zum erstenmal ihre Stimme wie die anderer Menschen klingen. Er hatte nie zuvor daran gedacht, aber nun ward es ihm klar, daß diese Stimme sonst wesensverwandt mit den Lauten der Natur war, die sich nicht von den Stimmungen der Menschen zu Freundschaft oder Feindschaft beeinflussen lassen. Aber als sie May antwortete, kam eine milde Wärme in ihre Stimme, und es klang wie ein liebevolles Geständnis, als sie sagte: „Ich würde glücklich sein, Sie bei mir zu haben, May.“

Sie sah sie noch immer an. Dahl befiel ein unerklärliches Gefühl von Angst. Als der Ausdruck in Miß Dales Gesicht langsam wechselte, ging die Angst in Staunen über. Sie saß da, als blickte sie zu May auf.

May seufzte: „Ich würde glücklich sein — aber ich kann ja Mutter nicht verlassen. Was soll ich tun, Miß Dale? Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie nicht mehr hier sind!“

„Ich bleibe auch noch eine Weile hier,“ sagte Miß Dale.

Dahl verstand nicht, warum sie das so ernst sagte. May merkte es nicht; sie brannte darauf, zu erfahren, wie lange sie bliebe.

Mið Dale lächelte: „Vielleicht so lange, wie Sie es haben wollen.“

„Dann immer,“ sagte May.

Mið Dale erwiderte nichts.

„Bis ich die Engel sehen kann,“ sagte May lachend.

„Vielleicht,“ antwortete Mið Dale ruhig.

„Das müßte wirklich ein Erlebnis sein, einen Engel zu sehen,“ sagte Dahl. Mið Dale schwieg, als wünsche sie nicht, weiter auf das Thema einzugehen. Aber Dahl fand, wenn sie mit Barnes offen darüber geredet hatte, könnte sie es wohl auch ihm und May gegenüber tun.

„Barnes meinte, Sie hätten hier einen bestimmten Zweck,“ sagte er tastend.

„Meint er hier in Dänemark oder hier auf Erden?“ fragte sie.

„Wohl beides.“

Sie sah ihn plötzlich an und erwiderte ausweichend: „Well, wir sind alle aus einem bestimmten Grunde hier.“

„Glauben Sie, daß alle Menschen aus einem bestimmten Grund geboren werden?“

„Ja, alle.“

„Der Grund ist nicht leicht zu finden.“

Sie erwiderte nichts, Dahl fuhr fort: „Aber die, die bald nach ihrer Geburt sterben. — Ich habe selbst einen Bruder gehabt. Ich war dem Himmel nahe, wenn ich bei ihm war. Ich war damals selbst noch klein, aber ich kann ihn nie vergessen. Er starb, ehe das Leben für ihn Bedeutung erlangen konnte.“

„Wer sagt, daß das Leben für ihn Bedeutung haben sollte?“ fragte Mið Dale.

„Für wen denn sonst?“

„Nach dem, was Sie vorhin sagten, hat es Bedeutung für Sie gehabt,“ sagte sie. Und als er geschlagen und verwundert

sie ansah, fuhr sie fort: „Sie sprachen vorhin davon, einen der Engel des Himmels zu sehen. Sie sollten nicht zu sehr danach streben. Sie sollten lieber achtgeben, daß die Engel, die Sie hier auf Erden mit Ihren eigenen Augen sehen, ihre volle Bedeutung in Ihrem Leben erhalten. Die volle Bedeutung und die richtige.“

Ihre Worte rührten an das Tiefste seines Wesens. Er legte seine Kritik beiseite und fragte aufrichtig: „Haben Sie etwas dagegen, mir deutlicher zu sagen, was Sie meinen?“

Sie besann sich einen Augenblick. Dann sagte sie: „Well. Es kommt vor, und nicht so ganz selten, wie man wohl glaubt, daß jemand, der hier auf Erden nichts zu lernen hat, jemand, der schon ein Engel ist, geboren wird, um hier eine Weile zu leben, weil niemand, der eine solche Seele sieht, unterlassen kann, gut zu fühlen und gut zu werden. Eine solche Seele umgibt eine Unschuld, die die Unschuld auch in denen keimen läßt, die ihr nahe sind.“

„Ach,“ rief May. „Miß Dale, so ein Engel sind Sie selbst.“

Miß Dale schüttelte den Kopf. „No. Ich bin ein großer robuster Mensch. Ich komme nach den Engeln, wenn die heimgegangen sind, um den Menschen zu erzählen, wie die Sehnsucht, die ein Engel in ihrer Seele erweckt hat, zu lebendigem Leben werden kann. Ich kenne alles, was ein Mensch fühlen kann, wenn ich auch nicht teil daran nehme, und ich kann warnen, weil ich kenne. Die Engel selbst, die zu ihrem kurzen Besuch auf die Erde kommen, die unterweisen nicht, lehren nicht, sie sind nur. Und weil sie hier waren, kann niemand, der sie kannte, das Beste in sich selbst vergessen. Sie machen die Luft mild: sie gehen durch die Welt wie ein Sonnenstreifen.“

Dahl stutzte. Er sah deutlich einen kleinen Sonnenfleck auf dem Fußboden der Schulstube vor sich.

„Sonderbar, daß Sie gerade das sagen — ein Sonnenstreifen —“ sagte er. „Ich wandte einmal als Kind den Ausdruck auf ein kleines Mädchen an. Barnes gegenüber. Er

behauptete, daß es ihr Verdienst sei, daß auf dem Spielplatz der Dorfschule keine Roheit geschah. Ja, er meinte, wenn es keine Wesen gäbe wie sie, kämen alle Menschen in die Hölle.“

„Konnte Herr Barnes so gut sehen, als er ein Kind war?“ sagte Miß Dale. „Ja, ich dachte es mir schon. Jetzt ist sein Auge von gar zu vielen Dingen verwirrt.“

„Ein Engel war Schreiners kleine Hansine wohl nicht,“ sagte Dahl mit wehmütigem Lächeln. „Ihr ist ein grauesames Schicksal zuteil geworden und ein grauenvoller Tod. Der kann wenigstens für niemand gut gewesen sein.“

„Was wissen Sie davon?“ sagte Miß Dale ernst. „Haben Sie alle Resultate ihres Lebens und ihres Todes gesehen?“

Er sah sie fragend an und sie fuhr fort: „Ich habe das kleine Mädchen ja nicht gekannt, von dem Sie sprechen, aber es kann ja sein, daß es notwendig für sie gewesen ist, einen harten Tod auf sich zu nehmen, aus Gründen, die wir nicht kennen, wenn wir nicht wissen, welche Folgen es für alle gehabt hat.“

Dahl schüttelte den Kopf, und Miß Dale fuhr fort: „Aber es kann ja auch sein, daß die bösen Mächte succeeded haben.“

„Die bösen Mächte?“

„Wenn die Menschen ihr Spiel sehen könnten, wenn sie nicht Scheuklappen vor ihren Augen trügen, würden sie — wie heißt es doch gleich — ‚go mad‘ aus Angst vor dem Leben.“

Die Erinnerung an eine wirre Nacht ließ Dahl erschauern.

„Glauben Sie wirklich, daß es solche Mächte gibt?“ fragte er.

„Ich sehe sie,“ antwortete sie ruhig.

„Sehen Sie sie?“

„Ja.“

Es folgte ein kurzes Schweigen. Er begann, Barnes zu verstehen. Etwas in ihrem Wesen machte es fast unmöglich, an ihren Worten zu zweifeln. Sie war genau so

ruhig und natürlich, wenn sie von „den Mächten“ sprach, als wenn sie von Nähen, Einmachen und Fußbodenscheuern sprach, aber es lag in ihr eine verdichtete Kraft, als sei sie selbst eine dieser „Mächte“.

„Ich spreche im allgemeinen nicht gern von diesen Dingen zu ändern,“ sagte sie. „Ausgenommen wenn ich weiß, daß ich davon sprechen muß. Ihnen aber will ich sagen, daß ein Kampf durch die Sphären geht, ein Kampf ohne Pardon zwischen zwei Grundsätzen, dem Licht, dem Guten, dem Liebevollen gegen die Finsternis, die böse self-gratification auf Kosten von allem. Und wo die bösen Mächte ein Wachstum, ein Fortschreiten des Guten in der Seele eines Menschen entdecken, da suchen sie es zu vernichten, oft, indem sie es nur in eine falsche Richtung lenken — zum Beispiel, indem sie ein wenig Selbstbefriedigung hineinbringen, darauf folgt dann die self-gratification, dann die Lust zum Bösen, oft merkt man es erst, wenn es zu spät ist.“

Dahl starrte sie sprachlos an. Hier saß sie ruhig und klar, am hellen lichten Tage, und erzählte ihm fast Wort für Wort, was „der Böse“ in jener verrückten Nacht zu ihm gesagt hatte.

„Aber warum?“ rief er, „warum ist das so?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte sie mit ihrer merkwürdig neutralen Stimme. „Ich weiß nur, was ich sehe, daß es so ist. Ich kann Ihnen nicht auf ein Warum antworten. Ich weiß nicht, warum das Leben ist, nur daß es ist; ich weiß nicht, warum der Kampf zwischen Licht und Finsternis stattfindet, nur daß er stattfindet, und daß man seinen Platz darin wählen muß und daß ich gewählt habe. Ich weiß nicht einmal, welche Macht zuallerletzt siegen wird. Ja, ich weiß es doch, denn ich kann sehen, daß die böse self-gratification durch Vernichtung von andern zu final self-destruction führt. Aber Sie, Herr Dahl, sollen nicht über diese Dinge nachdenken. Sie sollen innerhalb Ihrer Grenzen leben. Heutzutage gibt es viele, die Dinge sehen und wissen wollen, die ihren Sinnen entrückt sind, und



die darnach streben, andre Sinne großzuziehen. It leads to no good."

„Aber Sie selbst?“ sagte Dahl.

„Ich habe es nicht gesucht,“ antwortete sie. „Es kam zu mir, meine Augen wurden aufgetan, — damit ich allen, denen ich begegne, die Gesetze für ein natürliches Wachstum dessen lehren kann, was für jeden das Innerste bedeutet, das Göttliche in seinem Wesen. Sie sehen mich an; ich weiß, was Sie wünschen. Sie wünschen ein ewiges Leben. Aber ein ewiges Leben ist nicht ein Leben von Jahren und Tagen. Ein ewiges Leben ist ein Zustand in der Seele des Menschen. Es ist darin kein Wunsch nach einem fortgesetzten Leben. Dieser Zustand hat die Ewigkeit selbst in sich, und die Ewigkeit rechnet nicht mit Jahren und Tagen. Wohl gibt es ein Leben nach dem Tode. Aber das Leben nach dem Tode ist die Ewigkeit nicht mehr als dies Leben hier auf Erden. Der Ewige selber ist das ewige Leben. Ohne ihn ist alles im Himmel und auf Erden vergänglich. Weil sein Leben in uns ist, sind wir lebend. Das praktische Wissen davon, die Erfahrung davon ist das ewige Leben. Wer das erlebt, ist in Ewigkeit und bekümmert sich nicht um den Tod und was darnach kommt. Aber Ihnen, Herr Dahl, will ich dies sagen: Sie sollen nicht nach Engeln und nach Sphären spähen, die außerhalb Ihrer Sinne liegen. Seien Sie wach in den Sinnen, die Sie haben; sehen, hören, fühlen Sie. Die Ewigkeit, nach der Sie sich sehnen, ist Ihnen so nahe in dieser Welt wie in irgendeiner andern. Sie ruht in Ihnen selber, und Sie können sie während der Ausübung eines nützlichen Alltagsberufes erreichen. Suchen Sie niemals nach ‚Mitteilungen‘ aus einer andern Sphäre. Halten Sie sich von allem Spiritismus und Okkultismus fern. Selbst wenn Sie eine Weile glauben, Einsicht zu gewinnen, können Sie, ehe Sie es sich versehen, stranden. Ich will Ihnen sagen: Selbst wenn ein Engel vom Himmel mit einer Offenbarung für Sie herabstiege, geben Sie dennoch Ihr eignes Urtheil nicht auf. Ich weiß nicht, — wie es auf dänisch heißt, wir nennen

es common sense. In unsrer Zeit umschwärmen viele Menschen den Spiritismus und den Okkultismus wie Motten die Lampe und glauben, daß das das Licht selber ist. It is truly ,occult'. Es ist eine tiefe Finsternis. Die wahre Weisheit kommt aus dem ewigen Leben und der menschlichen Seele. Diese Weisheit und Ihr common sense mögen Ihr Führer und Ihr Ziel sein. That wisdom and your common sense should be your guide — and goal. Denn es ist ewiges Wachstum darin.“

Sie schwieg und wandte das Gesicht der Tür zu, als erwarte sie jemand. May folgte ihrem Blick und sah sie verwundert an.

Dahls Gedanken glitten zurück in die Zeit, wo er sich mit Brüderchen im „Offenen“ tummelte.

Plötzlich hörte er Frau Skaarups Stimme. Sie war mit ihrem Mann hereingekommen und stellte ihn Miß Dale vor.

Skaarup, der immer berichten und belehren mußte, begann seine Ansicht über die Schweden und ihre Hauptstadt zu entwickeln.

Dahl stand auf und nahm Abschied.

Jetzt verstand er Barnes; er hatte selbst das Bedürfnis, mit ihm über Miß Dale zu sprechen. Er wollte nur erst nach Hause und seine Eindrücke sammeln.

Erst als er sich aufs Sofa setzte und Fräulein Bang einen Ton auf dem Klavier anschlagen hörte, fiel ihm ein, daß es ihm wieder nicht gelungen war, mit May zu sprechen.

★

## 51. KAPITEL

### Die Waldpartie

Es war Versammlung in der Theosophischen Loge gewesen. Skaarup hatte Miß Dale veranlaßt, an der Versammlung teilzunehmen, und da es durchgesickert war, daß sie clairvoyant wäre, hatten sich die Mitglieder vollzählig ein-

gefunden. Ihre Erwartungen, Neues aus der Geisterwelt zu hören, wurden indessen getäuscht. Sie umging alle Fragen über übersinnliche Themata und beschäftigte sich ausschließlich mit dem menschlichen Charakter und seinen Entwicklungsmöglichkeiten während der täglichen Arbeit.

Trotzdem hatte sie einen starken Eindruck gemacht, wohl mehr durch ihre persönliche Würde als durch die Gedanken, die sie aussprach.

Dahl und May Skaarup standen zusammen mit dem Kommerzienrat, mit Kjellström, Sophus Petersen und dem Seraph.

„Sie ist wirklich gut,“ sagte der Kommerzienrat über Miß Dale.

„Sie ist ziemlich hoch entwickelt,“ räumte Sophus Petersen ein. „Ich glaube, es kommt daher, daß sie immer ein keusches Leben geführt hat,“ meinte er, „denn sie hat ja weder viel gelesen noch studiert.“

„Sie können glauben, sie versteht es, sich in die Tiefe ihres eigenen Wesens zu versenken,“ erklärte Kjellström.

„Sie sagen, daß sie clairvoyant ist,“ murrte der Kommerzienrat nachdenklich, „aber wenn das der Fall ist, ist es wirklich nicht zum Schaden ihrer gesunden Vernunft gewesen.“

„Haben Sie ihre Stimme gehört?“ fragte der Seraph.

„Ja, das konnte ich doch wohl nicht vermeiden, wenn ich auch schwerhörig bin,“ sagte der Kommerzienrat.

Die Augen des Seraphs verrieten keine Empfindlichkeit, als sie geistesabwesend den Kommerzienrat streiften.

„Ihre Stimme ist ganz direkt,“ fuhr er fort, „sie ist ein vollkommen reiner Ausdruck ihres Wesens. Die Stimmen anderer Menschen gehen durch ihre Selbstauffassung hindurch und werden davon gefärbt, man hört mehr die liebevolle Ansicht über ihr vortreffliches Ich als dieses Ich selbst. Bei ihr kommt die Stimme direkt. Sie ist der Ton der Seele.“

Miß Dale, die mit Skaarup gesprochen hatte, sah plötzlich zu dem Seraph hinüber und schwieg. Sie besann sich

einen Augenblick und ging dann zu ihm. „Ich will Ihnen etwas sagen,“ sagte sie.

Der Seraph verneigte sich entgegenkommend und lauschte aufmerksam.

„Nein, Sie sollen meine Worte anhören,“ sagte sie, „Sie sollen nicht auf Musik lauschen. Das, was ich Ihnen sagen will, ist eine Warnung. Sie sollen sich sehr vor Heftigkeit in acht nehmen, aufpassen, daß sie nicht die Herrschaft über Sie gewinnt.“

Barnes, der soeben von Katharina Sonne zu Dahl hinübergegangen war, stutzte und betrachtete Miß Dale aufmerksam.

Der Seraph sah verwundert drein.

„Ich — ich — pflege nicht heftig zu sein,“ sagte er sanft.

„Nein,“ erwiderte sie, „aber ich habe Sie während der Versammlung beobachtet, und ich weiß, daß Sie plötzlichen Eingebungen zugänglich sind. Sie haben sich daran gewöhnt, Inspirationen offen zu stehen. Aber nicht alle Inspirationen sind gut. Es ist gefährlich, bei allen Wettern vor offenen Türen zu leben. Man muß seine Tür verschließen können, wenn man will.“

Der Seraph verneigte sich höflich, aber offenbar verständnislos.

Miß Dale wollte noch etwas sagen, aber Skaarup kam und legte Beschlag auf sie.

„Was, zum Teufel, war denn das?“ sagte Barnes leise zu Dahl. „Das war doch unheimlich.“

Dahl lachte. „Ich kann nichts andres darin sehen als eine allgemeine gute Lebensregel — die in diesem Fall überflüssig erscheint.“

„Natürlich,“ sagte Barnes, „natürlich. Ich bin wohl nur — wie ich dir schon früher einmal gesagt habe, in bezug auf meinen Freund, den Seraph, hysterisch. Als sie mit ihm sprach, kam es wieder. Ich möchte gern mit ihm in einen Winkel der Welt flüchten und acht geben, daß ihm nichts Böses geschieht. Aber inzwischen mußt du mir einen Gefallen erweisen. Katharina Sonne hat mich ge-

fragt, ob ich nicht mit in den Wald hinausfahren wolle. Mache ihr nun ausnahmsweise einmal die Freude, den Wunsch zu erfüllen, den sie nicht auszusprechen wagte, der aber in ihrer Aufforderung an mich lag: komm mit.“

„Hm — ja,“ sagte Dahl zögernd. „Aber — hast du etwas dagegen, daß ich Fräulein Skaarup frage, ob sie mit will?“

„May Skaarup?“ fragte Barnes und sah Dahl einen Augenblick an. „Ich weiß nicht recht, — doch, meinetwegen. Frage sie, dann sage ich Katharina, daß du auf jeden Fall mitkommst.“

Er ging zu Katharina hinüber. „Ich habe Dahl gefragt, ob er und Fräulein Skaarup mit in den Wald kommen wollen,“ sagte er. „Er kommt auf jeden Fall, und ich bat ihn, Fräulein Skaarup zu fragen; ob sie mitkommt, weiß ich also noch nicht.“

„Ist das das junge Mädchen, mit dem er jetzt spricht?“ fragte Katharina.

„Ja.“

„Sie ist schön.“

„Ja,“ sagte Barnes, „sie ist sehr schön — und sehr gut.“

„Kennen Sie sie genauer?“

„Nein, ich habe sie nur ein paarmal getroffen.“

„Aber Sie wissen trotzdem, daß sie gut ist?“

„Ja,“ erwiderte Barnes. „Ich weiß es wohl eigentlich nur, weil sie gar nicht anders sein kann als gut.“

Katharina versuchte, zu lächeln. „Sind Sie verliebt?“

„Noch nicht,“ sagte Barnes.

„Aber auf dem besten Wege dazu?“

„Auch das nicht.“

Dahl kam mit May auf sie zu. Katharina gab ihm die Hand.

„Es ist lange her,“ sagte sie, „daß wir uns gesehen haben.“

„Ja,“ sagte er, „es“ — Er sah ihr bleiches, mageres Gesicht und kam nicht weiter.

Barnes stellte May Skaarup vor. „Es wird gleich ein Zug gehen,“ sagte er. „Wir können ihn noch erreichen, wenn wir jetzt aufbrechen.“

Dahl und Katharina gingen voran. „Sie reiten auch nicht mehr,“ sagte sie.

„Nein,“ antwortete er, „ich habe keine Zeit. Ich muß schwer arbeiten. Ich habe die Universität das ganze letzte Jahr vernachlässigt.“

„Ist Ihr Fleiß auch schuld daran, daß Sie gar nicht mehr zu uns kommen?“ fragte sie, „oder haben wir — habe ich Sie durch irgend etwas verletzt, was ich gesagt oder getan habe?“

Ihre Stimme klang gedämpft. Es lag etwas treuherzig Rührendes in ihrem Klang, was er früher nie bei ihr bemerkt hatte. Es war ihm unmöglich, ein Wort zu erwidern.

„Wenn ich es getan habe,“ fuhr sie fort, „wollen Sie mir dann nicht sagen, was es war?“

Ihre Augen sahen ihn verzagt und flehend an. Der tiefe Mißmut der Selbstverdammnis überkam ihn. „Sie?“ sagte er endlich, „Sie haben mir nur Gutes getan. Aber ich — Sie können sich nicht vorstellen, wie gering ich mir Ihnen gegenüber vorkomme — ich bin nicht wert, daß Sie mir einen Gedanken opfern.“

Ein Ausdruck von Freude huschte über ihr Antlitz. Etwas von ihrer alten Energie und ihrem tapfern Willen erwachte. Sie fragte behutsam und doch eindringlich: „Wollen Sie mir nicht erzählen, was Sie quält?“

Er erkannte das tiefe Verlangen ihres Herzens, ihm zu helfen, und wagte nicht, es zu verletzen. „Vielleicht ein andermal,“ sagte er, „wenn wir allein sind.“

Er blieb stehen, um auf die andern zu warten.

Sie kamen so nahe an sie heran, daß Barnes nicht mehr auf Mays Frage antworten konnte: „Ist Fräulein Sonne nicht gesund? Es gab mir einen Stich ins Herz, als ich in der Nähe sah, wie bleich und mager sie doch ist.“

Die Unterhaltung im Zuge schleppte sich träge hin. Katharina saß still vornübergebeugt. Barnes, der sie genau kannte, wußte, daß ihr Gehirn energisch arbeitete. Er ahnte, daß sie draußen im Walde direkt auf ihr unglückliches Schicksal lossteuern würde; er glaubte, daß es so



am besten sei, aber er ängstigte sich vor dem, was geschehen würde. Er beschloß, sich in ihrer Nähe zu halten, aber die Folge war, daß Dahl und May zuerst aus dem Zuge stiegen und schon eine Strecke in den Wald hineingelangt waren, als er und Katharina den Wagen verließen.

Um Katharinas Aufmerksamkeit von der Rücksichtslosigkeit der beiden Glücklichen abzulenken, begann er, eifrig auf sie einzureden; aber sie hörte gar nicht zu. Schließlich bemerkte sie aber doch, daß sein Wesen immer unnatürlicher wurde; sie hatte ihn gern und wollte ihm behilflich sein, wenn es möglich war.

„Sie haben irgendeinen Kummer,“ begann sie. Aber als sie sah, daß seine Augen voller Zärtlichkeit waren, die offenbar ihr galt, erschrak sie und sagte: „Beeilen wir uns, die andern sind schon weit voran.“

Dahl und May waren auf den Weg eingebogen, wo sie sich zum erstenmal gesehen hatten. Sie sprachen kein Wort; sie wußten nur zu gut, daß sie an dasselbe dachten. Beide hatten vergessen, daß Barnes und Katharina mit dabei waren und hinter ihnen gingen.

Bei der großen Buche blieben sie beide gleichzeitig stehen. Dahl sah in die Krone hinauf und konnte noch immer sehen, daß es eine Buche vor der Zeit des Sündenfalls war. May sah auf die Erde nieder, wo sie ihn hatte liegen sehen. Sie kannte die Stelle und lächelte. Er fühlte es und wandte sich ihr zu.

Barnes und Katharina waren so schnell gegangen, daß Barnes ganz außer Atem gekommen war.

„Sie vergessen, daß ich keinen durch Sport und Turnen trainierten Körper habe wie Sie,“ sagte er. „Haben Sie etwas dagegen, wenn wir etwas langsamer gehen? Jetzt bleiben die andern stehen und warten.“

„Sie haben uns gar nicht gesehen,“ sagte Katharina.

„Aber sie wenden sich doch um,“ sagte Barnes.

Katharina packte seinen Arm. Sie war ganz weiß im Gesicht, und er beeilte sich, sie zu stützen.

Sie riß sich los und wandte sich ab. „Kommen Sie!“

sagte sie, „sehen Sie denn nicht! Sie wollen sich verloben!“

Sie preßte die Hand gegen die Brust. Er sah, daß sie wieder im Begriff war, zu fallen, und eilte auf sie zu.

Sie lachte laut.

„Lachen Sie nicht,“ bat er.

Sie lachte noch lauter, ein unheimlich trockenes, seelenloses Lachen.

„Warum nicht?“ sagte sie. „Wollen wir uns alle zusammen verloben?“

„Katharina,“ sagte Barnes betrübt, „Sie wissen selber nicht, was Sie sagen.“

„Freilich weiß ich das,“ sagte sie. „Es ist mein Ernst. — Aber Sie machen sich vielleicht nichts — — Sie machen sich vielleicht nichts aus mir?“

„Ob ich mir etwas aus Ihnen mache oder nicht, ist heute ganz gleichgültig. Erlauben Sie mir aber, Sie nach Hause zu begleiten. — Da sind die andern.“

Als sich Dahl unter der großen Buche May zuwandte, schwand ihm die ganze Vergangenheit aus seinem Bewußtsein. Alles war so vollkommen, daß kaum ein Platz für einen Wunsch übrigblieb. Er suchte nach einem Wort, das alles ausdrücken konnte, was er fühlte, sah sie an und fand es: „May!“

Er hielt ihr die Hand hin. Aber als sie ihm die ihre geben wollte, hörte er Katharinas verzweifelt Lachen.

May sah seine Hand sinken und das Licht in seinem Gesicht verlöschen. Es war, als senkten die schweren, schwarzen Wolken, die sich über den Baumwipfeln zusammenballten, ihre drohenden Schatten auf ihn herab. Er beugte den Kopf und sah zu Boden. Sie hatte fast den Eindruck, als wollte er seine Augen vor ihr verbergen.

Endlich sah er sie an.

„Wir müssen wohl zu den andern gehen,“ sagte er. „Sie warten dort.“

„Vielleicht haben sie Angst vor dem Wetter,“ sagte May. „Ich glaube auch, es ist das klügste, Schutz zu suchen.“

Barnes wandte sich schnell um, als sie kamen. Katharina kehrte ihnen den Rücken zu.

„Ich fahre nach Hause,“ sagte Barnes. „Ich bin nicht ganz wohl, und auf das Wetter ist kein Verlaß. Fräulein Sonne findet es unrecht, daß ich allein fahren soll, und will mitfahren.“

„Wir sprachen eben davon, daß wir Schutz suchen müßten,“ sagte May. „Ich mache den Vorschlag, daß wir alle nach Hause fahren.“

„Ja, dann müssen wir uns aber beeilen,“ meinte Barnes und ging mit Katharina voran.

Der Bahnsteig stand voller Menschen, und vor dem Schalter wartete eine lange Reihe.

Der Zug kam, füllte sich und ging ab, ehe sie eine Fahrkarte hatten lösen können. „Fahren wir mit der Elektrischen,“ sagte Dahl. „Die fährt ja jeden Augenblick.“

Ehe sie dahin gelangten, brach das Unwetter los, erst ein derber Hagelschauer, dann ein kalter Platzregen.

Auch die Elektrische war voll, aber in dem offenen Wagen war noch Platz.

Als sie sich gesetzt hatten, fiel May Skaarups Blick auf Katharinas Gesicht. „Sie sind krank,“ rief sie, „Sie können das nicht vertragen. Ziehen Sie meine Jacke an.“

„Nein,“ sagte Katharina.

May stutzte einen Augenblick über den harten, fast verbitterten Ton. „Warum nicht?“ fragte sie.

Katharina senkte den Kopf, preßte die Lippen zusammen und schloß die Augen. Ein paar Tränen tropften auf ihr Kleid.

Barnes nahm schnell Mays Jacke und legte sie so um Katharina, daß Kopf und Gesicht nicht zu sehen waren.

Dann setzte er sich ihr gegenüber und beugte sich vor, wie um zu verhindern, daß der Wind die Jacke wegriß. So konnten die andern nicht sehen, wie das stille Weinen ihren Körper erschütterte.

„Glauben Sie, daß Sie selbst es vertragen, in diesem Unwetter in dem dünnen Kleid dazusitzen,“ sagte Dahl zu May.

„O ja,“ antwortete May. „Ich bin ja gesund. Und außerdem bin ich so froh, daß ich gar nicht krank werden kann.“

Aber der Regen peitschte, und die Kälte drang durch das dünne weiße Kleid, dasselbe, das sie das erstemal angehabt hatte, als er sie sah. Sie kroch in sich zusammen, und je kälter es wurde, um so heißer wurde ihm vor Angst, und es war ihm, als hielte die Straßenbahn stundenlang an jeder Haltestelle.

Beim Triangel stiegen Katharina und Barnes aus. Katharina reichte May die Jacke. „Danke,“ sagte sie.

„Wollen Sie sie nicht behalten?“ fragte May.

„Nein, danke.“

Barnes zog sie nach einer andern Straßenbahn hinüber. May hüllte sich in die Jacke.

„Jetzt hilft es nicht mehr viel,“ sagte Dahl.

„Nein,“ sagte May. „Es ist wirklich kalt, aber mir ist, als bekäme ich jetzt eine innere Hitze.“

Bei Grönningen mußten sie aussteigen.

„Es ist gut, daß ich nicht weit nach Hause habe,“ sagte May. „Ich bin so schrecklich müde, daß ich meine Beine kaum schleppen kann.“

Er reichte ihr den Arm; sie lächelte, als er das tat, aber er war zu besorgt, um wirklich glücklich zu sein. Er fühlte, daß sie ein Kälteschauer nach dem andern durchrieselte.

Als sie ihre Haustür erreicht hatten, sagte sie: „Ich wäre so gern heute nachmittag mit Ihnen zusammengeblieben, aber — aber, ich glaube, ich muß ins Bett.“

„Sie sind doch nicht krank?“ fragte er erschrocken.

„Nein, nein, aber ich glaube, ich muß sehen, daß ich richtig durchwärmt werde. Kommen Sie bald einmal? Vielleicht morgen?“

Sie lächelte. Aber ihre Augen waren verschleiert und sozusagen nicht ganz ihre eigenen.

## Die Engel

Am nächsten Tage ging Dahl zu Skaarups. Skaarup selbst sei im Kontor, sagte Frau Skaarup. „Mein Mann kommt erst in ein paar Stunden nach Hause.“

„Ich hoffe, Fräulein May hat sich gestern bei dem Unwetter nicht erkältet?“ sagte Dahl.

„Doch, sie hat sich stark erkältet,“ sagte Frau Skaarup. „Sie liegt zu Bett und hat Influenza. Es ist wohl nicht weiter gefährlich,“ fuhr sie lächelnd fort, als sie Dahls erschrockenes Gesicht sah. „Sie ist ja jung und stark. Ich glaube, sie wird sich die Krankheit wegschlafen.“

Am nächsten Tage kam er wieder. May war noch immer zu Bett.

„Sie schläft und schläft,“ sagte Frau Skaarup. „Aber sooft sie erwacht, sieht sie so vergnügt aus. Ich fühle mich herrlich,“ sagt sie, „ich bin nur so matt, daß ich immer schlafen muß, und schlafen ist so herrlich, wie im Himmel sein. Manchmal glaube ich wirklich, ich bin dort.“ Ich denke mir, sie fühlt, wie die Natur sie heilt, während sie schläft.“

„Weiß Miß Dale, daß sie krank ist?“ fragte Dahl.

„Aber natürlich!“ antwortete Frau Skaarup. „Miß Dale ist den ganzen Tag hier. Sobald May wach ist, geht sie hinein und sitzt bei ihr, und May ist glücklich, sie liebt Miß Dale. Übrigens ist Student Barnes diesen Augenblick da. Er sitzt in meines Mannes Stube und spricht mit Miß Dale. Seit May krank wurde, ist er Tag für Tag hier gewesen, weil sich Miß Dale ja in dieser Zeit den ganzen Tag hier aufhält. Sie sitzen, wie gesagt, in meines Mannes Stube, wenn Sie Lust haben, mit ihnen zu sprechen.“

„Nein, danke,“ sagte Dahl. „Ich will nicht stören. Ich will lieber ein andermal wiederkommen, wenn Miß Dale allein ist.“

Es gelang ihm, zwei Tage vergehen zu lassen, ehe er wieder zu Skaarups ging.

Frau Skaarup sah nicht so ruhig aus wie das letztemal. „Es geht nicht so einfach, wie ich gehofft hatte. Wir haben den Arzt holen müssen. „Sie hat hohes Fieber; aber sie ist ja jung und stark,“ sagt er. Jetzt ist sie gerade wach. Miß Dale ist bei ihr und sie wollen allein sein. Ich kann keine Ruhe finden. Miß Dale sagt, sie reist bald. Ich hoffe nur, daß sie hier bleibt, bis May wieder gesund ist. Ich glaube, May kann sie gar nicht entbehren, solange sie so schwach ist.“

Dahl ging unruhig fort. Miß Dale wollte bald reisen. „Ich bleibe noch eine Weile hier lhretwegen und noch eines andern wegen,“ hatte sie zu Barnes gesagt. Dieser andre mußte ja May sein! Und zu May hatte sie gesagt, sie bliebe vielleicht so lange, wie May es haben wollte! Barnes kam Tag für Tag zu Miß Dale. Worüber sprachen sie? Barnes mußte etwas wissen.

Dahl ging in die Regens und klopfte an Barnes' Tür.

„Er ist nicht zu Hause,“ sagte der Student, der gegenüber wohnte.

„Sie wissen wohl nicht, wann er kommt?“ fragte Dahl.

„Nein, er ist verreist.“

„Verreist? Wohin?“

„Ich weiß nicht. Sie können es vielleicht beim Vorsteher erfahren. Bei dem ist er vor seiner Abreise gewesen.“

Dahl ging zum Vorsteher. Der wußte nur, daß Barnes nach Hause gereist war.

„Sind Sie ein intimer Freund von Studiosus Barnes?“ fragte er. „Dann wissen Sie vielleicht, was ihn bewegt? Er hat noch ein Jahr von seiner Regenszeit vor sich. Aber gestern teilte er mir mit, daß er daran denke, sein Stipendium aufzugeben, er wolle erst nach Hause und mit seinem Vater darüber sprechen. Aber ich könne doch so gut wie gewiß seinen Platz hier als frei betrachten, sagte er. Ich fragte, ob er geerbt habe oder auf irgendeine andre Weise zu Geld gekommen sei; er sagte, das sei nicht der Fall. Er machte einen etwas überspannten Eindruck, und das tat mir leid; denn er ist ein tüchtiger und gewissen-



hafter Student. Wissen Sie etwas von seinen Beweggründen?“

Nein, Dahl wußte nichts.

Aber Barnes war also nach Hause gefahren.

Jetzt mußte er mit Miß Dale sprechen.

Aber plötzlich fühlte er, daß ihm der Mut dazu fehlte.

Den ganzen Nachmittag wanderte er in den Straßen umher, um Ruhe zu finden. Gegen Abend machte er sich auf den Weg nach Miß Dales Hotel.

Aber vielleicht war sie noch bei May. So ging er denn dorthin.

Nein, Miß Dale war in ihrem Hotel.

Er sprach mit dem Mädchen. „Wie geht es Fräulein May?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und trocknete die Augen. „Der Arzt ist eben gegangen,“ sagte sie, „und er sah sehr ernst aus.“

Dahl eilte nach dem Hotel.

Miß Dale saß in ihrem Zimmer. Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck von gespannter Aufmerksamkeit. Sie grüßte nicht, als er hereinkam.

„Störe ich?“ fragte er.

„Well — yes,“ antwortete sie und machte eine Bewegung, als wollte sie das Telephon nehmen. Sie ließ die Hand wieder sinken und sagte schnell: „Sie können trotzdem bleiben, Sie müssen aber still sitzen und nichts sagen.“

Ihr Gesichtsausdruck war beständig aufmerksam beobachtend, aber er begriff nicht, was ihr Lauschen und Spähen bedeuten könne.

Plötzlich sagte sie: „Eben ist May erwacht. Sie fragt nach mir. Schweigen Sie; seien Sie still. Es wird gleich telephoniert werden.“

Sie legte die Hand an den Hörer und wartete.

Dahl konnte ihre Atemzüge und seinen eigenen Herzschlag hören.

Das Telephon klingelte. Miß Dale hielt den Hörer ans Ohr, ehe das Klingeln noch aufgehört hatte.

„Ja, ich bin's. Ja, sagen Sie May, daß ich sofort kommen werde.“ — „Holen Sie einen Wagen,“ sagte sie zu Dahl.

Er lief die Treppe hinab. Gerade vor dem Hotel war eine Haltestelle. Als der Wagen vorfuhr, stand sie schon auf der Straße.

„Sie können gern mitfahren,“ sagte sie, nachdem sie ihn flüchtig angesehen hatte.

Es war nicht weit bis zu Skaarups. Keines sprach unterwegs ein Wort.

Das Mädchen öffnete. Sie weinte.

„Sie glauben, sie stirbt,“ sagte sie.

Miß Dale erwiderte nichts. Sie ging schnell durch den langen Gang. Vor der Tür blieb sie einen Augenblick stehen. Sie hörte Mays Stimme. Dahl sah, wie sich Miß Dales Gesicht schloß, in einer strengen unmenschlichen Kraft erstarrte. Sie stand regungslos. Es sah so aus, als zöge sie aus etwas, was er nicht sehen konnte, Kräfte an sich.

Dann öffnete sie die Tür, und im Augenblick war ihr Gesicht das gewohnte lächelnde, womit sie May zu begnügen pflegte.

May war eben aus einem herrlichen Schlaf erwacht. Als sie die Eltern an ihrem Bett stehen und weinen sah, begriff sie, daß sie glaubten, sie werde sterben. Da sah sie mit den Augen der Eltern und fühlte den Tod so wie diese, und sie ängstigte sich und fing an zu weinen.

Als die Tür sich aufthat, wandte sie ihr Gesicht Miß Dale zu. „Sie glauben, ich muß sterben,“ sagte sie. „Ist das wahr? Ich möchte so gern leben. Ich habe eben erst angefangen, richtig zu leben. Glauben Sie, daß ich sterben muß?“

Miß Dale setzte sich auf den Rand des Bettes und nahm ihre Hand. „Ja, May,“ sagte sie ruhig. „Es ist wahr. Du sollst jetzt nach Hause. Weine nicht. Du bist ja schon zu Hause gewesen, während du schliefst. Du bist doch nur noch hier, um Lebewohl zu sagen. Hast du nicht von den Engeln geträumt?“

„Freilich,“ sagte May. „Warte einen Augenblick — nein, es ist ja nicht Josephine. — Sie sind es ja. Sie wissen es. Sie sehen die Engel, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Miß Dale, „ich sehe sie. Binnen kurzem siehst du sie auch. Es wird einer kommen und dich holen.“

„Bleibst du solange bei mir?“ fragte May.

„Ich bleibe bei dir, bis sie kommen,“ sagte Miß Dale.

May sah ihr ins Gesicht und lächelte. „Danke,“ sagte sie und schloß die Augen. Das Lächeln blieb um ihren Mund.

Frau Skaarup beugte sich über sie: „Fühlst du dich wohl?“

„Herrlich,“ flüsterte May. „Mir ist ganz so, wie wenn ich schlafe.“

Nach einer Weile sah sie Miß Dale an. „Darf ich jetzt sterben?“ fragte sie.

Miß Dale lächelte: „Du mußt noch ein klein wenig warten.“

„Warum?“ bat May. Eine liebenswürdige Ungeduld lächelte in ihrem Gesicht.

Miß Dale lachte leise: „Weil dein Kleid noch nicht ganz fertig ist.“

Dahl war es, als lachte May auch. Man konnte ihr Lachen nicht hören, aber er konnte sehen, daß sie lachte.

„Das Kleid von dem Stoff, von dem du einmal sprachst,“ sagte sie nach einer Weile. „Kommen die Engel damit? Dann werde ich sie ja endlich sehen.“

Sie schloß die Augen und lag still da, die Hand in der Miß Dales.

Eine tiefe Stille senkte sich auf das Zimmer herab, so tief, daß alle unwillkürlich ihren Atem anhielten.

Plötzlich geschah etwas, was die Stille unerträglich stark machte.

Miß Dale sah über Mays Kopfkissen hinweg. Dahl sah sie den Kopf mit einem leisen Nicken beugen und hörte sie gedämpft sagen: „Ja.“

Sie beugte sich über May und sagte: „So, May, dein

Kleid ist fertig. Sage nun Lebewohl. Sie sind hier, dich zu holen.“

May wandte den Kopf ihren Eltern zu. Sie knieten nieder und küßten ihre rechte Hand; die Linke lag noch immer ruhig und sicher in Miß Dales Hand.

Dahl stand am Fußende des Bettes. Als Mays Blick von den anderen zu Miß Dale hinüberschweifte, streifte er ihn. Ein helles Lächeln huschte über ihr Gesicht, als wolle sie ihm etwas Gutes sagen, aber in demselben Augenblick sank ihr Kopf in das Kissen, und das Lächeln erstarrte.

Miß Dale gab ihre Hand frei. Ohne die andern anzusehen, machte sie eine Bewegung mit dem Arm: sie sollten gehen.

Sie gingen hinaus und warteten; wie lange wußte niemand von ihnen.

Als Miß Dale herauskam, blieb sie einen Augenblick stehen und sah sie an. Es war eine Ruhe und Reinheit über sie gebreitet, als gehöre sie nicht zu dieser Welt. Hätte sie gesagt, May sei von den Toten auferstanden, sie würden ihr geglaubt haben. Aber sie sagte: „Nun kann, wer will, hineingehen und den Körper sehen, den May gebraucht hat. Aber niemand soll darüber weinen, daß sie des Körpers nicht mehr bedarf.“

Dahl hatte nicht das Bedürfnis gehabt, zu weinen. Er hatte kaum seine eigene Existenz gefühlt. Seine ganze Seele war bei May gewesen. Er war dem Selbstvergessen so nahe gekommen, daß er ihre letzten Augenblicke miterlebte, ohne sich als einer von denen zu fühlen, von denen sie schied. Selbst als ihr Lächeln erstarrte, war es ihm, als bedeute das, daß sie ihm ewig zulächeln werde. Erst als er auf Miß Dales Befehl hinausging, fühlte er die Trennung, begriff aber noch nicht, daß May tot war.

Als Miß Dale zurückkehrte, wußte er es. Und als er auf die Straße hinauskam, verdorrte ihm die Welt.

Der Dampfer legte am Bollwerk der kleinen Provinzstadt an. Barnes ging an Land und grüßte flüchtig einen alten Lehrer, der durch Biertrinken unförmlich geworden war. Als er an der Schule angestellt wurde, war er jung und schlank wie ein Leutnant.

Barnes ging die hügelige Straße hinauf über den Marktplatz und blieb einen Augenblick vor einem Uhrmacherladen stehen. Dort hatte er einst Helen Strömstad gehalten und ihr gesagt, sie solle sich vor den Leuten in acht nehmen, mit denen sie verkehrte. Helens Mutter war ja tot. Wer wohl jetzt in ihrem Hause wohnte?

Er sah ins Fenster hinein, als er vorüberging, aber es war kein Gesicht hinter der Fensterscheibe zu sehen.

Helen stand im Garten. Sie war, nachdem sie draußen im Walde ihre Begegnung mit dem Kandidaten gehabt hatte, wieder in das alte Haus gezogen.

Sie war heimgekehrt, um ihr Leben da von neuem zu beginnen, wo ihre Mutter sie aus den Händen gegeben hatte. Aber als sie wieder in das alte Heim kam, um dort allen den Kindheitsgefühlen, die sie dem Leben gegenüber gehabt, zu begegnen, sie in sich aufzunehmen und auf ihnen weiter zu wachsen, da begegnete sie zugleich der Erinnerung an die Mutter und an Bjerg und konnte es nicht ertragen, in dem besudelten Heim zu sein. Sie wollte in ihrer eigenen Wohnung bleiben und nie wieder hierherkommen.

Sie ging in den Garten, um Abschied von ihm und allem zu nehmen, was sie dort gespielt, gelebt und gedacht hatte. Dann wollte sie in ihre Wohnung am Hafen gehen und später Haus und Mobiliar durch einen Rechtsanwalt verkaufen lassen.

Der Anblick der alten Johannis- und Stachelbeerbüsche bewegte sie so, daß ihr Tränen in die Augen traten. Sie standen noch ganz so wie damals; sie waren schon alt, als

sie klein war. Sie sahen so vertraulich aus, daß sie sie berühren mußte. Ein Johannisbeerblatt senkte sich leise, weil eine von ihren Tränen darauf fiel; sie blieb mitten auf dem breiten Blatt liegen.

„Lebt wohl,“ sagte sie und ging weiter. Einmal hatte sie hier geweint, ohne zu wissen, was sie bekümmerte. Sie wußte auch nicht, warum das Weinen plötzlich aufgehört hatte.

Sie öffnete die Tür nach der Lateinschulstraße und sah nach der Schule hinüber. Eine Sekunde sah das Haus ganz so aus wie damals, als sie nicht wußte, was eine Lateinschule war.

Sie schloß die Augen, um das Bild festzuhalten. Ja, so war die Schule und die Straße damals. Das Bild war so lebendig wie die Bilder, die man kurz vor dem Einschlafen sieht. Könnte sie es nur einmal so sehen, kurz bevor sie einschlief.

Der Wunsch war so stark, daß sie sich fast auf der Grenze des Schlafes fühlte, während sie sich auf die Gartentür stützte. Das Bild tat, was es wollte, ganz so, wie die Bilder es zu tun pflegen, kurz bevor man einschläft. Da kam ein Junge von ungefähr zehn Jahren aus der Schule. Er hatte eine Freistunde, denn es war Donnerstag. Und nun kam er zu ihr, und sie sagten sich alles, woran sie dachten.

Helen Urup öffnete die Augen und sah die leere Straße hinab.

In ihrem Gesicht war eine Mischung von reiner Kindlichkeit und reifem Willen. Sie stand auf dem reinsten Platz ihres Lebens und wählte, da zu bleiben.

Diese Donnerstagsfreistunde wurde ihr neuer Ausgangspunkt. Hier war sie zu Hause. Sie sah, daß jeder Tag ein Donnerstag werden konnte, gerade hier in dem alten Hause.

„Erst wenn du — trotz dem, was du jetzt vom Leben weißt — dein Heim wieder so siehst, wie deine Mutter es dich zu sehen lehrte, erst dann hast du bewiesen, daß



ihr Strohalm halten kann.“ Es war ihr, als hörte sie die Stimme des Kandidaten das sagen. Aber er behauptete ja auch, er habe nur die Gedanken ausgesprochen, die sie selbst gedacht hatte.

Sie blieb in dem alten Hause wohnen. Sie verkehrte mit niemand. Einsam ging sie ihren Weg nach dem Kontor, so reinen Herzens wie damals, als sie als junges Mädchen in ihrem Heim wohnte. Aber was sie damals unbewußt war, war sie jetzt aus Wahl und Willen. Die Leute, die ins Kontor kamen, pflegten den Blick zu senken, wenn sie mit ihr sprachen; denn Wahl und Wille verliehen ihrem Auge eine Tiefe und eine Kraft, der die Leute aus der Stadt und vom Lande nicht gut lange standhalten konnten.

Wenn das Wetter gut war, saß sie in der Regel im Garten an der Tür, die auf die Lateinschulstraße hinausging.

Von diesem friedlichen Platz aus eroberte sie langsam ihr ganzes Heim zurück. — — —

Barnes ging auf der Landstraße weiter. Er hatte viel zu denken. Er mußte seinem Vater erzählen, daß er das Studium aufgeben und mit Miß Dale nach Amerika reisen wollte, und er mußte gültige Gründe dafür anführen. Das letztere war nicht leicht. Welche Gründe konnte er angeben, die dem alten Pfarrer einleuchteten? Es kam ihm hier auf heimischen Wegen schwerer vor als in der Unterhaltung mit Miß Dale in Kopenhagen. Falls er sie bei seiner Rückkehr nicht mehr in Kopenhagen vorfand — das heißt, falls May Skaarup gestorben war —, wollte er mit dem nächsten Amerikadampfer fahren; sie wollte dann in Kristiania an Bord gehen. Das Ganze war verabredet, aber es war ihm nicht leicht, es seinem Vater zu sagen.

Er war müde davon, die Erklärung, die er dem Vater geben wollte, in Gedanken durchzugehen, und begann, die Häuser und die Hecken zu betrachten. Alles war so wie früher.

Nein, da war ja ein Holzschuhhandel in des Kandidaten Haus.

Ob der Kandidat tot war oder wieder fortgereist war?

Er wollte den Holzschuhmacher fragen. Er konnte ihn nicht recht sehen; Per Madsen stand im Wege. Per stand auf einem Bein, an dem anderen Fuß hatte er nur einen Strumpf; denn der Holzschuhmacher nahm Maß. Jetzt sah er ihn.

Aber, zum Kuckuck — der Holzschuhmacher war ja der Kandidat selber. Er schnitt Zeichen in eine Gerte, nachdem er Per Madsens fußschweißstinkenden Holzschuh gemessen hatte.

Barnes ging weiter. War der Kandidat verrückt geworden oder arm?

Am nächsten Tage hatte er eine lange Unterredung mit seinem Vater.

Pastor Barnes sah niedergeschlagen aus, als sie hinterher aus dem Studierzimmer in die Wohnstube gingen.

„Verstanden,“ sagte er, „habe ich dich nicht. Du sagst, in Los Angeles ist eine ‚Schule für Charakterentwicklung‘, und die willst du studieren. Das kann ich verstehen; nicht aber, warum du nicht warten kannst, bis du dein Examen gemacht hast. Ich habe ein Gefühl, daß du den zwingendsten Grund für dich behältst. Nein, ich will durchaus nicht in dich dringen. Ich weiß, daß du es mir sagen würdest, wenn du könntest. Ich kann mich ihm beugen, ohne ihn zu kennen. Ich will dir dein mütterliches Erbe auszahlen. Ich habe Zutrauen zu dir. Ich habe nie bemerkt, daß du dich durch eine Stimmung oder eine wilde Eingebung von deinen vernünftigen Plänen hast abbringen lassen. Wenn es daher im Augenblick so aussieht, so gehe ich davon aus, daß ich alt geworden bin und nicht mit dir Schritt halten und dich verstehen kann. Ich fühle, daß dein Entschluß, zu reisen, fest und stark und überlegt ist. Du, nicht ich, sollst über dein Leben bestimmen, und ich sehe, daß du hier ohne Bedenken bist.“

„Ein Bedenken habe ich,“ sagte Barnes. „Du wirst sehr einsam, Vater.“

„Einsamkeit ist des Alters Weggenossin,“ sagte Pastor

Barnes, „und sie ist eine Lebenslektion für mich. Ich fange an, sie zu lernen. Meine Einsamkeit soll dich nicht bedrücken.“

Das tat sie dennoch, und es wäre bequem gewesen, vor ihr zu fliehen und sofort zu reisen.

Aber er wollte bei dem Alten bleiben, solange er konnte. Niemand konnte ja wissen, ob sie sich wiedersehen würden. Sie waren beständig zusammen in diesen Tagen und sprachen in dieser kurzen Zeit mehr miteinander, als sie ihr ganzes Leben hindurch getan hatten.

Am Sonntag hörte er den Vater in der Kirche predigen.

„Es waren nicht viele in der Kirche,“ sagte Pastor Barnes, als sie nach Hause gingen. „Immer ist sie freilich nicht so leer wie heute — obwohl der Unterschied nicht groß ist.“

„Ich habe trotzdem den Eindruck, daß sie große Stücke auf dich halten,“ sagte Christian.

„Freilich,“ sagte der Pfarrer, „das glaube ich auch. So unter vier Augen. Sie sprechen oft sehr aufrichtig mit mir.“

Nach einer Weile sah er plötzlich den Sohn an, reckte sich, merkte es selbst, besann sich und sagte mit einem selbstironischen Lächeln: „Ich pflege mich sonst nicht wichtig zu machen, aber es scheint, dir gegenüber kann ich mich nicht ganz von der Neigung befreien, ein wenig schmuck auszusehen. Weißt du, daß meine Kirche einst überfüllt zu sein pflegte?“

„Ich entsinne mich, daß sie von weit her kamen, um dich zu hören,“ sagte Christian. „In den Erinnerungen meiner Kindheit stehst du immer als Mittelpunkt in einer lauschenden und bewundernden Gemeinde.“

„Es ist sonderbar, aber ich freue mich, daß du dich dessen erinnern kannst,“ sagte Pastor Barnes, „denn es war Schwindel. Es war Talent und nichts weiter. Ich habe dem entsagt — bin aber inkonsequent froh, daß du weißt, daß ich Talent gehabt habe. Ein Pfarrer soll aber kein Talent sein; er soll eine Persönlichkeit sein. Das war ich

nicht. Die Prüfung kam, und ich lernte unterscheiden zwischen der journalistischen und halbkünstlerischen Oberflächenbegabung, die meine Popularität schuf und die ich mit mir identifizierte — ich lernte unterscheiden zwischen ihr und dem wenigen, wofür ich selbst einstehen konnte. Ich bestrebte mich, redlich zu werden, und als ich den Flittertand abgestreift hatte, blieb nur ein kleines, altes Männchen übrig, das viel zu gering war, um ein Verkünder für andre zu sein, und deswegen niemals hätte Pfarrer werden sollen. Das, wofür ich persönlich einstehen kann, ist weder sagens- noch anhörens-wert.“

„Einen Zuhörer hast du aber, auf den du stärker wirkst als früher,“ sagte Christian. „Ich habe niemals so zu dir aufgesehen wie jetzt — ja gewiß, seitdem du ein schlechter Kanzelredner geworden bist. Ich will nicht die Größe deiner Persönlichkeit messen. Aber ich darf wohl sagen, daß ich Ehrfurcht vor ihr habe, weil sie ganz ist und mir immer ein Beispiel sein soll.“

Pastor Barnes wandte die Augen ab, weil sie feucht geworden waren.

Sie waren nicht gewohnt, sich zusammen Stimmungen hinzugeben, und Christian suchte daher nach einem ablenkenden Thema. Er zeigte auf den Garten hinaus:

„Wie hübsch der gehalten ist,“ sagte er.

Pastor Barnes lächelte.

„Das ist nun nicht mein, sondern Holgers Verdienst. Er ist ja aus dem Zuchthaus zurückgekommen, und er bestellt den Garten. Er konnte keine Arbeit bei den Bauern finden. Sie können Schreiners Hansine nicht vergessen.“

„Und du hast ihm Arbeit gegeben?“

„Eigentlich hat mich der Kandidat dazu veranlaßt.“

„Was ist denn mit dem Kandidaten los?“ fragte Christian. „Er hat ja jetzt einen Holzschuhhandel.“

Pastor Barnes lachte.

„Ja, er hat gute Einfälle. Er nimmt Maß und verkauft die Holzschuhe, aber Holger macht sie. Die Leute kamen ja bald dahinter und machten Schwierigkeiten — große

Schwierigkeiten, weil sie nichts anrühren wollten, was Holger gemacht hatte.“

„Was sagte der Kandidat dazu?“

„Dem einen von ihnen, einem Knechte, verabfolgte er eine Ohrfeige, die außerordentlich — nachdrücklich gewesen sein soll, und dann fragte er: ‚Was, zum Kuckuck, bildet denn so ein Dreckfink sich ein?‘ Ich zitiere wortgetreu; die Sprache des Kandidaten richtet sich ziemlich ungeniert nach der Stimmung des Augenblicks. Und die andern überzeugte er davon, daß, wenn sie Spielzeug kaufen können, das von Zuchthäuslern gemacht ist, die sie nicht kennen, so können sie auch Holzschuhe kaufen, die von einem gemacht sind, den sie kennen. Jedenfalls geht das Geschäft beim Kandidaten flott. Ob es die Ohrfeige oder die Auseinandersetzung oder die Aussicht auf eine spaßige Geschichte ist, was am stärksten gewirkt hat, kann ich nicht sagen.“ —

---

Eine Woche später sagte Christian seinem Vater Lebewohl und machte sich auf den Weg nach der Provinzstadt. Sein Vater hatte ihm einen Wagen angeboten, aber er wollte lieber gehen. Er glaubte, es könnte lange dauern, bis er aus Amerika zurückkehrte, wenn er überhaupt jemals wieder zurückkehrte. Deswegen wollte er die Heimat zu Fuß durchwandern und sie noch einmal gründlich ansehen.

Er war erstaunt, wie wenig sie ihn fesselte. Da war nichts, was er ungern verließ. Ja, den Vater natürlich, aber das war aus Rücksicht auf den alten, einsamen Mann. Er selbst hatte nichts, weder hier noch in Kopenhagen, was ihn zurückhielt.

Er machte einen kleinen Umweg an der Lateinschule vorbei, sah hinein und auf den Spielplatz und hörte den Lärm. Da drinnen war nichts, dessen er sich gern erinnerte.

Erleichtert ging er weiter. Dort lag der Garten. Er blieb an der Tür stehen, wo die kleine Helen Strömstad in

den Freistunden am Donnerstag auf ihn zu warten pflegte. Er hatte vergessen zu fragen, wer jetzt dort wohnte. Er guckte über die Pforte hinein, ob da jetzt vielleicht ein anderes kleines Mädchen mit seelenvollen Augen spielte. Der Garten war so still wie ein Kirchhof. Er stand lange da.

„Das war also das,“ dachte er, als er weiterging. „Eine Donnerstagsfreistunde, eine Gartentür, ein kleines Mädchen, das noch nicht in die große Schule ging, ein Geplauder über nichts — das nehme ich mit und möchte es ungern verlieren. Das ist wirklich das Ganze — und ich fühle mich trotzdem nicht arm.“

Am Tage vor der Abreise ging er zu Dahl, um ihm Lebewohl zu sagen.

Die „Alte“ öffnete ihm.

„Sie sind es, Herr Barnes,“ sagte sie kummervoll. „Sie kommen wohl, um Herrn Dahl zu besuchen? Der ist nicht mehr hier!“

„Er ist nicht mehr hier?“

„Nein,“ sagte die „Alte“ und führte den Schürzenzipfel an die Augen. „Er ist nicht mehr hier. Wollen Sie nicht reinkommen? Hier können Sie sehen, hier steht sein leeres Zimmer. Wollen Sie sich nicht setzen? Ich habe es selbst auch nötig, zu sitzen. Ich bin alt und müde.“

„Wo ist er denn?“ fragte Barnes.

„Das weiß ich nicht,“ sagte die „Alte“. Die Tränen liefen ihr die Runzeln hinab. „Eines Tages sagte er, er wollte ausziehen. Ich glaubte ja, ich hätte mich verhört, und fragte. Er antwortete überhaupt nicht, sondern packte. Da mußte ich es ja sehen. Ich habe soviel von ihm gehalten. ‚Wo wollen Sie hinziehen, Herr Dahl,‘ sagte ich. Er antwortete überhaupt nicht, packte bloß weiter. Da sagte ich: ‚Wenn nun Herr Barnes kommt, oder wenn ein Brief für Sie kommt, was für eine Adresse soll ich dann angeben?‘ Da antwortet er mir...“

Ein kurzes unbeholfenes Weinen hemmte ihren Redefluß, aber sie nahm sich schnell zusammen und fuhr



fort: „Da antwortete er mir: ‚Ich habe keine Adresse.‘ Sie hätten bloß sehen sollen, wie er aussah, Herr Barnes! Als wäre er schon tot! Mir wurde so bange, daß ich am ganzen Leibe zitterte. ‚Sie wollen doch nicht das Leben verlassen, Herr Dahl,‘ sagte ich. ‚Nicht durch eigene Hand,‘ antwortete er. ‚Versprechen Sie mir das,‘ sagte ich. ‚Das verspreche ich Ihnen,‘ sagte er, und kam zu mir hin. ‚Ich ziehe bloß wo anders hin,‘ sagte er und dann fiel er mir um den Hals, als wäre er mein eigenes Kind, und sagte: ‚Ich danke Ihnen auch, weil Sie immer so gut zu mir gewesen sind.‘ — Ach ja, ich habe ja für ihn getan, was ich konnte, weil ich es nicht lassen konnte. Wenn er nur bloß zu einer kommt, die gut für ihn sorgt. Wissen Sie nicht, was ihm fehlt, Herr Barnes? Er hatte ja eine lieb. Ich kann mir doch nicht denken, daß sie ihn nicht haben will?“

„Sie ist gestorben,“ sagte Barnes.

„Herrgott,“ sagte die „Alte“ leise, „das arme junge Blut. Hier gehe ich alte Person herum. Hätte ich doch ihr Leben für ihn mit meinem erkaufen können, dann wäre ich doch noch zu etwas nützlich gewesen.“

Barnes stand auf. Sie begleitete ihn hinaus. „Wenn Sie ihm einmal begegnen, Herr Barnes,“ sagte sie, „wollen Sie ihm dann auch in meinem Namen danken für das, was er mir gesagt hat, als er ging?“

„Ja,“ sagte Barnes, „wenn ich ihn sehe.“

Sie stand, alt und einsam, in der Tür des leeren Zimmers. Er konnte es nicht übers Herz bringen, ihr zu sagen, daß er Dahl kaum wiedersehen werde.

Am nächsten Tage begab er sich an Bord des Schiffes.



## Friede und Glück

Es war etwas ganz Großes geschehen in Per Madsens Kate, die jetzt Hans Olsen und Ellen Nielsen gehörte. Sie hatten eine Tochter bekommen, eine „kleine Ellen“, wie Hans Olsen sagte; aber die große Ellen entgegnete: „Nein, Hans, sie soll doch Hansine heißen.“

„Das ist ja wahr,“ sagte Hans, „aber dann müssen wir wohl Ellen-Hansine Olsen sagen.“

Sie hatten sie eben einschlafen sehen und wollten nun ihre gewöhnliche Abendrunde durch den Stall und über die Felder machen.

Das Pferd wieherte, sobald sie in den Stall kamen. Hans Olsen gab ihm etwas Hafer und Häckerling und streichelte ihm die blanke, braune Flanke, als sie an ihm vorüber in den Kuhstall gingen.

Dort roch es nach frisch gemähtem Klee.

Hans Olsen lächelte vor sich hin. „Was hast du?“ fragte Ellen.

„Ich muß mich immer noch wundern, daß wir drei Kühe und ein ganzes Pferd haben,“ sagte er, „und dabei rechne ich mir ganz nüchtern aus, wann wir wohl vier Kühe und noch zwei Pferde dazu haben werden.“

„Du meinst also allen Ernstes, daß es angehen kann, Niels Jörgensens Stelle noch dazu zu kaufen?“ fragte Ellen.

„Es wird schon gehen,“ sagte Hans, „die Sache ist nur die, daß wir dann neu bauen müssen. Die alten Häuser müssen ja auf beiden Stellen niedergerissen und der Hof dort drüben neu aufgebaut werden, ich hab’ mir gedacht, mitten im Ackerland. Nun, Niels wird wohl noch ein paar Jahre warten, bis er verkauft, und dann wird es schon gehen.“

„Dann werden wir ja geradezu Hofbesitzer,“ sagte Ellen.

„Ja,“ erwiderte Hans, „die kleine Ellen schläft sich in ihrer Wiege zu einer Gutsbesitzerstochter zurecht. Es ist

übrigens herrlich, jemand zu haben, für den man arbeitet.“

Sie gingen auf die Felder hinaus, wo alles gut stand. „Wir haben doch eine lustige Wirtschaft,“ sagte Hans, „erst tun wir das unsre, und dann kommt die Natur und die Luft und die Sonne und der Regen und tun das übrige. Ich kann mir nie vorstellen, daß ich mit etwas anderm arbeiten könnte als mit der Erde. Welche Ruhe jetzt über dem Ganzen!“

„Sieh den Schwarm dort,“ rief Ellen, „kerzengerade wie der Rauch aus einem Schornstein bei Windstille.“

„Ja,“ sagte Hans, „höre bloß, wie sie summen und singen. Ich mag Mücken gern, das heißt die, die nicht stechen. Da schleicht ein Windhauch ganz leise durch den Roggen, als genierte er sich, hinter den anderen herzukommen, die sich schon gelegt haben. Na, nun weiß ich auch, wo der gewesen ist; er führt Tanggeruch vom Strande mit sich. — Seeleute müssen doch ein unruhiges Leben haben. — Aber wie wunderschön blank der Strand jetzt daliegt. Wollen wir uns hier unter den Dornbusch setzen? Jetzt läuten sie die Vesperglocke. Dem alten Kristen wird es wohl bald schwer, den Turm hinaufzusteigen. ‚Aber ich bleibe dabei,‘ sagt er, ‚bis sie mich in die Erde legen.‘ — Woher es wohl kommt, daß des Abends, wenn es ganz still ist, alles rundherum so flüstert? Als ich klein war, konnte ich ganz bange davor werden, wenn ich allein war und es dann so von allen Seiten auf mich zukam und mir was zuflüsterte, wo ich mich auch hinwandte. Höre bloß!“

Sie lauschten eine ganze Weile.

Plötzlich sagte Hans: „Glaubst du, daß es einen Gott gibt?“

Ellen sah ihn verwundert an. „Das haben wir ja doch immer gelernt,“ sagte sie.

„Freilich,“ sagte Hans, „daß wir gelernt haben, daß wir an Gott glauben sollen, das weiß ich. Aber so meinte ich es nicht. Ich meinte, ob du in deinem Herzen glaubst, daß

es einen Gott gibt? Ich meine nicht das, was wir von der Dreieinigkeit und der Jungfrau Maria und Martin Luther lernten, oder das, was die Katholiken glauben, sondern ob du in deinem Herzen, wenn du nicht an das denkst, was wir in der Schule gelernt haben und was wir in der Kirche hören, wirklich glaubst, daß es einen Gott gibt?“

„Ich glaube, ich weiß, was du meinst,“ sagte Ellen, „und ich glaube, ich würde an einen Gott geglaubt haben, wenn ich auch nie von ihm gehört hätte. Ich glaube, ich hätte es nicht lassen können. Das kommt ganz von selbst über mich.“

„Wieso?“ fragte Hans.

Ellen dachte eine Weile nach, während sie ein Marienkäferchen beobachtete, das über ihre Schürze kroch.

„Manchmal, wenn ich dasitze, ohne an irgend etwas zu denken, was ich zu tun habe — — dann kann ich so merkwürdig gut werden.“

„Na, das weiß ich ja,“ sagte Hans.

„Nein, so meine ich das nicht,“ sagte Ellen. „Ich bin wohl gut, wie andre es auch sind. Aber es kann etwas Gutes in mich hineinkommen, das viel besser ist als ich, so gut, daß es beinahe nicht in mir sein kann, und so, daß ich denke, es kann mir nie schlecht gehen, was mir auch geschehen mag. Und das muß ja doch von Gott kommen, und darum glaube ich, daß er da ist.“

Hans verfiel in Gedanken. „Auf die Weise,“ sagte er nach einer Weile, während er das obere harte Ende eines Roggenhalms zwischen die Zähne steckte, „auf die Weise mußt du ja Gewißheit dafür haben. Was mich angeht, ich habe nie gemerkt, daß ich besser wurde, als ich bin oder mir denke, daß die meisten sind. Aber ich habe nie begreifen können, daß jemand schlecht sein kann — mit Willen, meine ich. Ich entsinne mich zum Beispiel noch des Tages, als Holger mich wusch. Ich denke so oft, daß die, die Böses tun, unmöglich wissen können, was sie tun.“

„Entweder haben sie wohl kein richtiges Gefühl für das, was in andern wohnen kann,“ sagte Ellen, „oder sie handeln in geistiger Verwirrung.“

„Ja,“ sagte Hans, „so zum Beispiel Holger. Er kann doch nicht bei klarem Bewußtsein gewesen sein in dem Augenblick, als er sich an Hansine vergriff. Es muß entsetzlich sein, wenn man das nachher einsieht, — von andern und von sich selbst auf Lebenszeit verurteilt zu werden für einen einzigen Augenblick, in dem er nicht bei Sinnen war, denn er kann ja nicht bei Sinnen gewesen sein. Ich muß in der letzten Zeit soviel an ihn denken. Er war ja immer so schrecklich gut und hatte vor nichts in der Welt Angst als davor, außer sich zu geraten. Ich habe mir gedacht — wir pflegen ja freilich Hansins Grab — aber ich hab’ mir doch gedacht, ich werde eines Tages zu ihm gehen. Er hat hier nun bald zwei Jahre wie ein Ausgestoßener gelebt. Ich wünschte doch, er erführe, daß ich den Schultag nicht vergessen habe — und auch das Gute nicht, das er andern getan hat.“

Er sah Ellen fragend an. „Du erwähntest, daß wir Hansins Grab pflegen,“ sagte diese, „aber ich glaube, wenn wir die fragen könnten, die würde nicht nein sagen.“

„Ja, wenn du meinst,“ sagte Hans, „dann will ich morgen abend zu ihm gehen. Dann werden wir ja sehen.“

Er blickte nach seinem Haus hinüber. Ellen stand auf. „Wir müssen gewiß nach Hause und sehen, ob die Kleine noch schläft.“

„Ja,“ sagte Hans. „Wer kommt denn dort oben auf der Straße? Das ist ja Peter und Tine. Ein schönes Paar.“

„Ja,“ sagte Ellen, „sie haben zwei Kinder, und sie gehen noch wie ein junges Brautpaar.“ — —

Ellen wußte nicht, wie wahr ihre Worte waren. Tine und Peter kamen vom Kandidaten.

Das erste halbe Jahr nach der Trennung waren sie schwermütig in ihrem Hause umhergegangen, jedes in seine Grübeleien versunken. Voller Dankbarkeit für die Ordnung, die sie erreicht hatte, bemühte sich Tine pflichtgetreu, alle sehnächtigen Träume zu bekämpfen. Wenn Dahls Bild in ihrer Phantasie auftauchte, ging sie zu ihren Kindern, die immer bereit waren, sie mit Beschlag zu be-

legen. Allmählich verschwand Dahl ganz in das Unwirkliche hinein. Sie verschloß allen Träumen die Tür. Aber damit schloß sie auch die Hälfte ihres Wesens aus. Das Leben wurde zukunftslos, und sie stellte sich darauf ein, bereits alt zu sein. Sie fing an, auf das Leben zurückzublicken. In ihrem Hause lebte der Mann, mit dem sie verheiratet gewesen war, und jetzt, wo sie selbst mit ihren Kämpfen fertig wurde, gewann sie Zeit, auch an die seinen zu denken, und dann war Platz für eine tiefe Dankbarkeit, weil er sie freigegeben hatte. Er verhielt sich still, sprach selten mit ihr; wenn es aber einmal geschah, immer höflich. Er benahm sich überhaupt tadellos, wie ein Fremder, den sie in Kost und Logis hatte. Sie bemerkte wohl, daß er im Laufe der Zeit immer fremder in seinem Wesen wurde. Hin und wieder verfiel sie in Gedanken, und wenn sie erwachte, wurde es ihr klar, daß sie darüber nachgegrübelt hatte, woran Peter wohl denken mochte.

Sie beobachtete oftmals seine Augen, wenn er in Gedanken vor sich hinstarrte. Es war gleichsam ein doppeltes Leben in ihnen, zuerst das, was sie kannte, und dann ein andres, in das sie nicht eindringen konnte und das Peters beunruhigendes Sondereigentum war. Sie verfiel auf den Gedanken, daß, wenn er studiert hätte, gewiß etwas Großes aus ihm geworden wäre.

Einmal kam er wirklich mit ein paar dicken Büchern nach Hause. „Wo hast du die Bücher her?“ fragte sie.

„Vom Pastor,“ sagte er, setzte sich hin und las.

Nach einiger Zeit ward es ihm zur Gewohnheit, abends in das Pfarrhaus zu gehen. „Worüber redet ihr, du und der Pastor?“ fragte Tine.

„Über alles, was einem so in den Sinn kommt,“ antwortete Peter. „Der Pfarrer sagt, es wäre Philosophie — aber das ist wohl nur ein scherzhafter Ausdruck.“

Peter las viel und sprach mit Pfarrer Barnes über das, was er gelesen hatte. Aber hinter all seinem Wissensdrang stand ein tief persönliches Erlebnis, und dadurch wurden alle die Kenntnisse, die er sich erwarb, in ihm lebendig



und verliehen ihm ihr Gepräge. Wenn Tine ihn ansah, fühlte sie, daß sie in eine unbekannte Welt sah, die größer war als ihre eigene, und die rief ihre Sehnsucht wach. Aber er sah so aus, als sei darin kein Platz für sie. Über dieser Welt hatte Peter vergessen, daß er jemals verheiratet gewesen war. Daß sie gerade aus dem Verfall seiner Ehe aufgesproßt war, fiel ihr nicht ein. Er sah auch ihre Sehnsucht nicht, die unerwidert zu ihr selbst zurückkehrte und größer wurde. Deshalb war er sprachlos, als sie schließlich nicht mehr schweigen konnte und fast verzagt ihn fragte: „Machst du dir denn gar nichts mehr aus mir?“

Als er nicht gleich zu antworten vermochte, fragte sie weiter: „Willst du dich endgültig scheiden lassen, wenn die Trennungszeit vorüber ist?“

Noch am selben Nachmittag gingen sie zum Kandidaten und teilten ihm mit, sie hätten sich dahin geeinigt, die Trennung aufzuheben.

Der Kandidat trat an die Schatulle, schob etwas Klirrendes, das oben auf dem Schriftstück lag, beiseite, nahm dieses selbst heraus und verbrannte es.

„Damit ist die Trennung also aus der Welt geschafft,“ sagte er.

Darauf holte er aus der Schatulle das heraus, was auf dem Schriftstück gelegen hatte.

„Ich möchte euch gern ein Hochzeitsgeschenk machen,“ sagte er. „Da ich aber nicht weiß, was ihr euch wünscht, so kauft euch bitte selbst etwas.“

Er übergab Peter das Geld. „Aber das hat doch keinen Sinn —“ begann Peter.

„Wenn ich es nun einmal will,“ unterbrach ihn der Kandidat, „so könnt ihr doch wohl nicht gut nein sagen.“

„Nein, natürlich nicht,“ sagte Peter und steckte das Geld in die Tasche.

Der Kandidat war sehr wortkarg, und sie wollten ja auch selber gern nach Hause. Peter stand auf.

„Dann bedanke ich mich auch für all die Mühe, die Sie gehabt haben, und für all die Hilfe, die Sie — — —“

„Bitte sehr,“ sagte der Kandidat vornehm und zurückhaltend.

Sie verabschiedeten sich. Der Kandidat verbeugte sich.

„Vielleicht mag er nicht, daß wir uns wieder verheiraten,“ sagte Tine, als sie hinausgekommen waren.

„Ich weiß nicht recht,“ sagte Peter. „Daß er uns zum Haus hinaus haben wollte, das ist klar; aber ich weiß nicht, ob er es tat, um sich in aller Ruhe über uns zu ärgern, oder um über uns zu lachen.“

Tine fand, dazu liege kein Grund vor, über sie zu lachen. Peter aber verstummte und verfiel in Gedanken. Er ging so lange in Gedanken, daß ihr eine eifersüchtige Angst vor all dem inneren Leben kam, das seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Schließlich sagte sie: „Du bereust doch nicht, daß er das Schriftstück verbrannt hat?“

„Nein,“ sagte Peter mit großem Nachdruck. „Dagegen,“ fügte er zögernd hinzu, „hätte ich das Schriftstück gern noch einmal gesehen, ehe es verbrannt wurde.“

„Warum?“

„Mir ist doch,“ sagte Peter, „als hätte der Kandidat seinerzeit davon gesprochen, daß es beim Rechtsanwalt aufbewahrt werden sollte. Das war also, geradeheraus gesagt, gelogen.“

„Die Hauptsache ist, daß es verbrannt ist,“ meinte Tine.

„Und das Geld, das er uns als Hochzeitsgeschenk gegeben hat,“ fuhr Peter fort, „ich konnte es ja nicht gut nachzählen, aber ich glaube, es ist ungefähr dieselbe Summe, die wir damals für das Schriftstück bezahlt haben. Warte einmal, ich habe es ja lose in die Tasche gesteckt.“

Er nahm es heraus und zählte es.

„Siehst du!“ rief er und zeigte ihr ein durchlochstes Zweikronenstück, „das ist mein eigenes Geld! Das Geld, das ich für die Trennung bezahlt habe! Dann ist das Ganze eine Lüge gewesen! Und das Schriftstück, das er so eilig verbrannte! Ich will Gift darauf nehmen, daß er das selbst geschrieben hat. Du wirst sehen, wir sind überhaupt nicht getrennt gewesen.“

Sie sahen sich an und brachen in lautes Gelächter aus. Peters Lachen war von kurzer Dauer. Er fühlte plötzlich, daß er ein Mann war.

„Es ist aber doch ein starkes Stück, Leute auf die Weise zum Narren zu halten,“ sagte er. „Wenn ich an den Tag zurückdenke, als ich ihm sein Hühnerhaus ausbesserte, so —“

Er drehte sich um und blickte in der Richtung nach dem Hause des Kandidaten zurück.

„Ich möchte ihn doch darauf aufmerksam machen, daß —“

„Du glaubst, wir sind wirklich nicht getrennt gewesen?“ fragte Tine.

„Nicht die Spur,“ sagte Peter verbittert. „Ich bin fest davon überzeugt.“

„Aber, weißt du was, Peter, ich finde es gerade schön, daß wir immer verheiratet gewesen sind. Für uns selbst und für die Kinder, Peter. Wir haben also nichts zu verheimlichen.“

Ihre tiefen Augen mit den langen, dunklen Wimpern strahlten ihn mit einer Freude an, die alles entschied. Ehe er es wußte, fühlte er, daß sie auch in ihm selbst vor Lachen gluckste.

„Ich glaube beinahe,“ sagte er, „so, wie wir hier lachen, so lacht nun der Fuchs zu Hause. Und wir alle drei lachen über uns beide.“

„Aber wenn wir nun selbst mitlachen,“ meinte Tine, „dann ist die Sache ja nicht so ernst.“

„Doch,“ sagte Peter, „es ist eine sehr ernste Sache, Tine; und wir mögen getrennt gewesen sein oder nicht, wir wollen doch noch einmal Hochzeit feiern. Und dann soll der Pastor, der vermittelt hat, — ob das auch bloß Komödie gewesen ist, oder ob der Kandidat ihn auch angeführt hat? — dann sollen der Pastor und der Kandidat auch eingeladen werden. Denn ich will ihnen doch — in Scherz und im Ernst — beiden meinen Dank sagen.“

„Glaubst du, sie kommen?“ fragte Tine.

„Der Pastor und ich sind ja gute Freunde,“ sagte Peter mit einer Selbstverständlichkeit, die Tines Herz mit Stolz erfüllte, „und der Kandidat — der kommt gewiß, wenn auch bloß, um sich sein ‚Hochzeitsgeschenk‘ anzusehen. — Dort kommen Hans Olsen und Ellen vom Felde nach Hause. Ja, die beiden sind glücklich.“

„Aber nicht glücklicher als wir,“ sagte Tine.

„So glücklich, wie wir jetzt leben werden, ist doch keiner,“ sagte Peter und nahm ihren Arm.

Am nächsten Sonntag fand das Hochzeitsfest statt. Beim Braten hielt Peter eine Rede auf den Pastor und den Kandidaten. Tine hörte zu und dachte voller Stolz, daß, bis auf den bauerlichen Dialekt, keiner von den beiden andern eine wahrere, ernsthaftere und spaßigere Rede hätte halten können.

Und welch eine Freude, zu sehen, wie die drei Männer nachher beim Kaffee miteinander plauderten, als seien sie alte Kameraden.

★

## 55. KAPITEL

### „Die platonische Liebe“

Jens Dahl wohnte in der Frederiksberger Allee. Als Fremder war er eingezogen, und fremd war er während der zwei Jahre, die er dort lebte, seiner Wirtin und allen Bewohnern des Hauses geblieben. Er studierte fleißig, aber nicht auf der Universität. Trotz Miß Dales und des Kommerzienrats Warnungen war er in eine geheime morgenländische Schule eingetreten und hatte dem normalen Leben und seiner Arbeit für immer den Rücken gekehrt. Zweimal hatte er erlebt, daß der Mensch, dem er sich mit seinem ganzen Wesen verbunden glaubte, aus dieser Welt gegangen war. Alle seine Lebenskraft war nun auf die Frage gerichtet, ob es eine Welt gebe, in der May und Brüderchen noch lebten, und auf die Möglichkeit, eine Verbindung mit ihr zu erlangen. Alle spiritistischen Ex-

perimente fegte er resolut beiseite. Er hatte mehr Zutrauen zu den alten indischen Methoden. Sie studierte er fleißig und erhielt in der esoterischen Schule Unterricht in ihrer praktischen Ausführung.

Es wurde ihm mitgeteilt, daß indische Mahatmen die obersten Leiter der Schule seien. Freilich hatte er die Bücher über Madame Blavatskys Entlarvung gelesen, die ihm Barnes gegeben hatte; da er aber die Ergebnisse von dem Training der Schule zu spüren begann, faßte er Vertrauen zu der theosophischen Verteidigung der Stifterin der Gemeinde.

Mit seinem Schlaf war eine Veränderung vor sich gegangen. Die verwirrten, unlogischen, zusammenhanglosen Träume waren verschwunden. An ihre Stelle traten klare, aufklärende Träume, in denen ihm das Verständnis für solche Stellen in den indischen heiligen Büchern oder in den Schriften der geheimen Schule kam, die ihm am Tage beim Lesen dunkel erschienen waren. Sein Bewußtsein schien während des Schlafes klarer, seine Auffassungskraft schärfer als im wachen Zustand.

Möglicherweise kam das daher, daß er des Nachts nicht allein war, sondern von jemand unterrichtet wurde. In seinen Träumen war er immer weit weg und wußte das. Ebenso stellte sich vor dem Erwachen stets die Vorstellung ein, daß er heimkehren werde.

Es kam vor, daß ihm eine Person in den Träumen Dinge erzählte, die geschehen würden, wenn er „heimgekommen sei“. Und sonderbarerweise geschahen sie dann auch im Laufe des Tages.

Seine Aufmerksamkeit war namentlich auf zwei Dinge gerichtet: die Träume weiterzuführen bis zu dem Augenblick, wo er erwachte, so daß kein Zwischenraum entstand, und in der Erinnerung festzuhalten, was in dem Augenblick geschah, als er des Abends in den Schlaf hinübergliitt.

Zu diesem Zweck wendete er die indischen Übungen an, mit denen er in der Morgenländischen Schule bekannt geworden war.

Eines Tages erhielt er durch den skandinavischen Vorsteher der Schule die Mitteilung, daß Sophus Petersen auf Probe aufgenommen sei, und den Befehl, ihm bei der Übersetzung einiger vorläufiger Instruktionen zu helfen, die englisch abgefaßt waren.

Dahl machte sich auf den Weg zu Sophus Petersen. Es war fast zwei Jahre her, seit er ihn zuletzt in der theosophischen Versammlung gesehen hatte, an der Miß Dale teilnahm. Er hatte jeden Umgang mit Menschen gemieden.

Vor Petersens Tür traf er Kjellström, der Petersen abholen wollte, um ihm seine Maschine zu zeigen.

Frau Emilie öffnete. „Nein,“ erwiderte sie zögernd auf die Frage, ob ihr Mann zu Hause sei. „Aber wollen Sie nicht einen Augenblick hereinkommen?“

Sie führte sie in die Wohnstube. „Ich komme gleich,“ sagte sie, „ich will nur einen Bescheid geben.“

Dahl sah sich in der hübschen Wohnstube um, die eine ganze kleine Geschichte erzählte von dem ökonomischen Aufstieg zweier Menschen und von der Entwicklung ihres Geschmacks. Jedes Stück Möbel war angeschafft, sobald ihre Mittel es erlaubten, und man konnte vom ersten bis zum letzten ihren wachsenden Schönheitssinn verfolgen.

„Sie haben sich ein hübsches Heim geschaffen,“ sagte Kjellström. „Ja, sie haben keine Kinder, da können sie sich das leisten. — Wie hübsch Ihre Stube ist,“ sagte er ritterlich zu Frau Emilie, als sie hereinkam.

Die Art, wie ihr Blick flüchtig durch das Zimmer schweifte, bewies, daß sie die Bemerkung gehört haben mußte.

„Nein, mein Mann ist nicht zu Hause. — Er ist ausgezogen.“

Sie starrten sie verständnislos an. „Er ist von Hause fortgezogen,“ sagte sie.

„Ja, aber —“ begann Kjellström.

„Mit einer anderen Frau,“ sagte Frau Emilie.

„Unmöglich,“ keuchte Kjellström:



„Ihr Mann ist im Augenblick hier bei mir,“ sagte Frau Emilie.

„Herr du meines Lebens — —“ sagte Kjellström.

„Kommt Ihr Mann denn nicht zurück?“ fragte Dahl.

Frau Emilie öffnete die Tür zu Petersens kleinem Zimmer und zeigte hinein. „Er hat sein Sofa und sein Bücherregal mitgenommen.“

Dahl blickte hinein. Ja, das Keuschheitssofa und die Bücher waren fort. Das war alles, was Sophus Petersen aus dem gemeinsamen Haushalt mitgenommen hatte.

„Sie sagten vorhin, Frau Petersen,“ begann Kjellström, „daß Sie den Mann dieser Frau bei sich hätten, und daß Ihr Gatte — —“

„Malermeister Lund ist hier, um nach seiner Frau zu fragen.“

„So?“ sagte Kjellström, und Frau Emilie ging hinaus. Kjellström wandte sich an Dahl. „Begreifen Sie das?“

„Kein Wort begreife ich,“ sagte Dahl.

Frau Emilie kehrte mit einem gut gekleideten Mann zurück, der Ende der Vierziger zu sein schien. Sein kleiner flotter Schnurrbart und sein etwas dünnes Haar waren gekräuselt.

„Das ist Malermeister Lund,“ sagte Frau Emilie, „und die beiden Herren sind Freunde meines Mannes.“

„Aber ich begreife wirklich nicht,“ sagte Kjellström. „Soviel ich weiß, ist Bruder Petersen Asket . . .“

„Asket,“ sagte Lund, „wenn er mit meiner Frau davonläuft.“

„Sie behaupten ja, es sei platonisch,“ sagte Frau Emilie.

„Dann begreife ich allerdings —“ sagte Kjellström.

„Platonisch — und meine Frau,“ sagte Lund.

„Wollen Sie uns die Sache nicht erklären, liebe Frau Petersen?“ sagte Kjellström.

„Die Sache fing damit an, daß Frau Lund in die Theosophische Gemeinde eintrat, und da kam sie zu meinem Mann und fragte, ob er ihr nicht die Theosophie erklären wollte.“

„Was, zum Teufel, wollte sie mit dem Blödsinn!“ sagte Lund vor sich hin.

„Mein Mann sieht gut aus,“ sagte Frau Emilie kurz.

Lund zwirbelte seinen gekräuselten Schnurrbart.

„Und da begann Bruder Petersen ihr die göttliche Weisheit auszulegen?“ fragte Kjellström.

Frau Emilie nickte. „Dann dauerte es nicht lange, und sie entdeckten, sie verstünden sich so gut, daß sie sich in einer früheren Inkarnation gesehen haben mußten.“

„Worin haben sie sich gesehen?“ fragte Lund.

„Sie glauben, daß sie schon einmal hier auf Erden gelebt haben,“ sagte Frau Emilie.

„Sie sind also verrückt,“ sagte Lund.

„Man darf etwas nicht verhöhnen, weil man es nicht versteht,“ meinte Kjellström.

„Aber das ist ja doch ein verdammter Blödsinn,“ sagte Lund.

„Die frühere Inkarnation hat jedenfalls eine größere Macht über Ihre Frau besessen als die jetzige,“ entgegnete Kjellström.

Lund zwirbelte seinen gekräuselten Schnurrbart.

„Wo wohnt Ihr Mann?“ fragte Dahl.

„Fiolstræde 21,“ sagte Frau Emilie.

„Und Ihre Frau?“ fragte Kjellström.

„Bei ihrer Schwester auf dem Godthaabsvej,“ sagte Lund.

„Also doch nicht zusammen,“ sagte Kjellström.

„Das fehlte bloß noch,“ meinte Lund.

„Also vielleicht doch platonisch,“ sagte Kjellström.

Lund räusperte sich verächtlich.

„Sie kennen Bruder Petersen nicht,“ sagte Kjellström.

„Aber ich kenne meine Frau,“ entgegnete Lund.

„Wäre es nicht denkbar, daß sie wirklich religiös ergriffen ist?“ fragte Dahl.

„Nein,“ antwortete Lund störrisch.

„Dann verstehe ich nicht — —“ sagte Dahl vor sich hin.

„Mein Mann sieht gut aus,“ sagte Frau Emilie.

„Das hat gar nichts damit zu tun,“ sagte Lund verbissen.  
„Sie schert sich den Teufel um Ihren Mann.“

„Warum läuft sie dann mit ihm davon?“ fragte Frau Emilie.

Dahl war nahe daran, zu glauben, daß sie sich für Petersens Seele beleidigt fühlte.

„Warum?“ sagte Lund. „Weil sie abenteuerlich veranlagt ist. Das verdammte Theater hat sie ruiniert.“

„Ist sie Schauspielerin?“ fragte Dahl.

„Gewissermaßen,“ antwortete Lund wütend.

„Entschuldigen Sie — inwiefern?“ fragte Kjellström.

„Nach jeder Richtung hin,“ antwortete Lund. „Sie spielt Komödie im Privatleben, weil sie nicht dazu gekommen ist, Komödie auf einer Bühne zu spielen. Sie hat übrigens auf allen Theatern der Stadt Probe gespielt,“ fügte er nicht ohne Stolz hinzu, „und einmal ist sie beinahe angenommen worden. Aber das hat sie ruiniert. Sie hat Blut geleckert. Diese ganze Geschichte ist nichts weiter als ein von ihr erdichtetes Stück, in dem sie selber auftritt.“

„Ich werde mir jetzt die Sache von Bruder Petersen erklären lassen,“ sagte Kjellström. „Fiolstråde 21, sagten Sie? Adieu, liebe Frau Petersen, adieu, Herr Lund, und hoffen wir, daß das Stück, in dem Ihre Gattin zur Zeit auftritt, von der platonischen Liebe handelt.“

Er ging und Dahl begleitete ihn. „Ich bin besorgt,“ sagte Kjellström draußen, „nicht um den Malermeister. Der kann sich meinetwegen zum Teufel scheren. Der erntet nur, was er gesät hat. Er ist seinerzeit ein Schürzenjäger gewesen. Das kann man seinem Gesicht ansehen. Aber ich bin besorgt um die gute Frau Petersen, die darunter leidet. Eine verschmähte Frau ist etwas Naturwidriges. Verschmähte Frauen bleiben gleichsam im Wachstum zurück und verkrüppeln. Ihr Gesicht verkümmert. Sie werden häßlich von Gemüt. Haben Sie nicht den verzerrten Zug um den Mund gesehen, der das ganze Gesicht schief macht? Und ich bin besorgt um Bruder Petersen. Denn wenn die Frau so ist, wie ihr Mann sagt, dann ist es eine üble Sache,

daß Bruder Petersen so naiv und leichtgläubig ist. Aber es ist ja auch möglich, daß sie — — wie Sie meinten — — von der Theosophie religiös ergriffen ist, und dann kann es gut sein.“

Er sah nach der Uhr. „Ich kann heute nicht mehr zu ihm hin,“ sagte er. „Ich muß nach Hause zu meiner Maschine.“

„Wie geht es damit?“ fragte Dahl.

„Ausgezeichnet!“ sagte Kjellström. „Es fehlt nur noch ein Rad. Dann geht sie. Sie müssen sie einmal ansehen. Sie können mir glauben, in dem großen starken Material nimmt sie sich jetzt anders aus als damals, als sie in einer Zigarrenkiste stand. Sie steht nicht mehr zu Hause in der Wohnung. Sie ist gewachsen! Zuerst wuchs sie aus der Kiste, und nun ist sie aus der Kammer herausgewachsen. Aber der Fabrikant hat mir einen Schuppen auf einem Bauplatz draußen auf Nörrebro bauen lassen. Dort steht sie und dort soll sie gehen. Und wenn sie geht, soll es vielen zugute kommen. Ich werde viel Geld damit verdienen. Die gute Frau Petersen, die nun alle Arbeit allein ausführen muß — die soll sich um ihr Auskommen keine Sorge mehr machen. Wenn wir einmal Brüder sind, müssen wir uns und unsern Frauen gegenseitig helfen. Sie kommen doch und sehen sich die Maschine an, wenn sie geht, Herr Dahl?“

Er lüftete den Hut und eilte zu seiner Maschine. — — Dahl traf Sophus Petersen zu Hause.

„Ich erwartete schon, daß Sie kommen würden,“ sagte er. „Ich bin ja probeweise in die Morgenländische Schule aufgenommen. Man hat mir Instruktionen zugeschickt und mitgeteilt, daß Sie mir bei der Übersetzung helfen würden.“

Dahl sah sich im Zimmer um. Die Einrichtung bestand aus einem Tisch, einem Stuhl, einem Waschtisch, einem Regal und dem Keuschheitssofa.

„Ja, viel Möbel gibt es hier nicht,“ sagte Petersen. „Aber es kommen noch Gardinen,“ fügte er lächelnd hinzu wie

ein Knabe, der ein schönes Geheimnis hat, das er gern anvertrauen kann, nach dem aber erst einmal neugierig gefragt werden muß.

Als Dahl nicht fragte, näherte er sich selbst der Sache, während Dahl ihn interessiert betrachtete.

Während der zwei Jahre, die er Petersen nicht gesehen, hatte er ihm keinen Gedanken gewidmet. Petersens Gesicht war fast ganz neu für ihn.

Es verhielt sich so, wie Frau Emilie gesagt hatte, ihr Mann sah gut aus. Sophus Petersens Gesicht war nicht nur hübsch, sondern eigentümlich. Das dichte schwarze Haar lockte sich weich über einer hohen, regelmäßigen Stirn. Unter den dunkeln, geschweiften Brauen leuchteten zwei blaue Augen voll fester Überzeugung, daß es Dinge gab, die man nicht sehen kann. Der Vollbart verdeckte fast den Mund, reizte aber die Phantasie, ließ etwas Geheimnisvolles, möglicherweise Sanftes und Weiches, möglicherweise Gewaltames und Rücksichtsloses ahnen; man wurde unsicher wie einem Orientalen gegenüber.

Aber wenn Sophus Petersen seinen Mund öffnete und seine tastenden Worte hervorbrachte, wurde man aus dem phantastischen Morgenland wieder in das nicht allzu schwer zu begreifende Kopenhagen versetzt.

„Ich bin von Hause fortgezogen,“ sagte er. Sie seien ja nun Brüder in der geheimen Schule und müßten Vertrauen zueinander haben; daher wolle er das Ganze erzählen. Die Sache war ja die, daß sittliche Reinheit die erste Bedingung war, um ein Jünger der Mahatmen zu werden. Er hatte ja nun ziemlich lange ein keusches Leben geführt. Aber so etwas erzeugt Reizbarkeit in der Familie. Niemand konnte ja eine bessere Frau haben als Frau Emilie — das heißt, wenn man ein Alltagsmensch war. Sie war brav und tüchtig in jeder Beziehung. Aber wenn man die Entwicklung über alles andere stellte und ihr alles opfern wollte, da konnte sie nicht Schritt halten. Im Gegenteil, sie verlor, indem sie kritisch wurde — und zuzeiten ziemlich boshaft — gegenüber allem, was Entwicklung hieß.

Sie konnte offenbar in dieser Inkarnation nicht weitergelangen. Aber eine solche konstant kritische Disposition war seelisch schädlich — für den, der sie hegte, noch mehr als für den, der darunter litt. Namentlich war dies der Fall, als er eine Freundin gewann. Er und diese Dame verstanden alles auf die gleiche Art. Sie brauchten kaum etwas zu sagen, und schon verstanden sie sich. Aber diese Freundschaft wirkte durchaus nicht veredelnd auf Frau Emilie. Ihre Einsicht davon war in dem Grade — sie genierte sich nicht einmal, ihm den Vorschlag zu machen, „mit seiner Freundin zusammenzuleben“ — „um mit der Sache ein Ende zu machen.“

Das sei doch eigentlich ganz überlegen gehandelt von Frau Emilie, meinte Dahl.

Sophus Petersen starrte ihn lange an, ehe er einen Sinn mit den Worten zu verbinden vermochte.

„Ach so, von der Seite gesehen,“ sagte er endlich. „Ja, das mag sein. Aber Sie müssen auch bedenken, von was für einem Verhältnis hier die Rede ist.“

Sophus Petersen war von Natur freundlich, sagte ungern etwas Schlechtes, aber aus seinem Ton konnte man entnehmen, daß Emilie der Sünde gegen den heiligen Geist ziemlich nahegekommen war, indem sie über eine geistige, entwickelnde Freundschaft auf diese Weise sprach. Denn das konnte er aus Erfahrung sagen, es gab keinen schnelleren Weg zur Reinheit in Gedanken, Worten und Werken als durch eine geistige Freundschaft mit einer feinen weiblichen Seele. „Das, wogegen man sonst kämpfen muß, fällt ganz von selbst vollständig weg.“

Aber es war nicht notwendig, darüber zu reden und es mit Worten zu erklären, wenn man den Beweis hatte. Hier konnte Dahl sie sehen. Petersen drehte eine Photographie um, die auf dem Tisch stand, und schob sie behutsam zu Dahl hin. Seine Hand verriet deutlich, wie fein ein jeder sowohl das Bild als auch die Dame behandeln mußte.

Er beobachtete Dahl ruhig abwartend, während dieser



die Photographie betrachtete. Jeder mußte doch sehen können, daß das keine gewöhnliche Frau war.

Dahl studierte ihr Gesicht lange, und dagegen hatte Petersen nichts. Da war ja ein Inhalt, der Zeit erforderte.

Sie war wirklich schön; das war leicht zu erkennen. Aber über alles andere verblieb Dahl in Ungewißheit. Es konnte sein, daß sie ein Mensch war, der sich von phantasievollen, religiösen Stimmungen packen und hinreißen ließ. Es konnte eine Frau sein, die, nachdem sie die allzu platte Erotik des Malermeisters durchgemacht hatte, sich ehrlich für des Schneiders Ideen von platonischer gemeinsamer Entwicklung begeisterte. Ihr Gesicht war nicht ohne Anzeichen von Feingefühl. Andre Züge aber verrieten deutlich eine plebejische Abstammung. Beim Betrachten ihres Gesichts erlebte man im Grunde dasselbe, wie wenn man Petersens Wohnstube musterte. Man sah eine beginnende Kultur. Nur konnte man in der Stube die sichere gerade Linie der Entwicklung verfolgen; das Gesicht dagegen sprach nicht von zurückgelegten Stadien. Alle Züge, die feinen wie die plumpen, waren gleich lebendig.

„Nun,“ sagte Sophus Petersen, als Dahl das Bild wegstellte. „Was können Sie in dem Gesicht lesen?“

„Sie scheint viel Phantasie zu haben,“ meinte Dahl.

„Das hat sie ja auch gerade,“ sagte Petersen. „Da ist kein Punkt in den Möglichkeiten menschlicher Entwicklung, welchen der menschliche Gedanke in dem jetzigen Stadium überhaupt erreichen kann — bis zu dem sie nicht vorzudringen vermöchte.“

„Denken Sie daran, sich mit ihr zu verheiraten?“ fragte Dahl.

„Wir sind über solche Gedanken weit hinaus,“ sagte Sophus Petersen still und glücklich. „Sie weiß, daß ich nichts will als Selbstentwicklung, und daß ich in die Morgenländische Schule eingetreten bin. Wenn sie so lange Mitglied der Theosophischen Gemeinde gewesen ist, daß sie Zutritt zu der geheimen Schule erlangen kann, tritt sie selbst auch ein. Wenn ich von Hause fortgezogen bin,

so ist das ausschließlich geschehen, um der Disharmonie zu entgehen, die in Emilie und meinem eignen Herzen entstand, und dann, um einen Ort zu haben, wo ich in Ruhe und Frieden zusammen mit Frau Lund Theosophie studieren kann, ohne denken zu müssen, daß Emilie nun in dem anderen Zimmer sitzt und eifersüchtig ist und sich quält, weil eine andere Frau bei mir ist. — Sie kommen wohl morgen zum Begräbnis?“

„Zu welchem Begräbnis?“

„Bjarnös.“

„Der Seraph!“

„Ja, so nannte Herr Barnes ihn ja — und es war übrigens ein sehr treffender Name für Bjarnö.“

„Er ist tot?“

Sophus Petersen nickte.

„Er ist am Mittwoch an einem Herzschlag gestorben. Morgen um zwei Uhr soll er auf dem Assistenzfriedhof begraben werden — wenn Sie mitgehn wollen.“

„Ja, das will ich,“ sagte Dahl. „Ich nehme jetzt das kleine englische Heft mit nach Hause — das mit den vorläufigen Instruktionen. Ich will es heute nachmittag übersetzen und bringe es dann morgen mit auf den Friedhof.“

---

Fast sämtliche Theosophen hatten sich zum Begräbnis eingefunden. Skaarup war auch dort, und Dahl konnte es ihm ansehen, daß er mit ihm zu sprechen wünschte. Er beeilte sich indessen, mit Sophus Petersen fortzukommen. Sophus Petersen hatte während der Rede neben einer jungen Frau gesessen, deren Gesicht Dahl an Helen Strömstad erinnert hatte. Er nahm an, daß sie eine nahe Verwandte des Seraphs sein müsse; denn das schöne, blasse Gesicht war gleichsam aufgeweicht von mehrtägigem Weinen, seine feinen Linien waren verzerrt von Kummer, Müdigkeit und Mangel an Schlaf.

Sobald sie in eine Straßenbahn gekommen waren, fragte er, ob das etwa die Schwester des Seraphs gewesen sei.

„Nein,“ sagte Petersen, „das war Frau Spange. Sie ist von Großhändler Spange geschieden. Sie war mit Bjarnö verlobt, und sie wollten bald heiraten...“

„Die Ärmste!“ sagte Dahl. „Sie sah auch ganz verzweifelt aus.“

„Ja,“ erwiderte Petersen, „und vor ein paar Monaten hat sie ihren kleinen Jungen verloren; sie ist also nun ganz allein. Aber sie ist ja Theosophin,“ fügte er zuversichtlich hinzu, „sie wird also schon bald darüber hinwegkommen.“

Für Theosophen hatte der Tod offenbar sein Gepräge als unbarmherziger Trenner der Seelen verloren.

★

## 56. KAPITEL

### Ominöse Träume

Je mehr Dahl seine Energie auf den Versuch konzentrierte, zu entdecken, was in dem Augenblick geschah, wo er einschlief, und unmittelbar, bevor er erwachte, um so mehr verflüchtigte sich der Unterschied zwischen seinem Traumleben und seinem wachen Zustand. Das, was er in Träumen erlebte, erhielt allmählich fast dasselbe Wirklichkeitsgepräge wie sein Leben am Tage. Er lernte außerdem zwischen zwei Arten von Träumen unterscheiden: einige waren augenscheinlich unmittelbare Erlebnisse — mochten sie nun wirklich sein oder eingebildet — andre waren bald symbolische, bald dramatische Darstellungen von Begebenheiten, die noch nicht stattgefunden hatten, aber sehr oft wirklich nach Verlauf kurzer Zeit sich ereigneten. Die Erfahrung zwang ihn, Vertrauen zu ihnen zu fassen.

Dies war der Grund, daß er sich eines Tages Ende August auf den Weg machte, um den Kommerzienrat zu besuchen.

Er hatte in der Nacht folgenden Traum gehabt: Er sah einen Leichenzug; verschiedene von seinen Bekannten

waren im Gefolge. Er wandte sich an einen Zuschauer und fragte, wer begraben würde.

„Der Kommerzienrat,“ antwortete der Fremde.

„Der ist doch nicht gestorben,“ wandte Dahl ein.

„Der Kommerzienrat starb am 3. September,“ sagte der Fremde.

„Aber wir sind doch im August,“ sagte Dahl. „Wir haben heute den 23. oder 24.“

„Der Kommerzienrat starb am 3. September,“ behauptete der Fremde.

Einen Augenblick später erwachte Dahl und überzeugte sich, daß es wirklich der 24. August war.

Am Nachmittag machte er sich auf den Weg, um zu erfahren, ob der Kommerzienrat vielleicht krank sei.

Ein Mädchen öffnete ihm und wies ihn in das kleine Zimmer, in dem er damals, als er sich für die Theosophische Gemeinde anmeldete, mit dem Kommerzienrat gesprochen hatte.

Das alte Männchen mit dem breiten Kopf saß auf demselben Stuhl am Tisch. Er sah Dahl unsicher an, angestrengt, als habe er Nebel vor seinen Augen.

„Ach, Sie sind es,“ sagte er endlich. „Das ist ja erfreulich. — Wie beliebt? Wie es mir geht? Mir geht es überhaupt gar nicht. Mir fehlt nichts, aber ich sitze hier ganz still und falle auseinander. Und dann kommt hier ein Loch und da ein Loch. Sehen Sie nur.“ Er zeigte auf die Unterlippe. „Ich habe ein Stück Briefmarkenpapier darübergeklebt. Ich betrachte es als ein Abreisebillet. Aber Sie selbst, wie geht es denn Ihnen? Sie sind, wie ich höre, ja doch in die esoterische Schule eingetreten. Sind Sie denn nun bewußt geworden auf dem Astralplaneten und können gratis zwischen der Welt der Lebenden und der Toten hin und her reisen? Können Sie vielleicht eines Tages mich da drüben im Jenseits empfangen? Ach nein, bleiben Sie mir damit vom Leibe,“ unterbrach er Dahl ärgerlich, als dieser einwenden wollte, der Kommerzienrat könne ja noch lange leben.

Er schwieg eine Weile mit mürrischem Gesicht, besann sich und sagte endlich: „Sie müssen verzeihen, daß ich über Ihre höfliche Bemerkung so heftig wurde. Ich mag so was nicht. Ich habe nämlich zu vieles zu hören bekommen. Mir wird schlimm und übel davon. Ich habe einen sehr guten Verstand gehabt und bin gewohnt gewesen, daß man ihn respektierte. Und nun kommen sie alle angelaufen, einer nach dem andern, und glauben, sie können mir solche ausgestunkne Lügen gerade ins Gesicht sagen, wie: ‚Sie sehen ja großartig aus, Sie haben nie so gesund und kräftig ausgesehen!‘ Zum Teufel auch, was bilden sie sich ein? Ich werde ja freilich nächstens sterben, aber kindisch bin ich denn doch noch nicht. Es wäre mir sehr lieb, wenn man mich wie ein verständiges Wesen behandeln wollte. Das bin ich gewöhnt.“

Er sah nach der Tür hinüber.

„Meine Familie,“ sagte er, „damit ist es natürlich etwas andres. Aber trotzdem: wozu müssen meine unschuldigen Enkel dressiert werden, zu mir hereinzukommen und so teilnahmsvoll zu fragen: ‚Wie geht es dir heute, Großvater?‘ Ich kann es den kleinen Komödiantengesichtern ja ansehen, wie sie instruiert worden sind. Warum können sie sie nicht zu Hause behalten und sie ruhig spielen lassen, statt daß sie hier auf Socken herumschleichen und sich langweilen müssen, weil sie keinen Spektakel machen dürfen? Und dann meine Frau und meine Kinder, die doch, weiß Gott, erwachsen genug sind. Warum müssen wir uns beständig belügen? Natürlich haben sie mich lieb, und daß ich das weiß, wissen sie ja auch. Aber warum können sie mir nicht das Vertrauen erweisen, zu glauben, daß ich sehr gut verstehe, daß es für sie wie für mich eine Erleichterung sein wird, wenn ich erst wohlbehalten in der Erde liegen werde? Ist denn dabei etwas Böses? Wir haben es ja alle satt, daß ich hier noch herumschleiche, wo es doch nicht wieder besser werden kann. Was wäre wohl natürlicher, als daß wir darüber redeten, wie sie das Ganze einrichten wollen, wenn ich erst tot bin? Das könnte mich

doch interessieren. Und wie es ist, hier so stillzusitzen und auseinanderzufallen, das müßte sie doch interessieren. Aber wenn ich vom Sterben spreche, so weigern sie sich wie scheue Pferde vor einem Hindernis. Untereinander schwatzen sie natürlich davon. Aber mit mir — nein, ich kann ewig leben! Wozu diese Verstellung, wenn wir es doch so gemütlich und vertraulich haben könnten, falls sie nur davon ausgehen wollten, daß ich das meiste von meinem Verstand noch habe? Wie? Na, aber Sie haben das Astralbewußtsein noch nicht erlangt und können mir also nicht sagen, ob es ein Leben nach dem Tode gibt oder nicht? Wie?“

„Glauben Sie denn das nicht?“ fragte Dahl.

„Glauben,“ wiederholte der Kommerzienrat, „ja, als ich gesund war, glaubte ich es ja. Ich bin ja viele Jahre Theosoph gewesen. Aber jetzt kommt es mir eigentlich oft so unbegreiflich vor. Vielleicht kommt es daher, weil ich so müde bin und mir nicht denken kann, daß es noch weitergehen soll. Aber wenn etwas daran ist, werde ich es ja bald erfahren. Und wenn nicht — ja, dann werde ich auf alle Fälle nicht länger so müde sein.“

Er sah jetzt sehr müde aus. Dahl erhob sich. Der Kommerzienrat reichte ihm die Hand.

„Leben Sie wohl, mein junger Freund. Leben Sie wohl und möge es Ihnen gut im Leben gehen. Ich denke, wir werden uns kaum wiedersehen.“

Der Kommerzienrat starb am 3. September.

★

## 57. KAPITEL

### Sein Wille geschehe

Der Winter hatte seinen kalten Atem über die Erde geblasen. Felder und Seen waren erstarrt; der Schnee lag hart wie Eis.

Es war den ganzen Tag still gewesen, aber gegen Abend



kam ein Windhauch, messerscharf und stahlkalt, und jagte den Leuten die Fäuste nach den Nasen und Ohren hinauf. Und dann war er weg.

Nach einer Weile kam ein zweiter, und der blieb stehen und wuchs, trieb die Leute in die Häuser und behielt Felder und Wege für sich. Er wuchs und wurde zu einem Schneesturm; er heulte um Dächer und Giebel, rüttelte die steif gefrorenen Wipfel der kahlen Bäume, streute eine Schicht neu gefallenen Schnee dicht über alle Felder und häufte hohe Schneewehen quer über die Wege, überall da, wo ein Loch in der Hecke war.

Der Kandidat saß am Fenster und sah hinaus, bis der Schnee so dicht wurde, daß er nichts mehr sehen konnte. Dann stand er auf und zog ein Paar lange Stiefel an, kroch in einen Pelz und ging hinaus. Die Gegend war so unwegsam und wüstenartig fremd, wie er sie nie zuvor gesehen hatte. Ihn wandelte die Lust an, mitten in die Einsamkeit zu gehen und mit dem Wetter zu ringen. Nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, ging er wieder ins Haus und holte eine Pelzmütze und ein Paar gefütterte Handschuhe.

Als er wieder herausgekommen war, kehrte er nochmals um, weil ihm einfiel, daß er ja eigentlich den Spaziergang gleich zu etwas Nützlichem verwenden könne. So ging er denn hinein und entnahm seiner Schatulle etwas Geld.

Dann kämpfte er sich durch Sturm und Schneewehen hindurch, bis er draußen am Moor vor Holgers Hause stand. Es war jetzt dunkel, und die Hütte hob sich kaum von dem weißen Felde ab. Aber eine rötlich schimmernde Fensterscheibe leuchtete im Schnee wie glühende Kohle und wies den Weg.

Holger saß vor dem offenen Ofen und sah ins Feuer. Sein Schatten lief quer über den Fußboden die Wand hinauf bis unter die Decke. Er hatte niemand kommen hören, sei es des Sturmes wegen, sei es, weil er in tiefe Gedanken versunken war.

Als der Kandidat „Guten Abend“ sagte, drehte er sich ver-

wundert um, stand auf und sagte endlich: „In einem solchen Wetter sind Sie hier herausgekommen!“

„Ja,“ sagte der Kandidat, „ich werde wohl nie zu alt für Jungenstreiche.“

Holger lächelte: „Sie sind immer anders als andere Leute. Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Ja, danke.“

Er nahm Mütze und Pelz ab und sah sich nach etwas um, woran er sie hängen könnte. Holger nahm sie ihm ab.

„Hier sitzt ein Nagel,“ sagte er, und hängte das Zeug darauf, „und hier steht ein Stuhl.“ Er zeigte auf den, auf dem er soeben noch gesessen hatte.

Der Kandidat sah sich in der Stube um. „Wo wollen Sie denn sitzen?“ fragte er.

„Ich kann auf dem Bett sitzen,“ sagte Holger.

„Ich darf wohl noch ein paar Stücke Holz anlegen,“ sagte der Kandidat, indem er sich setzte. „Ich mag das Feuer gern ordentlich bullern hören, wenn es draußen so furchtbar heult.“

Er sah sich kritisch in der Stube um. Der einzige Stuhl war der, auf dem er saß. Am Fenster standen eine Hobelbank und eine Drehbank. An der hinteren Wand stand das Bett. Ein Tisch war nicht da. Es war reinlich und ordentlich, aber die weiß getünchten Wände sahen kalt aus.

„Haben Sie alle Ihre Möbel hier in der Stube?“ fragte er.

„In der Küche steht noch ein Stuhl,“ sagte Holger.

„Donnerwetter, Sie haben einen Stuhl in jeder Stube!“

„Ich habe keine Verwendung für mehr,“ sagte Holger.

„Nein — Sie pflegen ja keine weitere Geselligkeit,“ bemerkte der Kandidat.

„Nein,“ sagte Holger. Der Kandidat sah verstohlen zu ihm hinüber. Er war offenbar nicht bester Laune. Er antwortete auf die kleinen scherzhaften Bemerkungen mit ruhigem Ernst. Der Kandidat beschloß, zu seinem Anliegen überzugehen.

„Sie haben jetzt allerlei Arbeit ringsum, wie ich gesehen habe,“ begann er.

„Ja,“ entgegnete Holger, „ich habe jetzt eine ganze Menge Arbeit. Es fing damit an, daß Hans Olsen eines Sommerabends zu mir kam und mit mir plauderte.“

Er versank eine Weile in Gedanken, und der Kandidat ließ ihn ruhig sitzen.

„Dann im Herbst,“ fuhr Holger fort, „kam Hans wieder und fragte, ob ich einige Tage bei ihm arbeiten wollte. Die Leute wußten ja, daß ich auch im Pfarrgarten arbeitete, und nun kam die Arbeit in Gang. Im Winter habe ich auf mehreren Höfen gedroschen, und nächstes Jahr werde ich wohl noch mehr zu tun haben, denn sie wollen mich im Grunde alle gern haben.“

„Das will ich glauben,“ sagte der Kandidat, „Ihr Arbeitstempo kann ja einen Hofbesitzer in gute Laune versetzen.“

„Man kann ja die Arbeitszeit ebensogut zum Arbeiten gebrauchen wie zum Vertrödeln,“ sagte Holger.

„Darüber gehn die Ansichten auseinander,“ meinte der Kandidat.

„Das habe ich bisher nicht gewußt,“ sagte Holger.

„Ich auch nicht,“ sagte der Kandidat, „bis ich Ihre Ansicht hörte. Da die Leute Ihnen nun aber Arbeit geben, können sie wohl auch Holzschuhe bei Ihnen kaufen, und dann könnte ich den Laden am Ende los werden. Er macht mir doch nicht so viel Spaß, wie ich anfangs erwartet hatte.“

Holger räusperte sich.

„Sie brauchen nicht so zu tun, als wenn er Ihnen jemals Spaß gemacht hätte. Mir ist es wenigstens klar geworden, daß Sie das allein meinetwegen eingerichtet haben, nicht, wie Sie damals sagten, um die Einsamkeit zu verschrecken. Aber damals glaubte ich Ihnen, und das machte es mir leicht, weil ich glaubte, daß ich Ihnen gewissermaßen einen Dienst damit leistete. Ich habe immer reichlich leicht alles geglaubt, was gesagt wird. Es kommt wohl

zum Teil daher, daß ich dumm gewesen bin, zum Teil aber auch daher, daß ich nie begriffen habe, wozu eine Lüge gut sein kann. Ja, Sie verstehen mich wohl, ich denke hier nicht an Sie, denn Sie taten es ja nur, um es mir zu erleichtern, und ich danke Ihnen dafür und auch für die Art, wie Sie es taten. Aber damals, als Sie so taten, als ob Sie kein ganz reines Gewissen hätten, da war ich wahrhaftig auch nahe daran, Ihnen zu glauben. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich eigentlich mein ganzes Leben lang schrecklich dumm gewesen. Es ist gar nicht zu begreifen, daß ein Mensch so dumm sein kann wie ich, ohne es zu wissen oder zu bemerken. Ich hätte ja doch sehn müssen, daß alle andern klüger waren, aber das kam mir nicht zum Bewußtsein. Zum Teil kommt es wohl also daher, daß ich dumm war, aber ich glaube, es kommt auch daher, daß ich eigentlich glaubte, in gewisser Beziehung im Grunde tiefer zu denken als so viele andre, und daher nicht soviel Wert darauf legte, daß sie etwas schneller dachten als ich. Aber was ich mit allem, was ich hier sage, bezwecke, ist eigentlich bloß: Sie sollen wissen, daß ich weiß, wie gut Sie gegen mich gewesen sind, und nun will ich alle die Holzschuhe, die Sie noch haben, hier herausholen.“

„Sie können auch gleich das Geld vom letzten Monat haben,“ sagte der Kandidat und gab es ihm.

Holger nahm es und legte es in einen kleinen Kasten auf der Drechselbank.

„Jetzt, wo Sie mit Holzschuhmachen und gewöhnlicher Arbeit verdienen, müßten Sie doch die Mittel haben, es sich hier in Ihren vier Wänden etwas gemütlich zu machen,“ meinte der Kandidat.

„Hier ist es so, wie es sein soll,“ sagte Holger.

„So, finden Sie? Nun, jeder nach seinem Geschmack! Ich finde, es ist eine schlechte Knechtskammer, in der Sie leben.“

„Es ist so, wie es sein soll,“ wiederholte Holger.

Er sagte es so ruhig bestimmt, gleichsam vor sich hin, daß der Kandidat den Kopf hob und ihn ansah.

Er fuhr fort, ihn anzusehen, und sein Gesicht nahm einen aufmerksamen Ausdruck an.

Der Kandidat entsann sich des Gesichts sehr deutlich aus der Zeit, wo es, wie Holger selbst sagte, dumm war: die groben Züge, die breite Stirn, von der man niemals begreifen konnte, wozu sie gebraucht werden sollte; der biegsame, unbewußte, aber gefühlvolle und ausdrucksvolle Mund und die Augen, bald verwundert, oft staunend, bald milde, ja zärtlich, bald schwer, bald blutunterlaufen, drohend, beständig eine Tiefe verratend, die sie nicht ganz abzuspiegeln vermochten, einen Inhalt, den sie nicht fassen konnten. Und die große Fläche der Wangen: leerer Ausdruck für herrenlose Kraft.

Jetzt sah es anders aus. All das Zerstreute war gesammelt, eine Herrscherkraft tauchte aus dem Herrenlosen auf, man fühlte einen Willen, ahnte eine Absicht. Der Kandidat mußte an einen Tag aus seiner Jugend denken, wo er im Atelier seines Freundes, des Bildhauers, das beginnende Leben in dem Ton sah, der gestern nur tote Stoffmasse war.

Er stocherte im Feuer herum und sagte, halb mit anderen Gedanken beschäftigt: „Wozu wollen Sie denn das Geld verwenden, wenn Sie Ihr Heim sich nicht gemütlich und hübsch machen wollen?“

„Ich hatte mir gedacht, Sie sollten es gebrauchen,“ sagte Holger.

Der Kandidat sah erstaunt auf.

„Ich?“

„Ja,“ sagte Holger, „ich dachte, wenn Sie jemand träfen, eine arme Frau, einen Kranken oder Kinder, die schlecht ernährt wurden, dann sollten Sie ihnen mein Geld geben.“

„Das könnten Sie doch selbst tun.“

„Ich denke mir, die Leute werden es lieber von Ihnen nehmen als von mir.“

„Aber jetzt fangen doch die Leute wieder mit Ihnen zu verkehren an, wie früher.“

„Ich weiß nicht recht,“ sagte Holger. „Aber dann ist

noch etwas anderes. Es ist ein wenig Aberglaube mit im Spiel. Ich denke mir, das Geld wird dort, wo es hinkommt, mehr Nutzen schaffen, wenn es erst noch durch ein paar Hände gegangen ist.“

„Ach so,“ sagte der Kandidat, „das Geld soll durch meine Finger gesiebt werden, und das Unglück, das daran klebt, soll ich in meinen Händen behalten. Sie sind wirklich ganz gerissen!“

Holger lächelte: „Sie haben deswegen wohl keine Angst, und außerdem“ — es kam zum erstenmal ein Schimmer von Humor in seine Augen — „außerdem können Sie es ja so machen wie Pilatus.“

„Ach so, meine Hände waschen?“

„Ja.“

Das Lächeln erlosch in seinem Gesicht, das einen grübelnden Ausdruck annahm.

„Ich habe Ihnen ja nichts anzubieten, weder zu essen noch zu trinken,“ sagte er nach einer Weile, „aber ein bißchen mehr Licht könnte ich doch schaffen.“

„Ach, ich will auch wieder nach Hause,“ sagte der Kandidat.

Holger sagte nichts. Aber der Kandidat sah seinem Gesicht an, daß er es gern gesehen hätte, wenn er noch geblieben wäre.

„Na, im übrigen,“ sagte er und setzte sich wieder, „es könnte ja sein, daß das Wetter gegen Abend auf den Einfall käme, etwas anständiger zu werden.“

Holger ging in die Küche hinaus und kehrte mit einer Laterne zurück, die er anzündete und an einem langen Haken unter der Decke aufhängte.

Sie saßen beide eine Weile schweigend da, der Kandidat, das Feuer auf der einen und die Laterne auf der anderen Seite, Holger, dem der Schein der Laterne gerade auf das Gesicht fiel, auf dem Bettrand.

„So hat also Hans Olsen den Anfang gemacht,“ sagte der Kandidat.

„Ja, er kam hierher, und es war ihm nichts als Freund-



lichkeit anzumerken. Auch Ellen nicht, als ich zur Arbeit hinkam.“

„In Hans und Ellen ist mehr Selbständigkeit, als man glauben sollte,“ sagte der Kandidat.

Holger saß eine Weile schweigend da.

„Sie zeigten mir ihr kleines Mädchen,“ sagte er und schwieg wieder.

„Das ist wohl ein hübsches kleines Kind?“ fragte der Kandidat.

Holger antwortete nicht sogleich, und als er sprach, war es keine Antwort, sondern eine Fortsetzung seiner eigenen Gedanken. „Sie hatte gar keine Angst vor mir,“ sagte er.

„Sie ließen sie mich auch auf den Arm nehmen,“ fuhr er fort. „Ich hätte beinahe geweint. Ich habe mir ja immer soviel aus solchen Kleinen gemacht. Sie hatte keine Spur von Angst vor mir. Das ist nicht zu begreifen.“

„Warum nicht?“ fragte der Kandidat.

„Sie sagen ja, solche Kleinen haben so einen — Instinkt dafür, wer gut und wer schlecht ist,“ sagte Holger.

„Wollen Sie etwa behaupten, daß Sie schlecht sind?“

Holger zögerte ein wenig mit der Antwort. „Ich habe in der letzten Zeit nicht sowenig nachgedacht,“ sagte er, „mehr, als ich eigentlich aushalten kann, fürchte ich. Es wäre vielleicht gut, wenn ich mit Ihnen ein wenig plaudern könnte, damit ich etwas Luft bekomme — denn es wird mir schwer, es auszuhalten, weil sich immer dieselben Gedanken vordrängen und ich mit ihnen nicht weiterkommen kann.“

Er forschte in dem Gesicht des Kandidaten nach einer Erlaubnis fortzufahren und sagte dann: „Sehen Sie, Sie haben mich ja einmal ermahnt, ich sollte mein Leben lang die Strafe tragen und hier an diesem Ort bleiben, wo jeder wisse, wer ich bin, und ich mein Urteil in aller Augen lesen könne. Das begriff ich, und ich fand es billig und gerecht. Ich war dazu verdammt, Lasten zu tragen, und ich wollte es. Aber die Leute verurteilen mich nicht mehr. Die Kinder laufen nicht mehr weg, wenn sie mich sehen.“

Sie bleiben stehen und schwatzen mit mir. Sie sehen mich an wie einen großen Hund und denken: er tut ja nichts. Und ich mag so gern stehenbleiben und mit ihnen schwatzen und sie zuweilen ein wenig necken. Aber wenn wir am allerlustigsten sind, dann werden sie auf einmal still, und dann denken sie wohl, daß es Unrecht ist. Ich sehe es ihnen an. Die Leute verurteilen mich nicht mehr. Sie haben Mitleid mit mir und denken, daß es Sünde war, daß ich dazu kam, das, Sie wissen ja, zu tun. Ich sehe es ihnen an, daß sie das denken. So, wie ich selbst auch einmal gedacht habe.“

„Denken Sie denn das jetzt nicht mehr?“ fragte der Kandidat.

„Nein. Eine Sünde, natürlich. Die größte, die begangen wurde, aber nicht gegen mich. Sie fragten, ob ich behaupten wolle, daß ich schlecht sei. Ich kann nicht anders sagen als: ja, schlecht muß ich sein.“

„Hm,“ sagte der Kandidat und sah ins Feuer hinein.

Er blieb in derselben Stellung sitzen und beachtete kaum, daß Holgers Rede stockte. Die Gedanken des Kandidaten wurden so ungewohnt zerstreut und lauschten dem Bullern des Feuers, dem Heulen des Sturmes und dem Klatschen des Frostschnees gegen die Fensterscheibe, bis Holgers Stimme sie wieder zurückrief.

„Eines Tages im Herbst,“ sagte die Stimme, „mußten Hans und Ellen beide in die Stadt und ließen mich allein zu Hause mit der kleinen — — — der kleinen Ellen-Hansine. Als sie aufwachte und weinte, gab ich ihr die warme Milch, wie Ellen mir gesagt hatte. Und dann nahm ich sie auf und trug sie hin und her, bis sie wieder einschlief. Als ich sie aufnahm, dachte ich nur daran, daß sie nicht schlafen konnte, und als ich sie aufgenommen hatte, fand ich es unrecht, sie wieder hinzulegen, denn sie wollte gern ein wenig getragen werden. Das tue ich aber nie wieder.“

„Warum nicht?“ fragte der Kandidat, ohne von dem Feuer aufzublicken.

„Als Knabe las ich einmal,“ begann Holger, „in einem Buch eine Geschichte, wie der Teufel einmal Erlaubnis erhielt, in den Himmel zu kommen. Aber als er so nahe gekommen war, daß er bald da war, wurde er krank davon und mußte zur Hölle zurückkehren, wo er hingehörte. Weil er nämlich böse war.“

„Und Sie?“ sagte der Kandidat, „Sie wollten also —?“

„Ich wollte zu den Lasten zurück, die ich gewohnt war, die hart und schwer zu tragen waren. Aber die waren nirgends mehr, denn die Augen der Leute verurteilten mich nicht mehr. Sie sahen mich so an, wie ich selbst einmal gesehen hatte.“

„Ich meine, das hätte Ihnen gut tun müssen,“ sagte der Kandidat.

„Können Sie mir dann etwa erklären, warum ich nicht froh war?“

„Nein,“ sagte der Kandidat.

Holger nickte, wie jemand, der weiß, daß sein Beweis zutrifft.

„Ich wußte, daß ich mit meiner Strafe nicht fertig war. Mehr wußte ich damals nicht. Ich war verurteilt, zu tragen, und ich glaubte zu wissen, wo meine Last lag, da die Leute die ihre von mir nahmen. Ich ging auf den Kirchhof und besuchte Hansinens Grab. Vor heute abend habe ich ihren Namen nie ausgesprochen. Und jetzt macht es mir nichts, daß ich ihn ausspreche. Es machte mir auch nichts, daß ich an ihrem Grabe stand. Es lag in Frieden, ihr Grab und das ihrer Eltern. Sie fragten mich einmal, ob ich mich an Hansinens Augen und Hansinens Grübchen erinnerte. Ich stand am Grabe und zwang mich, sie zu sehen. Es war keine Verurteilung in ihren Augen. Wie lange ich auch sah. Keine Verurteilung.“

Der Kandidat sah auf. „Konnten Sie sich denn nicht denken, daß es Vergebung war?“

„Ja, Vergebung ihrerseits. Vergebung für das, was ich getan habe.“

„Nun?“ sagte der Kandidat.

„Das Grab lag in Frieden,“ fuhr Holger fort, „aber es war kein Friede in mir.“

„Sie hatten sich selbst nicht vergeben?“

„Kaum das, was ich getan hatte. Jedenfalls nicht das, was ich nicht getan hatte.“

Der Kandidat sah ihn verständnislos an.

„Begreifen Sie es denn nicht?“ sagte Holger. „Nein, ich begreife es selber nicht, in alle Ewigkeit werde ich es nicht begreifen. — Es betraf Hansine. Sie war in Unglück geraten. Was hat sie in der Einsamkeit nicht an Kummer und Schande gelitten! Und ich erfuhr es! Und ich ging nicht zu ihr hin und sagte: ‚Komm, reise mit mir weit weg, wo uns niemand kennt. Verheirate dich mit mir, wenn du willst; sei eine Verwandte von mir, wenn du nicht willst! Ich werde jedenfalls für dich arbeiten. Bekomme dein Kind an einem fremden Ort. Reise dann mit mir wieder anderswohin, und laß dann die Leute glauben, das Kind gehört mir, und du erziehst das Kind aus Freundschaft oder weil du mit mir verwandt bist.‘ — Ich hätte ihr das Leben leicht machen können. — Was ich tat, wissen Sie. — Was aber das schlimmste ist — das, was ich tat, oder das, was ich nicht tat — weiß ich selber nicht. Aber schlecht muß der sein, der zu lieben glaubt und nicht tut, was ich nicht tat, sondern obendrein tut, was ich tat.“

„Wenn Sie wirklich schlecht wären,“ sagte der Kandidat, „glauben Sie dann, daß es Ihnen leid täte, zu wissen, daß Sie es sind?“

„Gerade darüber grüble ich mehr nach, als ich aushalten kann,“ sagte Holger. „Ich kann es ertragen, schlecht zu sein und zu wissen, daß ich dafür bestraft werde. Aber ich kann es nicht aushalten, schlecht zu sein und nicht dafür bestraft zu werden. Ich kann es nicht aushalten. Nein, ich kann es nicht aushalten,“ wiederholte er.

Der Kandidat starrte ins Feuer. Er konnte die Augen nicht davon lassen, er war halb davon hypnotisiert. Ihm war zumute, als hätte eine mächtige Hand seine Gedanken

erfaßt, hielte sie fest und tue mit ihnen, was sie wollte. Er hörte Holgers Stimme: „Ich kann es nicht aushalten!“

„Dann sterben Sie!“ sagte er ruhig und dachte nachher geistesabwesend: „Was sage ich da zu dem Menschen!“

„Was kann es nützen, zu sterben,“ antwortete Holger, „wenn es ein Leben nach dem Tode gibt?“

„Das Leben nach dem Tode ist vielleicht glücklich,“ sagte der Kandidat.

„Nicht, wenn es dort Erinnerung gibt,“ entgegnete Holger.

„Glücklich,“ wiederholte er nach einer Weile, „glücklich — ich habe in der letzten Zeit soviel nachgedacht. Mehr als ich eigentlich aushalten kann. Glücklich? Wenn ich nie geboren wäre — das wäre ein Glück für meine Mutter gewesen, für alle Menschen und am meisten für mich. Ein glückliches Leben nach dem Tode, sagen Sie. Danach strebe ich nicht, denn das gibt es nicht für den, der sich an so Schweres zu erinnern hat wie ich. Nein, wenn man ausgelöscht werden könnte. Wenn man nirgends zu finden wäre. Denn ich kann es nicht aushalten, irgendwo zu sein.“

Der Kandidat sah vom Feuer auf.

Holger saß vornübergebeugt, die Augen schienen sich tief in etwas hineinzubohren, in ihn selbst oder in seinen Platz im Dasein, es war, als suchten sie nach einem Ausweg. —

Wieder überkam den Kandidaten die Vorstellung, als säße er in der Werkstatt eines Bildhauers und sähe das Leben aus dem toten Lehm herauswachsen. Ja, als er die gebeugte, kämpfende Gestalt auf dem Bettrande betrachtete, mit dem Schein von der Laterne auf dem grübelnden, verzerrten Gesicht, da hatte er das Gefühl, als sähe er den großen Künstler der Welt selbst bei seinem Werk, wie er mit unsichtbaren Fingern eine Seele bildete, einen Charakter nach seinem unergründlichen Gedanken formte. Roh und übertrieben trat das Willensleben schon hervor, als wollte der Künstler dies dem Charakter, der erstehen sollte,

zugrunde legen. Gar zu hart und verzerrt waren die Linien noch, aber etwas Neues war hinzugekommen, ein bewußtes Leben begann aus den Augen zu leuchten, und in ihrem bohrenden, suchenden Ausdruck glaubte der Kandidat das eigene Suchen des Künstlers zu lesen, eine Zusammenarbeit zwischen Werk und Schöpfer zu sehen, und indem er sich diesem Gefühl ganz hingab, erhob er sich über sein eigenes Ich, ward zugleich größer und viel kleiner, ward selbst ein Werkzeug in der Hand des großen Künstlers, wurde verwandt, um die Gestalt zu formen, die erstehen sollte.

Staunend hörte er seine eigene Stimme; denn er fragte, ohne zu wissen, warum er fragte: „Welcher Bibelstelle erinnern Sie sich am besten aus Ihrer Schulzeit?“

Holger antwortete, ohne zu zögern, gleichsam mechanisch: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“

Der Kandidat stand auf. Er fühlte, daß ein bestimmter Plan, dessen Ende er noch nicht erkennen konnte, in seinem Innern reifte. Er ging an die Drehbank, wo das Alte und das Neue Testament lagen. Er nahm das Alte und nach einigem Suchen fand er den 139. Psalm.

Er setzte sich ans Feuer, um zu lesen, ebenso sehr für Holger wie für sich selbst: „Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege.“

„Warten Sie ein wenig,“ bat Holger. Er strich sich über die Stirn und atmete tief auf. „Bitte, noch einmal.“

Der Kandidat las. Holger wiederholte: „Du verstehest meine Gedanken von ferne.“ — „Darin ist Erleichterung,“ sagte er. „In dem Gedanken, daß es einen gibt, der meinen



Gedanken versteht — denn ich kann das nicht. Aber es ist eine Erleichterung zu wissen, daß er verstanden wird.“

Der Kandidat las weiter: „Du hast meine Nieren in deiner Gewalt; du warest über mir im Mutterleibe. Es war dir mein Gebein nicht verhöhlen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war, und waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war.“

„Alle Tage waren auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten,“ sagte Holger. „Danach hat er im voraus gewußt, was ich tun würde, und hat es geschehen lassen!“

„Und hat es geschehen lassen!“ sagte der Kandidat.

„Dies verstehe ich nicht,“ sagte Holger.

„Sie haben es nicht vorher gewußt und können das Verständnis dem überlassen, der Ihre Nieren in seiner Gewalt hat, der Sie sah, da Sie noch im Mutterleibe waren, und die Tage aufgeschrieben hat, die noch werden sollten.“

„Ja — wenn ich nicht zu verstehen brauchte,“ sagte Holger. „Was steht sonst noch da?“

Der Kandidat las: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsternis nicht finster bei dir ist, und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsternis ist wie das Licht.“

„Das ist wahr,“ sagte Holger. „Da ist nicht der Ort, wo ich mich verbergen kann.“

„Vor wem?“ sagte der Kandidat.

„Vor dem Richter. Vor mir selbst und dem Richter.“

„Sie glauben, der Richter sieht alles und versteht alles?“

„Natürlich.“

„Besser als der, der gerichtet werden soll?“

„Natürlich.“

„Und sein Auge ist überall über Ihnen.“

„Ja.“

„Dann sind Sie ja nur aus einem kleineren Zuchthaus in ein größeres gekommen.“

Holger sah zu dem Kandidaten auf. Die verzerrten Züge in seinem Gesicht glätteten sich, das Gesicht stand einem wohlthuenden Gedanken offen, der im Begriff war, hineinzudringen.

„Da drüben war einer,“ sagte er nach einem langen Schweigen, „der in der letzten Zeit, als ich da war, herauskam. Er kam zurück, ehe ich frei wurde. Er hatte etwas angestellt, nicht aus Lust, Böses zu tun, sondern weil er wieder hineinwollte. Er konnte nirgends anders sein. Jetzt verstehe ich ihn.“

„Sie brauchen nicht zurückkehren,“ sagte der Kandidat, „Sie können in dem Zuchthaus bleiben, wo Sie geboren sind. Wo der Richter Sie hat geboren werden, leben und handeln lassen, ohne daß Sie wissen warum, ohne daß Sie wissen, wie lange Sie bleiben sollen. Vielleicht kommt die Todesstrafe, ehe Sie es wissen.“

„Dann ist da das Leben nach dem Tode — die Ewigkeit,“ sagte Holger.

„Ich dachte an das Auslöschen,“ sagte der Kandidat.

Holger sah ihn fragend an.

„Der, der die Macht hat, Sie zu schaffen, hat wohl auch die Macht, Sie auszulöschen.“

„Wenn er das wollte!“ sagte Holger.

„Aber es ist nicht erlaubt, es zu wünschen.“

„Nein, nein,“ sagte Holger gehorsam.

„Sie müssen immer unter den Augen des Gefangenenväters bleiben, und Sie wollen es. Sie nahmen Ihre weltliche Strafe auf sich und wollten es. Die Obrigkeit gab Sie frei. Sie nahmen Ihre Strafe unter den Menschen hin und wollten es. Die Augen der Menschen sprachen Sie frei. So wie Sie die Strafe trugen, müssen Sie auch die Freiheit tragen. Ob die Leute Sie richten oder Ihnen verzeihen, geht Sie nichts mehr an. Jetzt stehen Sie unter Gottes

Auge. Wie das Sie ansieht, kann noch niemand wissen außer Ihnen; denn Sie fühlen es. Was es in Ihnen sieht, wissen nicht einmal Sie.“

„Nein,“ sagte Holger, „auch nicht, ob er mich jemals freigibt.“

„Sie haben nicht die Erlaubnis, das zu wünschen. Sie dürfen es nicht wollen.“

Holger nickte.

„Ich weiß es. Ich will nur das, was ich soll.“ Er hob den Kopf und sah dem Kandidaten fest in die Augen. Es war eine ruhige Klarheit in seiner Willenskraft.

„Sein Wille geschehe,“ sagte der Kandidat ruhig.

„Sein Wille geschehe!“ wiederholte Holger fest.

Der Kandidat betrachtete die fest geschlossene Kraft, die sich in dem großen Gesicht ausprägte. Er zauderte einen Augenblick vorsichtig, dann aber sagte er: „Selbst, wenn dieser Wille ewige Verdammnis ist?“

Holger machte eine Bewegung, als sei er von kaltem Stahl getroffen. Die große Gestalt schwankte einen Augenblick. Das Gesicht war weiß wie der Kalk an der Wand. Er richtete sich wieder auf.

„Selbst wenn —“

Er fiel hintenüber, wie von einer mächtigen Hand getroffen.

Der Kandidat beugte sich über ihn, sah aber kein Zeichen von Leben. Schnell knöpfte er die Weste auf und legte die Hand aufs Herz. Es schlug.

Er ließ Holger einen Augenblick liegen. Dann nahm er beide Beine, hob sie in die Höhe und blieb so stehen, bis das Blut wieder zum Kopf strömte. Als Holger die Augen aufschlug, legte der Kandidat die Beine wieder auf den Fußboden und wollte Holger nach dem Bett führen.

Aber er erhob sich selbst, und sein Gesicht war merkwürdig klar. Seine Pupillen waren unnatürlich groß. Man ahnte ein unergründliches Wissen hinter ihnen. Er machte eine staunende Bewegung mit dem Kopf, und die Augen wurden, wie sie sonst waren; die Tiefe und Klar-

heit verschwanden. Er sah so aus, als setzte er sein Gesicht wieder auf.

„Ich bin wohl weg gewesen,“ sagte er. „Das war damals — — ich weiß nicht — — es donnerte ja. — — Der Blitz schlug ein — eine Mauer stürzte um, und wir waren alle frei.“

„Wer war frei?“ fragte der Kandidat.

„Wir. — Ja, wer? Das müssen wohl alle Gefangenen gewesen sein. Und dann kam etwas hinterher, ich weiß nicht, was es war, nur, daß es gut war.“

Er wandte sich nach dem Kandidaten um und sagte ruhig: „Aber sein Wille geschehe — selbst, wenn er ewige Verdammnis ist.“

Der Kandidat starrte sprachlos diesen Menschen an, der imstande war, selbst seine ewige Verdammnis zu wollen, wenn es Gottes Wille war.

Wenn sein Gehirn nicht zersprang, wenn sein Herz nicht brach, mußte er eines Tages erfahren, daß der, der imstande ist, selbst zur Hölle gehen zu wollen, weil er weiß, daß es Gottes Wille mit ihm ist, — daß er selbst die Hölle überwindet und sie zunichte macht.

— — — — —

Als er hinauskam, hatte der Sturm sich gelegt. Es war lindes Tauwetter geworden, aber der Schnee fiel noch immer dicht und weich und wischte alles aus.

Der Kandidat mußte den Weg nach Hause suchen. Er mußte auch sich selbst suchen. Er suchte nach dem verschmitzten Lächeln, mit dem er seine geistigen Quacksalbareien abzuschließen pflegte, aber er fand es nicht. Er war nicht ganz er selbst. Er pflegte diese Hantierung als eine Art Sport zu betreiben, als eine Art Kunst, die er verschmitzt und bewußt ausführte. Diesmal hatte er eine Vorstellung, daß er nicht der Künstler gewesen war, sondern nur ein Werkzeug in seiner Hand, und es gelang dem alten Skeptiker nicht, diesen Eindruck wegzulächeln.

## 58. KAPITEL

### Zwei Welten

Dahl fühlte plötzlich, daß er bei dem Augenblick angelangt war, wo sein Körper mit der Präzision einer langen Gewohnheit ausgeruht und empfänglich für Eindrücke wurde. Ihn überkam ein altbekanntes Doppelgefühl, daß er sich beeilen müsse, da es weit bis nach Hause war, und, wenn er ruhig nachdachte, daß es durchaus nicht eilte, da der Heimweg ja keine oder fast keine Zeit in Anspruch nehmen würde.

Er richtete den Gedanken auf sein Zimmer in Kopenhagen und bewegte sich — mit einer Eile, die wenig hinter der Hast des Gedankens zurückstand — durch die Luft, über Wasser, über Land, bis zu dem Haus in der Frederiksberger Allee.

Er ging wie gewöhnlich durch die Mauer in der Höhe des ersten Stockwerkes und gelangte in die eine Ecke seines Zimmers. Dort auf dem Bett lag sein Körper mit geschlossenen Augen.

Wenn jetzt nur nicht sein Gehirn, wie so oft, voller automatischer Vorstellungen war.

Er zögerte einen Augenblick, um sich alles zurückzurufen, was er erlebt hatte. Er wußte, daß es galt, im allerersten Augenblick soviel wie möglich im Gehirn zu „fällen“.

Jetzt!

Ihm war zumute, als würde er mit engen, massiven Banden festgeschnürt und ein Bleigewicht an ihn geschlossen.

Im nächsten Augenblick öffnete er die Augen und richtete sich im Bett auf.

Es war gelungen! Zum erstenmal! Er erinnerte sich! Das lange Training hatte endlich gewirkt. Das Gehirn war gezähmt, selbsthypnotisiert, leer dazuliegen, wartend, ohne automatische Vorstellungen zu bilden, die ihn daran hinderten, seine Erlebnisse außerhalb desselben einzuprägen.

Er kam von einer Versammlung mit fremden Okkultisten, hauptsächlich Engländern und Indern, und sie hatten — — —

Da ging es nicht weiter.

Das Gehirn, das während seiner Abwesenheit autosuggeriert war, keinen zufälligen Aufkoch von den Erlebnissen des Tages zu fabrizieren, konnte jetzt, wo er selbst es anwendete, nicht gehorchen.

Einen Augenblick hatte ihn der Unterschied seines Empfindens im Körper und außerhalb desselben beschäftigt. Der Gedanke war auf Abwege geraten; er reflektierte, statt sich zu erinnern. Er war wieder unzertrennlich mit seinem physischen Gehirn verbunden und vermochte nichts ohne dieses.

Er wußte, daß er etwas in weiter Ferne erlebt und daß er noch vor einem Augenblick sich des Ganzen erinnert hatte. Aber jetzt war das alles weg. Alles, was zurückgeblieben, war eine deutliche Vorstellung von einer Fahrt durch die Luft, durch die Wand hindurch und von einer darauf folgenden Schwere. Es war jetzt nicht einmal ganz undenkbar, daß er nur geträumt hatte.

Aber die Vorstellung, durch die Luft zu schweben, war in ihm so lebendig, daß er glaubte, er müsse das jederzeit tun können.

Er schloß die Augen und entfernte jeden andern Gedanken. Eine mehrjährige energische Übung machte es ihm möglich. Die Vorstellung, frei und leicht zu schweben, war allein herrschend. Dann fühlte er ein Loslösen von etwas, das gewissermaßen er selber war; dem folgte eine leichte Furcht, die er bezwang . . . und im nächsten Augenblick stand er wieder leicht und frei in der Luft, in der Höhe des ersten Stockwerks in der Frederiksberger Allee.

Wenn er jetzt nur eine einzelne Sache erleben könnte, die leicht zu behalten wäre und die aufs Gehirn zu überführen nicht lange Zeit in Anspruch nähme! Und am liebsten etwas, worauf er späterhin am Tage die physische Gegenprobe machen könnte.



Er hatte sich über die Stadt hinweg nach dem St. Jörgens-See bewegt. Er kannte das alles — auch in diesem Zustand, in dem er kein Gefühl von der Festigkeit der Häuser hatte. Es war natürlich, daß er quer durch die Mauern gehen konnte. Aber er war sich aus Erfahrung zugleich klar über den traumhaften Schimmer, den diese Morgenwanderung annehmen würde, wenn er sich wieder in dem physischen Körper befand.

Leider konnte er ja nirgends einen Gegenstand niederlegen, den er später hätte holen können zum Beweis dafür, daß er wirklich hier gewesen war.

Hier? Ja, das war der Gamle Kongevej, und da lag Nr. 23, wo Frau Sonne wohnte. Ob sie ausgezogen war, oder —?

Er ging durch die verschlossene Haustür, stieg die Treppe hinauf, wohl wissend, daß er das nicht nötig hatte, sondern draußen direkt bis zum vierten Stock hätte hinaufsteigen können.

Er ging durch den Flur in die Wohnstube.

Es war dasselbe Zimmer, in dem er so oft gesessen hatte. Frau Sonne wohnte also noch da. Und Katharina?

Er sah sich im Zimmer um. Da war nicht viel verändert. Das Bild des Rittmeisters stand auf dem Schreibtisch, aber das des Cappellano war verschwunden.

Aber in dieser Stube war er so oft gewesen, daß er vielleicht, wenn er nach Hause kam, sich einbildete, er habe nur geträumt.

Aber wenn er in die Stuben hineinging, die er niemals gesehen hatte, am Vormittag zurückkam und sie wiedererkannte, dann würde das doch überzeugend sein — für andre freilich nicht, aber für ihn selbst.

Es war verwirrend, fast töricht, daß er „Beweise“ wünschte. Aber er erinnerte sich der Unbeholfenheit, die am Tage seinen Vorstellungen anhaftete, und die bewirken würde, daß sich dies unwirklich ausnahm.

Er ging wieder auf den Flur hinaus und durch eine der geschlossenen Türen.

Er befand sich in der Küche. Er sah sich um. Die Tellerreihe dort, das Salz hier, zwei Gasapparate, der Herd mit einer Kaffeekanne darauf, der Tisch dort, zwei Teller mit Speiseresten, eine halbgeleerte Kaffeetasse.

Schnell ging er durch die anderen Zimmer.

Im Schlafzimmer lag Frau Sonne und schlief. Sie lag auf der linken Seite. Auf dem Tisch dicht neben ihrem Kopf stand ein Wecker. Er zeigte zwanzig Minuten vor fünf.

Er betrachtete Frau Sonne. Es war wenigstens drei Jahre her, seit er sie zuletzt gesehen hatte. Ihr Haar war ganz grau geworden.

Plötzlich machte sie eine Bewegung, als kämpfe sie mit etwas. Gleich darauf schlug sie die Augen auf und starrte in die Luft, gerade nach der Stelle, wo er stand.

Sie sah verwundert, einigermaßen erschrocken aus, sah nach der Uhr und sagte nach einer Weile halblaut: „Das ist doch merkwürdig!“

Sie starrte noch immer zu ihm hinüber. Ihn überkam ein sonderbares Gefühl von Furcht, daß sie ihn sehen könne, und er eilte hinaus.

Einen Augenblick später war er wieder in seinem Zimmer, fühlte die bekannte Schwere, schlug die Augen auf, richtete sich im Bett auf und entsann sich deutlich alles Geschehenen.

Er wagte nicht, sich wieder schlafen zu legen, aus Furcht, vollständig zu vergessen oder nur eine traumhafte Erinnerung zu bewahren.

Er kleidete sich an und ging auf die Straße und dann weiter bis Gamle Kongevej 23. Die Haustür war verschlossen.

Er wollte im Laufe des Vormittags hinaufgehen und sehen, ob Frau Sonne wirklich noch dort wohnte.

Es fiel ihm ein, daß er Katharina nicht gesehen hatte. War es vielleicht doch nur Einbildung?

Es wurde ihm schwer, zu warten, bis die Leute aufstanden. Schon um neun Uhr stand er wieder vor Nr. 23.

Diesmal war er ja gezwungen, die Treppe zu benutzen. Der Weg bis in den vierten Stock hinauf wurde ihm lang.

Es dauerte eine Weile, bis geöffnet wurde.

Frau Sonne kam selbst heraus. Sie starrte ihn verwundert, fast erschrocken an.

„Ich komme ungewöhnlich früh,“ sagte er entschuldigend. „Aber mich überkam ein unwiderstehliches Verlangen, mit Ihnen zu sprechen.“

„Ja, ja,“ sagte sie. „Willkommen. Treten Sie näher.“

Sie gingen ins Wohnzimmer, wo alles so war wie am Morgen und wie in alten Zeiten. Das Bild des Cappellano war wirklich verschwunden.

„Ja, ich wohne nun hier allein,“ sagte Frau Sonne, während sie seinen durch das Zimmer schweifenden Blick verfolgte. „Katharina ist ja verheiratet.“

„Ist Katharina verheiratet?“ Er hatte ein Gefühl, als sprächen sie von etwas Fernem, Unwirklichem, als wäre Katharinas Leben und Schicksal ein Abschnitt aus einem Roman.

„Freilich,“ sagte Frau Sonne. „Ich dachte, Sie wüßten es. Sie sind ja allerdings seitdem nicht hier gewesen, aber ich dachte, aus den Zeitungen. Da sieht man ja ihren Namen oft genug.“

Ein bitterer Zug zuckte um ihren Mund.

„Ich lese keine Zeitungen,“ sagte Dahl.

„Das kann ich mir fast denken,“ erwiderte Frau Sonne, „denn sonst hätten Sie wissen müssen, daß sie Fabrikant Nedergaard geheiratet hat.“

„Den — mit den Pferden?“

„Ja, den, mit dem sie immer ausritt. Ein Freund ihres Vaters. Das ist freilich ein Altersunterschied! Aber sie wollte es nun einmal. Es geschah gleich, nachdem Studiosus Barnes nach Amerika gereist war. Genau acht Tage später hatte sie Hochzeit.“

„Dann geht es ihr also gut?“ sagte Dahl.

Frau Sonne antwortete mit einem müden Achselzucken:

„Ich denke wohl. Ich sehe sie nicht oft. Ihre Wege sind nicht meine Wege. Ich habe das Gefühl, daß sie mich meidet, weil sie nicht an die Zeit erinnert werden will, als sie noch bei mir war. Sie führt jetzt auch ein ganz anderes Leben. Ich weiß das freilich hauptsächlich aus den Zeitungen. Ich brauche nur von den Theaterpremierern, von der Rennbahn, von den feinsten Sommerbädern zu lesen — überall vernehme ich von ‚der schönen Frau Fabrikant Nedergaard‘ und ihren Toiletten. Von Nedergaard selbst höre ich nichts. — Nun aber Sie? Wie ist es Ihnen all die Jahre her ergangen?“

Er antwortete ausweichend, er habe einsam gelebt und studiert.

„Sie sind älter geworden,“ sagte sie, ihn musternd. Er war mager, ein paar tiefe Linien zogen sich um den Mund, Spuren angespannter Anstrengung. Der Blick war fest und ruhig, mit einer Neigung, starrend zu werden. „Ja, Sie haben sich sehr verändert,“ sagte sie, „und doch — doch — wissen Sie,“ unterbrach sie sich selbst, „wissen Sie: ich erschrak fast, als ich Sie draußen vor der Tür stehen sah. Nicht der Veränderung wegen, sondern weil ich den ganzen Vormittag an Sie gedacht habe. Und als Sie dann plötzlich dastanden — — da wurde ich ganz abergläubisch und hatte das Gefühl, daß Sie etwas von mir wollten — oder etwas sollten.“

„Ich wollte Sie nur begrüßen,“ sagte er, „aber mich befällt ein komisches Verlangen, Ihre ganze Wohnung zu besichtigen. Ich kann nicht sagen, weshalb, aber ich habe eine furchtbare Lust, alles zu sehen.“

Er sah sie mit einem entschuldigenden, knabenhaften Lächeln an.

„Jetzt sind Sie wieder Sie selbst wie in alten Zeiten,“ rief sie, „obwohl Sie damals ja meist ernsthaft waren. Ja, Sie können natürlich gern die andern Zimmer sehen, aber Sie müssen entschuldigen, wenn sie nicht in bester Ordnung sind. Mein Mädchen — es ist aus der Provinz — ist nach Hause gefahren zu ihres Bruders Hochzeit.“

Sie zeigte ihm die Wohnung. Alles war so, wie er es am Morgen gesehen hatte.

„Da hätte ich Sie am liebsten nicht hineingelassen,“ sagte Frau Sonne, als er die Tür zur Küche öffnete. „Es sieht da nicht schön aus. Ich bin heute spät aufgestanden. Ich erwachte heute morgen früh — ich glaube, es kam, weil ich auf der linken Seite gelegen hatte — ich schlafe sonst immer auf der rechten, — ja, nun ist es mir wieder so wunderbar, daß Sie wirklich hier stehen. Denn in dem Augenblick, als ich erwachte, mußte ich so lebhaft an Sie denken, daß ich mir beinahe einbildete, Sie müßten da sein. Ich konnte den Eindruck nicht wieder loswerden und lag wach von vor fünf bis nach sechs. Aber dann schlief ich wieder ein und schlief bis  $\frac{1}{2}$  9 Uhr. Daher sieht es hier noch so aus. Gestern abend war ich zu müde, um abzuwaschen.“

Er starrte auf die beiden Teller mit den Speiseresten und die halbgeleerte Kaffetasse.

## 59. KAPITEL

### Aus der Geisterwelt

Es kam eine Zeit harten Trainings für Dahl. Anfangs vermochte er sich nur des Augenblicks zu erinnern, wenn er in seinen Körper zurückkehrte. Der Übergang vom Astralleben zum physischen Leben, die enge Begrenzung, das starke plötzliche Gefühl der Schwere verwirrten ihn jedesmal, und jenen ersten Augenblick, wo das Gehirn noch leer und passiv genug war, um den Eindruck der astralen Erlebnisse aufzunehmen, zerstörte er selbst dadurch, daß er sogleich in verwundert grübelndes Vergleichen der beiden Zustände verfiel; und damit war er ganz daheim in dem physischen Gehirn, seiner Begrenzung unterworfen und wußte nichts über das hinaus, was er durchs Gehirn erfuhr.

Er beschloß, sich dahin zu autosuggestieren, in jenem Augenblick des Erwachens nicht zu denken, sondern nur gespannt sich zu erinnern. Wenn er ferner in den Körper mit einem fest geschlossenen Willen zurückkehrte, seine Erlebnisse dem Gehirn einzuprägen, dann meinte er, müsse es schließlich gelingen.

Nach Verlauf einiger Zeit gelang es ihm wirklich, die Erinnerung weiter und weiter zurückzuerstrecken. Ja, ein paarmal vermochte er sogar wach und bewußt aus seinem Körper herauszugleiten — der dann in demselben Augenblick im tiefen Schlafe lag — und am Morgen ebenso bewußt und klar in ihn zurückzukehren. Dann entsann er sich alles dessen, was er erlebt hatte, und wußte, wo er gewesen war.

Er hatte sich unter den Toten bewegt. Dort — auf dem Astralplaneten, wie die Theosophen es nannten — traf er seinen okkulten Lehrer, der wie er selbst am Tage in einem physischen Körper lebte. In dieser Fegefeuerwelt hatte er zugleich eine Aufgabe zu erfüllen; denn die Schüler der Schule wurden teils unterrichtet, teils als Gehilfen benutzt. Es herrschte nämlich eine nicht geringe Verwirrung unter den kürzlich Gestorbenen. Behutsam mußten sie zurechtgewiesen werden, mußten sie die Bedingungen ihres neuen Lebens kennenlernen — bis sie, wie sein Lehrer sagte, auch hier wieder starben und zu ihrem Himmel eingingen.

Von den Schülern der Esoterischen Schule erhielt jeder seine Aufgabe, entsprechend der Natur und Entwicklung seiner Fähigkeiten.

Vor und nach dem Unterricht wurde Dahl immer in die Welt der Kinder geschickt.

Dies war der mildeste und freundlichste Teil der Fegefeuerwelt.

Wenn ein Kind gestorben war, wurde es einer Gruppe Gleichaltriger zugeführt. Es gab viele solche Gruppen, je nach dem Alter der Kinder im Todesaugenblick und nach der Zeit, die sie in der Astralwelt gelebt hatten.



An der Spitze dieser Gruppen — es waren selten, soweit seine Erfahrung reichte, mehr als sieben bis zehn Kinder in einer jeden — stand ein erwachsener Lehrer, bei den kleineren Kindern meistens eine Lehrerin, in der der Mutterinstinkt schon während des Erdenlebens stark entwickelt gewesen war.

Diese Lehrer unterrichteten die Kinder. Er hatte keine Gelegenheit, dem Unterricht zu folgen und seine Art kennenzulernen, aber soweit er aus dem Treiben der Kinder, wenn er mit ihnen zusammen war, schließen konnte, bestand er im wesentlichen aus einer Vorbereitung auf das Himmelsleben.

Die kleinen Kinder spielten, wie Kinder auf der Erde spielen. Auf diesen „Spielplätzen“ hatte er seine Tätigkeit.

Alles, was auf einem irdischen Spielplatz an bösen Neigungen gedeihen kann, fand man hier in der Gestalt von wirklich bösen Wesen.

Er begriff, daß es so in der ganzen Fegefeuerwelt war, aber bisher hatte er sie nur da gesehen, wo er seinen Posten hatte.

Soviel er sehen konnte, besaßen diese Wesen keine wirkliche Macht, den Kindern ein Leid anzutun, aber sie konnten sie erschrecken, ja, sie zuweilen beinahe vor Schreck erstarren machen. Seine Arbeit bestand nun darin, diese phantastischen Gestalten fernzuhalten. Zuweilen flohen sie sogleich, wenn er sich gegen sie wandte; es geschah aber auch, daß sie sich zur Wehr setzten wie wütende Tiere, die den Menschen, der sie zähmt, angreifen wollen. Da hatte er Verwendung für die Fähigkeit, einen Gedanken festzuhalten, die die Übung in der Schule bei ihm entwickelt hatte; denn mit seiner Willensstärke zwang er sie weg.

Als er diese neue Welt besser kennenlernte, begann er allmählich, Untersuchungen auf eigene Hand vorzunehmen.

Es schien, als hätten die religiösen Vorstellungen eine gewisse Bedeutung, insofern sie die Aufmerksamkeit der Toten sogleich auf eine höhere Sphäre hinlenkten; das

Wesentliche aber war der moralische Standpunkt der Menschen; dieser wurde entscheidend für den Aufenthalt in der Fegefeuerwelt. Im übrigen war es merkwürdig, zu sehen, wie die verschiedenen Lebensinteressen die Leute in den niederen Regionen des Fegefeuers gefangen hielten. Unwissenheit über ihren jetzigen Zustand konnte auch der Grund dazu sein.

Ein sonderbares Beispiel für beides traf er in einer alten Frau. Er befand sich auf dem Wege zu seinem Lehrer, als er sie einsam und zusammengesunken in stillstehender Sorge dasitzen sah. Er konnte sich jetzt nicht mit ihr beschäftigen, beschloß aber, nach dem Unterricht zu ihr zurückzukehren. Er glaubte das noch erreichen zu können, ehe er nach Hause mußte, um zu „erwachen“.

Sie saß noch in derselben Stellung, als er zurückkam. Sie sah aus, als wäre sie vor etwas stehengeblieben und nicht imstande, weiterzukommen. Äußerst bekümmert sah sie aus.

Er fragte, was sie bedrücke.

„Das Alter,“ sagte sie. „Ich bin alt, kann nicht weit gehen und nicht zu ihm hinkommen. Und er kommt nie mehr zu mir.“

Er fragte, wer nicht zu ihr käme.

„Mein Sohn,“ sagte sie. „Er ist immer ein guter Sohn zu seiner Mutter gewesen, seit er ganz klein war und bis er in die Lehre kam und Geselle wurde. Aber da geriet er unter die Sozialisten. Aber er blieb trotzdem derselbe gute Junge; aber die Sozialisten haben ja keine Religion, und da glaubte er nicht mehr an Gott oder sonst etwas. Aber er kam doch jede Woche einmal, seine Mutter zu besuchen, und jedesmal gab er mir Geld. Aber nun haben sie ihn doch ganz zugrunde gerichtet. Er kommt nicht mehr. Ich kann mich nicht in der Zeit zurechtfinden, aber es muß mehrere Wochen her sein, seit er zuletzt zu Hause gewesen ist. Das machen natürlich die Versammlungen und all das andre. Sie haben ja keine Religion. Zuerst haben sie ihn dazu gebracht, daß er seinen Gott

vergaß, den ich ihn gelehrt habe, und nun hat er auch seine Mutter vergessen.“

Sie versank wieder in ihre stillstehende Sorge.

„Großer Gott,“ dachte Dahl, „das alte Weib ahnt nicht, daß es tot ist.“

Er war sich ganz klar über ihren „Fall“. Sie war sanft eingeschlafen, während sie auf den Sohn wartete. Sie hatte lange Zeit keinen andern Gedanken gehabt als ihn und ihren Kummer über seinen Unglauben; der lag noch wie eine Binde vor ihren Augen und schloß jede neue Erfahrung aus. Sie hatte nicht einmal entdeckt, daß sie gestorben war; denn ihr Leben bestand immer in dem einen: auf ihren verlorenen Sohn zu warten.

Der Sohn war durchaus entschuldigt. Er hatte wahrscheinlich vor Wochen, vielleicht vor Monaten, ja vielleicht vor Jahren die Mutter begraben. Sie konnte sich ja nicht in der Zeit zurechtfinden, wie sie sagte.

Nun saß sie hier, von ihrer Sorge um ihn gefesselt, und konnte nicht loskommen. Sonst band sie nichts an diesen Teil der Welt.

Er betrachtete sie so genau und so eindringlich, daß er eine lebhaftere Vorstellung von ihrem kleinen, begrenzten Gefühl für das Paradies erhielt.

Diese Vorstellung hielt er fest, bis ihm war, als existiere nichts andres als er und diese Vorstellung.

Dann sah er die Alte an und zwang die Vorstellung gleichsam in sie hinein, indem er sagte: „Sie sind in Sorge um die Erlösung Ihres Sohnes? Wissen Sie denn nicht, wo er ist?“

„Nein,“ sagte sie, „er kommt nie mehr.“

Ohne die Vorstellung von dem kleinen Paradies ihres Herzens loszulassen, zeigte er nach oben. „So sehen Sie doch!“ sagte er.

Sie sah empor, und ihr Antlitz verklärte sich in glücklichem Staunen. „Bei Gott!“ sagte sie, gerührt und andächtig.

Sie stand auf; und das, was er von ihrer Gestalt sehen

konnte, fiel zusammen und löste sich auf. Sie verschwand vor seinen Augen. Er wußte, daß sie sich losgerissen und zu dem kleinen Himmelreich aufgestiegen war, wo selige arme Leute sitzen und mit glücklichen Augen in den strahlenden Weihnachtsbaum des lieben Gottes hineinstarren, während die Engel singen.

Nach einer Weile fühlte er, daß sich die Zeit näherte, wo er erwachen mußte.

Er stellte seinen Gedanken darauf ein. Eine schnelle Bewegung durch die Luft, und er stand in seinem Zimmer vor dem Bett, sammelte seine Erlebnisse in der Erinnerung, dachte: „jetzt,“ fühlte die sonderbare Schwere, richtete sich im Bett auf und erinnerte sich an alles.

\*

## 60. KAPITEL

### Geistig arm

Holger befand sich auf dem Wege nach dem Pfarrhaus.

Er ging wie ein Mann, der reichlich Zeit hat. Immer gab es etwas, was seinen Blick fesselte . . . die graue Landstraße unter ihm, der blaue Himmel über ihm, die grünen Felder ringsumher.

Von Zeit zu Zeit stand er still und guckte in die Weiden- und Haselstauden. Die standen da, und da stand er. Sie waren außerhalb seiner und zugleich tief in ihm wie Bäume, die sich in einem tiefen, ruhigen See spiegeln. Er grubelte nicht weiter über sie nach, er nahm sie in sich auf und gab sie zurück, wie er sie fühlte.

Freie Gewächse. Wunderbar frei. Sie spiegelten ihre Freiheit in seinen Augen. Es war eine tiefe Erleichterung, sie wachsen zu sehen.

Wenn die Leute sein Gesicht sähen, während er so da stand — sie würden seinen Ausdruck nicht verstehen. Es lag ein tief bewegtes Innenleben dahinter.

Oben auf dem Hügel war ein Hecktorloch. Das Hecktor war weg, aber der steinerne Pfosten stand noch da.

Er trat an das Loch heran. Eine tiefe Milde lag in seinen Augen. Liebevoll strich er mit der Hand über den Stein. Das Lächeln seiner Augen pflanzte sich bis zum Munde fort. Ein dankbares Lächeln.

Wann hatte diese Dankbarkeit begonnen? Es war lange her. Er konnte nicht ausrechnen wie lange. Es war nur lange her. Ob Monate oder Jahre, daran dachte er nicht. Aber er entsann sich deshalb nicht weniger deutlich.

Es gab eine Zeit, wo er die Strafe wollte und nichts weiter. Er suchte sie überall, wie ein Jäger, der das Wild jagt. Er war nur Wille: und all sein Wille war Strafe. Als es schwierig wurde, sie zu finden, bekam er Angst vor dem Leben.

Aber an dem Winterabend, als er seinen Willen von der Strafe wie von der Gnade wegnahm und sie Gottes Willen übergab, ward die Angst von ihm genommen. Wer Gottes Willen will, kann ja keine Angst mehr empfinden.

Er wußte, daß seine Fähigkeiten gering und begrenzt waren, aber das, was ihm geschah, gehorsam hinnehmen, das konnte und das wollte er. Er war ja dumm, und es nützte ihm nicht, daß er zu verstehen versuchte. Er konnte nur zu wissen bekommen, und was er wissen sollte, das bestimmte der Richter, der große Richter, der seinen Gedanken von ferne verstand.

Der Kandidat hatte das Alte Testament beim 139. Psalm aufgeschlagen liegen lassen.

Den las er jeden Morgen und jeden Abend, bis er ihn nicht nur kannte, sondern in ihm aufging.

Es war eine Erleichterung zu wissen, daß alles in ihm verstanden wurde — auch das, was er noch nicht kannte.

Wie er mit einer Anspannung, die ihn im ersten Augenblick fast zersprengt hatte, die aber seither nicht erschlaffte, seinen eigenen Willen in den Gottes hatte aufgehen lassen, so gab er jetzt jeden Versuch auf zu verstehen, im Vertrauen, daß alles verstanden wurde und

daß Gott ihn wohl „wissen lassen“ würde, was er wissen sollte.

Sein Lager war ringsum eingeschlossen, alle seine Wege waren bekannt. Es war kein Wort auf seiner Zunge, das der Richter nicht gekannt hätte.

Im Zuchthaus war er. Von hinten und von vorne war er eingeschlossen, und die Hand des Gefangenewarters lag auf ihm. Sein Auge ruhte auf ihm, und wenn er erwachte, war er noch bei ihm.

Er begehrte seine Freiheit nicht; er wünschte nicht, vor dem Antlitz des Wächters zu entfliehen. Der große Richter hatte Gewalt über seine Nieren, über sein Herz, über seine Lungen, seine Arme, seine Beine, seinen ganzen Körper. Es blieb nichts zurück, was sein war. Über seine Seele herrschte Gott. Sein Körper war eine Sträflingskleidung, die dem Gefängnis gehörte. Das „bekam er zu wissen“, während er den Psalm erlebte, der ungefähr seine ganze Bibelkenntnis wurde.

Alles andere, was er „zu wissen bekam“, erfuhr er durch die Dinge. Aber es dauerte lange, bis er es verstand.

Es begann eines Tages in Hans Olsens Gerätekammer. Er war hingegangen, um die Schaufel zu holen, die er auf dem Felde benutzen wollte. Er wollte sie holen, wie so oft vorher, aber als er sie sah, stutzte er und verfiel in Gedanken. Sie stand zwischen andern Geräten, aber so sonderbar von ihnen getrennt, fand er. Sie hatte etwas merkwürdig Lebendes an sich. Ja wirklich Lebendes, als wäre sie auf dem Wege zu ihm, als hielte jemand sie ihm hin und sagte: du sollst schaufeln.

Ja, wirklich, er sollte schaufeln. Er nahm die Schaufel, und ein tiefes Glück erfüllte ihn, als er sie berührte. Es rieselte aus dem Schaft der Schaufel in ihn hinein.

Dies war ihm nicht unbekannt. Wenn jemand in der Zeit, als er als Junge und Knecht gedient hatte, ihm ein Gerät gereicht hatte, war immer etwas von dem Betreffenden auf ihn übergegangen. Da war ein Großknecht gewesen, den er nicht leiden konnte; er mochte Hacke oder



X Spaten nicht von ihm annehmen. Aber wenn ihm Hansine einen Rechen reichte, fühlte er es lange glücklich bis in den Arm hinauf, daß ihre Hand ihn berührt hatte.

Aber die Schaufel hier? Die stand da, als wäre sie für ihn hingestellt. Hingestellt von der Hand, die ihn immer festhielt. Es war eine heilige Handlung, sie zu benutzen. Das heilige Abendmahl hätte keine größere Andacht in ihm wachrufen können als die Arbeit an jenem Vormittag auf dem Felde.

Als er aber am Nachmittag den Schubkarren holen kam, stand der auch da, als wäre er für ihn hingestellt.

Er hatte ein Gefühl, als wäre sein Blick geschärft, und er empfand es als seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß er nicht abstumpfte.

Er dachte nicht über die gegebene Sache hinaus, die er sah, aber von nun an bekam er immer mehr zu wissen.

Alles, was er sah, war „hingestellt“. Die Hand, die ihn festhielt, war überall tätig. Es kam ein tiefes Leben in alle Dinge.

Das war ihm nicht unbekannt. Einen Abglanz davon kannte er aus der Zeit, als er zusammen mit Hansine diente, ehe das Unglück geschah. Jedes Ding auf dem Hofe besaß die Fähigkeit, Liebe zu wecken, weil ihr Auge darauf geruht, ihre Hand es berührt hatte.

Als sein Blick allen Dingen gegenüber geschärft worden war, fing er an, durch seine eigenen Gedanken „zu wissen zu bekommen“.

Es war an dem Tage, als er bei Jakob Hansen auf dem Felde saß und Disteln mit den Fingern zog und die hohe Leiter von der Strohmiete gerade auf seine Beine fiel. Das tat furchtbar weh, aber im selben Augenblick „bekam er zu wissen“, daß das geschehen sollte aus einem Grund, den er nicht kannte. Es sollte so sein, und als die Knechte herbeigelaufen kamen, um zu sehen, ob seine Beine gebrochen waren, sahen sie ihn mitten in seinem Schmerz lächeln. Das tiefe Leben, das in alle Dinge gekommen war, übertrug sich auch auf die Ereignisse.

Es geschah ohne sein Zutun. Es kam ganz von selbst, im Glück wie im Unglück. Im Unglück verstand er es zuerst; es war ja ganz natürlich, daß es für ihn „hingestellt“ wurde.

Aber als er an einem Sonntag nach einem trüben Vormittag plötzlich die Sonne auf seinem Gesicht fühlte und von einer starken Freude durchglüht wurde, weil ihm alle Dinge zulächelten wie damals, als er noch nichts Böses getan hatte, ertappte er sich schnell dabei und dachte: „Nein, nein — dessen bin ich nicht würdig.“ Aber die Dinge fuhrten fort, zu lächeln, und die Freude, dazubleiben. Sie war „hingestellt“. Sie sollte sein. In diesem Sinne nahm er sie hin.

Und seit jenem Tage machte er keinen großen Unterschied zwischen Glück und Unglück. Die Hand, die sie ihm hinstellte, war dieselbe und gehörte dem, der Bescheid wußte.

Er merkte nicht, wie es zugeing, daß er von seiner Gewohnheit abgekommen war, nicht mehr als unbedingt notwendig den Leuten ins Gesicht zu sehen. Er war in diese Gewohnheit hineingekommen, als er es aufgab, in den Gesichtern nach der Verurteilung zu spähen. Aber ohne zu wissen, woher es kam, sah er jetzt den Menschen ruhig in die Augen und sah, daß sie „hingestellt“ waren.

Um ihrer selbst wie um andrer willen. —

---

Er riß sich von dem Staunen los und ging an seine Arbeit im Pfarrgarten.

Gegen Abend saßen Pastor Barnes und der Kandidat bei einem Glas Sherry auf der Veranda, der Pfarrer mit seiner langen Pfeife, der Kandidat mit seiner ewigen Zigarre.

Barnes sah zu Holger hinüber, vertiefte sich in seinen Anblick und sagte dann: „Es ist etwas sonderbar Schönes, den Mann arbeiten zu sehen. Ich weiß nicht, wie es sein kann, aber es will mir oft scheinen, als sähe ich ein geistiges Leben sich vor meinen Augen entfalten, wenn ich Holger bei der Arbeit sehe. Es ist sonderbar.“

„Nein,“ sagte der Kandidat, der Holgers Vertrauen besaß und sein Wachstum verfolgt hatte, „es ist nichts Sonderbares dabei. So, wie Sie es zu sehen glauben, so ist es. Seine Arbeit ist ein geistiges Leben.“

Barnes sah ihn an und erwartete eine nähere Erklärung. Als sie ausblieb, sagte er: „Fühlen Sie sich nicht stolz, wenn Sie daran denken, wie die Leute Holger hier aufnahmen, als er heimkehrte — und dann jetzt? Sie halten ja alle große Stücke auf ihn.“

„Stolz?“ sagte der Kandidat. „Nein. Ich glaube nicht,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß Demut eine hervorragende Eigenschaft von mir ist. Aber wenn ich an den Mann dort denke, so fühle ich mich wirklich demütig. Holger gehört sicher zu den geistig Armen, aber trotzdem ist seine begrenzte Begabung für mich wie ein Minengang, aus dem er täglich das echte Gold holt. Er besitzt eine Genialität des Temperaments, eine tiefbohrende Gabe, und zuweilen kann seine leidenschaftliche Natur durch die Schwerfälligkeit seines Denkens hindurchbrechen und sich in einfachen, klaren Worten Luft schaffen. Die Leute halten große Stücke auf ihn, sagen Sie. Wie könnten sie auch anders? Für ihn sind sie von Gott hingestellt, jeder auf seinen Platz, jeder nach seiner Art. Die Menschen müssen ja den gern haben, in dessen Augen sie lesen, aus dessen Wesen sie fühlen, daß sie Gottes Werk sind. Kennen Sie eine feinere Schmeichelei? Und die ihm noch mit Abscheu begegnen, weil sie sich dessen erinnern, was er getan hat — wie lange kann ihr Abscheu noch vorhalten, wenn sie ihn in seinen Augen bestätigt und anerkannt sehen als Gottes eigenes Urteil? Ja, Andersdenkenden gegenüber ist es den Menschen sehr leicht, ihr eigenes Urteil für das Gottes zu halten. Aber wenn der Verurteilte es selbst tut, löscht Gott das Urteil aus ihren Herzen aus.“

„Ich glaube, Sie haben recht,“ sagte Barnes. „Gott sei Dank gibt es nicht viele Verdammungssüchtige hier im Dorf.“

„Nein. Aber warum?“ sagte der Kandidat. „Freilich:

Sie züchten durch Ihre Predigten keine Verdammungssucht, aber ob Sie sie ausrotten könnten — —“

Barnes schüttelte den Kopf. „Ich weiß recht gut, daß meine Arbeit von geringem Wert ist.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte der Kandidat. „Im Gegenteil. Ja. Das ist mein Ernst. Wenn man aber hier in der Gemeinde von der Verdammungssucht frei geworden ist, so liegt das Verdienst weniger beim Pfarrer als bei seinem Gartenarbeiter. Alle wissen, was er getan hat — niemand von ihnen kann ihm in die Augen sehen, ohne zu fühlen, daß er besser ist als sie. Das ist eine sichere Kur gegen Verdammungssucht. Er ist die größte geistige Kraft in der Gemeinde. Sie sind Seelsorger von Beruf. Ich bin es auch hin und wieder aus Liebhaberei. Aber wir beide sind wie Bauern, die säen und pflügen, so gut wie wir es verstehen. Er ist wie die Natur, die Sonne, der Regen, die Wachstum geben durch ihr bloßes Dasein. Er hat alle Menschen hier milde gestimmt. Und die Leute hier aus der Gemeinde verkehren mit Leuten aus andern Gemeinden. Milde steckt an. Wer weiß, wie weit sie wirkt. Aber ihre Kraft geht von ihm aus.“

Holger war mit der Arbeit fertig und zog seine Jacke an. Auf dem Wege nach der Gartenpforte kam er dicht an der Veranda vorbei.

„Guten Abend,“ sagte er und nahm seine Mütze ab.

„Sie haben recht,“ sagte Barnes, als Holger zur Gartentür hinausging. „Diese Augen machen jedes Urteil zunichte. In ihnen ist Friede.“

In den Augen des Kandidaten wetterleuchtete es. Er erhob sich hastig, zögerte ein wenig, als erwäge er einen Gedanken, der ihm überraschend gekommen war. Er nickte kurz entschlossen mit dem Kopf. „Ja,“ sagte er, „das will ich tun. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich möchte ihn noch etwas fragen.“

Er eilte zur Gartentür hinaus.

Es dauerte eine Weile, bis er zurückkehrte. Der Pastor konnte Holger schon draußen auf dem Wege sehen, aber

der Kandidat war noch nicht gekommen. Endlich klirrte die Gartentür, und er kam herein, kehrte sich aber gleich wieder um und sah auf den Weg hinaus. Dann senkte er den Kopf und kam langsam näher.

„Nun?“ sagte Pastor Barnes.

Der Kandidat sah auf. „Ich fragte ihn, was er tun würde, wenn er dem Vissingröder Müllerburschen begegnete.“

„Was antwortete er?“

„Er antwortete nicht,“ sagte der Kandidat. „Aber sein Gesicht — — —“

„Sein Gesicht?“

„Ja, sein Gesicht, das sah so aus, als sähe er die Bosheit der ganzen Welt und wollte sie zerschmettern. Sie glauben ja an einen persönlichen Gott. Stellen Sie sich ihn vor — den strengen Jahve des Alten Testaments, unerbittlich, fest entschlossen, den Teufel zu zerschmettern. Begegnete Holger jemals dem, der die unschuldige Hansine verführt hat, so geschieht etwas Grauenvolleres, als Sie und ich uns zu denken vermögen.“

★

## 61. KAPITEL

### Die Hölle der Kindesmörder

„Realitäten?“ fragte der okkulte Lehrer.

„Ja,“ antwortete Dahl. „Zuweilen überkommt mich Verwirrung und die Furcht, ich könnte die Fähigkeit verlieren, Wirkliches und Unwirkliches zu unterscheiden. Ich bin entsetzt über das Scheinleben anderer und ängstige mich, daß ich so werden könnte — oder vielleicht schon so bin wie sie. Ich habe eine alte Frau gesehen, die nicht ahnte, daß sie tot war. Sie saß festgebannt in einem Dasein, das weder Leben noch Tod war, besessen von der Sorge um die Erlösung ihres Sohnes. Eine ganz einfache Suggestion von mir befreite sie. Sie sah ihren Himmel, und ich vermute, sie ist in ihn emporgehoben worden.“

„Sicher,“ erwiderte der Okkultist.

„Aber ist dieser Himmel wirklich?“ fragte Dahl.  
„Oder ist er nur eine neue Einbildung? Ich habe hier einen Professor über philologischen Kleinigkeiten brüten sehen, ganz so wie in der Welt, aus der er hinweggestorben war. Ist das denkbar oder habe ich mich geirrt?“

„Wenn er nur ein Fachmann mit engem Blick und engem Sinn war, so ist es sehr gut denkbar,“ antwortete der Okkultist.

„Aber die Bücher, in denen er las?“ fragte Dahl. „Waren die wirklich?“

„Ich habe sie ja nicht gesehen,“ sagte der Okkultist.

„Ich habe einen Geizhals gesehen,“ fuhr Dahl fort. „Er stapelte Goldstücke aufeinander. Die konnte ich nicht gut für wirklich halten, aber er tat es. So ist diese Sphäre mit Einbildungen angefüllt, daß ich zuweilen mich selbst fragen muß: aber nun ich, der die ‚Maja‘ der andern sieht, ich bin vielleicht selbst in etwas Ähnlichem befangen, wenn ich glaube, hier unterrichtet zu werden und eine Arbeit auszuführen? Ja, selbst am Tage, wenn ich in meinem Körper lebe, kann mich plötzlich dieser selbe Zweifel den soliden Dingen der physischen Welt gegenüber befallen. — Und dann überkommt mich eine Furcht, daß mein Unterscheidungsvermögen nicht stark genug ist. Ich frage mich selbst: was ist wirklich, und was ist unwirklich?“

„Das kommt daher, daß du noch nicht frei bist,“ sagte der Okkultist. „Jeder, der nicht frei ist, ist in den Schleier der ‚Maja‘ verstrickt, in die Illusion, wie du selbst sagtest. Ich bin es auch. Ich bin nur ein Suchender. Aber wir alle arbeiten mit dem Maß der Klarheit, das wir besitzen, auf eine noch größere Klarheit hin. Die Wirklichkeit unsres Lebens, unsrer Hölle und unsres Himmels hängt von dem Grad von Freiheit oder Gebundenheit unsrer Seele und von der daraus folgenden Klarheit ab. — Komm und siehe.“

Sie bewegten sich in einer von dem Okkultisten ange-



gebenen Richtung. Plötzlich blieb er stehen und zeigte vorwärts.

„Geh nun weiter und sieh selbst,“ sagte er.

Dahl sah vor sich hin, konnte aber nichts entdecken. Es waren wenig Menschen in dieser Region des Astralplaneten. Die einzelnen, die sich hier bewegten, bogen an einer bestimmten Stelle weiter vorn plötzlich von ihrem Wege ab und gingen nach links, als gingen sie um etwas herum. Ja, es sah so aus, als könnten sie nicht anders. Es schien unbewußt zu geschehen infolge eines Naturgesetzes, als wenn Spreu aus einer Maschine von einem Windhauch zur Seite geweht wird.

„Was ist das, um das sie herumgehen?“ fragte Dahl.

„Sie wissen es selber nicht,“ antwortete der Okkultist, „aber sie können nicht anders. Gehe hin und siehe. Du wirst imstande sein, hineinzukommen.“

Dahl bewegte sich zögernd auf etwas zu, das ihm nichts weiter als leere Luft zu sein schien. Als er die Stelle erreichte, wo alle abbogen oder zur Seite geschleudert wurden, fühlte er, daß es für ihn kein Hindernis gab, und schwebte weiter.

In einem Nu — als wäre er bloß über eine unsichtbare Schwelle geschwebt — sah er ein lebendes, bewegtes Ganzes, dessen Einzelheiten er nicht sogleich unterschied.

Er befand sich auf einem eingeschlossenen Platz von der Form eines Rechtecks. Darüber ruhte ein naßkalter Nebel, der auf eine unheimliche Weise persönliches Leben zu besitzen schien. Er wogte auf und nieder, auf und nieder in einem gleichmäßigen trostlosen Rhythmus. Das Ganze konnte an einen Tanz erinnern, der unheilbaren Jammer ausdrücken sollte.

Als er seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Stelle dieses schrecklichen, gespensterhaft wogenden Nebels richtete, unterschied er allmählich einzelne Gestalten, und einen Augenblick später sah er deutlich, wo er war.

Der Nebel bestand aus bleichen menschlichen Gestalten, hauptsächlich Frauen, aber einzelne Männer waren auch

darunter. Ihre unheimliche, krankhafte Blässe war nicht die des Todes, sondern der Verzweiflung, der Selbstanklage, des Entsetzens.

Diese unseligen Wesen standen alle mit den Füßen auf einer Kinderleiche. Einige von diesen Kindern waren erdrosselt, mit deutlichen Spuren von Stricken oder Fingern oder mit einem Kissen über dem Mund, andre waren in Stücke zerschnitten, die sich jeden Augenblick zu einem Ganzen vereinigten, aber wieder auseinandergeschnitten wurden, sobald die Füße die kleinen Körper berührten; einige lagen in Wasser und kamen an die Oberfläche, erhielten für einen Augenblick Luft und Leben, bis die Füße sie berührten, dann ertranken sie von neuem, die kleinen klaren Augen brachen.

Die wogende Bewegung, die er in dem gesehen hatte, was er zuerst für Nebel hielt, entstand durch die verzweifelten Anstrengungen dieser Frauen, nicht auf die getöteten Kinder zu treten.

Mit der Willenskraft der Verzweiflung hoben sie sich eine Sekunde in die Luft empor, und das Leben schien in das Kind unter ihren Füßen zurückzukehren. Im nächsten Augenblick versagte ihre Kraft, und sie sanken herab; die Anstrengung hatte es nur schlimmer gemacht: das Kind wurde von neuem von ihnen getötet.

Obwohl sie alle dicht nebeneinander standen, war kein Verkehr zwischen ihnen. Eine jede stand in ihre eigne Qual verstrickt; diese war sozusagen wie ein blindmachendes Gewand um sie gehüllt; sie hatten für nichts Empfindung, außer für sich selbst, für ihre Kinder und für ihre Tat. Ohne Trost und ohne Ende wiederholten sie ihre Bewegungen auf und nieder, schwangen sie sich rastlos hin und her.

Dahl ließ sich über den rechteckig geformten Platz hinschweben. Er wünschte wegzukommen.

Aber plötzlich sah er mitten vor der einen Längsseite eine Gestalt, die er kannte, und hemmte entsetzt seinen Flug. Es war der Seraph! Bjarnö saß da und starrte vor

sich hin. Und als Dahl seinem Blick folgte, sah er einen Fußsteig aus Zement; auf dem Zement lag mit zertrümmertem Kopf, aus dem das Gehirn herausfloß, ein kleiner Junge von einem Jahr. Plötzlich stand der Knabe auf und kletterte lächelnd an den Knien des Seraphs empor. Der Seraph beugte sich hintenüber mit einem Ausdruck wahnsinnigen Schreckens. Der Kleine kroch weiter und versuchte die Arme um seinen Hals zu legen. Ein Ausdruck des Ekels kam in das Gesicht des Seraphs, er kämpfte mit sich, ob er den kleinen Armen gestatten sollte, sich um seinen Hals zu legen, aber plötzlich ging der Ekel in seinem Gesicht in Haß und Wut über, er schlug den Jungen unter das Kinn. Der Kleine stürzte hintenüber auf das Zement, der Kopf zerschellte, das Blut und die Gehirnmasse flossen heraus und besudelten den Fußsteig. Zitternd barg der Seraph sein Gesicht in den Händen.

„Bjarnö,“ sagte Dahl, „sind Sie es wirklich?“

Der Seraph blickte auf.

„Ja, ich bin es,“ sagte er. „Aber Sie — wie kommen Sie hierher unter uns?“

„Ach,“ sagte er mit plötzlichem Verständnis, „Sie waren Esoteriker. Sie sind Okkultist. Sie sind hier, um zu beobachten.“

Er sank trostlos zusammen.

„Aber Sie?“ fragte Dahl. „Sie haben doch nicht — — Sie können doch nicht — —“

„Doch,“ sagte der Seraph, „ich habe ihn getötet.“

„Ein Kind getötet? Aber weshalb?“

„Ich liebte seine Mutter,“ erzählte der Seraph. „Ich habe sie geliebt, auf den ersten Blick. Sie war verheiratet, war nicht viel mehr als ein Kind, als sie verheiratet wurde. Ich erkannte sie sofort, als ich sie sah. Sie kam mir mit einem Ton entgegen, nach dem ich immer gelauscht, auf den ich immer gewartet hatte. Wir hatten einander nicht lange gekannt, als wir es beide wußten. Aber sie war verheiratet. Ihr Mann machte sich nichts aus ihr. Sie sei zu seraphisch, sagte er.“

„Da muß sie ja zu Ihnen gepaßt haben,“ meinte Dahl.

Bjarnö sah Dahl fragend an, und dieser erklärte: „Wir pflegten Sie den Seraph zu nennen.“

„Taten Sie das?“ sagte Bjarnö. „Nun, wir paßten jedenfalls zueinander, und ihr Mann machte sich nichts aus ihr, sondern hinterging sie mit Frauenzimmern der allerschlimmsten Sorte. Schließlich erklärte sie ihm, sie wolle sich scheiden lassen; er konnte es ihr nicht abschlagen, weil sie Beweise für seine Untreue hatte. Da er aber den Verdacht hegte, daß sie einen anderen liebte, bekam er einen Anfall von Eifersucht und rächte sich, indem er dafür sorgte, daß sie ein Kind bekam. Wenn er meine Violine mißhandelt hätte, würde ich gejammert haben. Aber sie war mehr als eine Violine. Ich besuchte sie einige Zeit, nachdem sie das Kind bekommen hatte. Ich mag Kinder im allgemeinen gern, und ich freute mich, ihrem Kinde die Liebe zu erweisen, die es, wie ich wußte, von seinem Vater nicht erhalten konnte. Aber es kam ganz anders. Ich weiß nicht, ob es an diesem gräßlichen ohrenzerreißenden Geschrei lag — dem eigensten Ton des rücksichtslosen Egoismus — oder ob es das wütende Gesicht war, oder der Umstand, daß das Kind gleichsam zu groß für sie war, genau so wie der Vater, aber ich empfand einen Widerwillen, daß ich kaum zu ihr hineingehen konnte. — Sie nährte das Kind selbst. Ich konnte es nicht ertragen, zu sehen, wie dieser Wechselbalg ihr gierig die Lebenskraft aussog. Ich sah sie blaß werden, sich verzehren, während das Kind — das ihr aufgezwungene Kind — dick und fett wurde und immer mehr Appetit bekam. Ich haßte den Jungen wegen der frechen Selbstverständlichkeit, mit der er ihre Zeit und ihre Kraft in Anspruch nahm. Als er zu gehen anfang, merkte ich, wie mein Haß mit ihm gewachsen war und mich beherrschte, wie er selbst seine Mutter beherrschte. Wenn ich mit ihm allein im Zimmer war, stellte ich ihm ein Bein, daß er fiel und sich wehtat, und ich freute mich, daß es ihm wehtat. Der Haß, der in mich hineingekommen war, eroberte mich Zoll für Zoll. Um diese Zeit

wurde sie plötzlich geschieden, weil es den Mann gelüstete, eine andre zu heiraten. Endlich war sie frei, und wir konnten heiraten! — Nein, das konnten wir nicht. Wir konnten wohl getraut werden, aber wir konnten niemals Ehegatten werden. Ich sah es, aber sie wußte es nicht. Ich sah, daß der Junge ihr beständig die Lebenskraft aussog. Er eignete sie sich an. Sie hatte kein eigenes Leben mehr. Sie hatte keine Zeit für sich, keine Zeit für mich, keine Zeit für uns. Er forderte mit einem selbstverständlichen Egoismus beständig ihre Nähe. Und weil sie wußte, daß sie ihn nicht wirklich liebte, erlaubte ihr Gewissen ihr nicht soviel eigenes Leben fern von ihm, wie die Mutter, die ihr Kind liebt, sich selbst zugestehen darf. Sie wurde seine Sklavin, und je mehr sie sich ihm fügte, um so tyrannischer wurde er. Er fraß sie auf. Ich versuchte, ihn lieb zu gewinnen, damit wir wenigstens in Gemeinschaft uns ihm opfern könnten. Aber um jemand lieben zu können, muß ich die Seele in dem Ausdruck des Gesichtes erkennen können. In dem Gesicht dieses Kindes konnte ich nur einen unersättlichen Appetit auf Essen und Zerstreuung und eine freche Dummheit sehen, von der Art, wie sie dem Vater eigen war. Der Haß drang tiefer in mich ein und schien mir gerechtfertigt. Es waren ja meine und ihre besten Eigenschaften, die von dem plumpen Wechselbalg aufgefressen wurden. Hätte er wenigstens fühlen können, wie ich ihn haßte! Aber er kam mir mit dummem, frechen Zutrauen entgegen und verlangte, ewig anspruchsvoll, daß ich mit ihm spielte. Ich haßte ihn noch mehr wegen dieses Zutrauens und krümmte mich vor Ekel, wenn er mit seinen unglaublich kräftigen Fäusten meine Finger umklammerte. Und da geschah es denn. Wir waren fünf armselige Minuten allein zusammen gewesen, als das Mädchen die Hausfrau rief, weil der Junge seine Mahlzeit nicht essen wollte. Sie ging hinaus, um zu sehen, ob sie richtig zubereitet war. Es muß auch sonst etwas gewesen sein, wobei sie dem Mädchen helfen mußte, denn es dauerte einige Zeit, bis sie wieder hereinkam. Plötzlich hörte ich

den Jungen in dem anstoßenden Zimmer. Ich ging hinein. Mein Widerwille gegen ihn trieb mich. Er hatte einen Stuhl an das Fenster geschleppt und saß auf dem Fensterbrett mit dem Rücken gegen die Straße. Er grinste zufrieden, als er mich sah. Ich konnte das satte Mittagsgrinsen seines Vaters wiedererkennen. Ich betrachtete seine schweren, unintelligenten Augen und seinen egoistischen, starken Unterkiefer. Er lächelte mich dumm an. Verbittert starrte ich ihn an, in der Hoffnung, es möchte so viel Instinkt in ihm sein, daß er in mir seinen Feind fühlte und sich vor mir ängstigte. Aber er glaubte, ich schnitt eine Fratze, um ihn zu belustigen, und lachte. Da ging ich zu ihm und hob die Hand, wie um ihn zu schlagen. Abwehrend lehnte er sich ein wenig hintenüber, ein böser Ausdruck kam in seine stumpfsinnigen Augen, und der schwere Unterkiefer schob sich trotzig vor. Da schlug ich ihn unters Kinn, schlug so kräftig, als sei er ein erwachsener Mann. Ich entsinne mich noch der triumphierenden Erleichterung, die ich empfand, als ich sein Hinterteil und seine Beine vom Fensterbrett verschwinden sah. Er machte einen Purzelbaum nach dem Schlag. Ich ging in das andere Zimmer und setzte mich. Als sie ihn draußen auf dem Fußsteig fand, trug ich ihn hinauf und sprach ihr tröstend und beruhigend zu. Ich weiß, daß ich blaß war, als wäre kein Blutstropfen in mir, aber ich empfand keine Reue. In mir waren zwei Menschen: der, der die tröstenden Worte sprach, wie ich sie gefühlt haben würde, wenn es ein Unglücksfall gewesen wäre — und wie ich sie jetzt auch wirklich fühlte. Aber es war noch ein anderer in mir: der befriedigte Mörder. Ich fühlte mich deutlich als Doppelwesen und dachte: ‚Darum bin ich so bleich; ich habe nicht Blut genug für zwei.‘ — Ich war nahe daran, den Verstand zu verlieren, obwohl ich mich klar und ruhig fühlte. Später — später begriff ich es, und die Angst verfolgte mich Tag und Nacht. Es dauerte ja nicht lange. Sie sagten, ich sei an Herzschlag gestorben. Vielleicht bekam ich einen Herzschlag; aber ich starb aus Angst vor dem Tode. Und



vor der Strafe. Jetzt kenne ich sie. Jeden Augenblick klettert er lächelnd in seinem törichtem Zutrauen an meinen Knien herauf. Ich kämpfe mit mir, um es ihn tun zu lassen. Zuweilen gelingt es ihm, seine unglaublich kräftigen, aber leichenkalten Arme um meinen Hals zu schlingen. Dann schlage ich ihn unters Kinn, daß er auf den Zement hinabstürzt. Ich weiß, daß das nicht ‚wirklich‘ ist. Ich glaube nicht, wie die andern hier, daran, daß es wirklich geschieht. Aber was hilft das, wenn dies Wissen mich verhindert, in die dumpfe Hoffnungslosigkeit der andern zu verfallen, und mich veranlaßt, nach Befreiung zu jammern? Ich weiß, woher die Befreiung kommen muß — von mir selber. Ich habe ihre ersten Zeichen gesehen. Es war einmal, als ich ihn sich erheben und gleichsam einen hilflosen Blick um sich werfen sah. Seine Mutter war nicht hier, sein Vater hatte sich nie etwas aus ihm gemacht, er stand hier, seinem Mörder überlassen. Ich vermochte ihn zu betrachten, als hätte ich keinen Anteil an der Sache. Ja, ich sah ihn an, wie ich einst andere Menschen anzusehen pflegte. Und mich ergriff Mitleid mit diesem armen Kind, das nichts dafür konnte, daß es zur Welt gekommen war, ebensowenig für die Natur, die es bei der Geburt mitbekommen hatte. Ich vergaß, daß ich ihn gemordet hatte; ich fühlte nur, daß ich hier an diesem entsetzlichen Ort Vater und Mutter für das verlassene und mißhandelte Kind sein wollte. Da nahm ich ihn in meine Arme und küßte seinen kalten Mund — und der ward warm und weich, und seine Arme legten sich sanft und zärtlich um meinen Hals. Nach einer Weile sah ich ihm ins Gesicht, erkannte ihn und schlug ihn wieder. Ich weiß, daß ich ihm einmal ins Gesicht sehen, ihn erkennen und ihn trotzdem in meinen Armen behalten werde. Und an dem Tag bin ich frei. Dafür kämpfe ich. Aber wenn ich merke, daß die guten Gefühle mich verlassen, kommt es wohl vor, daß mich eine Wut packt, und daß ich ihn doppelt hart schlage — und daß dann die Befreiung weiter hinaus rückt. Wenn Sie ihn sehen, ihn selbst —

denn dies hier ist ja nicht er selber, sondern nur meine Halluzination — wenn Sie ihn draußen inmitten der andern ‚toten‘ Kinder sehen, so helfen Sie ihm, wenn Sie können. Und wenn Sie etwas für die andern hier tun können, so tun Sie es. Sie sind doch noch schlimmer daran als ich; sie wissen nicht, daß ihnen hier nur die Folgen ihrer Taten entgegentreten; sie glauben, daß sie sie wirklich wieder begehen. Sie wissen vielleicht nicht einmal, daß sie tot sind.“

Der Seraph schwieg. Dahl fühlte, daß die Zeit, die er bei ihm sein durfte, abgelaufen war. Er eilte von dannen. Am Ausgang dieser Stätte der Qualen drehte er sich um und sah nach dem Seraph zurück. Das Kind hatte sich aufgerichtet und kletterte an seinen Knien empor. Eine heftige Gemütsbewegung erschütterte die Gestalt des Seraphs. Dahl hatte nicht den Mut, das Ergebnis des Kampfes abzuwarten, den Bjarnö zu bestehen hatte, sondern eilte aus dieser Hölle hinaus.

Draußen erwartete ihn der Okkultist und fragte: „Was ist nun da drinnen das reelle, das wirkliche Leben?“

„Da drinnen,“ sagte Dahl, „ist das Leiden das reelle.“

„Ja,“ sagte der Okkultist, „unser Kummer und unsre Freude, die sind das wirkliche Leben für uns — und sie beschatten und verbergen Gottes eigene Wirklichkeit für uns. Wer dahinter kommt — oder darübersteht — der allein kennt das wirkliche Leben.“



## 62. KAPITEL

### Die Ewigkeitsmaschine

Am nächsten Tag ging Dahl in die Fiolstræde, um Sophus Petersen zu sprechen. Er wollte ihn wegen Frau Spange ausfragen und zu erfahren suchen, ob ihr kleiner Junge wirklich durch einen Sturz aus dem Fenster ums Leben gekommen war.

Sophus Petersen war nicht zu Hause, und auch am Nachmittag, als Dahl wiederkam, wurde nicht geöffnet.

Es fiel ihm ein, daß er Kjellström bei Bjarnös Beerdigung mit Frau Spange hatte sprechen sehen. Es war jetzt so spät am Tage, daß Kjellström seine Arbeit in der Werkstatt verlassen haben mußte, und so beschloß er denn, nach dem Schuppen zu gehen, in dem die Maschine stand.

Die Tür zum Schuppen stand offen, aber er sah Kjellström nicht, er sah nur die Maschine. Das große Monstrum füllte den ganzen Raum. Aber als er rund um sie herumgehen und sie näher betrachten wollte, stieß er auf Kjellström.

Der kleine untersetzte Mann saß auf einem dreibeinigen Schusterschemel und starrte vor sich hin. Er hatte sich sehr verändert. Tiefe Runzeln durchfurchten die mächtige Stirn, scharfe Linien gingen von den Mundwinkeln zum Kinn hinab, die Wangen waren eingefallen. Er sah aus wie ein Mann, der niemals schlief und nie satt wurde. Seine magere Gestalt flößte Mitleid ein, aber die Augen waren beängstigend. Sie waren zu klar, die Augen normaler Menschen haben nicht diese durchdringende Klarheit. Es war eine Klarheit, die im Begriff schien, sich selbst aufzuheben und in der Finsternis des Wahnsinns zu verschwinden.

Dahl legte ihm die Hand auf die Schulter. Kjellström sah auf, als habe er während der ganzen Zeit gewußt, daß Dahl da war.

„Wie geht es mit der Maschine?“ fragte Dahl.

„Dort steht sie,“ sagte Kjellström.

Ach ja, da stand sie, groß und bedrückend. In dumpfer, toter Stille stand sie da und fraß den ganzen Raum auf. Es lag so dumpfes Schweigen in der Luft, daß es fast naturwidrig erschien, hier zu sprechen. Dahl mußte sich zwingen, etwas zu sagen.

„Wann, glauben Sie, wird sie gehen?“ fragte er.

Kjellström schwieg eine Weile. „Genau kann ich das nicht sagen,“ sagte er nach reiflicher Überlegung, „aber

lange kann es nicht mehr dauern. Es fehlt noch ein Rad. Wenn ich das finde, geht sie.“

„Glauben Sie, daß Sie es finden werden?“ fragte Dahl.

„Ich weiß es,“ antwortete Kjellström ruhig. „Ich habe es gesehen — das Rad, das fehlt.“

„Aber wenn Sie es gesehen haben —“ begann Dahl; doch Kjellström unterbrach ihn: „Ich habe es in mir gesehen. Ich vermag es noch nicht draußen zu sehen, aber ich werde es sehen.“

„Glauben Sie?“

„Ich weiß es. Glauben Sie nicht, daß ich ein Verrückter bin, der nur Rad an Rad fügt und auf die Weise eine Ewigkeitsmaschine macht, die in Ewigkeit nie fertig wird. Eine Ewigkeitsmaschine läßt sich nicht denken. Das hat die Wissenschaft bewiesen. Aber wenn sie nun geschaut werden kann? Ich habe sie mit den Augen des Geistes gesehen.“

„Wie sehen Sie sie denn?“ fragte Dahl.

„Ja, wenn ich Ihnen das mit Gedanken und Worten erklären könnte, die aufeinander folgen und einander ergänzen, — dann könnte ich ja die Maschine fertigmachen. Aber ich kann Ihnen sagen, wie ich zu Werke gehe und wann ich sie gesehen habe. Da werden Sie vielleicht glauben, daß ich nicht wahnsinnig bin. Ich versenke mich tief in mich selbst, tiefer und tiefer, bis ich unter den Platz gelange, wo die Gedanken in Reihenfolgen hintereinander wandern. Ich fahre fort, mich zu versenken, bis ich einen Punkt erreiche, wo ich nichts weiter weiß, als daß es keine Grenzen gibt. Da beginnt ein Bewußtsein zu erwachen, von dem ich nicht weiß, ob es das meine oder das des Weltalls selber ist. Und da nehme ich den wunderbaren Mechanismus des Universums wahr. Und ich zögere, verweile dort, bis ich die Maschine sehe. Ich sehe sie fertig, ganz. Und es ist keine Trennung zwischen ihr und mir. Und wenn ich dann mit ihr in meine Seele zurückkehre und auf den Platz gelange, wo die Gedanken gewandert kommen, einer nach dem an-

dern und viele an Zahl, wie Arbeiter in einer Fabrik — dann fällt die Maschine in allen ihren einzelnen Teilen zusammen. Und die Gedanken fangen an, die Teile zu sammeln. Jeder Gedanke nimmt seinen Teil. Und wenn ich dann alle diese Teile sammeln soll — dann ist unterwegs ein Rad verlorengegangen. Und ich weiß nicht, ob es groß oder klein ist; auch nicht, wo es sitzen soll.“

„Halten Sie es nicht für das beste, die Maschine aufzugeben?“ fragte Dahl vorsichtig.

„Kann ich das?“ sagte Kjellström. „Kann ich aufhören, ich zu sein? Kann ich mit einer anderen Stimme als meiner eigenen sprechen? Die Maschine, das bin ich! Sie wird gehen, sie wird ganz ans Tageslicht kommen — oder ich werde selbst eines Tages mit ihr zusammenfallen, wenn ich zu dem Platz zurückkehre, wo die Gedanken einer nach dem andern in einem Zusammenhang wandern, der dann vielleicht auch unterbrochen ist und zusammenfällt. Aber ich weiß, daß es mir gelingen wird. Denn ich habe gehandelt wie die Heiligen. Ich habe alles geopfert. Ich habe gehandelt wie Buddha. Ich habe jeglichen Genuß und jegliches Vergnügen aufgegeben. Ich habe Frau und Kinder und Heim verlassen, um mich meiner Maschine zu widmen. Ich weiß, daß es mir gelingen wird.“

Dahl sah, daß es für Kjellström keine Rettung gab. Die Maschine hatte ihn verschlungen. Obwohl er es für hoffnungslos ansah, eine vernünftige Antwort auf die Frage nach einfachen, alltäglichen Dingen zu erlangen, fragte er doch nach Frau Spanges Adresse.

Zu seiner Überraschung antwortete Kjellström sofort ruhig und nüchtern: „Österbrogade 37, dritter Stock.“

„Ich möchte gern mit ihr sprechen,“ sagte Dahl.

„Dann gehen Sie nur dorthin,“ sagte Kjellström.

„Ich kenne sie ja nicht,“ wandte Dahl ein.

„Aber Sie sind ja Theosoph; das wird zur Einführung genügen,“ meinte Kjellström.

Dahl sagte, er hätte gern irgendeinen Auftrag.

„Den können Sie von mir bekommen,“ sagte Kjellström

schnell. „Sie hat ein Buch von mir geliehen. ‚Das Leben nach dem Tode‘ heißt es. Es ist von Annie Besant. Sie ist fertig damit, denn ich begegnete ihr eines Tages auf der Straße, und da sagte sie, sie hätte es gelesen. Aber ich sagte, sie könne es behalten, solange sie wollte. Sagen Sie nur, Sie hätten es von mir leihen wollen und ich hätte Sie zu ihr hingewiesen.“

Dahl dankte und ging, verwundert, daß Kjellström so viel Verständnis für die kleinen Dinge des Lebens hatte.

An der Tür wandte er sich um und fragte: „Hat sie nicht ein Kind verloren?“

„Ja,“ sagte Kjellström. „Es war ein großes Unglück. Der arme Kleine stürzte aus dem Fenster und zerschlug sich den Kopf auf dem Zement des Fußsteigs. Sie trauert sehr um ihn, ich glaube kaum, daß sie darüber hinwegkommen wird. Vielleicht spielt da auch ein Selbstvorwurf mit, weil sie das Fenster hat offenstehen lassen.“ —

---

Dahl traf Frau Spange zu Hause. Sie sah zart aus. Der Kummer hatte ihr schönes Gesicht verwüstet. Dahl vermutete, daß sie die Schwindsucht habe. Sie glich mehr einem Schatten als einem lebenden Menschen. Aber als er ihre Stimme hörte, begriff er, daß Bjarnö, als er von ihrem Mann sprach, die Worte gebraucht hatte: „Wenn er meine Violine mißhandelt hätte, würde ich gejammert haben; aber sie war mehr als eine Violine.“

Bjarnös Bild stand auf dem Tisch. Daneben stand das Bild des Kindes.

Dahl betrachtete es genau, während sie das Buch holte.

Er kannte das Gesicht sehr gut. So, wie der Junge dort auf der Photographie lächelte, sah er aus, wenn er in Bjarnös Halluzination emporkletterte und die Arme um seinen Hals schlang.

Die rechte Faust hielt krampfhaft eine kleine Flöte fest, wie sie oft die Finger des Seraphs umklammert hatte.



Eine junge norwegische Malerin reiste von Italien nach Hause. Sie nahm Aufenthalt, wo es ihr gefiel, und zog weiter, wann sie wollte. Kopenhagen war die letzte Station auf der Heimreise; dort nahm sie vorläufig Aufenthalt und sah in Erinnerung an ihre bisherige Reise auf lauter Sonne, Freiheit und Wachstum zurück.

Was sie alles dort unten gelernt hatte! Sie hatte ein Gefühl, als könne sie alles, was es auch sein sollte. Sie strotzte vor Gesundheit, Tatendrang und Fähigkeiten, die in der Knospe lagen, im Begriff aufzubrechen.

Ihre erste Reise in die Welt hinaus war zu schön gewesen; sie mußte in Kopenhagen bleiben und sie noch eine kleine Weile in die Länge ziehen, nur einen Monat, vielleicht zwei, und dann nach Hause kommen und wirklich können.

Sie kam in Dahls Pension wie ein frischer Windstoß. Nicht als ob sie redselig gewesen wäre; aber sie trug den Frühling der ganzen Welt in sich. Und dann war oben-drein nichts an ihr, was nicht schön war; sie brachte schönes Wetter in die Pension.

Alle Herren waren während der ersten Woche in großer Aufregung; dann wurden sie resigniert und bewunderten sie in höflichem Abstand. Kurmacherei ließ sie kalt, und sie war zu sehr voller Leben, um an Flirt zu denken. Selbstverständlich wußte sie, daß sie schön war, das brauchte ihr niemand zu erzählen; aber ihr Wesen stand in frischem Flor, sie brütete nicht über ihrem eigenen Spiegelbilde. Alle diese Herren irritierten sie ein wenig, man konnte ihnen nie ordentlich ins Gesicht sehen, ohne daß ihnen gleich der Kamm schwoll.

Der einzige, den ihre Anwesenheit vollkommen gleichgültig ließ, war Dahl; ihn konnte sie ruhig betrachten, und das tat sie immer nachdenklicher.

Eines Tages setzte sie plötzlich die Kaffeetasse hin, schlug

mit ihrer schönen, energischen Faust auf den Tisch und rief: „Nein, wie Sie ihm ähnlich sehen! — Hin und wieder einmal —“.

„Wem sehe ich ähnlich?“ fragte Dahl.

Sie vergaß zu antworten, weil sie sein Gesicht studierte.

„Ich begreife nicht, was es macht,“ sagte sie vor sich hin. „Ja, nun weiß ich es,“ sagte sie lauter, „es ist ein Ausdruck, der ab und zu in Ihr Gesicht kommt und wieder verschwindet. Vielleicht sind Sie ihm eigentlich gar nicht ähnlich, aber wenn der Ausdruck kommt, erinnere ich mich seiner so deutlich, daß ich ihn malen könnte. Es war ein Mönch, den ich in Italien gesehen habe. Er war viel älter als Sie — ja, sehen Sie, jetzt begreife ich wieder nicht, warum Sie mich an ihn erinnern, denn er war viel schöner als Sie. Ich habe nie etwas so Schönes gesehen wie ihn. Ganz weißhaarig, Augen, die so leuchteten, daß man nicht begriff, daß sie schwarz waren, sie waren wie lauter Sonne, wie Morgensonne. Ich begegnete ihm in Rom auf dem Monte Pincio. Er sah mich gerade an, sah mitten durch mich hindurch, mit einem Blick — es war eine solche Reinheit darin, daß ich Lust hatte, niederzuknien und meine Sünden zu beichten.“

Sie sah Dahl kritisch an und fuhr fort: „Nein, so wie er werden Sie niemals aussehen. Und doch ist etwas an Ihnen, das mich an ihn erinnert. Wie ein Dilettant an einen großen Künstler erinnern kann. Ich sah ihn später noch einmal in einer Prozession. Sie hielt einen Augenblick an, weil ein Gedränge entstand. Stellen Sie sich vor, wie glücklich ich war. Er stand mehrere Minuten in der Prozession gerade vor mir. Ach, ich weiß nicht, was ich dafür gegeben hätte, wenn ich ihn hätte malen dürfen. Aber freilich, ich hätte es vor Ehrfurcht nicht gewagt. Ich werde nie so gut malen, wie er ist. Ich weiß nicht — zuweilen ist es irritierend, wenn ich Sie ansehe, und doch haben Sie manchmal einen Ausdruck, daß ich ihn ganz deutlich vor mir sehe.“

Sie verfiel in Gedanken.

„Würden Sie sich vielleicht von mir malen lassen?“ fragte sie plötzlich. „Ich glaube, ich könnte ein gutes Bild von Ihnen malen. Ich möchte es gar zu gern versuchen.“

Sie sah ihn arbeitslustig, ungeduldig an. Ihr ganzes Talent drängte zur Aktion. Er hätte ebensogut der Sonne verweigern können, zu scheinen, dem Regen, auf ihn herabzuregnen, wie sagen, daß sie ihn nicht malen dürfe.

Ehe er sich's versah, saßen sie unter dem Glasdach eines ehemaligen photographischen Ateliers, und er sah, wie die Arbeit von der Hand geht, wenn sie einen Menschen in Besitz genommen hat, weil sie ausgeführt werden will.

Die unbefangene und eindringliche Weise, wie sie ihn betrachtete, steckte an. Er beobachtete sie gründlich und staunte immer mehr. Ihre Augen hingen an ihm oder an der Leinwand. Alle ihre Bewegungen kamen von selber, ob sie nun den Pinsel wechselte, sich nach mehr Farbe niederbeugte oder den Stuhl ein wenig schob. Sie anzusehen, löste dasselbe Wohlgefallen aus, wie wenn man ein junges Tier betrachtet, dessen Leben in jeder Faser seines Körpers vollendet vorhanden ist. Auf welchen Fleck auch das Auge fallen mag, überall strömt die glückliche Lust des Daseins dem Blick entgegen und bringt ihn zum Lächeln.

Sie sah es plötzlich und hielt inne: „Worüber lächeln Sie da mit den kleinen Streifen in den Augenwinkeln? Das hat etwas mit mir zu schaffen.“

„Es ist so amüsant, Sie anzusehen,“ sagte er, „weil alles an Ihnen so merkwürdig schön ist.“

Sie sah belustigt aus, denn er hatte das nicht gesagt, um ein Kompliment zu machen. Es war ihm so offen und aufrichtig, fast sachlich aus dem Munde gekommen.

„All round?“ sagte sie, „Sie meinen, daß ich nett aussehe — so im ganzen?“

„Freilich,“ sagte er, „einerlei, wohin man sieht. Eine große Annehmlichkeit, wenn man stundenlang stillsitzen muß. Es ist gut, wenn man die Augen über die ganze Person wandern lassen kann, so wie eine Fliege, ohne daß man findet, daß es an der einen Stelle besser ist als an der andern.“

„Das war ein etwas anzügliches Bild, das mit der Fliege,“ sagte sie. „Übrigens steht im Kontrakt nichts davon, daß das Modell den Maler studieren soll.“

„Ich kann es nicht lassen,“ sagte er. „Es ist nicht nur, weil Sie so schön anzusehen sind; nein, es ist etwas, was von innen heraus kommt und mich zum Nachdenken zwingt. Sie sagten, ich sei einem alten italienischen Mönch ähnlich. Aber Sie sind auch jemand ähnlich, und ich kann nicht darauf kommen; und dabei ist mir, als wäre es jemand, den ich immer gekannt — und den ich doch nie richtig gesehen habe. Ich sage die ganze Zeit zu mir selbst: ‚Da sitzt sie ja.‘ Aber gleich darauf füge ich hinzu: ‚Ja, zum Kuckuck, wer sitzt denn da?‘ Ich kann nicht dahinterkommen, wer es ist, an den Sie mich erinnern. Doch! Jetzt habe ich’s. Ja, das ist es. Sie sehen aus wie die Frau, die man im Traume sieht, wenn man süß schlummert.“

Sie hatte ihm belustigt zugehört, denn es war ebenso wenig persönliche Kurmacherei in seinem Ton gewesen wie in ihrem eigenen, als sie von dem Mönch sprach. Als er die Ähnlichkeit herausfand, rümpfte sie die Nase. „Ach! — Sie sehen also Frauen in Träumen, wenn Sie süß schlummern?“

Sie nahm Pinsel und Tube und zog sich in sich selbst zurück, sagte, indem sie sozusagen die Tür verschloß: „Aber ich lebe im Tageslicht, daß Sie das wissen!“

Sie malte weiter, aber langsamer und mit kleinen zögernden Pausen. Sie fing an, bedenklich auszusehen, schließlich sah sie ganz mürrisch aus.

„Ich habe Sie doch nicht beleidigt?“ fragte er.

„Hm —“ sagte sie mitten aus ihren Grübeleien heraus. „Ja, ich kann wohl sagen, Sie haben mich beleidigt, denn es ist mir nicht möglich, in Ihrem Gesicht das zu finden, was ich will. Ich habe es aber gesehen. Wo haben Sie es nur versteckt?“

„Können Sie mein Gesicht nicht malen, wie es ist?“ fragte er.

„Nein, das können Sie photographieren lassen,“ sagte

sie trocken. „Sagen Sie mir aber, haben Sie nicht einmal etwas schrecklich Schönes erlebt, etwas, woran Sie nicht denken können, ohne gut zu werden. — Kalos kai agathos, soviel Griechisch kann ich.“

Er schwieg plötzlich, und ihre Hand flog zu ihm empor, als wollte sie ihn gegen Schmerz schützen. Sie sah, daß sie an etwas gerührt hatte, das keine Berührung duldete.

May Skaarup! Er sah sie vor sich, viel deutlicher und lebendiger, als er ihr Bild hätte hervorrufen können, wenn er sich bewußt darum bemüht hätte. Es ergriff ihn so stark wie eine Vision; er empfand nichts weiter als das, hörte nicht Fräulein Löveids Stimme, als sie nach dem Pinsel griff und, ohne zu wissen, daß sie laut dachte, gedämpft sagte: „Ja. Das ist es. Himmelslust und Erden-schmerz zu gleicher Zeit.“

May Skaarup, die aus dieser Welt gegangen und die sich auch nicht in der Fegefeuerwelt befand, die ihm zugänglich geworden war. May Skaarup, die die Engel geholt hatten! Würde es ihm einmal gelingen, sich zu der Sphäre emporzuschwingen, wo sie jetzt lebte! Sie und Brüderchen! Die einzigen, bei denen er in vollkommenem Frieden mit seinem eigenen innersten Wesen leben konnte. Selbst wenn er sie nicht sah, riefen sie ihn beständig aus diesem Leben fort. Sein okkultur Lehrer kannte Sphären, die höher waren als die Fegefeuerwelt, und er hatte gesagt, der Zutritt zu diesen sei nur abhängig von seelischem Wachstum und der Entwicklung psychischer Fähigkeiten.

Er war so tief in seine phantastische Traumwelt hineingeraten, daß er kaum wußte, wo er war.

Fräulein Löveid malte. Sie sog den Eindruck in seinem Gesicht auf. Er floß zusammen mit einem andern in ihr, mit dem Erinnerungsbild vom Monte Pincio und der Prozession, und auf der Leinwand begannen ihre Gefühle Form anzunehmen.

Maler und Modell hatten im Grunde ganz ihre Existenz vergessen.

Als Dahl endlich aus sich selbst erwachte und zu sich

kam, legte Fräulein Löveid den Pinsel hin und war todmüde.

Als er aufstand, um das Bild anzusehen, machte sie eine unwillkürlich abwehrende Bewegung, ganz ähnlich jener, die sie vorhin gemacht hatte, als ihre Worte den Ausdruck hervorgerufen hatten, nach dem sie suchte.

„Nein, nein,“ sagte sie. „Es ist noch nichts.“

Aber er stand schon vor der Skizze und betrachtete sie genau.

„Doch, doch!“ sagte er. „Das ist richtig. Es ist so richtig, daß ich finde, Sie müßten meine Seele erlösen können, indem Sie das so malen, daß ich es immer vor Augen habe.“

Sie sah ihn etwas unsicher an. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß sie zu andern Zeiten seine Worte hochtrabend und sentimental gefunden haben würde, aber jetzt fand sie, sie klangen wie einfache und feierliche Wahrheit.

„Sie sind wohl müde vom Sitzen?“ sagte sie, „und ich kann heute auch nicht mehr malen. Haben Sie aber Dank, daß Sie mir sitzen wollten.“

Er nahm ihre Hand und drückte sie leicht. In seinem leisen Lächeln lag eine so wehmütige Freundschaft, daß sie sich schnell zu ihren Farben hinabbeugte, weil sie fühlte, daß ihre Augen feucht wurden.

---

Als Dahl auf sein Zimmer kam, fand er einen Brief von dem schwedischen Sekretär der Okkultistischen Schule. Darin stand kurz und bündig, daß Sophus Petersen aus der Schule ausgetreten sei. Dahl war sehr überrascht und beschloß, Petersen sofort aufzusuchen und ihn nach dem Grunde zu fragen. Er nahm an, daß er ihn in einer Versammlung treffen würde, die Skaarup am Abend in einem sozialistischen Verein abhielt. Sonst wäre er wohl nicht dorthin gegangen. Er verabscheute alle öffentlichen theosophischen Versammlungen. Im Munde Skaarups und anderer heimischer Exponenten wurde die Theosophie rettungslos zu lächerlichem Gewäsch. Die Überlegenheit, mit der diese braven Leute von der Wissenschaft und



Philosophie redeten, ohne zu ahnen, daß sie auch nicht die geringste Kenntniss von dem besaßen, wovon sie sprachen, war mehr als ärgerlich. Man hatte ein beschämendes Gefühl, ihrem Kreis anzugehören. Aber der Wunsch, Sophus Petersen zu treffen, war stärker als seine Unlust, Skaarups Vortrag zu hören.

Er erlebte eine Enttäuschung. Sophus Petersen war nicht da. Da Skaarup ihn gesehen hatte, wollte er doch nicht fortgehen, ohne die Rede gehört zu haben. Er blieb also und unterwarf sich der Tortur.

Der Vortrag machte absolut kein Glück. Die Sozialdemokraten hielten eigensinnig an dieser Welt fest. Hier hatten sie ihre Arbeit, und hier wollten sie ihre acht Stunden Ruhe haben. Über das Ewige konnte man reden, wenn man in der Ewigkeit war.

Die Diskussion war, wie alle Diskussionen zu sein pflegen, hoffnungslos. Dieser schwatzte über Reinkarnation, jener über eine ewige Hölle, ein anderer über das Leben nach dem Tode im allgemeinen. Im übrigen war niemand da, der an irgend etwas von alledem glaubte. Skaarup ward verwirrt, und Dahl griff ein. Es war wenigstens Zusammenhang in dem, was er sagte, und als er über das Leben nach dem Tode sprach, entstand in der Versammlung jene still lauschende Aufmerksamkeit, die stets der Redner erzielt, hinter dessen Worten persönliche Erlebnisse stehen, selbst wenn die Zuhörer ihm nicht weiter Glauben schenken.

Als er geendet hatte, kam ein breitschultriger Schmied zu ihm und sagte: „Sie sind ja Student und folglich ein belesener und intelligenter Mensch. Das konnte ich auch hören, als Sie redeten. Aus Seelenwanderung und dergleichen, daraus mache ich mir nichts. Aber was Sie von dem Leben nach dem Tode sagten, — glauben Sie wirklich allen Ernstes daran?“

Als Dahl sagte, daß er guten Grund dazu habe, fragte der Schmied, ob sie nicht zusammen nach Hause gehen könnten.

Der Schmied hatte mancherlei gelesen und gedacht. Dahl erhielt eine Darstellung von Darwin, Renan und Marx, voller Eifer, alles mitzunehmen, aber in mindestens so gutem Zusammenhang wie Skaarups Entwicklung der theosophischen Metaphysik.

Sie waren an der Haustür des Schmieds angelangt, ehe er fertig geworden war. Deswegen bat er Dahl, mit ihm hinaufzukommen. Dahl faßte unwillkürlich Sympathie für den wachen und wißbegierigen Schmied und sagte deswegen ja.

Als sie hinaufgekommen waren, erhielt Dahl das Wort, um eine Darstellung von seiner Ansicht über das Leben nach dem Tode zu geben.

Der Schmied schüttelte den Kopf und kam mit seinen Gegenargumenten, bis er merkte, daß Dahl gar nicht zuhörte, sondern ein Bild anstarrte, das an der Wand hing.

„Das ist meine alte Mutter,“ sagte der Schmied. „Ich habe das Bild nach ihrem Tode vergrößern lassen. Ja, sie würde gewiß alles das geglaubt haben, was Sie erzählen; denn sie war sehr religiös. Aber sie war auch nicht weiter begabt. Sie war eine gute Mutter, das war sie. Aber etwas beschränkt war sie auch. Sie war ja auch schon sehr alt.“

„Ich habe sie einmal gesehen,“ sagte Dahl, „und mit ihr gesprochen.“

„So — o?“ fragte der Schmied. „Sie kam sonst nicht viel auf die Straße in ihren letzten Lebensjahren.“

Dahl sagte nicht, wo er sie getroffen hatte. Es war die alte Frau, der er in den Himmel hinaufgeholfen hatte.

★

## 64. KAPITEL

### Ein gescheiterter Asket

Während der folgenden Tage war er so davon in Anspruch genommen, Fräulein Löveid zu sitzen, daß er Sophus Petersen fast ganz vergaß. Aber an einem frühen

Vormittag raffte er sich endlich auf und ging nach der Fiolstræde 21. Sophus Petersen war zu Hause, hatte wohl eben gefrühstückt; er roch stark nach Bier, als er öffnete.

Mit größtem Ernst wies er Dahl einen Stuhl an und nahm selbst auf dem Keuschheitssofa Platz. Dahl sah sich im Zimmer um; es war nett eingerichtet. Sein Blick fiel auf Gegenstände, die einen verfeinerten Geschmack verrieten; er konnte kaum glauben, daß Sophus Petersens „Entwicklung“ schon so weit gediehen war.

Petersen starrte ihn feierlich vom Sofa her an. Sein Gesicht war schwermütig und erwartungsvoll. Offenbar erwartete er Mitgefühl, und Dahl war bereit, mit Sophus Petersen zu fühlen, wenn er nur erfahren konnte, wofür er Mitgefühl empfinden sollte.

„Ich habe einen Brief aus Schweden erhalten,“ begann er, „von dem Sekretär der Schule.“

Sophus Petersen schluckte.

„Er schreibt, Sie seien aus der Schule ausgetreten.“

Sophus Petersen sah Dahl ernsthaft und bedeutungsvoll an und schluckte.

„Sind Sie aus eigenem, freien Willen ausgetreten?“ fragte Dahl, „oder — —“

Sophus Petersen schluckte.

Dahl starrte ihn sprachlos an. Es ward ihm plötzlich klar, was Petersen fehlte. Der Mann war ja betrunken! Er saß ernsthaft und schwermütig da in einem stillen, tiefen Rausch. Es war ganz unglaublich, aber kein Zweifel möglich.

„Ja, aber“ — — — stammelte Dahl.

Sophus Petersen nickte.

„Sie glauben, ich bin betrunken,“ sagte er.

„Ja — — das heißt — —“ Sophus Petersen sah ihn fest und lange an. Sein Ausdruck war trübselig, war jedoch nicht ganz frei von einem kleinen Stolz über die Erschütterung, die er bei seinem Freunde hervorgerufen hatte.

„Das bin ich auch wirklich,“ sagte er. Der Ton verriet,

daß ein Mensch so schreckliche Dinge erleben und doch gefaßt sein konnte.

„Sie fragten mich, ob ich freiwillig oder gezwungen aus der okkulten Schule ausgetreten sei,“ fuhr er fort. „Beides ist der Fall. Ich ging freiwillig, weil ich sonst gezwungen worden wäre; denn die Mitglieder der Schule dürfen keinen Alkohol genießen.“

„Aber daraus haben Sie sich doch früher nie etwas gemacht,“ rief Dahl ganz verwirrt.

Petersen nickte. „Ganz recht, ich mache mir nichts daraus, aber ich bin dazu gezwungen. Sonst kann ich ja nicht betrunken werden. Jetzt glauben Sie natürlich, daß ich verrückt bin. Das bin ich indessen nicht.“

Er sah Dahl bedeutungsvoll an; denn nun kam es: „Aber ich bin unglücklich, sehr unglücklich.“

Er zeigte auf Frau Lunds Bild. „Falls Sie sich für mein Unglück interessieren, so können Sie es dort sehen.“

„Hat sie — — hat sie Sie enttäuscht?“ fragte Dahl schonend, und Petersen antwortete grübelnd: „Das ist ja eben das Rätsel: ob sie mich enttäuscht hat, oder ob ich sie enttäuscht habe. Über das Rätsel habe ich viel nachgedacht, und ich glaube, ich habe es gelöst, und ich habe sie enttäuscht — und dafür werde ich jetzt durch Betrunkenheit und so weiter gestraft. Man kann eine feine Frau mit geistigen Interessen niemals rücksichtslos genug behandeln.“

„Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, daß Sie rücksichtslos gewesen sind,“ sagte Dahl.

Sophus Petersens Augen wurden schwer von Tiefsinn. „Man kann auf verschiedene Weise rücksichtslos sein — namentlich Frauen gegenüber,“ sagte er. „Machen Sie sich etwas daraus, meine Geschichte zu hören?“

Mitten in dem Kummer, der sicher nicht weniger tief im nüchternen Zustande war, machte sich eine gute Portion von dem Stolz des Betrunkenen geltend auf seine ungewöhnlich traurigen und verwickelten Schicksale.

„Wir entwickelten uns gemeinsam,“ sagte er. „Wir ent-

wickelten uns beide ziemlich stark. Die Entwicklung wird gemeinsam mit einer Frau am vollkommensten; denn dann kann man das Gefühlsleben mitnehmen. Wo aber die Gefühle mitspielen, erfolgen ziemlich bald Liebkosungen. Die Liebkosungen haben nun auch nichts zu sagen, aber sie müssen sich in bestimmten Grenzen halten.“

Er sah Dahl sehr tiefsinnig an und wartete eine Weile, um diese Wahrheit recht gründlich in den Zuhörer eindringen zu lassen.

„Aber eine feste Grenze gibt es nicht,“ fuhr er mit dem Tone des erfahrenen Mannes fort, „wenn man nicht von Anfang an rücksichtslos ist. Eines schönen Tages wird entweder der eine oder der andre die Grenze weit überschritten haben und seinen Wunsch auf eine solche Weise äußern, daß der andere nicht gut umhin kann, ihm entgegenzukommen. Ich hielt indessen an der Entwicklung fest. Und am nächsten Tage stand ich allein da mit meiner Entwicklung.“

Die guten, braunen Augen ruhten treuherzig auf Dahl und erwarteten Verständnis für den Rausch, der sie umnebelte.

„Sie kam nicht wieder?“ fragte Dahl.

„Nein,“ sagte Petersen. „Und als ich sie bei der Schwester aufsuchte, wurde mir geantwortet, sie sei nicht zu Hause, und ich hatte sie doch ins Haus gehen sehen. Ich habe in der Zeit, die dann kam, ziemlich viel durchgemacht. Es gehört etwas dazu, bis ein Mensch mit ziemlich hohen Idealen so tief sinkt, wie ich gesunken bin.“

„Haben Sie sie seither nicht getroffen?“ fragte Dahl.

„Doch, ich begegnete ihr eines Tages. Da ging sie Arm in Arm mit einem Herrn. Ich ging auf sie zu, und sie lachte mir ins Gesicht.“

„Sie hat sich nichts aus Ihnen gemacht,“ sagte Dahl.

Sophus Petersen betrachtete ihn pfiffig. „Meinen Sie?“ fragte er. „Aber Sie sind ja auch nicht dabei gewesen, wenn sie und ich allein zusammen waren und über Theosophie disputierten. Aber sehen Sie, ich war da. Und daher kann

ich sie verstehen. Denn sie lachte aus Trotz und um mich ebenso sehr zu quälen, wie sie sich selbst quälte.“

„Woher können Sie das denn wissen?“ wandte Dahl ein.

„Sie und ich haben immer auf gleiche Weise empfunden,“ sagte Petersen. „Ich weiß, wie mir selbst zumute war, als ich ihr begegnete. Und ich hatte sie ja oben drein in einem sehr empfindlichen Punkt gekränkt. Ich habe sie dahinein getrieben.“

„In was?“

„Ich habe gesehen, wie sie mit ihm in seine Wohnung ging,“ sagte Petersen. Die Pfiffigkeit des Betrunkenen erschien wieder in seinem Gesicht.

„Ich habe sie nämlich beobachtet, und ich weiß sehr wohl, was er ist; er ist Rechtsanwalt.“

Er nickte triumphierend. Frau Lund lief nicht mit dem ersten besten herum. Es war ein Mann mit Examen, mit Gelehrsamkeit und großem Geschäft.

Die Pfiffigkeit ertrank in tragischem Grübeln: „An jenem Abend fiel ich selbst mit einer Butterbrotmamsell aus einer Wirtschaft, in die ich gegangen war, um mich zu betrinken.“

„Aber warum in aller Welt —“ begann Dahl.

„Denn ich wollte es geradeso machen wie sie,“ erklärte Petersen. „Das war meine Rache. Aber — aber — sie würde nur über mich gelacht haben, wenn sie es erfahren hätte. Sie sah nämlich auf eine Butterbrotmamsell herab; denn sie war ziemlich ehrgeizig. Aber wenn es eine gebildete Dame gewesen wäre! Und dann sah ich, während ich dort in der Wirtschaft mein Bier trank, in der Zeitung eine Annonce von einer gebildeten Dame, die wegen unglücklicher häuslicher Verhältnisse eine Bekanntschaft suchte. Ich meldete mich und hatte ein Stelldichein mit ihr.“

Er legte den Kopf auf die Seite und guckte Dahl schelmisch und selbstzufrieden an: „Sie war eine Oberstin.“

Er ließ Dahl reichlich Zeit, diese imponierende Mit-



teilung zu verdauen. Dann sagte er mit einem wirklich gemeinen Grinsen, dem ersten Zeichen von Erniedrigung, das Dahl bei ihm bemerkte — denn alles, was er bisher berichtet, war getragen von einem naiv aufrichtigen Glauben, daß eine tiefe Tragödie vorlag: „Ich kenne ihn gut, den Obersten nämlich. Er war unser Hauptmann damals, als ich Rekrut war. Er hat mich zu vielen Extrawachen verurteilt. Er sollte nur wissen, daß ich jetzt wieder Extrawache bekommen habe.“

Dahl konnte den Anblick des eklen Grinsens, das seinen Mund verzerrte, nicht ertragen. Diesen Mann kannte er nicht. Das war der Petersen aus der Rekrutenzeit, der Plebejer mit seiner ganzen Grobheit, lange bevor er mit der Theosophie bekannt geworden war und angefangen hatte, „sich zu entwickeln“.

Er sah erst wieder auf, als er Petersen tief seufzen hörte. Da saß der Arme wieder mit seinem guten, ernsten Gesicht da und sagte: „Was kann es nützen, sich an ihr zu rächen, solange sie es nicht weiß und es nur einen selber herunterzieht. Darum trinke ich. Ich hatte mich ziemlich gut entwickelt und war in die Morgenländische Schule gekommen. Ich kann gar nicht daran denken, daß ich so tief gesunken bin. Darum betrinke ich mich. Aber in der Betrunkenheit habe ich mich auf ein paar andre Annoncen von Damen gemeldet, die in unglücklichen häuslichen Verhältnissen leben. Und nun warte ich nur darauf, daß ich einmal mit Frau Lund sprechen kann.“

„Was wollen Sie damit erreichen?“ fragte Dahl.

„Ich will sie nur wissen lassen, daß ich es ebenso mache wie sie.“

„Was soll denn das helfen?“

„Dann kann sie ja sehen, daß wir auf allen Gebieten in gleicher Weise fühlen und nicht nur in bezug auf das Geistige. Und dann besteht ja kein Grund für sie, nicht zu mir zurückzukommen.“

„Sie könnte ja auch aus andern Gründen nicht zurückkommen wollen,“ sagte Dahl.

„Ach so, die Damen mit den Annoncen? Die würde ich natürlich abschieben.“

Dahl hatte an den Rechtsanwalt gedacht, aber Petersens Bemerkung ließ ihn Frau Lund vergessen, und er rief: „Haben Sie denn die alle noch?“

„Es ist ja nicht so leicht, sie wieder loszuwerden,“ sagte Petersen. „Namentlich, wenn sie merken, daß man kühler wird,“ fügte er kundig hinzu. „Und wovon sollte ich denn auch leben?“

„Geben sie Ihnen denn etwas?“

Petersen erhob sich in unschuldigem Stolz. „Sehen Sie hier,“ sagte er. „Das Schreibzeug ist von Silber. Glauben Sie, ich könnte mir so etwas kaufen? Und die Lampe da, die ist ja beinahe Kunst. Aber die Gardinen, die sind von Frau Lund,“ sagte er wehmütig. „Die und die Photographie sind die einzigen Erinnerungen, die ich an sie habe. Und die Hausmiete hat eine wohlhabende Witwe bezahlt.“

„Nehmen Sie wirklich Geld von ihnen an?“

„Es könnte mir natürlich nicht einfallen, sie um Geld zu bitten,“ sagte Petersen aufrichtig. „Aber sie sind wirklich alle ziemlich gutmütig, und wenn sie sehen, daß ich kein Geld habe, so bitten sie ganz von selbst, ob sie mir nicht helfen dürfen. Sie sagen selbst, daß es unrecht von mir ist, nein zu sagen. Und wovon sollte ich auch leben? Des Morgens bin ich müde und kann nicht aus dem Bett finden. Und wenn ich aufgestanden bin, fange ich an zu trinken, um die Gedanken zu betäuben, und dann vergeht der Tag in einem Rausch. Aber wenn sie mir helfen, da geht es ja. Und dann ist ja auch noch die Butterbrotmamsell mit dem Eßbaren da.“

„Herr du meines Lebens!“ rief Dahl unwillkürlich.

„Ja, es ist nicht leicht, alles im Kopf zu behalten,“ gab Petersen zu, „aber ich habe sie aufgeschrieben. Wollen Sie meinen Stundenplan sehen?“ Er reichte Dahl ein kleines Taschenbuch mit einem Stundenzettel. Die Abendstunden waren offenherzig mit Namen ausgefüllt.

„Hören Sie,“ sagte Dahl ernst, „sind Sie sich wirklich nicht selbst darüber klar, was für ein Gewerbe Sie betreiben?“

„Ich betreibe gar kein Gewerbe mehr,“ sagte Sophus Petersen, „und ich werde auch nie wieder dazu kommen.“

„Wollen Sie denn auf diese Weise fortfahren?“

Petersen sah eine Weile schweigend vor sich hin. Dahl konnte einen eigensinnigen Beschluß aus nüchternen Stunden hinter diesem vertrunkenen, stumpfen Gesicht erkennen.

„Es wird nicht lange mehr dauern,“ sagte Petersen. „Ich warte nur noch einige Zeit, bis ich sehe, ob sie kommt oder nicht. Wenn ich dann Bescheid weiß, oder wenn ich es nicht mehr aushalten kann, so gehe ich eines Abends auf die Lange Brücke und plumpse hinein. Das ist dann das Ende meiner Entwicklung.“

Er strich langsam mit der Hand über das Keuschheitssofa. „Das ist alles, was ich aus meinem Heim noch habe,“ sagte er. „Nun steht es hier. — Zu dem Zweck habe ich es freilich nicht gekauft,“ sagte er wehmütig.

„Warum kehren Sie denn nicht zu Ihrer Frau zurück?“ fragte Dahl.

Petersen sah ihn an und brauchte einige Zeit, bis er begriff, daß jemand so fragen konnte. Während er wartete, schien der Rausch zu schwinden. Als er endlich antwortete, sprach ein nüchterner, von Gewissensqualen niedergedrückter Mann: „Das habe ich verscherzt. Sie ist eine rechtschaffene Frau. Ich will ihr nicht einen bieten, wie ich bin. Einen, dem ich die Tür gewiesen hätte, wenn er in jener Zeit, als ich noch zu Hause war, mich hätte besuchen wollen. Ich hätte so einem nicht einmal erlaubt, mit ihr zu sprechen.“

Er stand auf und trat an das Fenster, wo er, Dahl den Rücken zuwendend, mit dem Fensterhaken spielte.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ sagte er leise. „Alle Leidenschaften, hohe wie niedrige — die können uns mit fortreißen und auch umreißen, aber das, was in uns war,

das erstemal, als wir uns mit einer fürs ganze Leben verbinden wollten, das — daran kann nichts etwas ändern. Und wenn wir dessen nicht mehr würdig sind, dann gibt es keinen anderen Ausweg, als zu gehen — zugrunde zu gehen.“

Dahl ging zu ihm hin. „Wenn Sie so denken, so sollten Sie augenblicklich nach Hause gehen.“

Sophus Petersen schüttelte den Kopf.

„Niemals!“ sagte er. „Emilie und ich — das war etwas ganz Bestimmtes, und wenn es nicht wieder ebenso werden kann, so kann es überhaupt nicht wieder werden. Ich habe einmal geglaubt, ich stünde über ihr — in der Entwicklung, meine ich. Der Ansicht bin ich jetzt nicht mehr. Und wenn sie auch damals zu mir aufblickte. Aber wenn eine Frau auch nicht geradezu zu ihrem Mann aufsieht, auf ihn herabsehen darf sie nicht, denn dann ist es mit dem, was war, vorbei, und zwar auf die schlimmste Weise, auf die es vorbei sein kann. Auf die schlimmste, namentlich für sie. Reden wir nicht mehr davon. Wollen wir einen kleinen Spaziergang machen?“

Sie trieben sich schweigend in den Straßen der inneren Stadt umher, bis Petersen vor einer Kellertür stehenblieb.

„Ja, Sie kommen wohl nicht mit hier herein?“ sagte er.

„Wollen Sie da hinunter und trinken?“ fragte Dahl.

„Ich muß sehen, daß ich wieder betrunken werde, und zwar so schnell wie möglich,“ sagte Petersen. „Sie haben ja meinen Stundenplan gesehen. Um drei Uhr gehe ich nach Hause und schlafe dann bis sechs, damit ich zum Abend wieder nüchtern bin.“

Er sah in Dahls bekümmertes Gesicht.

„Ja, das ist aus mir geworden,“ sagte er und verschwand in dem Keller.

Dahl ging sofort zu Frau Emilie und erzählte ihr, was er gehört hatte. Während er sprach, war ihr Gesicht so dicht und fest verschlossen, daß er nicht erkennen konnte, welchen Eindruck Petersens Leben auf die verlassene Frau machte.

Als Dahl schwieg, stand sie auf. „Seien Sie ohne Sorge um ihn,“ sagte sie. „Ich hole ihn heim.“

„Er kommt nicht,“ sagte Dahl, „er — —“

Er verstummte unter ihrem Blick. Es lag eine Weisheit darin, der gegenüber die Klugheit des Mannes ihm gering erschien. Er war nicht im Zweifel, daß sie wußte, was Sophus Petersen bewegen würde, zu kommen.

Trotzdem sagte er: „Vergessen Sie auch nicht, daß er es nicht ertragen kann, wenn Sie auf ihn herabsehen.“

„Niemand wird auf ihn herabsehen,“ sagte sie ruhig, „weder ich noch sonst jemand.“

Dahl sah sie einen Augenblick an und beugte dann den Kopf, in dem Gefühl, dem Schönsten, dem Reichsten, dem Vollendetsten auf der Erde gegenüberzustehen.

Als Dahl von Frau Emilie nach Hause ging, nahm er den Weg an dem Keller vorüber, in den Sophus Petersen hinuntergegangen war.

Petersen saß an einem Tisch dicht am Fenster, eine Flasche Bier vor sich; er betrachtete stumpfsinnig das Etikett, schabte daran und drehte die Flasche. Dahl konnte dem schlaffen Gesicht geradezu ansehen, wie der gewünschte Rausch langsam zunahm und Petersens Gedanken ersäuften.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß dies gar nicht wirklich war. Es konnte nicht wahr sein. Das Gefühl versagender Fähigkeit, Wirklichkeit und Einbildung zu unterscheiden, das ihn so oft ergriff, seit er sich in der Geisterwelt bewegte, überwältigte ihn jetzt. Er war geneigt, zu glauben, daß Petersen in Wirklichkeit daheim bei Frau Emilie auf dem Keuschheitssofa saß und sich sicher und ruhig entwickelte. Seine Unterredung mit ihm in der Fiolstraße war Einbildung. Seine eigenen Erlebnisse in der Geisterwelt waren Hirngespinnste.

Er war nahe daran, zu Frau Emilie zu gehen und nachzusehen.

Sobald er an sie dachte, wurde ihm wieder ganz klar. Es war wirklich selbstverständlich.

Aber Sophus Petersen, dieser in Auflösung begriffene Mensch — was war der feste Kern in ihm? So wie er ihn in der kleinen Stube in der Fiolstræde gesehen hatte, fielen alle seine Eigenschaften auseinander, bunt durcheinander, ohne eine zusammenhaltende Persönlichkeit. Der Kern — wenn einer da war — konnte „das, woran nichts etwas ändern kann“, sein, das Verhältniß zu seiner Frau, „das, was in ihm war, das erstemal, als er sich mit einer fürs ganze Leben verbinden wollte.“

„Aber Leidenschaften — hohe wie niedrige — können uns mit fortreißen und auch umreißen.“ Der Trieb nach einer höheren Entwicklung war in ihm erwacht, hatte ihn zu einem Manne mit reinem Leben gemacht und ihn, wie er glaubte, weit über Emilie hinausgeführt. Dieser Trieb, zu denen emporzusteigen, die „reines Herzens“ sind, war durch den Umgang mit Frau Lund stimuliert, aber auch durch denselben Verkehr in eine andere, geringere Richtung abgelenkt worden. Es war derselbe Trieb — in einer niederen Sphäre freilich —, der den Mann mit dem reinen Leben zu einem vertrunkenen Zuhälter gemacht hatte. Und endlich war es wohl auch derselbe Trieb, der ihn von dem idealarmen Plebejer zu dem, „woran nichts etwas ändern kann“, emporgehoben hatte.

Der Trieb wenigstens war wirklich; die Persönlichkeit dagegen variierte nach der Art des Triebes und konnte ganz aufgelöst werden. Der Trieb bestand, solange es Leben gab.

Ein kaltes Unbehagen durchrieselte ihn; denn was er bei Sophus Petersen gesehen hatte, konnte er wiedererkennend bei sich selbst verfolgen. Auch er hatte etwas in sich, was durch nichts verändert werden konnte, das Gefühl für May Skaarup, das einzige von allen seinen Gefühlen, in dem Ewigkeit enthalten war, das einzige, das er mit seinem ganzen Wesen anerkannt hatte.



Und doch konnte er nicht umhin, die Anziehung zu empfinden, die von Fräulein Löveid ausging. Nicht, daß sie ihn verringerte, im Gegenteil, sie regte sein ideales Streben an, sie rief einen hohen geistigen Ehrgeiz in ihm wach. Aber er empfand das Bedürfnis, mit ihr zusammenzusein, fühlte sich dadurch gehoben. Es war genau dasselbe Verhältnis, dessen ausgesprochene Lächerlichkeit ihm klar wurde, wo es sich um Sophus Petersen und Frau Lund handelte. War er auf dem Wege zu derselben Torheit? Ein Gefühl, das sein ganzes Wesen in Besitz nahm, konnte er nicht mit einer anderen als mit May Skaarup erleben. Seine Seele war in Ewigkeit mit ihr verbunden. Und doch begann der Einfluß eines anderen weiblichen Wesens berauschend auf ihn einzudringen, wie ein lebhaft wirkendes Gift, das — wenigstens im Anfang — sein Aufwärtstreben anregte. War es dieser verdammte Trieb, der ihn früher in seiner Gewalt gehabt hatte, der nun wieder in holder Verkleidung auftauchte? Sollte er sich wieder verlieben, ohne zu lieben? Sollte er niemals diese Möglichkeit loswerden, solange sein Körper noch jung war? Gab es keinen Weg zu vollkommener seelischer und körperlicher Keuschheit? Seine eigenen Erfahrungen in bezug auf den plötzlichen Ausbruch eines lange zurückgehaltenen Triebes waren ebenso abschreckend wie die Sophus Petersens.

---

Jetzt, wo er darauf aufmerksam geworden war, fühlte er mit jedem Tag stärker und beunruhigender, wie seine Bewunderung für Fräulein Löveid allmählich den Charakter der Verliebtheit annahm.

Fräulein Löveid malte zugleich sein innerstes Sehnen und ihre eigene Erinnerung an den römischen Mönch. Er wünschte, das Bild zu kaufen, wenn es fertig war, es als ein Memento und als Anregung zu behalten. In dem Bilde würde er stets May und sich selbst finden können.

Aber eines Tages legte Fräulein Löveid den Pinsel hin und sah ihn mit einem kleinen Lächeln an, das ihn die

glücklich berauschende Wärme des Blutes in seinen Wangen fühlen ließ.

„Sie sehen augenblicklich sehr nett aus — aber es ist doch nicht der Ausdruck, den wir gebrauchen können.“

Er empfand eine starke Freude darüber, daß sie „wir“ sagte, und im selben Augenblick merkte er, daß es ihm unmöglich war, an May Skaarup zu denken. Ihm fehlte sowohl die Fähigkeit als auch der Wille dazu.

Er erhob sich sofort.

„Ich kann heute nicht sitzen,“ sagte er kurz.

„Sie sind doch nicht krank?“ fragte sie; denn er war auf einmal ganz bleich geworden.

„Nein,“ sagte er, „aber ich möchte jetzt am liebsten gehen.“

Er sah sie einen Augenblick mit so unverhohlenem Unwillen an, daß sie fragte: „Sind Sie mir böse?“

Der Ton war so schlicht, so aufrichtig, so unschuldig flehend, daß er wieder das kleine Lächeln wehmütiger Freundschaft lächeln mußte, das ihr einstmals Tränen in die Augen getrieben hatte.

„Nein,“ sagte er sanft und still, „ich bin Ihnen nicht böse. Aber ich bin nicht ganz frei davon, böse auf mich selbst zu sein.“

Sie folgte ihm mit fragenden, staunenden Augen, als er ging, blieb einen Augenblick stehen und starrte auf die geschlossene Tür, nahm einen Pinsel, betrachtete das Bild eine Weile, sah wieder nach der Tür, stemmte sinnend den Pinselschaft gegen den Mund, der langsam von einem kleinen zweifelnden, aber keineswegs mißvergnügten Lächeln gekräuselt wurde.

★

## 65. KAPITEL

### Der Tempel

Dahl dachte viel über Sophus Petersens tragikomisches Schicksal nach. In ihm rumorte eine Anklage, der er keine

bestimmte Adresse geben konnte. Er fand: wenn jemand so redlich und in so gutem Glauben sein Leben „den höheren Mächten“ hingibt, dann müßte er von diesen so beschützt und aufgeklärt werden, daß er nicht von der allertivialsten Macht so plump genasführt werden konnte. Geradeso unbeschützt war er selbst gewesen, als er seinerzeit, den Vorschriften des Cappellanos folgend, seine Seele Gott zu geben wünschte. Er war damals dem Teufel nähergekommen.

Jetzt hatte er ja einen Lehrer, den er um Rat fragen konnte, und er begab sich mit dem festen Vorsatz zur Ruhe, bei ihm Aufklärung zu suchen.

Nachdem er die gewöhnlichen, sorgfältigen Verhaltensmaßregeln getroffen und das Gehirn autosuggeriert hatte, keine automatische Traumtätigkeit zu unternehmen, schwebte er, wie er dies zu tun pflegte, am Abend aus seinem Körper heraus und befand sich in der Geisterwelt, wo er sich jetzt ebenso heimisch fühlte wie in der physischen.

Als er seine Arbeit ausgeführt und seinen Unterricht empfangen hatte, rückte er mit seiner Frage heraus, weswegen die hochstrebende Seele allen möglichen bösen Einflüssen so unbeschützt preisgegeben sei.

Sein Lehrer antwortete: „Wir leisten die Hilfe, die jeder für sich in Empfang nehmen kann. Aber bedenken Sie, es handelt sich um Selbstentwicklung und eigenes Wachstum. Wir wünschen keine Schüler, die am Gängelband und im Laufkorb an allen Gefahren vorbeigeführt werden. Wir brauchen Individuen mit wachem Bewußtseinsleben, die selbst sehen und unterscheiden, sich selbst beschützen können, — und die später andre, Anfänger, schützen können. Die Gesetze in den geistigen Welten sind dieselben wie in der physischen. Der Stumpfe bleibt stehen, der Schwache fällt. Klarer Blick und Kraft sind notwendig. Ich sehe in deinem Innern, wovor du dich ängstigst: vor dem Trieb, der das Leben selbst erhält und den alle Religionen in einem gewissen Stadium bekämpft

haben. Sie haben es nicht aus moralischen Gründen getan. Der Trieb an sich ist kein Übel und trägt selbst die Möglichkeit zu moralischer Entwicklung in sich. Im Familienleben erhält er ethischen Wert und wird mit diesem veredelt oder verringert. Aber die religiöse Entwicklung bekämpft ihn in ihren höheren Stadien, weil der Trieb das Individuum an seinen Gegenstand bindet, und der Heilige soll frei von allen Banden sein, die Gottes ausgenommen. Daher kommt das Mönchswesen aller Religionen. Wie die Christen gegen den Trieb kämpften, weißt du. Sie haßten ihr Fleisch und marterten es. Aber der Trieb läßt sich nicht zu Tode peitschen. Nun will ich dir eine Sekte zeigen, die einen anderen Weg einschlug. Sie bekämpfte nicht den Trieb, sondern wandte ihn an. Die Sekte existiert nicht mehr — nicht in der physischen Welt, aber ich kann dir trotzdem ihr Leben auf Erden zeigen. Komm mit mir und du wirst sehen.“

Sie entfernten sich; wie weit, konnte Dahl nicht sagen, denn die Zurücklegung einer Entfernung in jenen Sphären schien viel mehr eine Veränderung des inneren Zustandes als eine wirkliche Bewegung im Raum zu sein. Doch hatte er plötzlich ein Gefühl, als wenn sie abwärts schwebten; es war ihm, als stünden sie auf der Erde selbst. Sein Lehrer aber sagte: „Dies ist nicht die Erde, sondern ihr Bild; alles, was auf der Erde existiert, hat sein Spiegelbild in einer feineren Sphäre, die sie so dicht umgibt, wie ein Gewand den Körper umschließt und die Form danach annimmt. Was du hier siehst, ist die Ruine eines Tempels. Er war einmal der Sitz eines Kultus. Während ich dir seine Art erkläre, wirst du das Leben in diesem Tempel gleichsam in lebenden Bildern sehen. Betrachte jetzt nur den Tempel, während ich spreche.“

Dahl blickte nach der Ruine hinüber, aber statt ihrer sah er jetzt den Tempel selbst dort stehen.

Sein Lehrer sagte: „Diesem Kultus lag der Glaube an einen mächtigen Weltenschöpfer zugrunde. Er wurde als Hermaphrodit verehrt. Glaube aber nicht, daß seine An-

beter ihn anthropomorphistisch betrachteten. Der Hermaphrodit war nur ein Symbol, ein Ausdruck dafür, daß Gott Befruchter, Gebärer wie Erhalter alles Lebens ist. Der Weihe dieser Mönche — so kann ich sie gern nennen — ging ein Noviziat voraus, eine Probeklasse, in der sie alle Dinge als Teile vom Leben und Leibe des Schöpfers betrachten lernten. Denn sein ganzes Wesen ist in allen Sphären dieser Welt, die er nach seinem Bilde schuf, reflektiert. Überall sieht man sein Wesen stückweise und geteilt. Am vollkommensten, lehrte diese Sekte, sieht man sein Bild in dem Trieb, der in sich schaffende Kraft besitzt. Sie verfolgten ihn von der Fortpflanzung des unbewußten Lebens und des Pflanzenlebens über die Fortpflanzung des Tierreiches hinaus bis hinauf zu der des Menschen. Der Zweck des Lebens ist Entwicklung von Bewußtsein, von Ichgefühl. Aber für das religiöse Bewußtsein kommt der Augenblick, wo es über sich selbst hinausschweift, fort von dem Ich, zurück zu seinem Schöpfer. Es entsteht der Kampf mit dem Trieb, der unlöslich mit dem Leben selbst verbunden ist. Diese Mönche kämpften nicht gegen ihn, sondern wandten ihn an. Sie erkannten seinen Ursprung vom Schöpfer selbst und suchten mit seiner Hilfe zu ihm zurückzufinden. So!“

Dahl sah einen Raum im Tempel, wo viele junge Männer und Frauen dem Unterricht eines Älteren lauschten.

Sein Lehrer sagte: „Dies sind junge Menschen, die von der Priesterschaft der Sekte auserwählt sind, die innere heilige Schule der Sekte durchzumachen. Es wurden nur junge Männer und unberührte Mädchen gewählt, in denen das Tribsleben nicht zu selbständiger Existenz erniedrigt war. Es liegt noch im Herzen in einem zärtlichen Gefühl eingekapselt. Schau' ihre Gesichter, wie sie von der ersten keimenden Verliebtheit leuchten, die noch nichts andres von ihrem Gegenstand begehrt als seine Nähe. Sie lernen hier, nie mehr zu verlangen, in Anbetung den zu betrachten, der das göttliche Gefühl in ihnen wachruft. Sie erfahren, daß ein Mensch einen anderen niemals besitzen

kann, daß er nur sein eigenes inneres Leben durch seine Nähe stärken kann. Sie glauben, daß das Gefühl, das in ihnen entsteht, ihre Himmelsleiter ist, die sie aufrichten, nicht platt auf die Erde legen sollen. Schon jetzt werden sie darin geübt, das Zusammensein abzubrechen, wenn ihr Gefühl den Höhepunkt erreicht hat, ihr ganzes Wesen darum zu sammeln und die ganze Kraft ihrer Seele in Sehnsucht auf die Gottheit zu richten, die ihre Gedanken nicht fassen, deren Wesen sie aber in sich leben fühlen. Die Augen klar sehender älterer Leute ruhen auf ihnen, und ist unter ihnen einer, dessen Gefühl vom Begehren an den Gegenstand festgeklebt wird, der es wachgerufen hat, so wird er aus der Schule gewiesen und geht in das normale Leben hinaus. Doch wird er auch dort über seiner Liebe wachen, daß sie niemals das Gepräge göttlichen Ursprungs verliert. In dieser Klasse wird viel Wert auf Körperpflege gelegt. Sie lernen, den Körper nicht zu verachten, sondern ihn als Ausdruck ihrer eigenen Seele und als eine Seite des großen göttlichen Wesens zu ehren. Wenn sie allein sind, sind sie immer nackt. In der nächsten Klasse verkehren sie nackt miteinander. Das eine Geschlecht sieht in dem anderen einen Ausdruck der Seite des göttlichen Wesens, die ihnen versagt ist und die sie veranlaßt, sich nach ihm zu sehnen. Den jungen Männern ist der Körper der Frau so heilig wie die Altardecke dem Christen. Sie wissen, daß sie nur das Gefühl besitzen können, das er wachruft. Wenn dies Gefühl stark geworden ist, gehen sie dankbar an ihre Andacht. Indem sie jede Vorstellung von derjenigen, die ihr Gefühl wachgerufen hat, hinter sich lassen, werden sie ganz von diesem Gefühl verschlungen, das neues und starkes geistiges Leben in ihnen schafft. Siehe den jungen Mann neben der Säule.“

Dahl sah einen Jüngling mit dem Rücken gegen eine Säule gelehnt sitzen. Die Augen waren geschlossen, aber der Mund lächelte, und das Gesicht leuchtete vor Entzücken.

„Auf seine Ekstase folgt keine Erschlaffung,“ sagte der



Lehrer. „Seine Seele hebt sich höher, als sie früher vermochte, und wenn sie zurückkehrt und wieder ein Gefühl für die Außenwelt hat, ist diese reicher und schöner geworden. Er sieht das Bild der Gottheit überall klarer. Du kannst es selbst ihren Gesichtern und Gestalten ansehen.“

Es verhielt sich wirklich so. Diese jungen Männer und Frauen schienen schon mehr zu sein als Menschen. Falls es Götter und Göttinnen für die Liebe gäbe, müßten sie so aussehen. Eine tiefe Lebensfülle strahlte aus ihren Gesichtern, eine unwiderstehliche Anmut verlieh jeder ihrer Bewegungen ihr Gepräge. Er sah zwei Hand in Hand zu einem Altar gehen und sich setzen. Sie schlossen die Augen, lächelten und hielten sich beständig an der Hand.

„Sie gehen, ein jedes für sich, ganz in ihrem eigenen Gefühl auf,“ sagte der Lehrer, „aber bei diesen ist noch etwas hinzugekommen. Da ist ein Mitwissen. Mitten in ihrer Verzückung wissen sie von der des andern, und daß sie die Ursache der seinen, wie er die der ihren ist. In diesem Wissen liegt eine enge Vereinigung, die den Übergang zu der nächsten Klasse, der höchsten, bildet. Dort werden sie in dieser gemeinsamen Andacht geübt, bis die seelische Vereinigung so eng und tief ist, daß keine äußere Lust sie erreichen und verringern kann. Wenn das erreicht ist, kommt das letzte, große Sakrament, wo sie ganz vereint werden, indem die körperliche Vereinigung nur dazu dient, die seelische zu verstärken. Es geht keine physische Schöpfung vor sich, ihre ganze Lebenskraft ist nach innen gerichtet, ihre körperliche Vereinigung bedeutet nur den vollen Ausdruck für das ganze Wesen Gottes. Sie selbst behaupteten, daß sie es nicht nur bedeuteten, sondern es wären. Denn sie behaupteten, daß sie so wie ein Bewußtsein in das Zentralfeuer des Daseins selbst hineinsanken, in die schaffende, göttliche Liebe. Sie erklärten, daß sie alsdann wüßten, daß dies Feuer selbst in allem irdischen Holz schwelt; das Feuer ist immer rein und heilig, das Schwelen kommt vom Holz; aber die Wärme des Feuers selbst kann dies so veredeln, daß die Flamme rein und klar wird.

Nach dieser Vereinigung sahen sie den Gott überall, konnten gar nicht anders. In jeder Gestalt, selbst in alten von der Zeit gezeichneten, sahen sie den ewig jungen Gott und die ewig junge Göttin . . . Und die Frage nach Trieb und Keuschheit existierte nicht; denn die waren in ihren Herzen so eng mit allem vereint, daß kein Platz war für das Verlangen, näherzukommen. Wo Seligkeit ist, da ist kein Raum für Genuß. Wo Selbsthingebung alles ist, existiert kein Besitz. — Sie existieren nicht mehr auf Erden. Von dem Tempel ist nur noch die Ruine übrig. Aber sie leben noch, und ihr Einfluß gelangt zuweilen bis zu der physischen Welt. Es kann geschehen, daß ein Künstler einen Gedanken empfängt, der größer ist als er selbst; der stammt von diesen Wesen, die den großen, schaffenden Gott anbeteten. Es kommt vor, daß ein Künstler ein Werk ausführt, das größer ist als er selbst, und das er nur vollbringen kann, wenn er selbst mit dem Werke wächst. Wenn das Werk fertig dasteht, ist er nicht mehr derselbe, sondern kann fragen: Habe ich das Werk geschaffen, oder hat das Werk mich geschaffen? Ein solches Werk ist von ihnen inspiriert, und ihr Geist hat über seinem eigenen Wachstum gewacht.“

„Aber warum existiert die Sekte nicht mehr?“ fragte Dahl.

„Sie wurde verdammt,“ sagte der Lehrer, „wie jeder Kultus und jede Kultur der Verdammung anheimfällt, wenn sie ihren Höhepunkt überschritten hat. Sie kommt um durch ihre eigene Kraft, die sich plötzlich als ihre Schwäche offenbart. Wie die Christen den Weg des Leidens und des Kreuzes gingen, wanderten diese Mönche den Weg des Lustgefühls empor zu den Göttern. Es geschah aber, daß bei einem von ihnen, der den höchsten Orden der Schule erreichte, das Lustgefühl bewußt und Selbstzweck wurde. Daraus folgte der Hang zum Genuß und zur Herrschsucht; und da neigt sich der Weg schon abwärts. Für den Betreffenden führte er zu einem Leben, das für diese Sekte dasselbe bedeutete wie für die Christen die Sünde gegen den heiligen Geist. Er vergiftete die Schule

und verwandelte ihre Anbetung in Sünde. Die göttliche Liebe endete als Satanismus. Jede Religion hat ihren gefallenen Engel, der seine eigene Größe entdeckt und Selbstzweck und der Teufel aller andern wird. Überall entsteht ein Lichtbringer, der der Fürst der Finsternis wird.“

„Es scheint mir auch,“ sagte Dahl, „daß der Weg, den diese wanderten, ebenso gefährlich sein muß, wie er schön gewesen ist.“

„Jeder Weg zu den Göttern ist gefährlich, wenn er den Menschen über das normale Leben hinausführt,“ sagte der Lehrer. „Es ist gefährlicher, nach Heldenglorie oder okkulten Fähigkeiten zu streben, als die Pole der Erde zu suchen. Bei diesem Versuch riskiert man doch höchstens den Tod.“

„Das, was ich sah,“ fragte Dahl, „waren das diese Menschen selbst, oder waren es nur Bilder meiner eigenen Phantasie?“

„Keins von beiden,“ erwiderte der Lehrer. „Es waren lebende Bilder, die wirklich außer dir existierten. Ich habe diese Wesen selbst gesehen und mit ihnen gesprochen und kann sie in Bildern wiedergeben, weil der Stoff in dieser Sphäre so plastisch ist, daß ich ihn nach meinem Willen formen kann. Wenn du die Prüfungen bestehst und wenn dein Charakter nicht versagt, wirst du es selber einmal können.“

„Aber wenn ich versage?“ fragte Dahl.

„Dann gehörst du zu den Opfern.“

★

## 66. KAPITEL

### Der Rausch

Einen Augenblick nach dieser Unterredung stand Dahl in seinem Zimmer vor seinem ruhenden Körper und sammelte sich in dem Bestreben, das Bewußtsein von seinem Erlebnis in das physische Gehirn zu überführen.

Dann folgte das gewöhnliche Gefühl von Schwere und Eingengung, und er saß aufrecht im Bett und erinnerte sich des Ganzen.

Aber in diesem Augenblick geschah etwas Seltsames. Im selben Moment, als er die astralen Erlebnisse seinem Gehirn eingeprägt hatte, antwortete dies mit einer Ideenassoziation: Er sah May Skaarups Lächeln, als sie im Walde unter der Buche ihm ihr Gesicht zuwandte. Dies Lächeln, das in seiner Erinnerung leuchtete wie ein wolkenloser Sommertag, war ganz dasselbe wie das, das er bei den jungen Priestern und Priesterinnen des Tempels gesehen hatte, der Strahlenglanz der hellen Verliebtheit, die noch nichts von der Begierde weiß. Und der Rest der Vision, die innersten Klassen des Tempels, war das Leben, das er mit May hätte leben können.

Er hätte das selber ausfindig machen können. Es lag alles in seinem eigenen Wesen. Er hätte sich sowohl die lebenden Bilder des astralen Stoffes, als auch die begleitende Erklärung des okkulten Lehrers erträumen können.

Einen Augenblick erwog er zweifelnd, ob alle seine Erlebnisse in der Geisterwelt möglicherweise einzig und allein aus seinem eigenen Wesen erklärt werden könnten, also keine objektive Gültigkeit zu haben brauchten.

Aber, mochte nun dieses oder jenes der Fall sein, das Erlebnis hatte seine innere Wahrheit. Er hatte den Weg der Treue zur Befreiung gefunden. Er würde immer imstande sein, May Skaarups Lächeln in allen Gesichtern zu finden, sowohl das unter der Buche, als auch das allerletzte, mit dem ihr Gesicht sich schloß, das ihm schon damals als eine Versicherung erschien, daß ihr Lächeln sein ewiger Begleiter sein werde. Wie die Priester des Tempels den Gott im Trieb erblickten, würde er ihr Lächeln in dem Antlitz jeder Frau wiederfinden und von einer jeden zu ihr zurückgeführt werden. Er wußte, wie die Priester des Tempels sich gebärdeten, hatte es gesehen, gefühlt und konnte es selbst ausführen.

---

Als er in das Atelier kam, empfing Fräulein Löveid ihn mit einem kleinen Lächeln, das sich schnell in einem gleichsam aus dem Hinterhalt forschenden und zugleich zurückweichenden Ausdruck verbarg.

Er kannte es. Er konnte es bis zu Martine zurückverfolgen, an dem Tage, als sie ihn warnte, zu werden wie der Vissingröder Müllerbursche. Er hatte es bei Tine gesehen, bei Katharina und bei Nanna Bang. Er kannte auch das leichte Gefühl von Behagen, das es in ihm wachrief und dem er nicht entgehen konnte.

Er machte sich auch nichts daraus, ihm zu entgehen. Er wandte es an. Er ließ es auf sich wirken. Man sah es seinem Gesicht an. Fräulein Löveid sah und fühlte es. Sie konnte nicht wissen, daß es sie nichts anging, daß die Erinnerung an eine andre Frau alle die Gefahr aufsog, die es für ihn enthalten konnte.

Er entdeckte zu seiner Freude, daß er jetzt gerade, unter dem Einfluß der Erinnerung an May, dieses Wohlgefallen mit Ruhe in sich aufnahm, während er das letztemal nicht imstande gewesen war, an May Skaarup zu denken, solange er das starke Wohlgefallen an Fräulein Löveids Nähe empfand. May Skaarup wurde aus einem Menschen zu einem Symbol. Er fing an, sie in Fräulein Löveid zu sehen. Bald konnte er sie in allen anderen sehen, und dann starb sie unwiderruflich für ihn. Es konnte nicht lange dauern, da fühlte er nicht mehr die Sehnsucht nach dem Himmel, in den die Engel sie emporgehoben hatten. Gerade als er glaubte, sich ihrer beständig zu erinnern, hatte er sie für immer vergessen.

Er saß Fräulein Löveid jeden Tag und glaubte, glücklich und weise zu werden. Er durchschaute ja das erotische Problem, er verstand den Begriff Tine. Der war merkwürdig verwandt mit dem religiösen Problem. In einer Kirche oder einem Tempel konnte er von einem Gefühl der Andacht ergriffen werden. Diese Andacht hatte Wert. Wenn er versuchte, sich der Kirche anzuschließen und sich an ihre Dogmen zu binden, entstanden Konflikte und die

Andacht erstarb. Das erotische Gefühl schuf beständig neues Leben; sobald man aber die Begierde sich mit derjenigen verbinden ließ, die das Gefühl wachrief, begann bereits sein Todeskampf.

Was er im Tempel gelernt hatte, danach lebte er jetzt. Er betrachtete Fräulein Löveid, wie die jungen Priester die Frauen des Tempels betrachteten. Wenn das Gefühl stark wurde, sah er von seinem Gegenstand ab, entleerte das Bewußtsein von allem andern, und das Gefühl stieg dann sozusagen kerzengerade in die Höhe wie der Rauch von Abels Opfer und erzeugte einen glücklichen Rausch, der bei weitem die Wirkung von Opium oder Morphinum übertraf, und dem nicht, soweit er entdecken konnte, eine Schläffheit folgte, sondern im Gegenteil eine erhöhte Vitalität.

Mit jedem Tage, der verging, brannte das Feuer stärker und die Flamme wurde reiner. Jede Frau, der er begegnete, warf neues Holz ins Feuer. Er erlebte eine bisher ungekannte Form von Keuschheit, die in einem Übermaß von Liebe bestand, die ihren Gegenstand überall sah und daher nicht in Begierde an einen einzelnen Punkt gebunden werden konnte. —

Fräulein Löveids Hand wanderte immer zögernder von der Palette zur Leinwand. Oft trat in ihr Gesicht ein verbissener, suchender Ausdruck, der sich indessen schnell in ein weiches Lächeln matter Ergebung auflöste.

Eines Tages sagte sie plötzlich: „Ich glaube, ich will lieber noch ein wenig mit dem Mönch warten und Sie erst selbst malen. Ich bekomme den richtigen Ausdruck jetzt so selten zu fassen und wage auch nicht, Sie dahin zu beeinflussen, daß Sie den Ausdruck verändern, den Sie haben. Ich muß sehen, was daraus wird, wenn ich Sie so male, wie Sie dort sitzen.“

Sie nahm eine neue Leinwand und begann. Die Hand war willig. Sie führte aus, was die Augen sahen.

So saßen sie sich Tag für Tag gegenüber in einer beständig wachsenden Verliebtheit, die sich bei ihm in Religion verwandelte, bei ihr in Kunst umsetzte.



Sie saßen da wie das junge Paar, das er im Tempel am Altar gesehen hatte, und er fühlte, daß die Worte des okkulten Lehrers Wahrheit waren: Eine seelische Schöpfung fand statt. Fräulein Löveid sprach es aus: „Dies Bild malt sich selber.“

Und er fühlte, daß seine Phantasie blühte, daß alle seine Fähigkeiten wuchsen.

Aber er hatte keine Verwendung dafür. Der Rausch lockte ihn, und er suchte Nahrung dafür in jeder Frau, der er begegnete. Seine Religion verschwand in seiner Liebe. Er bedurfte keines Himmels; denn er ging in einer beständigen Ekstase.

Aber eines Tages wurde das Bild fertig.

„Ich könnte mein ganzes Leben daran malen,“ sagte sie, „aber so, wie es ist, soll es bleiben.“

Einer von den größten Künstlern ihres Landes hielt sich in Kopenhagen auf. Sie bewog ihn, das Bild anzusehen.

Er sah das Bild an, und er sah sie an.

„Das ist das beste, was Sie jemals schaffen werden,“ sagte er.

Sie lachte nervös glücklich, aber man konnte dem Lachen anhören, daß sie der Meinung war, das Bild sei nur ein Anfang.

Der Maler wurde zornig.

„Man malt nur ein wirkliches Meisterwerk,“ sagte er.

Sie erbleichte, als sie ihn Meisterwerk sagen hörte, starrte ihn an und wagte nicht, das Wort zu wiederholen.

„Dies ist das Meisterwerk, das Sie ausführen werden,“ sagte er und betrachtete das Bild. Nach einer Weile wandte er sich um und sah sie lange an. Sie wußte nicht, warum sie sich so unruhig unter seinem Blick fühlte.

„Kein Mann verdient dies,“ sagte er.

Sie sah ihn verständnislos an.

„Wissen Sie denn selber nicht, was Sie da gemalt haben?“ sagte er. „Hier fehlt nur ein Altar. Der Frauengestalt bedarf es nicht, denn die ist überall im Bilde — sintemal sie es gemalt hat.“

Sie errötete plötzlich und senkte den Kopf, sagte aber ruhig: „Vielleicht verhält es sich so, aber ich habe es nicht gewußt, nicht, solange ich malte.“

„Nun wissen Sie es,“ sagte er. „Wie stolz Sie darüber aussehen, daß Sie es wissen! Dies ist der glücklichste Augenblick, den Sie jemals erleben werden.“

Sie lächelte, und das Lächeln verriet ihren Glauben, daß dies nur der erste von vielen glücklichen Augenblicken sei. Er wurde störrisch und beharrte: „Es ist der glücklichste Augenblick in Ihrem Leben. Kein Mann ist imstande, dies zu verdienen.“

Er wandte sich wieder dem Bilde zu.

„Das muß der Direktor des Kunstmuseums sehen,“ sagte er. „Er kriegt es aber nicht. Wir nehmen es mit nach Norwegen für die National-Galerie.“

„Glauben Sie wirklich, daß die Galerie es kaufen wird?“ fragte sie.

„Ich weiß es,“ sagte er, „und ich weiß, daß Sie einst niederknien, die Hände falten und beten werden: Oh, könnte ich wieder so malen! — Was ist denn das da?“

„Das ist ein Bild, das ich zuerst nach demselben Modell malen wollte.“

Er sah von dem einen Bild zum anderen hinüber, und dann sah er sie an. „Ach so,“ sagte er. „Nun ja, Sie sind nicht die erste Frau, für die sich der himmlische Bräutigam in einen göttlichen Liebhaber verwandelt hat... Morgen um diese Zeit komme ich mit dem Direktor des Kunstmuseums zu Ihnen. Dann können Sie erfahren, was Sie geschaffen haben, wenn Sie mir nicht glauben wollen.“

Damit ging er. Sie sah das Bild an, nickte dem unvollendeten zu, das auch noch gemalt werden sollte, und eilte zu Dahl hinüber.

„Ein großer Künstler hat das Bild besehen,“ sagte sie strahlend, „und er sagte, — — er sagte, — — es sei ein Meisterwerk.“ Die Stimme versagte, sie zitierte das große Wort in Demut und Dankbarkeit.

Sie reichte ihm die Hand. „Haben Sie Dank!“ sagte sie.

„Wofür?“ fragte er.

Sie wurde unsicher, wurde heiß und kalt. Die schlichte Selbstverständlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen gelegen hatte, verschwand, etwas Gekünsteltes drang in sie ein, sie wurde unbegreiflich verlegen. Sie hatte sich in ihrem Dank so vorbehaltlos hingegeben, wie sie ihre Kräfte während der Arbeit entfaltet hatte. Sie fühlte, daß sie sich ihm angeboten hatte, sich selbst, als sie ihm dankte, und sie hatte erwartet, daß er es verstehen würde. Sie war enttäuscht. Alles wurde so seltsam nüchtern, und ihre Stimme war unsicher, als sie sagte: „Weil Sie so nett gegessen haben, natürlich. Und weil ich ein Meisterwerk gemalt habe.“

Jetzt konnte sie das Wort flott und laut sagen, obwohl sie fand, daß die Tat dadurch geringer wurde.

Er betrachtete sie, und sie sah seine Freude darüber. Sie war so vollkommen schön. Er sah alle ihre Schönheit, das Ganze wie die einzelnen Teile, aber er sah nur die Schönheit, sie selbst existierte nicht. Sie hatte nicht mehr selbständigen Wert als eine Pflanze, aus der man einen köstlich berauschenden Likör gewinnen kann. Sie hatte ihm gedankt, aber er hätte ja danken müssen. Und er tat es: „Wenn ich Ihnen einen geringen Dienst geleistet habe, indem ich still saß und Sie ansah, so haben Sie mir einen größeren geleistet, einen, der entscheidend für mein ganzes Leben wird. Ja, ich kann wohl sagen, daß mein Leben erst jetzt beginnt.“

Sie sah ihn an. Es war schade, daß er es für notwendig hielt, Worte zu gebrauchen, die das Große nur kleiner machten. Aber wenn er doch einmal angefangen hatte, konnte er auch wirklich fortfahren, und da mußte sie denn eine weibliche Lüge anwenden und auf alltägliche Weise fragen: „Was wollen Sie damit sagen?“

Sie wurde selber verlegen über ihre Frage.

Er empfand das Bedürfnis, aufrichtig zu sein, und er erzählte ihr, daß er ihre ganze weibliche Schönheit betrachtete, sich einen Rausch daran getrunken, sie ohne das

geringste Verlangen nach ihr selber angeboten, die Seele aus ihrer Schönheit herausgesogen habe und fortan imstande sein werde, dasselbe in jeder Frau zu sehen, mochte sie jung oder alt, schön oder häßlich, tugendhaft oder untugendhaft sein. Er war so in Anspruch genommen von sich selber und seinem interessanten Thema, daß er weder ihre Blässe noch den Klang ihrer Stimme beachtete, als sie sagte: „Ja — dann haben wir uns ja beide geholfen.“

Erst als sie zur Tür hinaus war, fiel es ihm ein, daß sie so plötzlich gegangen war. Der Gedanke streifte ihn, daß sie ihn vielleicht liebgewonnen hatte, aber dann verwarf er ihn als Einbildung. Außerdem verflüchtigte sich ja dergleichen so schnell. Eine kleine Verliebtheit in ein Modell. —

---

Fräulein Löveid stand vor dem Bilde. Seine Augen sahen sie gerade an. Jetzt wußte sie, was sie sahen. Der Mund lächelte, aber es war ja das Lächeln des Raubtieres, während es seine lebende Beute verzehrte. Wohl liebt der Tiger das Lamm, aber nicht gerade um des Lammes willen.

Sie betrachtete das Bild, studierte es Zug für Zug, als wolle sie einen fremden Charakter erforschen. Ihre Hände zitterten. Jetzt erst sah sie, was sie gemalt hatte. In seinem Gesicht lag ein subtiler Egoismus hinter einem verführerischen Charme verborgen; so fein, so geistig war dieser Egoismus, daß er wahrscheinlich ihm selber verborgen war. Aber sie sah ihn jetzt. Sie hatte geglaubt, einen Gott zu malen, das Bild aber zeigte einen Teufel, ein Wesen, das Unheil anrichtete, aber sein gutes Gewissen bewahrte, weil es ja nur das Gute wollte.

Aber sie sah noch mehr als das. Sie sah, was der Maler gesehen hatte. Ihre eigene Liebe war vorbehaltlos in dieses Bild hineingegeben. Jeder, der Augen hatte, konnte es sehen. Ein brennendes Schamgefühl durchglühte ihren ganzen Körper. Instinktiv fühlte sie, wozu er sie gebraucht hatte, und seine eigenen Worte besagten ja, daß jede beliebige Frau, „tugendhaft oder untugendhaft“, ihm das-

selbe hätte leisten können. Aber hier auf diesem Bilde umgab ihre rücksichtslos selbstvergessende Liebe seine Gestalt für immer und umwogte sein Gesicht wie eine Glorie, ein Gegenstand seines genießenden Lächelns und für andre zur Schau gestellt.

Sie nahm das Bild aus dem Blendrahmen und rollte es zusammen, goß eine Flasche Petroleum darauf und steckte es in den leeren Ofen.

Sie sah die graue Rolle eine Weile an, hielt dann ein Streichholz darunter. Es pochte. Als niemand antwortete, öffnete der Maler selbst die Tür und sah sie vor dem bullernden Ofen stehen. Auf ihrem Gesicht lag das unergründliche Lächeln, das man zuweilen bei einer Leiche sieht.

„Ich habe mit dem Direktor telephonierte, er wollte lieber noch heute kommen, in einer halben Stunde wird er hier sein,“ sagte er. „Wo ist das Bild?“ Er sah auf die leere Staffelei.

„Wo haben Sie das Bild?“ wiederholte er.

Sie zeigte auf den Ofen. Erst jetzt sah er ihr Gesicht wirklich. Er zerrte an der brennenden Leinwand, das meiste war bereits zerstört.

Er packte sie bei den Schultern und rüttelte sie.

„Haben Sie —? Wie konnten Sie das?!“

Er schleuderte sie von sich, sie fiel in die Ecke neben der Tür und blieb dort liegen. Er strich sich über die Stirn, warf einen Blick auf den offen stehenden Ofen, wo der letzte Rest der Leinwandrolle in Asche versank, ging dann langsam auf sie zu und hob sie empor.

„Arme Kleine,“ sagte er, „ich denke, wir reisen jetzt gleich nach Hause. Ich will für die Fahrkarten sorgen und komme dann wieder und helfe Ihnen beim Packen.“

★

## „Das Rad, das fehlt“

Fräulein Löveid war schon seit einer Woche nach Norwegen gereist. Dahl merkte kaum, daß die Zeit verging. Sein Tag schwand in ekstatischem Genießen, dem er ganz verfiel.

Er versäumte sein psychisches Training, und seine Erinnerung an die Erlebnisse außerhalb des Körpers wurde bruchstückartig und glich mehr Träumen als der Wirklichkeit. Eines Tages fiel ihm auf, daß er seinen okkulten Lehrer gar nicht mehr sah. Sonderbar, daß die Begegnung mit ihm immer zu dem Vergessenen gehörte. Andrer Dinge aus dem nächtlichen Treiben in der Geisterwelt entsann er sich doch. In einem Punkt schien sogar ein Fortschritt bemerkbar. Er fing an, clairvoyant zu werden. Im ersten Augenblick nach seiner Rückkehr in den Körper sah er noch Gestalten und Szenerien aus der Geisterwelt. Diese Bilder verschwanden langsam, allmählich, wenn das Bewußtsein anfang, durch die physischen Sinne zu fungieren. Das Zimmer und die Möbel schlossen sozusagen die Geisterwelt aus. Er beschloß, den Lehrer wegen der weiteren Entwicklung der clairvoyanten Fähigkeit um Rat zu fragen. Aber da galt es ja, sich zu erinnern, was der Lehrer sagte. Er verrichtete sorgfältig die vorgeschriebenen Übungen, als er sich zur Ruhe begab, und verließ seinen Körper, vollkommen sicher, sein Gehirn am nächsten Morgen leer und empfänglich zu finden.

Als er aber die Augen aufschlug, lachte er aus vollem Halse über groteske Kunststücke und wahnwitzige Einfälle, wie sie kein genialer Zirkusclown hätte besser machen können. Er sah sie und glaubte, sie fänden wirklich statt. Aber einen Augenblick später wußte er, daß er geträumt hatte.

Geträumt? Er sollte ja nicht träumen, sondern sich erinnern. Er sah sich um. Er sah die Welt, aus der er zurückgekehrt war, und er sah am Kopfende einen kleinen grauen



Kobold sitzen, der sein Gehirn mit verschmitztem Lächeln betrachtete und sich diebisch darüber freute, daß er, während es herrenlos dalag und wartete, die verrücktesten Vorstellungen hineinpraktiziert hatte.

Die Vision verschwand langsam. Dahl sah jetzt nur das Zimmer, in dem er lag, aber er begriff das Ganze. Er entsann sich nicht des geringsten von den Erlebnissen der Nacht, wußte nicht mehr davon als irgend jemand, der die Nacht verschlafen hatte. Das war natürlich so zugegangen, daß, während er erwartet hatte, in ein leeres Haus zurückzukehren, in dem er alles unterbringen konnte, was er mitgebracht hatte, das kleine graue Männchen es neckisch mit seinem Hokuspokus angefüllt hatte. Als Dahl mit seinem Gehirn eins ward, wurden diese lächerlichen Vorstellungen die seinen, und nun war jeder Erinnerung ein Riegel vorgeschoben.

Am nächsten Abend versuchte er von neuem seinem Gehirn Unempfänglichkeit für jeden Eindruck zu suggerieren, ausgenommen für die, die er selbst aus der Geisterwelt mitbrachte.

Als er erwachte, wußte er, daß er daheim in seinem Zimmer war, er fühlte das Bett unter sich, er fühlte seinen eigenen Körper, aber er sah immer noch nur die astrale Welt um sich.

Er sah sie deutlich, wußte, daß er sich eben noch frei in ihr bewegt hatte, aber alles, was er dort erlebt hatte, war verschwunden, vergessen über dem einen furchtbaren Wissen, das ihn mit Entsetzen erfüllte, und das wahrscheinlich von seinem Lehrer stammte: May Skaarup war nicht diejenige, für die er sie gehalten hatte. Sie war eine schändliche Heuchlerin, die ihre Eltern, Miß Dale und ihn selber mit ihrem Engelsangesicht hinters Licht geführt hatte. In Wirklichkeit war sie eine raffinierte Bourgeoise gewesen, die sich in den Bädern ringsum wie eine Dirne aufgeführt hatte.

Es war entsetzlich, aber er konnte nicht daran zweifeln. Er hatte ja sein Wissen aus einer höheren Sphäre. Er sah

sich um, diese Sphäre umgab ihn noch und stand seinem clairvoyanten Blick offen.

Eine heftige Erbitterung ergriff ihn. Diese vernichtende Aufklärung über May Skaarup war nicht die Wahrheit und kam nicht von seinem Lehrer. Sie war eine boshafte Lüge, und ihr Urheber war der, den er nun vor sich sah: die schwarze Gestalt, die die „Schiefe“ in ihrem Delirium gesehen, und die ihn in jener wahnsinnigen Nacht verfolgt hatte, als die Zahlen auf die Zeitung geschrieben wurden.

Er versuchte, sie kraft seines Willens wegzuzwingen, aber die Gestalt lächelte boshaft und kam spottend trotzig näher.

Wie ein Ertrinkender nach einer Planke greift, die tragen kann, griff Dahl nach der Vorstellung von dem Zimmer, in dem er lag; er wünschte, es zu sehen, er konstruierte es in seiner Phantasie: das Fenster ist dort, und da ist die Tür und der Schrank, — und — plötzlich stand das Zimmer da, als wäre es aus der leeren Luft herausgesprungen. Die schwarze Gestalt war weg, die häßliche Vorstellung von May Skaarup war ein böser, ein sinnloser Traum. Aber ein Gefühl von Unsicherheit beschlich ihn. Ihm war zumute wie jemand, der sich auf Eis bewegt, das auf die Dauer nicht tragen kann. Warum war sein Lehrer verschwunden? Warum wurde er plötzlich diesen bösen Einflüssen preisgegeben? Hatte er denn versagt? War er eins von den Opfern? Aber wo hatte er versagt? Er war sich nicht bewußt, irgend etwas Schlechtes getan zu haben. Sein Streben war gut.

Den ganzen Vormittag wanderte er unruhig in den Straßen umher. Er kam bis auf den Bauplatz hinaus, wo Kjellströms Schuppen lag.

Wie mochte es wohl dem kleinen spintisierenden Schweden ergehen? Hatte die Maschine ihn zerschmettert, waren seine Gedanken „zusammengefallen“ und verfinstert?

Mit einem unheimlichen Gefühl, daß eine böse Macht an Kjellströms und Sophus Petersens und auch an seinem

eigenen Untergang arbeitete, wanderte er über den Bauplatz nach dem Schuppen hinüber.

Groß und tot stand die Maschine da. Auf dem dreibeinigen Schusterschemel saß Kjellström und betrachtete sie mit einem stillen Lächeln. Der Blick ruhte auf dem großen Ungeheuer mit dem Ausdruck eines Schachspielers, der den Gegner gerade in dem Augenblick mattgesetzt hat, wo dieser das Spiel gewonnen zu haben glaubte.

„Wie geht es mit der Maschine?“ fragte Dahl.

Kjellström sah ihn an, die Augen leuchteten mit einer seltsamen Mischung von Scharfblick und Schelmerei.

„Es geht gut,“ sagte er.

„Was sagen Sie?“ rief Dahl. „Geht sie?“

Kjellström lächelte ruhig: „Nein, sie geht nicht. Sie kann nicht gehen. Und sie soll auch nicht gehen können. Das ist das Geheimnis, das ich ergründet habe.“

Er lachte ein kleines, glucksendes Lachen, weil er sehen konnte, daß Dahl ihn für verrückt hielt.

„Ich habe Ihnen einmal gesagt,“ fuhr er fort, „daß derjenige, der eine Ewigkeitsmaschine schaffen will, vorher den wunderbaren Mechanismus des Weltalls schauen muß. Und ich sagte, ich hätte ihn geschaut. Aber nie ganz. Auch dort fehlte ein Rad, das ich nicht sehen, wohl aber wahrnehmen konnte. Jetzt habe ich es gesehen. Ich bin das Rad, das fehlt. Ich bin nicht der Schmied, nur das Rad — ein außerordentlich kleines Rad. Aber ich weiß, wo es sitzen soll. Denn das Rad, das Kjellström heißt, ist Schuster. Ganz einfach ein Schuster. Aber es ist etwas Vollkommenes, wenn es da sitzt, wo es sitzen soll. Es soll auf dem Schusterschemel sitzen und zwischen Weib und Kindern. Warum, weiß ich nicht, nur, daß sein Platz da ist. Ich gehe jetzt von meiner Maschine weg und an meine Arbeit. Ich verrichte sie, solange sie noch mein ist. Und ob ich halte, oder ob ich zerbreche, das geht mich einen Dreck an.“

Er stand auf und sah Dahl ruhig ins Gesicht. „Herr Barnes pflegte zu sagen — was ja auch die Wahrheit

ist —, Sie und ich und Bjarnö, wir suchten nach dem Stein der Weisen. Ich erlaube mir zu sagen, wo der zu finden ist. Der Stein der Weisen ist ein Meilenstein auf der Landstraße. Und wollen Sie wissen, welcher unter allen es ist, — der nächste. Gehen Sie nur weiter: es ist ewig unveränderlich der nächste. Und wollen Sie wissen, was Nirwana ist, so ist es dies: zu lachen und zu tun, was gerade von einem verlangt wird, und ob man hält, oder ob man zerbricht, das geht einen einen Dreck an. Kommen Sie, begeben wir uns beide an den Platz, auf den uns der große Schmied gesetzt hat.“

★

## 68. KAPITEL

### Verrückt?

Dahl sah sich gezwungen, die von der Schule vorgeschriebenen Abendübungen aufzugeben. Er wagte nicht, damit fortzufahren, das saugende Gefühl, das dem Augenblick voranzugehen pflegte, wo er sich aus seinem schlafenden Körper und über ihn erhob, begann ihn zu beängstigen, und als die Angst ihn erst ergriffen hatte, stieg sie fast bis zur Todesangst. Er wünschte, unbewußt einzuschlafen wie normale Menschen; unglücklicherweise aber erschien seine clairvoyante Fähigkeit immer in dem Augenblick, wo er sich der Grenze zwischen Schlaf und Wachen näherte. Da sah er die Geisterwelt um sich, in die er im Begriff war hineinzugleiten, und er wagte es nicht. Die Folge war ein unruhiger Schlaf, der von wachen Augenblicken unterbrochen wurde, in denen er Gestalten und Szenerien aus der anderen Welt sah. Erst wenn er in Gedanken das Zimmer aufgebaut hatte, gelang es ihm, es undeutlich oder klar zu sehen — je nachdem es Nacht oder Morgen war.

In der Hoffnung, den gesunden Schlaf zu erlangen, indem alle Glieder schwer werden, in den Schlaf ver-

sinken und das Gehirn mit unter die Schwelle des Bewußtseins hinabziehen, wanderte er den ganzen Tag auf den Straßen umher, auf der Jagd nach Müdigkeit.

Eines Vormittags war er den Strandweg weit hinausgegangen, und auf dem Rückweg überwältigte ihn endlich die Müdigkeit. Sie kam plötzlich mit ihrem ganzen Gewicht. Er wagte nicht, mit der Straßenbahn zu fahren, denn er war überzeugt, daß er, sobald er sich setzte, in tiefen Schlaf fallen würde, und er mußte sich unbedingt setzen, sobald er stille stand. Er mußte nach Hause gehen.

Er schleppte sich durch mehrere Straßen und entdeckte plötzlich, daß er auf dem Amagertorv stand, und dort sprach ihn ein älterer Herr mit schelmischem Gesicht an und fragte nach dem Weg zum Westfriedhof.

„Geradeaus,“ sagte Dahl. „Aber es ist sehr weit, Sie sollten lieber mit dem Omnibus fahren, der dort kommt.“ Er drehte sich um und zeigte die Straße hinunter. Er bemerkte, daß die Leute rings um ihn und den alten Herrn stehenblieben, und daß immer mehr dazukamen. Die Fähigkeit der Kopenhagener, einen Auflauf über nichts zu machen, verleugnete sich auch hier nicht. Es reizte ihn, daß sie alle dasselbe Lächeln hatten wie der alte Herr; offenbar machten sie sich entweder über den Alten oder über ihn lustig. Das war unangenehm, und er beeilte sich, dem Herrn Bescheid zu sagen, um aus dem Gedränge herauszukommen.

„Fahren Sie mit dem Omnibus bis zum Rathausplatz,“ sagte er. „Von dort geht die Straßenbahn ganz bis hin.“

„Die Straßenbahn,“ sagte der alte Herr und lachte. „Nein, dazu habe ich wirklich keine Zeit; ich habe große Eile.“

„Nun, da nehmen Sie ein Auto,“ sagte Dahl ärgerlich. Er hörte die Leute laut lachen und hatte ein Gefühl, daß ihn der Herr zum Narren hatte und die Leute dazu brachte, über ihn zu lachen. Er merkte, daß er selbst der Mittelpunkt des Auflaufs war.

„Auto,“ sagte der alte Herr, „zu langsam, mein Lieber!“

„Ja, dann müssen Sie wohl hinausfliegen,“ sagte Dahl, in der Hoffnung, das Lachen auf den gemütlichen Herrn zu lenken. Er sah sich im Kreise um und lächelte.

Das Lachen wurde freilich lauter, aber niemand schien sich für den alten Herrn zu interessieren; alle die lachenden Gesichter waren gegen ihn selber gewendet. Jetzt wollte er fort. Es entstand gerade eine Öffnung im Kreise, die Leute wurden zur Seite gepufft, aber die Öffnung wurde von einem Schutzmann ausgefüllt, der Dahl ruhig beim Kragen packte.

„Kommen Sie bitte ganz still und ruhig mit,“ sagte er.

„Ich soll mitkommen?! Warum?“ Er hatte ein Gefühl, als hätten alle Menschen den Verstand verloren.

„Weil Sie hier keinen Auflauf machen dürfen. Gehen Sie auseinander,“ sagte er zu der Menge, die nicht gehorchte.

„Einen Auflauf?“ protestierte Dahl. „Ich habe doch den Auflauf nicht veranlaßt.“

„Haben Sie hier etwa nicht laut mit sich selbst geredet und gezeigt und erklärt und dummes Zeug geschwätzt?“

„Aber, du großer Gott, wenn mich der Mann doch nach dem Wege fragte.“

„Der Mann? Was für ein Mann?“

„Der Herr dort.“ Er wandte sich nach dem alten schelmischen Herrn um, aber da war keiner. „Er ist weggegangen,“ sagte er.

„Natürlich ist er weggegangen,“ brummte der Schutzmann, „und nun gehen wir beide auch.“

Er faßte Dahl beim Arm und zog ihn fort. Dahls Gedanken arbeiteten mit einem Eifer und mit einer Angst und Verwirrung, als stünde er vor einer Examenaufgabe, die er nicht lösen konnte und die er in fünf Minuten abliefern mußte.

„Wo soll ich hin?“ fragte er.

„Auf die Wache,“ sagte der Schutzmann.

„Auf die Wache? Halten Sie mich denn für betrunken?“



„Ob ich das glaube? Ich weiß, daß Sie einen so gewaltigen Vormittagsrausch haben, wie ich ihn seit langem nicht gesehen habe.“

„Warten Sie, bitte, einen Augenblick,“ sagte Dahl; denn jetzt begriff er das Ganze. „Darf ich nicht neben Ihnen gehen, damit es nicht aussieht, als wenn Sie mit mir abziehen? Ich laufe Ihnen nicht weg, Sie können ja so dicht neben mir gehen, wie Sie wollen. Tun Sie nur bitte so, als ob Sie sich bloß mit mir unterhalten.“

Der Schutzmann betrachtete sein blasses Gesicht und besann sich einen Augenblick: Der Bursche war ja nur krank, er roch nicht nach Spiritus.

„Meinetwegen,“ sagte er und zog den Arm zurück. „Aber keine Faxen! Wenn Sie nicht betrunken sind, was sind Sie denn? Warum schwatzten Sie laut mit sich selbst von Autofahren und Fliegen und dergleichen?“

„Mir war nicht wohl. Ich war sehr müde. Mir wurde schwindlig. Ich wußte nicht, wo ich war. Ich ahne nicht, wie ich auf den Amagertorv gekommen bin. Ich glaubte, es bat mich jemand um Auskunft. Ich bin krank. Ich habe seit vielen Jahren keinen Alkohol getrunken. Können Sie mich nicht nach Hause gehen lassen?“

„Wie ist Ihre Adresse?“ fragte der Schutzmann und schrieb sie auf. „Es ist wohl das beste, wenn Sie nach Hause fahren,“ sagte er und winkte einer Droschke. — —

„Nein, verrückt bin ich nicht,“ dachte Dahl, als er in der Droschke saß. „Denn dann hätte ich nicht begreifen können, daß er mich sofort für geisteskrank gehalten haben würde, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt hätte: daß es ein Verstorbener war, der mich nach dem Wege zum Westfriedhof fragte. Es ist ja ganz begreiflich, daß Straßenbahnen und Automobile zu langsame Beförderungsmittel für einen Geist sind. Ich kenne ja selbst die Schnelligkeit in ihrer Welt.“

Aber warum fragte er nach dem Wege zum Westfriedhof? Es ist ja sinnlos von einem Geist, einen physisch lebenden Menschen nach dem Weg zum Friedhof zu

fragen. Und warum lächelte er so neckisch? Hier steckt etwas dahinter. Wir werden ja sehen. Geister haben nichts mit Friedhöfen zu tun. Aber — —“

Während die Droschke durch die Allee fuhr, durchschaute er das Ganze. Die bösen Mächte sannern auf Verderben; der astrale Stoff war plastisch. Es war leicht, die Gestalt eines alten Herrn anzunehmen. Die Frage nach dem Friedhof war gemacht, um ihn hinterdrein irrezuführen, wenn er über die Sache nachdachte: Lebende Menschen pflegten sich ja den Friedhof als Aufenthaltsort der Verstorbenen vorzustellen.

Er war jetzt klar und normal. Er konnte logisch denken. Er konnte den Kutscher bezahlen, er konnte kontrollieren, daß ihm richtig herausgegeben wurde, und er konnte daran denken, ein Trinkgeld zu geben, trotz aller Angst, die er ausgestanden hatte.

Aber er konnte auch einsehen, daß Gefahr im Verzug war. Eine Clairvoyance, die man nicht beherrschen, ja die man obendrein von gewöhnlicher Beobachtung nicht unterscheiden konnte, war schlimmer als Blindheit. Man sollte sich lieber mit vier Sinnen begnügen, als auf diese Weise in den Besitz von sechs kommen.

Es war Gefahr im Anzug. Seinen Lehrer sah er nicht mehr; die psychischen Fähigkeiten nahmen zu, aber auf eine wunderlich unkontrollierbare Weise. Er hatte ein Gefühl der Hilflosigkeit, als wäre er im Begriff, in Schlamm zu versinken.

Wenn es sich nur so verhalten hätte, wie der Schutzmann geglaubt hatte, wenn er nur betrunken gewesen wäre.

Betrunken! Ihm kam ein Gedanke. Der Genuß von Spiritus war in der Schule verboten, weil er die physischen Organe ruinierte, durch die die clairvoyante Fähigkeit wirkte. Er ging in eine Weinstube, um zu trinken.

Als er wieder herauskam, war sein Wunsch erfüllt. Er war jetzt so betrunken, wie es der Schutzmann auf dem Amagertorv nur hätte wünschen können. Er war be-

trunken und wußte es. Betrunkene, aber nicht verrückt. Im Gegenteil: von Kindern und trunkenen Leuten soll man die Wahrheit hören, und die Wahrheit war, daß er aus der geheimen esoterischen Schule austreten wollte.

Vor allem aber mußte er schlafen. Er legte sich auf das Sofa und fiel in den guten, schweren Schlaf eines betrunkenen Mannes.

Als er erwachte, war es Abend. Er entsann sich seines Beschlusses und schrieb an den Sekretär der Esoterischen Schule, daß er den Wunsch habe, aus der Schule auszutreten. Als er aber das Schreiben versiegelt hatte, wagte er nicht, es abzuschicken; er fürchtete sich, im Kampf gegen die unsichtbaren Feinde, die auf sein Verderben sann, ohne Freunde dazustehen. Er schrieb einen zweiten Brief, in dem er seinen Zustand schilderte und um Hilfe bat. Als er den versiegelt hatte, wußte er nicht, welchen von beiden er abschicken sollte. Es war vielleicht das beste, die Sache zu beschlafen.

Schlafen? Nach diesem langen Nachmittagschlummer würde er jetzt wohl kaum einschlafen können. Ihm graute vor dem nächtlichen Kampf gegen all das, was er nicht zu sehen wünschte.

Es blieb ihm nichts weiter übrig: er mußte sich noch einmal betrinken. Er wollte Ruhe haben. Er wagte nicht, nüchtern zu sein. Wenn er nüchtern war, wurde er verrückt. Im betrunkenen Zustand war er normal.

Er ging nach der Weinstube, die in einem niedrigen Erdgeschoß lag; eine Stufe führte zu ihr hinab.

Er trat ein, griff nach dem Türdrücker, wandte sich halb um, um zu sehen, ob jemand acht auf ihn gab.

„So endete ich.“

Es rieselte ihm kalt den Rücken hinab. Das waren Sophus Petersens Worte, als er auf der obersten Stufe zum Keller stand und Dahl ansah. „Ich muß mich wieder betrinken, und zwar sobald wie möglich,“ hatte er gesagt.

Er kam schnell wieder auf die Straße hinaus. Er wagte nicht hineinzugehen; das Beispiel war zu abschreckend.

Ein kleiner elastischer Herr kam quer über die Straße auf seinen Fußsteig herüber. Dahl dachte daran, ihm zu folgen. Es gab ein Gefühl der Sicherheit, Gesellschaft zu haben, namentlich, wenn man nicht zu sprechen brauchte. Es war angenehm, hinter dem Mann herzugehen. Wer er wohl sein mochte? Er konnte sehr gut ein Akrobat sein; der ganze Körper federte, wenn er ging, der Rücken war so wunderbar lebendig; im übrigen aber erinnerte die Gestalt viel mehr an ein Leben in freier Luft als in einer Manege. Er konnte nicht sagen weshalb, aber es war so.

Der Mann ging die Frederiksberger Allee hinauf. Dahl ging hinterdrein und betrachtete den federnden Rücken. Der Mann ließ sich herrlich viel Zeit, betrachtete die Häuser und guckte in die Seitenstraßen. Allmählich näherten sie sich dem Frederiksberger Friedhof. Die Straße war menschenleer. Auf der Seite nach Alleeberg hinüber gingen ein Herr und eine Dame, das war das Ganze. Ja, und dann kamen drei Männer auf das Paar zu. Jetzt blieben sie stehen und sagten etwas zu der Dame. Der eine von ihnen griff nach ihr. Ihr Begleiter trat vor sie hin und sprach laut und drohend zu dem Burschen. Der kleine Mann vor Dahl blieb stehen, sah hinüber und näherte sich langsam dem anderen Fußsteig.

Der Bursche da drüben streckte die Hände entschuldigend nach dem Herrn aus, plötzlich hatten sie seinen Rock ergriffen, zogen ihn zu sich heran, der Kopf des Strolches fuhr mit einem kurzen, harten Nicken herunter, der Herr sank zu Boden. Die Dame stieß einen lauten Schrei aus.

Dahl lief hinüber, ohne eigentlich helfen zu wollen, er vermochte ja nichts drei Strolchen gegenüber, aber vielleicht konnte man sie zu Vernunft reden.

Der kleine Mann stand indessen schon da drüben vor der Dame, der Strolch hatte seinen Rock gefaßt, der Kopf begann schon, sich zu dem furchtbaren Stoß zu senken. Dahl sah den federnden Rücken des kleinen Mannes eine leichte Drehung vornehmen und sich mit einem Ruck aufrichten; der Strolch sank lautlos zu Boden; sein gesenktes Kinn war

dem kurzen, lähmenden Stoß einer geballten Faust begegnet.

Einer von den beiden Kameraden sprang vor, sank aber hintenüber von dem Stoß einer linken Hand, die ihm beim Ansprechen begegnete und ihn an der gefährlichen Stelle traf; Dahl hörte einen Knall, als der Nacken auf das Trottoir aufschlug. Der dritte Strolch war unterdessen um den kleinen Mann herumgelaufen und hatte die Arme um ihn geschlungen. Dahl rief: „Polizei!“ Der kleine Mann sank auf das rechte Knie, das linke Bein lag nach der Seite ausgestreckt, mit dem Fuß dicht neben Dahl, der eine Hand nach dem Ärmel des Strolches greifen sah; es gelang ihm noch, gerade auszuweichen, als der unbeholfene Körper des Strolches über das ausgestreckte Bein fiel. Der Rücken klatschte gegen das Trottoir, und der kleine Akrobat saß rittlings auf seiner Brust, ihn mit den gekreuzten Händen an dem Jackenkragen fassend, die Kante des einen Handgelenkes gegen die Kehle des Strolches gepreßt. Die Dame kniete neben ihrem Mann, der bewußtlos mit zerschmettertem Nasenbein dalag. Schwere Schritte kamen herbei, ein Schutzmann packte den einen Strolch, der schon wieder auf den Beinen war.

Als der Schutzmann die Sachlage durchschaut und einen kurzen Bericht erhalten hatte, sagte er zu Dahl: „Wollen Sie so gut sein und ein Auto holen, während wir uns dieser Burschen annehmen.“

Er und der fremde Herr hielten je einen von den Strolchen fest; der, der mit dem Nacken so hart auf das Trottoir geklatscht war, hatte das Bewußtsein noch nicht wieder erlangt.

Dahl lief die Allée hinab. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Etwas an dieser Sache war auch nicht in Ordnung. Der Schutzmann, die Strolche, der Herr mit dem zerschlagenen Gesicht, die Dame und die Prügelei selbst waren freilich ganz wirklich. Daran konnte er nicht zweifeln. Außerdem lief er ja hier, um einen Befehl des Schutzmannes auszuführen. Aber während der kurzen Berichterstattung

hatte er das Gesicht des Akrobaten angesehen, und das hatte ihm zugelächelt, als wisse es, was er dachte, und als wolle es ihm sagen, daß es richtig sei.

Aber es konnte ja unmöglich richtig sein. Im übrigen war das Gesicht ja sonnenverbrannt und wettergebräunt, und es mußte bleich und fahl sein, und die ganze Gestalt würde viel zu schwächlich gewesen sein, um den Kampf mit einem ausgewachsenen Schuljungen, geschweige denn mit drei Strolchen aufzunehmen, keineswegs eine solche Spiralfeder wie diese hier.

Aber das Lächeln, das „ja?“ zu sagen schien — das konnte sehr wohl an das neckische Lächeln erinnern, das er am Vormittag bei dem alten Herrn auf dem Amagertorv gesehen hatte. Hier galt es, auf der Hut zu sein. Wahrscheinlich hatte der Akrobat gar nicht gelächelt; das war wohl seine eigne Einbildung. Die Ideenassoziationen fingen an, handgreifliches Leben für ihn anzunehmen. Hatte er nicht Sophus Petersens Stimme gehört, als er in die Weinstube hinabgehen wollte? Nun hatte irgendeine Ähnlichkeit ihn zu dem Gedanken veranlaßt, daß er den Akrobaten kannte und daß dieser wieder erkennend ihm zugelächelt hatte. Aber er konnte es doch nicht sein. Er war überzeugt, daß gar keine Ähnlichkeit vorhanden war — ja, vielleicht die Größe. Nein, der Akrobat war größer. Jetzt nannte er ihn schon den Akrobaten, obwohl das wettergebräunte Gesicht deutlich verriet, daß der Mann nicht in einem Zirkus eingeschlossen lebte. Wenn er zurückkam, wollte er sich wohl hüten, ihn anzusehen, als hätte der Mann dergleichen Vorstellungen bei ihm wachgerufen. Er hatte durchaus keine Lust, noch einmal von einem Schutzmann in Verwahrung genommen zu werden; denn er war nicht mehr betrunken vom Nachmittag her. Den Rausch hatte er ausgeschlafen, und verrückt war er auch nicht; denn er entsann sich, daß er einen Wagen holen sollte, und hier war die Haltestelle, und der Chauffeur verstand seinen Bescheid. Jetzt hoffte er nur, es möge sich nicht herausstellen, daß das Ganze nur eine Einbildung war, wenn sie an Ort und



Stelle angelangt waren. Der alte Herr auf dem Amagertor war ja verschwunden, als er auf ihn hinwies. Wenn es sich herausstellen sollte, daß da weder ein Schutzmann war, noch Strolche, oder ein verwundeter Mann, so mußte er den Chauffeur bezahlen; Gottlob hatte er reichlich Geld bei sich.

Der Wagen hielt, und er guckte vorsichtig hinaus. Ja, da waren sie alle miteinander, es waren sogar noch zwei Schutzleute hinzugekommen.

Er stieg aus, und der Verwundete und seine Frau wurden im Wagen untergebracht. Die beiden Schutzleute nahmen die Strolche zwischen sich, der dritte sagte: „Ich möchte noch um die Adresse der Herren für den Polizeibericht bitten.“

Dahl gab unbefangenen Namen und Wohnung an; er hätte beinahe laut gelacht aus dem einen jubelnden Gefühl heraus, daß er im Besitz seiner fünf Sinne war.

Aber als er die Adresse des fremden Herrn hörte, ward er starr und war auf seinem Posten. Der Herr antwortete nämlich auf die Frage des Schutzmanns:

„Barnes, Savoyhotel.“

Dann wandte er sich mit seinem verschmitzten Lächeln an Dahl, und als er sein feindlich zurückhaltendes Gesicht sah, mußte er laut auflachen; erklärend sagte er zu dem Schutzmann: „Der Herr da und ich, wir haben uns früher gekannt, aber er glaubt nicht so recht, daß ich es bin.“

Die Schutzleute zogen mit ihren Gefangenen ab. Dahl starrte noch immer verwundert, mißtrauisch, zweifelnd und hoffend Barnes an.

„Aber — — aber bist du — — bist du es denn wirklich?“

„Ja, ich bin es,“ sagte Barnes, „und es wundert mich nicht, daß es dir schwer wird, es zu glauben. Wollen wir zusammen die Straße hinuntergehen? Hast du Lust, mit ins Hotel zu kommen? Wir haben uns doch gewiß manches zu erzählen.“

Er faßte ihn unter den Arm und zog ihn mit sich. Dahl empfand eine beruhigende Freude, genau so wie im ersten

Lateinschuljahr, wenn Barnes versprochen hatte, ihm bei einer mathematischen Aufgabe oder einem lateinischen Aufsatz zu helfen.

„Wie ist es dir denn alle die Jahre her ergangen?“ fragte Barnes, und Dahl antwortete ausweichend, er habe ein einsames Leben geführt und nur so — studiert.

„Aber du?“ fragte er, „wie ist es dir ergangen?“

„Ihm ja,“ sagte Barnes. „Jedenfalls geht es mir jetzt gut, und das ist ja die Hauptsache. Die letzten Jahre dadrüben ist es mir übrigens auch gut gegangen. — Willst du bald ins Bett, oder magst du noch ein wenig mit mir plaudern?“

Dahl wollte sehr ungern früh zu Bett gehen.



## 69. KAPITEL

### Das Wunder

Was meinst du zu einem Whisky und einer Zigarre?“ fragte Barnes, als sie in sein kleines Zimmer im Savoyhotel gekommen waren.

Whisky? Ja, Dahl wollte gern etwas zu trinken haben. Sein Gefühl der Sicherheit nahm zu. Daß man Whisky trinken konnte, nicht nur um betrunken und schläfrig zu werden, sondern der Gemütlichkeit und Gesellschaft wegen! Allmählich machte es ihn ganz heiter und froh, Barnes zuzusehen, wie er eine schwarze Zigarre paffte. Aber daß dieser wettergebräunte, elastische Bursche wirklich der ehemals fahle und gebrechliche Christian Barnes war!

„Erzähle doch,“ bat er, und Barnes lachte. Denn Dahl sah aus wie ein Gymnasiast, der heimlich Spirituosen auf der Bude eines Kameraden trinkt und Lust hat, Geschichten zu hören.

„Ich bin also mit Miß Dale nach Kalifornien gereist, nach Los Angelos, um bei ihr in die Schule zu gehen.“

„Freilich,“ sagte Dahl.

Barnes nahm einen tüchtigen Schluck Whisky.

„Sie hat mich nun allerdings nicht gelehrt, Whisky zu trinken,“ sagte er, als er bemerkte, wie sehr es Dahl imponierte, daß soviel aus dem Glas verschwand. „Ich glaube nicht, daß sie gerade großen Wert darauf legen würde. Ich pflege nun auch allerdings nicht immer so große Schlucke zu nehmen, aber ich bin durstig geworden nach dem kleinen Zusammenstoß in der Allee.“

„Wie geht es Miß Dale?“ fragte Dahl.

„Ich denke, gut,“ erwiderte Barnes. „Sie ist tot.“

„Ist sie tot?“

Barnes nickte. „Sie starb im Herbst. — Sonst säße ich kaum hier.“

„Wärest du sonst in ihrer Schule geblieben?“

„Nun, daß ich die letzten Jahre in ihrer Schule gewesen wäre, kann ich eigentlich nicht sagen — obwohl gewissermaßen doch. Und in gewissem Sinne werde ich mein ganzes Leben dort bleiben — freilich nicht unter den hervorragenden Schülern.“

Er lächelte sein altes verschmitztes Lächeln. „Du entsinnst dich wohl noch, daß ich nach Amerika gereist bin, um den Stein der Weisen zu finden und das Wunder zu erleben. Ich kann wohl sagen, das Wunder habe ich erlebt. Den Stein dagegen habe ich beschlossen liegen zu lassen, wo er liegt. Ich bin nicht sicher, daß es sich verlohnt, ihn zu haben. Die Weisheit liegt vielleicht darin, daß er so gut verwahrt ist. Aber von dem Wunder kann ich dir erzählen, wenn du dir etwas daraus machst!

Dahl war mehr als gespannt.

„Miß Dale hatte wirklich eine Schule in Los Angeles. Sie nannte es eine Schule. Man konnte es auch ein Pensionat nennen. Ein Teil von ihren Schülern oder Pensionären hatte im Hause zu arbeiten. Aber dann gab es Stunden, wo wir alle zusammen Unterricht von ihr erhielten, Unterricht — in — ich glaube, man würde es am besten mentale Hygiene nennen. Dieser Begriff deckt wohl so ungefähr den gemeinsamen Unterricht. Im übrigen behandelte sie uns

individuell und teilte jedem mit, was wir ihrer Ansicht nach nötig hätten. Ich für meine Person wurde beim Fensterputzen und Aufwaschen in der Küche angestellt. Du wunderst dich. Ja, das tat ich auch. Ich wusch und wunderte mich und wartete, und währenddessen versuchte ich, meine Gedanken zu beobachten; denn ich merkte, daß sie die kannte. Nach der Arbeit pflegte sie mir Bescheid zu sagen: „Heute sind Sie beim Aufwaschen fast ganz wach gewesen, Mr. Barnes,“ oder: „Sie waren sehr geistesabwesend, als Sie Fenster putzten, Mr. Barnes.“ Ich muß noch bemerken, daß sie nicht zugegen war, wenn ich diese Arbeiten verrichtete. Andere von ihren Schülern behandelte sie etwa so wie May Skaarup. Sie erzählten mir, daß sie selber zuweilen Engel sähen. Ich leugne nicht, daß ich fand, dies wäre gerade etwas für mich. Das war doch eine Amerikareise wert. Ich putzte fleißig meine Fenster und versuchte, meine Gedanken bei der Sache zu halten, in der Hoffnung, eines Tages in die Engelklasse hinaufzurücken.“

Er schwieg eine Weile und sah Dahl mit seinem lustigen Lächeln an. „Ich habe keine Engel gesehen, dagegen“ — er lachte herzlich — „dagegen ließ sie mich eine Portion flinke Teufel sehen.“

Einen Schelm im Auge, saß er da, wie ein Mann, der an frohe Stunden denkt. Er nahm sein Whiskyglas und trank.

„Prosit, Boy!“ sagte er und lachte wieder.

„Na, das war die Schule,“ fuhr er fort. „Als ich einige Zeit dort gewesen war, machte ich ihr gelinde Vorwürfe, daß einige Schüler Erlaubnis erhielten, clairvoyant zu werden und Engel zu sehen, während andere sich damit begnügen mußten, nach den Fenstern zu sehen. ‚Ich unterrichte meine Schüler nach ihrem Charakter, Mr. Barnes,‘ sagte sie, ‚und für Sie ist es besser, Fenster zu putzen, als nach den Engeln zu gucken.‘ — Ja, das klingt vielleicht komisch, aber das steht fest, sie nahm sich meines Charakters und meiner ganzen Psyche sehr ernsthaft an. Wie ernsthaft, wußte ich damals selbst noch nicht. Ich werde ihr Andenken noch in meiner letzten Stunde segnen. Ich bin

nie einem Menschen wie ihr begegnet und werde nie wieder einem ähnlichen begegnen.“

Er war ganz verändert, er saß lange stumm in feierlichem Ernst. Aber dann erschien wieder das Lächeln auf seinem Gesicht.

„Ich kann dir nicht viel von ihr erzählen,“ sagte er, „und wie sie mit mir redete, wenn wir allein waren. Das würde ein ganzes Jahr erfordern, und es wird ein ganzes Leben erfordern, um so zu werden, wie sie es — mit Recht — von mir verlangte. Aber ich kann dir von den äußeren Ereignissen meines Lebens erzählen. Eines Tages kam sie zu mir und sagte: ‚Sie sind in letzter Zeit viel mehr wach gewesen, Mr. Barnes. Sie waschen ausgezeichnet auf, und Sie putzen die Fenster ganz allerliebste. Es ist an der Zeit, daß Sie in eine andere Klasse aufrücken.‘ Ich freute mich, aber zu früh. Sie nahm mich mit hinab in die Halle, und dort sah ich die seltsamste Erscheinung, der ich je begegnet bin: einen gewaltigen Kerl, mit Schultern wie eine Tür, einem Hut wie ein Zelt, und einem Gesicht wie ein Habicht. Die Beine steckten in einem Paar mächtiger Stiefel mit unsinnig hohen Absätzen und langen Sporen, an der Hüfte baumelte ein Revolver, so groß wie eine kleine Kanone. Er hatte ein rotes Hemd an, und um den Hals war ein blaues Tuch gebunden. Er sah aus, als käme er geradewegs aus einem Räuberroman allerübelster Sorte. — ‚Sieh, Bill,‘ sagte Miß Dale, ‚hier ist der Mann, den du mitnehmen sollst.‘ — ‚Well,‘ sagte das Ungeheuer. Ich war ja ein wenig begierig, zu erfahren, ob dieses Wesen mit dem Zelt und der Kanone einer meiner neuen Klassenkameraden oder sogar mein Lehrer war. — Ja, nun glaubst du wohl, daß ich dir etwas vorlüge, aber dann glaube auch, daß die kleine Affäre in der Allee eine Lüge war. — Ich fragte Miß Dale, wo ich hin sollte, und sie teilte mir mit, daß sie einen guten Freund habe, der Aufseher einer Ranch in Montana sei. Dorthin sollte ich auf einige Zeit. Du wunderst dich gewiß, daß ich blindlings gehorchte, aber wenn du die Stunden erlebt hättest, in denen sie allein mit mir auf

meinem Zimmer sprach, würdest du dich nicht wundern. Du würdest ihr blindlings gehorcht — und es nicht bereut haben.

Ich fuhr mit Bill nach Montana. Der größte Teil der Reise wurde glücklicherweise mit der Bahn zurückgelegt. Als wir eine Weile gefahren waren, fragte ich nach seinem Namen. ‚Ich bin Sinewy Bill,‘ sagte er. Ich schwieg ehrerbietig, denn ich begriff, daß das ein Name war, der in seinen Kreisen bekannt war. Und weiß Gott, er war bekannt, im Bösen wie im Guten. Ich kann gern gleich erzählen, was ich später erfuhr. Der Mann hieß William Stone, aber daran dachte niemand mehr. Er hieß in dem großen Land der Viehzucht nur Sinewy Bill. Er war Cowboy auf der Ranch in Montana. Er war nach einem wilden Leben und manch einem ‚narrow escape‘ aus dem Gefängnis dahin gekommen; gelegentlich hat er sich auch wohl eine ganze Weile im Gefängnis aufgehalten. Nachdem er sein Wesen von Texas durch Arizona und Wyoming bis hinauf nach Montana getrieben hatte, kam er eines Tages auf die Ranch geritten, suchte Arbeit und erhielt sie. Der Verwalter kannte Sinewy gut, aber er war ein mutiger Mann und hatte Verwendung für einen Burschen, der ‚break horses‘ konnte. Es ging aber alles gut mit Bill, solange er nüchtern war, aber der Whisky machte ihn wild.

Miß Dale hielt sich hin und wieder eine Woche auf der Ranch auf. Das erinnerte sie an das Prärieleben ihrer Kindheit. Und einmal kam sie gerade, als Bill einen seiner Anfälle hatte. Er saß in der Schmiede mit einer Flasche Whisky, mit einem Revolver und einem Haufen Patronen. Er sang und fluchte und schoß auf alles, was in seine Nähe kam. Der Verwalter war rasend. Er wollte ungern seinen besten Mann verlieren, aber jetzt mußte die Sache ein Ende haben. Er wollte die Schmiede benutzen, aber Bill schoß, sobald sich jemand näherte. Und Bill schoß verdammt gut.

Da ging denn Miß Dale zu Bill in die Schmiede hinein. Bill schoß nicht. Was in der Schmiede geschah, weiß nie-



mand außer ihr und Bill. Aber seitdem hat ihr Bill gehorcht wie ein Hund; ja, er wurde einer ihrer treuesten Schüler. Ich sprach mit ihm über sie, als wir im Zug fuhren. „Sie ist eine große Frau,“ sagte er, „die stärkste, die ich kennengelernt habe. Ich kann wilde Pferde zügeln, sie aber kann wilde Männer zähmen.“

Ja, Bill war jetzt zahm, und sie konnte stolz auf ihn sein.

Nun — wir fuhren und fuhren, es war ein langer Weg von Los Angeles nach Montana, aber schließlich sagte Bill: „So, die Reise wäre überstanden.“

Das war nun seine Auffassung. Ich sollte sehr bald eine andre gewinnen. Er zog mich zu zwei Pferden hin, saß im nächsten Augenblick rittlings auf dem einen und forderte mich auf, auf das andre hinaufzukrabbeln.

„Ich kann nicht reiten,“ sagte ich. Er glotzte mich verständnislos an, als hätte ich ihm erzählt, ich hätte noch nicht gehen gelernt. „Was, nicht reiten?“ sagte er, „soweit ich sehe, bist du doch ganz gesund? Du hast ja doch zwei Beine und ein Hinterteil.“

„Freilich,“ sagte ich, „aber der letztere Teil hat noch nie auf einem Pferde gesessen und wird auch sicher nicht recht lange da bleiben, wenn das Pferd erst zu laufen anfängt.“

Bill war ein entschlossener Mann; ehe ich mich's versah, saß ich im Sattel festgeschnürt und merkte, daß die Erde wahnsinnig schnell unter mir davonlief, während Bäume und Häuser auf- und niederhüpften. Ich kann dir diesen Ritt auf die Ranch hinaus nicht schildern. Erstens gibt es keine Worte, die stark genug für meine Leiden sind, zweitens war ich fast während des ganzen Weges bewußtlos. Als ich erwachte, lag ich in einem Bett und wunderte mich, daß sie einen Sattel zwischen meinen Beinen angebracht hatten. Es war kein Sattel da, das sah ich bei genauerer Untersuchung, aber die Beine wollten es nicht glauben. Es war mir unmöglich, sie zusammenzuzwingen. Da war auch nicht ein Fleck auf meinem Rücken, wo ich nicht Hexenschuß hatte.

Der Verwalter kam herein und stellte sich mir vor. Er hielt einen Brief in der Hand und sagte: „Miß Dale schreibt, daß Sie als Pensionär hier sein sollen. Ich hoffe, daß Sie sich hier wohl fühlen werden; da hier aber steht, daß sich Bill Ihrer annehmen soll, so dürfte dabei keine Ferienzeit für Sie herauspringen.“

Er riet gut. Bill hatte sich vorgenommen, mich in seinen freien Stunden zum Cowboy auszubilden. Ich glaube, er war der Ansicht, daß er mich sehr zart anfaßte. Ein so gebrechliches Material hatte er noch nie in einem lebenden Menschen angetroffen. Er erklärte, die einzig denkbare Erklärung dafür, daß ich so ein schlapper Kerl sein konnte, sei die, daß ich im Grunde totgeboren sei. Ausreißen konnte ich nicht, teils, weil ich zu müde war, und teils, weil mich Bill augenblicklich wieder eingefangen haben würde. Er hatte mich in seiner Obhut und dressierte mich mit einer Ausdauer, die nicht größer hätte sein können, wenn ich ein kleiner Hund gewesen wäre. Später erfuhr ich, daß Miß Dale ihm aufgetragen hatte, mir langsam, aber sicher das Leben zu nehmen.“

Barnes schwieg und sah Dahl an, der verwundert ausrief: „Miß Dale?!“

Barnes nickte ernsthaft. „Miß Dale, ja. — Und Bill führte ihren Auftrag pünktlich aus.“

„Ja, aber — — aber du lebst doch noch,“ stammelte Dahl.

„Ich bin von den Toten auferstanden,“ erklärte Barnes lächelnd.

„Siehst du,“ fuhr er fort, „Miß Dale hatte unten in Los Angeles zu mir gesagt: ‚Sie haben zwei Grundfehler, Mr. Barnes, und auf eigne Faust können Sie die nicht loswerden. Der eine ist eine Fäulnis in Ihrem Seelenleben, die Ihnen schon in Ihrer Kindheit eingepflanzt und mit Ihnen gewachsen ist. Der andere besteht darin, daß Sie sich nicht innerhalb Ihrer eigenen Grenzen halten können. Sie naschen beständig an dem Gedankenleben anderer Menschen, und das schwächt Sie weit mehr, als Sie ahnen.

Aber das ist eine Gewohnheit bei Ihnen geworden, und Sie können sie ebensowenig ausrotten, wie Sie einen Veits-tanz beherrschen können.' ,Deswegen bin ich ja mit Ihnen gereist,' sagte ich. — ,Ich will Sie schon in Ordnung bringen,' sagte sie, ,ich will Ihnen ein neues und besseres Bewußtsein schaffen, aber erst müssen Sie das alte ausrotten.'

Dazu benutzte sie Bill. Ich mußte alles auf dem Pferderücken durchmachen, Lassowerten, und was sonst dazu gehörte, bis ich nicht in Schlaf fiel, sondern stürzte, und noch schlaftrunken, bewußtlos, wurde ich am nächsten Morgen wieder herausgeholt. Ich wurde ein lebender Automat. In meinem Kopfe existierte kein Gedanke, keine Vorstellung außer Müdigkeit. Meine schmerzenden Glieder brauchten alle die Lebenskraft auf, die in mir war. Ich war wohl wach, aber nicht mehr, als daß ich in dem Augenblick, wo man mich in Ruhe ließ, eingeschlafen wäre. Ich arbeitete, ich aß, ich schlief, wußte aber im Grunde nichts von dem allen. Ich kann wohl sagen, daß ich mehrere Monate bewußtlos gewesen bin. Mein Körper lebte, aber ich war tot. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich meines Namens entsinnen konnte. Jedenfalls war ich zu müde, um ihn auszusprechen. Ja, weiß Gott, hätte mich jemand gefragt, wie ich heiße, ich glaube, ich hätte geantwortet: ,Das Kind'. So nannten die Burschen mich. Christian Barnes war tot. Bill hatte ihm das Leben genommen.

Aber eines Tages entdeckte ich mit Staunen, gerade als ich im Begriff war, den Fuß in einen Steigbügel zu setzen, daß ich wußte, was ich tat. Ich wollte auf die Kracke hinauf, und sie war die gutmütigste in der ganzen Schar, und die hatten sie mir gegeben, weil ich der schlechteste Reiter war. Ich dachte! Ich sah mich um, als ich in den Sattel gekommen war, und ich fragte Bill, wohin wir sollten, und was wir dort sollten, wohin wir sollten. Ganze zwei Gedanken in Zusammenhang. Das war ein großer Tag. Die ersten, die es anerkannten, waren die Häuser auf der Ranch; ich sah sie, und ich begriff, wozu

sie da waren. Ich fing an, so begabt zu werden wie ein kleines Kind. Jeden Tag merkte ich, wie es so allmählich in meinem Bewußtsein keimte. Du ahnst nicht, was für ein herrliches Gefühl das ist. Als Kinder haben wir es natürlich alle gehabt, aber da verstanden wir ja nicht, es zu beobachten. Du begreifst wohl, wie es zuging. Meine Physis war durch Bewegung, Essen und Schlafen so stark geworden, daß sie einen kleinen Überschuß besaß, der gleich zum Bewußtsein verwendet wurde — zuerst in bezug auf die allernächsten Dinge, allmählich aber wuchs mein Weltbild, und eines schönen Tages war Christian Barnes von den Toten auferstanden, aber als ein — ja, stelle dir vor, das wage ich zu sagen — als ein neuer, besserer Mensch. Ich sagte das während eines Ferienaufenthaltes in Los Angeles zu Miß Dale, und sie antwortete: „Ja, Mr. Barnes, wenn Sie rechtzeitig in Behandlung genommen wären oder mehr Willenskraft gehabt hätten, so hätte es nicht einer solchen Pferdekur bedurft. Aber als ich Sie traf, war Ihre Seele nicht mehr gesund. Sie war wie ein Haus, in dem Schwamm ist. Es war am besten, alle Bretter aufzubrechen und einen neuen Fußboden und eine neue Decke zu machen. Jetzt sind Sie gesund, aber Sie sollten am liebsten noch eine Weile da draußen bleiben, damit Sie ‚fest im Sattel‘ werden können.“

Nun, ich blieb also in Montana. Ich nahm jetzt ernstlich teil an der Arbeit. Ja, die letzten beiden Jahre habe ich redlich für Lohn auf der Ranch gedient.

Es stand mir jedoch noch eine ziemlich harte Zeit bevor. Eines Tages kam Bill zu mir und sagte: „Hast du bemerkt, daß alle Burschen über dich lachen?“ Ich besann mich ein wenig und sagte dann: „Das tun sie auch, wahrhaftig.“ Weißt du, ich war ja sozusagen damit groß geworden und hatte nicht weiter darüber nachgedacht; das gehörte mit zur Ordnung der Natur. „Well,“ sagte Bill, „du begreifst ja wohl, daß du während der Zeit, wo du ein bewußtloser Pilgrim warst, ein ganzer Zirkus für sie gewesen bist. Das können sie nicht vergessen. Aber du mußt es ihnen abge-

wöhnen.' ,Aber wie?' fragte ich. ,Du mußt ein paar durchprügeln,' sagte er. ,Unmöglich!' sagte ich. ,Mit Jack und Archie wirst du am leichtesten fertig,' sagte Bill. ,Die können mich mit ihren bloßen Fäusten totschiagen,' sagte ich. Bill betrachtete mich kritisch. ,Du hast mir erzählt, daß Dänemark ein kleines Land ist,' sagte er, ,und ich kann dir ansehen, daß es verdammt klein sein muß, wenn da nicht so viel Platz ist, daß man sich wirklich auswachsen kann. Aber siehst du, eines ist in der Welt, in der wir leben, notwendig, und das sind Prügel, die können nicht ausgerottet werden; entweder teilt man sie aus, oder man kriegt sie. Du mußt Jack und Archie durchprügeln. Ich will dich etwas lehren, was für einen kleinen Mann von Wert ist.'

So lehrte mich denn Bill, wofür er selber keine Verwendung hatte, was er sich aber trotzdem während seines sündhaften Herumtreibens in den westlichen Steppen angeeignet hatte. Er brachte mich noch einmal beinahe um, während er mich im Boxen und in den niederträchtigsten japanischen Jiu-Jitsu-Tricks unterrichtete. Schließlich sagte er: ,Das nächste Mal, wenn Jack und Archie über dich lachen, haust du auf sie los. Mit den anderen wartest du lieber noch ein wenig.' ,Ich bin nicht rachsüchtig, Bill,' sagte ich fromm, und ich gönne Jack und Archie ein Vergnügen. Ich würde es vorziehen, sie in Frieden lachen zu lassen.' ,Ja, aber das erstemal, wo ich das sehe, schlage ich dich halbtot,' sagte Bill, ,und ebenso das nächste Mal und das dann folgende Mal und so weiter bis zum jüngsten Tag.' Das entschied die Sache. Am nächsten Tag versetzte ich Jack eins aufs Maul. Er fuhr auf mich los, ich wandte meine Künste an, und in meinem heiligen Eifer, es Bill recht zu machen, brach ich Jack den Arm mit einem Japanergriff. ,Zum Teufel auch,' riefen die anderen. ,Well — das Kind ist groß geworden,' sagte Bill. Sie erkannten das an, und seither sind wir gute Kameraden gewesen. Jack ist ein guter Bursche, der nichts nachträgt.

Ein paar Tage darauf kam Bill und sagte, er hätte eine Woche frei bekommen und führe nach Yellow Creek und wollte mich mitnehmen. Yellow Creek ist eine kleine ‚Stadt‘, eine ‚reizende‘ kleine Stadt, wie du dir denken kannst. Ich fragte, was er in dem Hundeloch wollte. ‚Du brauchst Training,‘ sagte er, ‚und wir können dir nicht erlauben, daß du den Burschen hier auf der Ranch die Arme brichst, aber in Yellow Creek sind allerlei Biester, denen es nicht schadet, wenn ihnen ein Arm gebrochen oder eine Schulter ausgerenkt wird. Paß aber auf, daß sie nicht schießen. Na, im übrigen komme ich ja mit.‘ Ich nahm mir vor, in Yellow Creek so fromm wie ein Lamm zu sein. Aber was ich auch tat oder nicht tat, ich geriet unaufhörlich in Streit und fiel aus einer Prügelei in die andere. Ich glaube, daß Bill, der selbst keinen Whisky mehr anrührte, beständig dafür sorgte, daß ich ein passendes Quantum Alkohol in mir hatte. Ich prügelte mich jeden Tag herum, und schließlich fing ich an, Gefallen daran zu finden. Es tat mir fast leid, als Bill sagte, nun seien die Ferien zu Ende. Er untersuchte mein geschwollenes linkes Auge, das ich nicht öffnen konnte, und meinen mächtig geschwollenen Mund. ‚Du siehst nicht gut aus, Kind,‘ sagte er, ‚aber du hast dich wirklich gut gehalten.‘ Ich war unbändig stolz und trank einen Whisky. Ich war in bester Laune, als wir nach Hause ritten, aber Bill verfiel in Gedanken. ‚Was würdest du tun, wenn du auf jemanden stießest, der mit einer Flinte hantierte?‘ fragte er. ‚Ich würde ein wenig niedriger zielen als jetzt,‘ sagte ich und schoß Bill durch den Hut. Ich hatte jetzt selbst eine Kanone an der Hüfte baumeln, aber ganz nüchtern kann ich nicht gewesen sein, da ich es wagte, mich an Bills Hut zu vergreifen. ‚Ist der Teufel in dich gefahren, Junge!‘ rief er aus, ‚jetzt kannst du allein gehen.‘

Wir ritten eine Weile schweigend, dann sagte Bill: ‚Wollen wir einen Handel abschließen, Kind? Wenn ich dich nicht durchprügele, weil du meinen Hut ruiniert hast, willst du mir dann versprechen, über diese Tour nach



Yellow Creek nicht zu sprechen, wenn wir nach Los Angeles kommen?' Darauf wechselten wir einen Handschlag.

Wenn die arbeitsreiche Zeit auf der Ranch zu Ende war, ritten Bill und ich immer nach Los Angeles, während die anderen Burschen so töricht wie nur möglich ihr sauer verdientes Geld durchbrachten.

Bei einem dieser Besuche sagte Miß Dale zu Bill: ‚Er ist allright. Nun mußt du ihm beibringen, still zu sein.‘ ‚Ich kann eins tun,‘ sagte Bill, ‚aber zu so etwas bin ich nicht zu brauchen; du mußt ihn selbst die preliminaries lehren.‘

Da nahm mich Miß Dale mit auf mein altes Zimmer, und dort saßen wir drei Viertelstunden, ohne ein Wort zu sagen. Ich hätte mir den Tod wünschen können, während wir dasaßen, und doch habe ich erst da wirklich Lust zum Leben bekommen. Ich glaubte einmal als Knabe, ich sähe in den Himmel hinein — diesen Nachmittag glaubte ich, ich sei dort. Sie gab mir eine Erklärung von dem, was geschah, aber die will ich dir lieber ein andermal erzählen. Ich kann, was ich an dem Nachmittag fühlte, am besten durch eine Zeile aus dem Gesangbuch ausdrücken: ‚Da strömet der Segen aus Wolken herab auf Gottes Gemeinde.‘

Als ich wieder herauskam, sah Bill mich genau an und sagte ernsthaft — er war ein ganz anderer Mann als der, den ich bisher gekannt hatte: ‚Well, Kind, wenn du einmal so weit bist, daß du das selbst tun kannst, dann wirst du Frieden haben, und zwar für immer.‘ Nein, ich kannte Bill damals gar nicht, ich sah in ihm nur den verbummelten Kerl, den Miß Dale ‚gebrochen‘ hatte.

Aber eines Abends war der Himmel so prachtvoll, daß ich nicht zu Bett gehen konnte. Ich ging hinaus. Über der gewaltigen Ebene ruhte das Schweigen der ganzen Welt und rief mich an. Die Sterne hoch oben in dem unergründlichen Blau sahen aus, als hätten sie persönliches Leben und Seele. Ich wurde überwältigt — fast ängstlich vor dieser Einsamkeit, die ich später lieben lernen und

wie meinen eignen Atem brauchen sollte. In einiger Entfernung sah ich neben einem Hause eine Gestalt und ging auf sie zu; ich hatte Verlangen nach einem Menschen. Die Gestalt rührte sich nicht, und als ich so nahe kam, daß ich sie wirklich sehen konnte, hemmte ich selbst meinen Schritt.

Es war Bill. Er stand mit dem Rücken gegen den Giebel der Schmiede gelehnt. Das Licht vom Himmel fiel auf sein Gesicht. Ja — das Licht vom Himmel, vom Sternenhimmel wie von einem anderen, inneren Himmel, den wir nur ahnen können — ja, wir können mehr als ihn ahnen, das sah ich an Bill. Sein scharf geschnittenes Habichtsgesicht strahlte von einer Reinheit und einer Hoheit, die mich veranlaßte, den Kopf zu entblößen. Ich tat es, ohne es zu wissen. Erst hinterher, als er die Hand auf meinen Kopf legte, entdeckte ich, daß ich mit dem Hut in der Hand dastand. Ich blieb regungslos stehen und während ich ehrerbietig, ja demütig den unbeweglichen Mann betrachtete, empfand ich wieder dasselbe wie in dem Zimmer in Los Angeles: den Segen, der wolkenbruchartig herabströmte. Ich sah, wie Bills Gesicht ein Lächeln verklärte, er sah aus, wie jemand, der ‚so long‘ zu dem Wesen sagt, das er höher liebt als sich selbst, und von dem er weiß, daß er es wieder treffen wird.

Er erblickte mich und ging auf mich zu. Wir standen uns gegenüber wie Vater und Sohn. Er legte seine große Hand auf meinen Kopf und sagte mit einer unendlichen Milde: ‚Gott segne dich, Junge.‘ — ‚Das nennt sie nun still sein,‘ fügte er nach einer Weile hinzu.

Wenn die Arbeit es gestattete, war er bei Sonnenaufgang, zur Mittagszeit und bei Sonnenuntergang ‚still‘. Und auch zuweilen sonst, wenn er, wie jetzt, allein war. Seine wilde Natur war beherrscht von der Stille, von der stillen Andacht.

Ich für meine Person habe diese Andacht kennengelernt. In ihr habe ich den Mittelpunkt meines eigenen Lebens gefunden.

Ich sagte dir wohl seinerzeit, gelegentlich einer unsrer studentischen Unterhaltungen, ich sei auf der Jagd nach dem religiösen Gefühl. Ich suchte es mit dem Kopf, ich wollte es in anderen Menschen studieren. Jetzt schlage ich einen anderen Weg ein. Ich habe es in meinem eigenen Herzen gefunden, und das Glück meines Lebens, die Harmonie meines Innern ist eng verbunden mit seinem Wachstum. Aber damit es wachsen kann, bedarf es der Nahrung, und nun wunderst du dich vielleicht, wenn ich sage, daß es diese Nahrung in der alten Kirche meines Vaters findet.“

„Freilich,“ sagte Dahl, „ich hätte nie gedacht, daß du als Christ enden würdest.“

„Ich weiß nicht, ob irgendeine Gemeinde mich als Christ anerkennen würde,“ sagte Barnes, „und es interessiert mich auch nicht. Übrigens gibt es wohl kaum eine Clique, die das Recht hat, zu entscheiden, ob Christus mich als einen der Seinen anerkennen wird. Alles, was ich darüber sagen kann, ist, daß die alten Kirchenlieder und die Bibelstellen, die ich in meiner Kindheit mit Widerwillen auswendig lernte, ein tiefes Gefühl von Andacht in mir wachrufen.“

Was schert es mich, was die Menschen über Christus denken, ob er von einer Jungfrau geboren ist, ob er wirklich zu diesem oder jenem Zeitpunkt in Palästina gelebt hat. Nur von diesem bin ich durch Erfahrung überzeugt worden: der Christusgedanke ist Ausdruck einer göttlichen Kraft, die erlebt werden kann. Meine Auffassung und die Auffassung anderer von Christi Wesen und Person hat keine weitere Bedeutung als die, die jetzige Stufe unsrer religiösen Entwicklung anzuzeigen. Sie geben ein Bild von uns selbst, nicht aber von Gott. Das einzig Entscheidende ist die andächtige Hingabe des Gemüts. Ich bin überzeugt, daß aus dieser Andacht eine Weisheit keimt, die nicht auf dem Wege der Forschung erworben werden kann. Ja, ich glaube sogar, daß ein ungebildeter, recht einfältiger Mensch, wenn seine Natur Tiefe und sein Temperament Kraft genug zu rücksichtsloser Hingabe besitzt, zu dieser

Einsicht in das Dasein heranwachsen kann, von der sich unsre Philosophie nichts träumen läßt.

Du kannst mich wohl gar nicht wiedererkennen? Das hast du gewiß nicht erwartet, in mir eine Mischung von Raufbold und Laienprediger zu finden! Aber in einem Punkte bin ich, wie du siehst, der alte geblieben: ich bin noch ebenso redselig wie in alten Zeiten.“

„Bleibst du jetzt hier in der Heimat?“ fragte Dahl.

„Hm ja,“ sagte Barnes mit einem Seufzer. „Ich bleibe in der Heimat. Als der Verwalter erzählte, daß er einen Brief aus Los Angeles mit der Nachricht von Miß Dales Tode erhalten habe, dachte ich zum ersten Male daran, in den nächsten Ferien eine Reise nach Dänemark zu machen. Ich schlug Bill vor mitzukommen. Wir pflegten ja nun einmal unzertrennlich zu sein. Aber er hatte sich eingeredet, alle Leute bei uns seien von meiner Größe, und fürchtete, daß er auf sie treten würde, was, wie er sagte, most unpolite gegen Menschen sei, die ihm nie etwas zuleide getan hätten. So reiste ich denn allein, wie ich glaubte, auf einen kurzen Besuch. Aber — seither habe ich den alten Pastor Barnes wiedergesehen und seine Freude über den verlorenen Sohn erlebt. Die will ich ihm nicht nehmen. Ich mache mein Examen. Ich muß mit Voll-dampf arbeiten, daß ich das große ,round up‘ in ein und einem halben Jahr fertigbringe.“

„Mit ,round up‘ meinst du wohl das Examen?“ fragte Dahl.

„Ja,“ sagte Barnes, „und dann werde ich also Lehrer. Der Gedanke sagt mir zu. Wenn nur der Unterricht in freier Luft stattfände! Es wird mir schwer werden, in Schulausdünstungen zu atmen. Ich entsinne mich eines Tages, ehe ich mich an die Natur des viehzüchtenden Landes gewöhnt hatte, daß ich mich bei dem Anblick des ewigen sagebrush erbrechen mußte. Die ersten Schulstunden wird es wohl nicht ohne Übelkeit abgehen. Aber ich freue mich darauf, die Jungen zu Jungen zu machen. — Wann gehst du ins Examen?“

Dahl besann sich: „Wann ich ins Examen gehe — ja, ich weiß es wirklich nicht, ich habe mich im Grunde wenig mit Examenstudien beschäftigt.“

„Das konnte ich dir fast ansehen,“ sagte Barnes. „Du hast sicher einen Schrittmacher nötig. Nach den Sommerferien klemmen wir uns beide dahinter und sehen zu, wer zuerst fertig wird. — Aber es ist spät geworden, und wir wollen schlafen. An einem der nächsten Tage besuche ich dich, und dann ist die Reihe an dir, zu berichten, was du in diesen Jahren ausgerichtet hast.“

## 70. KAPITEL

### Maya

Es war für Dahl eine Erquickung gewesen, Barnes erzählen zu hören. Als aber die Frage nach dem Examen auftauchte, befiel ihn ein Gefühl der Ohnmacht. Er wußte, daß er sein Examen niemals machen würde. Eine schwere Hoffnungslosigkeit überkam ihn, während er sich damit zu trösten suchte, daß sie nur eine Folge augenblicklicher Müdigkeit sei; es war ja schon spät; wenn er geschlafen hatte, würde alles anders aussehen.

Sein erster Gedanke am nächsten Morgen war denn auch, daß es schon gehen werde. In Barnes war Leben, und er würde sicher als Mentor auftreten und Dahl zwingen, zu arbeiten. Es würde ihm Spaß machen, Dahl „durchzubringen“. Es würde ihm eine Wonne sein, wie Bill aufzutreten. Das alles sah ganz ermutigend aus, solange er im Bett lag.

Als er aber aufgestanden war, fühlte er, daß er sich nicht von Barnes würde hofmeistern lassen. Er wollte auf eigene Hand fertigwerden. Darüber verfiel er in Träumereien und stand eine halbe Stunde lang mit der Zahnbürste in der Hand da. Als er das entdeckte, wußte er wieder, daß er niemals auch nur anfangen würde, sich auf das

Examen vorzubereiten. Eine dumpfe Verzweiflung erstickte jede Initiative; eine schwarze Angst vor der Zukunft verhüllte alle Auswege.

Er ging auf die Straße hinunter in der Absicht, sich Barnes anzuvertrauen, und, wenn möglich, aufgerüttelt und von seiner kräftigen Hand gestützt zu werden. Als er aber das Hotel erreichte, ging er daran vorüber, weil er sich schämte; Barnes sollte seine Erbärmlichkeit nicht sehen.

Er streifte ziellos umher; als er sich schließlich umsah, stand er auf dem Wall von Christianshavn. Er fühlte sich müde. Unten am Wasser stand ein Baum und sah so traulich aus. Ein dicker Zweig schob sich über das Wasser, ein anderer saß ein wenig höher und etwas weiter zurück; es war eine förmliche Bank mit Rückenlehne. Er ging hinunter und setzte sich; der untere Zweig war gerade so hoch, daß seine Beine herunterhängen konnten, ohne das Wasser zu berühren. Er saß hier ebensogut wie auf seinem alten „Stuhl“ in der Haselhecke daheim. Selbst das Guckloch in die Welt hinaus hatte er; es war eine runde Öffnung zwischen dem Laub. Wenn er doch niemals älter geworden wäre als damals! Oder wenn er noch einmal anfangen und das Leben von neuem leben könnte! Er begriff gar nicht, wie er so lebensuntüchtig hatte werden können. Er hatte doch so gute Anlagen gehabt, und auch die Menschen waren ihm liebevoll entgegengekommen. Und sein Streben war immer gut und hoch gewesen. Wie war es zugegangen, daß er in Verlassenheit und Hilflosigkeit endete? Woher kam dies Gefühl der Ohnmacht dem praktischen Leben gegenüber? Welche verzweifelnde Leere im Gehirn! Er lehnte die Stirn gegen den oberen Zweig und wünschte, einschlafen und alles vergessen zu können, was ihn betraf.

Mit einem Ruck richtete er sich auf und fühlte, daß er wacher war, als er seit vielen Jahren gewesen. Er begriff es nicht sogleich, und als er es begriff, wagte er es kaum zu glauben: er war wieder in „dem Offenen“, dort, wo es keine Zeit gibt, kein fern und nah, dort, wo das Herz die wortlose Himmelssprache versteht und spricht. Durch diese Sprache,



von der die Seher ihre Weisheit haben, in der die Mystiker mit Gott reden, erhielt er sein letztes tiefes Wissen von sich selbst. Er sah sein charakterloses Schwanken, als er nach seinem ersten Sündenfall weder Mut hatte, in der Sünde zu beharren, noch Kraft, sich von ihr abzuwenden. Er sah, wie er, nachdem er die göttliche Liebe erlebt und ihren Ausdruck in seinem eigenen Gesicht gesehen hatte, sie sich als persönliche Vollkommenheit aneignete. Das Urteil über ihn stand in ihm selbst geschrieben, und das Urteil lautete, daß er das Geschenk des Lebens verscherzt hatte, indem er Gottes Gnade in Genuß verwandelte und nach geistigem Wachstum und Entwicklung strebte, um das wohlthuende Behagen zu empfinden, das damit zusammenhing.

Er kannte sein Schicksal. Er war im Offenen, d. h. im Ewigen. Wer im Ewigen gelebt hat, kann nicht ewig verloren sein. Er war als Kind dort, und weiter kam er nie. Sein erwachsenes Leben bis heute hatte er vergeudet, und nicht nur das, sondern er hatte ringsum Kummer und Verdruß auf seinem Wege verbreitet, und der Rest seines Lebens war verscherzt, vernichtet durch seine eigenen Taten. Wie ein Stein, der an ihn gebunden war, würden sie ihn bis auf den Grund hinabziehen. Die Jahre, die ihm die Möglichkeit hätten geben können, sich aufzurichten und, belehrt von seinen Fehlern, weiterzukommen, würden niemals gelebt werden.

Als er aber wieder auf dem Wall stand, dachte er, selbst wenn sein Leben grau und fast unerträglich würde, könnte er es doch als nützlicher Arbeiter leben. Und er ging nach Hause, um sogleich damit zu beginnen.

Als er daheim vor den seit so vielen Jahren nicht angerührten Lehrbüchern stand, fühlte er mit Entsetzen, daß er nie über den Vorsatz hinausgelangen würde; das Leben der Beschlüsse und Handlungen war ihm verschlossen. Der aktive Teil seines Wesens war an Atrophie gestorben.

Er setzte sich aufs Sofa und öffnete ein Kollegienheft, das er nie benutzt hatte.

Er hatte es seinerzeit gekauft, um die Vorlesungen nachzuschreiben, wie es die Kameraden taten. Ihre Hefte waren längst vollgeschrieben, benutzt und beiseite gelegt. Seins würde leer bleiben.

Er konnte es nicht ertragen, die unbenutzten Blätter zu sehen. Es mußte unbedingt etwas darauf stehen.

Er nahm die Feder und schrieb langsam und mit schulmäßiger Schönschrift zwei Sätze.

Er starrte sie an, bis sein Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem Leben zur Müdigkeit wurde, wie nach einer Arbeit.

Da legte er sich hin und schlief.

Als er erwachte, sah er das Heft, riß das Blatt mit den beiden Sätzen heraus, faltete es sorgfältig zusammen und legte es in seine Brieftasche.

Er wollte so ungern an das glauben, was er vor dem Einschlafen geschrieben hatte.

Er ging wieder auf den Wall hinaus, in der kindlichen Hoffnung, noch einmal an derselben Stelle Aufklärung und Hilfe zu erlangen.

Er fühlte sich nicht mehr als Erwachsener. Er war dort stehengeblieben, wo er in dem letzten Jahre auf dem Gymnasium zum letztenmal in das Offene hineingesehen hatte. Er war dahin zurückversetzt, dachte wie damals, handelte wie damals. Es war ihm, als sei der erwachsene Teil von ihm bereits gestorben.

Er setzte sich wieder auf die Zweige und sah durch das Guckloch im Laub in die Welt hinaus. Es war so hoffnungslos, zu denken; er war ein hilfloser Junge. Die Gedanken wurden schlaff, er lehnte sich an den Zweig zurück und glitt, wie so oft zuvor, in den halbbewußten Zustand hinüber, wo Elemente von Traum und Elemente von Wirklichkeit sich mischten, bald zu Weisheit, bald zu Torheit, zuweilen zu beidem.

Die Zweige wurden zur Haselhecke, das Wasser zur Straße, der Wall zum Garten, in dem der Glöckner Kristen grub.

Er hatte ihm soeben die Pfeife zurückgegeben, nachdem er mit dem Deckel gespielt hatte. Er hatte die schwarze

Hölle der unteren Seite und die grüne Erde der Haselstauden und des Grases betrachtet; den Himmel hatte er blau werden lassen von der Liebe, die von Gott ausging; man konnte Gott selber nicht sehen, aber wenn er sich sehen ließ, konnte man nichts weiter sehen als ihn.

Ein Lächeln der Erleichterung umspielte seinen Mund. Gottlob, er hatte nur geträumt. Der Traum kam natürlich von des Glöckners Kristen Pfeifendeckel. Er hatte mit ihm gespielt und war dann eingeschlafen.

Er hatte geträumt, daß er erwachsen sei, hatte in den Himmel hineingesehen und Gottes wunderbare Liebe gefühlt, war auf Gottes grüner Erde umhergewandert und hatte sich krank gegessen an ihren reifen und unreifen Früchten, war hinabgestiegen in die dunkle, stinkende Hölle, die sein ganzes Wesen vergiftet hatte.

Gott sei Dank, daß es nur ein Traum gewesen war; ein warnender Traum sollte es werden. Wenn er einmal heranwuchs, wollte er sich seiner erinnern; er konnte ihm dann die listig verborgenen Fallstricke des Lebens offenbaren. Er hatte Gaben erhalten, um ein gutes Leben zu führen, wie wenige.

Fröhlich sah er durch das Guckloch in die Welt hinaus, in das lebende Leben. Das Feld auf der anderen Seite der Straße war grün von üppigem Gras.

Da draußen stand eine weibliche Gestalt in einem rosa Gewand und winkte ihm.

Er lächelte ein verschmitztes, geheimnisvolles Lächeln.

Sie hatte alles das, was niemals alt wurde, das, was er bei Annine Clausen und der Schmiede-Kirsten an dem Tage gesehen hatte, als er auf die Seite von ihnen kam, die dem jungen Schmied Per zugekehrt war und ihm, der Niels Peters Vater wurde. Sie hatte alles an sich. Ihr Gang war Tanz; in ihre Augen konnte man hineinstarren und sein eigenes beraushtes Antlitz sehen. Sie lächelte ihm zu, bis ihm schwindelte, und sie winkte ihm, und er antwortete: „Endlich bist du da. Ich habe hier jeden Tag nach dir ausgespäht. Wie heißt du denn?“

Sie antwortete lächelnd: „Ich heiße Maya.“

Ihm schwindelte. „Maya?“ wiederholte er, „Maya — ich glaube, du hießest Tine. Aber der Name ist ja gleichgültig. Nun komme ich zu dir.“

Er erhob sich, um auf die Straße hinabzugehen.

Das Wasser schloß sich über ihm.

\*

## 71. KAPITEL

### Der Kreuzweg

Die Schatten des Nachmittags begannen lang zu werden. Der Kandidat stand über die Gartentür gelehnt und rauchte. Plötzlich hörte er das geschwinde Geklapper von Holzschuhen und das Keuchen und Stöhnen überanstrengter Lungen.

Es war Annine Clausen, die weder hörte noch sah, weil sie buchstäblich nicht mehr konnte, aber weiter mußte.

„Prrr!“ sagte der Kandidat.

Annine erschrak so, daß ihr der Atem völlig ausging.

„Herr du meines Lebens!“ sagte sie. „Ich bin so erschrocken! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich erschrocken bin.“

„Das konnte ich hören,“ sagte der Kandidat.

„Das mag wohl sein,“ sagte Annine, „und ich leugne es auch gar nicht, aber wenn Sie gesehen hätten, was ich gesehen habe, und gehört hätten, was ich gehört habe, und gelaufen wären, wie ich gelaufen bin, dann — — Ich komme von der Schmiede her, denn ich mußte mit der Kirsten sprechen.“

„Die Schmiede-Kirsten ist doch schon vor Jahr und Tag gestorben,“ sagte der Kandidat.

„Ja, die Kirsten ist gestorben,“ sagte Annine, „an einem Dienstagmorgen, zu Michaelis ist es anderthalb Jahre. Ich habe sie selbst mit eingekleidet und in den Sarg gelegt. Ich vermisse sie jedesmal, wenn hier im Dorf etwas

passiert; denn kein Mensch war so wie sie bei einer Tasse Kaffee. Und doch renne ich die Viertelmeile zu ihr hinüber, und erst als ich vor der Schmiede stehe, fällt mir ein, daß sie und Per beide weg sind, und der neue Schmied ist Junggeselle und ist obendrein nicht zu Hause.

„Wollen Sie nicht hereinkommen und sich einen Augenblick setzen?“ fragte der Kandidat.

Annine preßte die Hand gegen das Herz. „Gedulden Sie sich nur einen Augenblick und lassen Sie mich erst den Anfang finden. Wenn nur das Herz aufhören wollte, so zu hämmern. Ich bin zu schnell gelaufen und habe mich zu sehr alteriert, und mir ist zuviel passiert. Die Disteln sitzen noch in meinem Strumpf und stechen mich. Hier können Sie sehen; mein linkes Bein sieht aus wie ein Stachelschwein. Aber das kann bleiben, bis ich zu Martine komme und den Strumpf ausziehen kann; alle gehen sie doch nicht durch.“

„Wo haben Sie denn die Disteln aufgesammelt?“ fragte der Kandidat.

„Auf dem Hügelhof bei dem alten Heck, wie wir es nennen. Sie wissen schon, wo das Gras noch vom vorigen Jahr steht. Ich war in der Stadt gewesen und ging quer über das Feld, das mit dem Hügel, der auf der andern Seite nach der Hecke und dem Kreuzweg zu steil abfällt. Ich bin bis ganz hinauf gekommen und stehe oben einen Augenblick still. Ich kann von da das ganze Dorf und bis nach der Stadt hinunter sehen. „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt,“ denke ich bei mir — wie es im Gesangbuch heißt — wo es freilich Abend sein soll, wenn der Mond scheint, und dies war um die Mittagsstunde, wo die Kühe dalagen und wiederkäufen.“

Ich sehe also auf alle vier Arme des Kreuzwegs hinunter, die genau wie Mühlenflügel unter mir liegen, und unten auf der Straße, die draußen im Moor endet, wo er wohnt, da kommt Holger gegangen und hat nicht mehr weit bis zum Kreuz. Aber da sehe ich plötzlich einen die

Straße von Bakkeböll heraufkommen. ‚Wer mag das bloß sein?‘ denke ich, ‚das ist doch keiner von uns.‘ Aber da macht er eine Bewegung mit dem Kopf und eine mit dem Arm; die habe ich schon gesehen —, und da durchfährt es mich, daß ich mich nicht vom Fleck rühren kann. Und da sage ich so laut, daß ich es selbst hören kann: ‚Ja, wenn das stimmt und wenn er es ist, dann hat das der liebe Gott selber so gefügt. ‚Aber das geht nicht,‘ denke ich, ‚das muß verhindert werden; ich muß einen wegschaffen, ehe er den andern sieht.‘ Und also laufe ich den Berg hinunter. Sie wissen, wie steil er ist — ich wollte ja zuerst kommen, und auf dem halben Weg falle ich über eine Keule, die hatte ich nicht gesehen, und ich falle mitten in einen großen Tümpel Disteln hinein, solche mit den runden blauen Köpfen. Ich tat mir weh, und sie stachen mich, aber ich kam wieder in die Höhe, denn dies — ja, nun können Sie ja selbst hören. — Als ich unten ankomme, ist Holger gerade vor dem Kreuz stehengeblieben; er dreht mir den Rücken zu und sieht auf das Moor hinaus. Er ist in Träumereien versunken oder so was. Ich denke: ‚Wie soll ich bloß durch den Zaun kommen, ohne daß Holger aufwacht, und wie soll ich den Müller anhalten, daß er nicht hierher kommt.‘ Aber weil ich über die Keule gefallen bin, komme ich zu spät und höre die Tritte schon näher kommen. Aber Holger hört nichts, und ich bete zu Gott, daß er ihn taub sein läßt, bis der Müller vorbei ist, damit ich mit Holger schwatzen und ihn aufhalten kann. Da sehe ich den Müller hinter der Ecke am Kreuz auftauchen, und ich denke bei mir: ‚Du gehst unwissend geradewegs in den Tod.‘ Und da ist es, als wenn das Ganze gerade dazu so gefügt ist. Holger hört die Schritte, wacht auf und dreht sich um, und da sieht der Müllerbursch ihn und erkennt ihn und weiß, daß seine letzte Stunde geschlagen hat; er ist wie gelähmt, als hätte ihn der Schlag gerührt, und kann nicht vorwärts und nicht rückwärts. Ich mußte an Lots Frau in der Bibel denken, die in einem einzigen Augenblick zur Salzsäule wurde. Es war zu spät, etwas zu



tun. ‚Aber wenn ich es nicht verhindern kann,‘ denke ich, ‚dann will ich es doch wenigstens sehen, wenn mir auch davor graut; denn von dem, was jetzt geschieht, davon werden die Leute noch nach vielen Jahren reden, wenn ich selbst schon tot bin, aber ich habe es ihnen doch wenigstens erzählt.‘ Aber Holger stand ungünstig für mich; ich konnte nur seinen Rücken sehen und nicht sein Gesicht. Und der Müllerbursch wurde aschfahl im selben Augenblick, als Holger sich umdrehte. Und gehen kann er nicht, und sprechen kann er nicht, und bewegen kann er sich auch nicht. Er stand vor seinem Tod und wußte, daß es ein grauenvoller Tod sein würde. Ich sah es seinen Händen an, daß er sie falten wollte; aber er konnte es nicht. Da habe ich meine dafür gefaltet. Das war das einzige, was ich für ihn tun konnte. Beten konnte ich nicht vor Spannung und Angst.

Holger rührte sich nicht. Ich sehe noch seinen Rücken vor mir. Mir ist, als könnte ich nie wieder daran denken, mich schlafen zu legen, damit ich nicht von dem Rücken träume.

Aber auf einmal hebt er die rechte Hand in die Höhe — bloß so — und macht damit dreimal hintereinander so — sehen Sie, so mit den Fingern — er wollte damit sagen, der Müllerbursch sollte gehen! Aber dem Müllerburschen war die Zunge gelähmt, waren die Glieder gelähmt, und er stand noch immer auf demselben Fleck und konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts, und ich dachte bei mir: ‚Es gehört ein Wort dazu, ihn zu lösen, du mußt ihm ein Wort sagen, sonst bleibt er stehen, bis du ihn gemordet hast.‘ Aber ich kann kein Wort hervorbringen, meine Zunge sitzt fest. Da macht Holger wieder dieselbe Bewegung mit der Hand und sagt ganz ruhig, aber sonderbar deutlich: ‚Ich habe dich nicht geschaffen. Geh!’

Und da kehrt das Leben in den Müllerburschen zurück, und er geht, aber so, daß ich denke: ‚es wäre besser für ihn, er wäre totgeschlagen worden.‘

Da wendet sich Holger auch um, und da sehe ich sein

Gesicht und kann es nicht wiedererkennen. Es war, wie es in der Bibel von dem Jüngsten Tag heißt. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber wenn ich Holgers Gesicht vor mir sehe, dann sehe ich jedesmal die Stelle, wo die Worte in der Offenbarung Johannis stehen. Ich war lange so gelähmt wie der Müller, und Holger ging nach dem Moor hin, ehe ich ein Glied rühren konnte. Aber dann lief ich denn auch, was ich laufen konnte, zur Kirsten, die schon lange nicht mehr da ist. Ach ja, an einer Stelle erwarten wir den Tod, und er kommt nicht, und an einer andern Stelle vergessen wir den Tod, und er ist schon dagewesen. Wie wunderbar doch das Leben ist!

Und wenn diese Begegnung am Kreuzweg wirklich vom lieben Gott gefügt ist — und ein Zufall kann es nicht sein — warum ist dann nichts passiert? Und was kann Holger mit den Worten gemeint haben, daß er den Vissingröder Müllerburschen nicht geschaffen hat? Denn das wissen wir ja, daß nach der Richtung hin bloß der Vater des Müllers und dann der liebe Gott in Betracht kommen kann. Aber was hat der Müllerbursch hier wieder wollen? Er war ja doch schon weg, ehe Hansine starb. Hat er vielleicht in Amerika nichts von ihr gehört, und hat sie ihm doch im Sinn gelegen, und er ist nach Haus gekommen, um sie mit nach Amerika zu nehmen, wenn sie sich noch nicht mit einem andern verheiratet hätte? Wir Menschen wissen nicht, was in uns vorgeht. Aber ich will den Müllerburschen aufsuchen, ehe er wieder weg ist, und herauskriegen, ob er nichts von Hansine und Holger gewußt hat. — Wollen Sie das nicht auch?“

Der Kandidat war auf die Straße hinausgegangen. „Nein,“ sagte er, „ich will auf das Moor hinaus und mich nach Holger umsehen.“

„Ja, tun Sie das,“ sagte Annine, „dann treffen wir uns vielleicht später und erzählen uns, was wir gehört haben.“

Die müden, distelzerstochenen Beine trabten weiter. Aber der Kandidat kehrte in den Garten zurück. Ihm war eingefallen, daß Holger Zeit haben müsse.

Gegen Abend stand er draußen am Moor und lächelte, weil er wie Annine an das alte Gesangbuchslid: „Nun ruhen alle Wälder“ dachte.

Sein Blick schweifte über die Landschaft hin; die sanft geschwungenen Hügel lagen da, immer zu zweien, wie runde üppige Frauenbrüste. Das Korn wurde golden in der Abendsonne und ließ seine nahe Reife ahnen. Das dunkle Gras des Moors, die schwarzen Torfgräben mit dem unergründlichen Wasser fügten zu dem milden Lächeln in der Physiognomie des fruchtbaren Landes einen tiefen Zug stillen Ernstes.

Holger stand in der Tür der Hütte, die Hand auf dem Kopf, den Ellbogen gegen den Türrahmen gestützt.

Als der Kandidat kam, trat er zurück, um ihn hereinzulassen, aber der Kandidat schüttelte den Kopf: „Ich teile nicht ganz Ihren Geschmack für die Gemütlichkeit Ihrer Knechtskammer; wenn Sie also nichts dagegen haben, möchte ich lieber hier draußen bleiben.“

Holger nickte und nahm wieder seine alte Stellung ein, die Hand auf dem Kopf, den Ellbogen gegen den Türrahmen gestützt.

Der Kandidat setzte sich auf einen Stein, der liegengelieben war, als die Hütte gebaut wurde.

Holgers Gesicht war dem Moor zugewandt. Aber man konnte nicht ergründen, ob er in die weite Ferne hinausah, oder tief in sich selbst hinein. Das große Gesicht zeigte eine tiefe Ruhe, von der man sich nicht vorstellen konnte, daß sie sich ändern oder unterbrochen werden könnte. Die Augen drückten keine Gedanken aus, sondern ein Wissen, ein ruhiges Beschauen.

Annine hatte am Nachmittag an die Offenbarung Johannis gedacht. Der Kandidat war bei Sonnenuntergang nahe daran zu glauben, daß der, den er sah, nicht Holger war, sondern die ganze Gegend, die Mensch geworden und in Betrachtung ihrer selbst versunken war.

Endlich fragte er: „Ihre Worte: ‚Ich habe dich nicht geschaffen‘ — was sollte das bedeuten?“

Holger wandte sich nicht nach dem Kandidaten um. Sein Gesicht blieb unverändert; und doch kam ein neues Leben hinein, ein Funke von etwas Persönlichem, das vorher nicht dagewesen war.

Ein See kann blank und ruhig daliegen, und kein Windhauch bewegt ihn, aber eine Sommerwolke segelt über den Himmel, und ihre Bewegung kann man im See sehen, obwohl sich der nicht rührt.

Holger sah aus wie jemand, der weit zurückdenkt, um sich eines Ereignisses zu entsinnen, das vor langer Zeit stattgefunden hat.

Langsam erwachend, sagte er, noch ohne den Kandidaten anzusehen: „Ich stand vor ihm und sah ihn vor mir. Zuerst dachte ich, es sei mein eigener Gedanke und nicht er selbst. Aber dann stand er wie festgenagelt und starb fast unter meinen Augen. Da wußte ich, daß er es war. Ich wollte ihn zusammenhauen. Wollte ihn ausrotten, das war mein Wille. Ich merkte, daß ich nichts tat. — Ich weiß nicht, ob das, was ich jetzt sage, etwas ist, was ich schon damals wußte, oder ob ich es erst nachher gedacht habe. Doch, es lag alles in dem Gefühl, das ich hatte. Ich weiß, ich spürte in mir ein hoffnungsloses Gefühl. Er konnte nicht ausgerottet werden. Wenn ich ihn angesteckt und zu Asche verbrannt hätte — seine Asche konnte nicht aus der Welt kommen, seine Tat nicht ungeschehen gemacht werden.

Ich hätte noch jetzt hoffnungslos dastehen können. Aber die Angst, die ihn fesselte, löste mich. Er hatte keine Macht über seinen eigenen Gedanken. Er war von außen erkennbar, ich konnte ihn sehen. Und ich ergriff ihn.

Er dachte, ich wollte Rache nehmen, und ich fühlte, das konnte und wollte ich.

Ich glaubte, ich schлüge ihn. Aber er stand noch immer vor mir. Mein Fuß hatte sich nicht gerührt, meine Hand hatte sich nicht bewegt. Ich wollte wieder schlagen, aber mein Wille hatte nicht die Kraft, die Hand zu heben. Ich begriff es nicht. Er war in meiner Gewalt. Ich ließ ihn stehen. Ich begriff es nicht. Aber ich fühlte, daß ich ver-

standen wurde. Ich senkte den Kopf und dachte: ‚Wer dies begreift, kann es mich auch wissen lassen.‘

Ich sah wieder den Menschen an, der festgenagelt vor mir stand. Aber da sahen nicht mehr meine Augen, denn ich sah nicht nur ihn, sondern uns beide, wie wir nicht wußten, woher wir kamen, wohin wir gingen, wie wir waren und warum alles so war. Ich weiß nicht, wie lange ich ihn so angesehen habe; denn der Anblick ist noch da und wird mein ganzes Leben lang da sein, und es ist, als wäre er seit meiner Geburt in mir gewesen.

Aber als ich wieder mit meinen Augen sah, da sagte ich zu ihm: ‚Ich habe dich nicht geschaffen. Geh’.‘

Ich wollte hinzufügen: ‚in Frieden,‘ aber das konnte ich nicht, denn ich sah, daß er weit zu gehen hat, bis er den Frieden einholt. Er schweift aufs Geratewohl umher und kann nicht die Stätte finden, wo der Frieden ist.

Und als er ging, tat es mir leid um ihn. Und ich war nicht mehr hoffnungslos, denn ich wußte, daß ein Mensch aus der Welt ausgelöscht werden kann. Aber nicht ihn, sondern mich selbst hatte ich ausgelöscht.“

Seine Stimme erstarb, als würde sie auch ausgelöscht, aufgesogen von der Stille ringsum. Das persönliche Leben verschwand aus seinem Gesicht. Er stand noch in derselben Stellung, die Hand auf dem Kopf, den Ellbogen gegen den Türrahmen gestützt, den Blick geradeaus gerichtet, in der ruhigen Beschaulichkeit eines tiefen Wissens. Nach einer Weile sagte der Kandidat: „Woran denken Sie?“

Eintönig, nachtwandlerisch, als käme sie von einem Ich, das kaum selbst teil an der Antwort nahm, ertönte Holgers Stimme: „Wenn das einmal gesagt werden kann, wird es wohl gesagt werden.“

Der Kandidat stutzte über den unpersönlichen Ausdruck. Er hatte das Gefühl, daß Holger im Begriff war, ihm zu entgleiten. Er starrte die regungslose Gestalt an und glaubte, einen lebenden Menschen langsam aus dem Dasein entschwinden zu sehen.

Den Kandidaten ergriff derselbe Instinkt des Lebens, der

einen über Bord springen läßt, um einen Ertrinkenden zu retten, wenn auch der Tod vielleicht das beste für ihn wäre, Er suchte Holgers privates Bewußtsein zu fassen und es aus der Tiefe emporzuziehen, in der es, das fühlte er, im Begriff war zu verschwinden wie ein Tropfen im Ozean.

Er griff nach dem starken Racheinstinkt des heftigen Temperaments und fragte: „Bereuen Sie jetzt nicht, daß Sie ihn in Frieden ziehen und leben ließen?“

Es kam eine leichte Störung in Holgers Blick, wie wenn ein Stein in einen tiefen, ruhigen See geworfen wird. Er wandte sich um — gleichsam mit Anstrengung erwachend — und sah den Kandidaten an, als hätte er ein Wort nicht ganz verstanden: „Bereuen —?“ Sein Blick schweifte suchend umher, endlich hielt er beim Kandidaten an mit dem befreiten Lächeln vollkommener Armut:

„Ich hab’ ja nichts, womit ich bereuen könnte.“



## 72. KAPITEL

### Eine Zwischenstunde

Die kleine Provinzstadt lächelte mit roten, sonnenwarmen Dächern, als Christian Barnes an Land ging. Ein freundlicher Friede lag über ihr und beschwichtigte die finsternen Gedanken, die Dahls Tod erweckt hatte. Er hatte am Tage vor seiner Abreise die Nachricht erhalten, als er ins Pensionat gegangen war. Man hatte die Leiche gefunden. In der Tasche lagen die beiden Briefe an den Sekretär der Esoterischen Schule, und auf der Rückseite stand Dahls eigene Adresse. In der Briefftasche lag zusammengefaltet ein Blatt aus einem Kollegienheft, auf dem mit Schönschrift geschrieben stand:

„Ich hab’ Gottes Garten zum Lustgarten gemacht,  
Nun ist es mir verwehrt, darin zu arbeiten.“

Der Tod des Freundes hatte Barnes tief ergriffen, und



auf der ganzen Heimreise hatte er über die Frage: „Selbstmord oder Unglücksfall?“ hin und her gegrübelt. Einige Aufklärungen, die er von dem einzigen Pensionär erhalten, dem Dahl einiges Vertrauen geschenkt hatte, machten beides gleich wahrscheinlich.

Hier in dem kleinen Hafen, der zum sonntäglichen Zeitvertreib für die Bewohner des Städtchens gemacht zu sein schien, drängten sich kleine, ruhige Erinnerungen vor und schoben die ernstesten, aber zwecklosen Grübeleien beiseite.

Als er zum letztenmal diese Straße hinaufgegangen war, glaubte er, als Gast zu einem kurzen Besuch gekommen zu sein; jetzt wußte er, daß hier seine Heimat sein würde.

Er nahm den Weg an dem Gymnasium vorüber und blieb eine Weile stehen und betrachtete das Gebäude. In diesem oder einem ähnlichen würde er künftig seinen Beruf ausüben.

Ein Gitter, geschlossene Fenster, deren untere Hälfte geblendet war, Häuser daneben, Häuser gegenüber, nirgends ein Ausblick.

Die Glocke schellte, und die Schüler strömten heraus. In einem Augenblick war der ganze Spielplatz verwandelt — eine wahnsinnige Hast nach allen Richtungen hin, ein ohrenbetäubender Spektakel. Er lachte: „Die laufen herum wie die Pferde, wenn wir in die Koppel kamen, um sie zu fangen.“ Er betrachtete die Schar kritisch: „Da sind ein paar Stück, die so aussehen, als hätten sie Lust, einen unsicheren Lehrer in den Stunden zu buckjumpen. Sie sind alle zusammen da, von den kleinen, verzagten Erstjährigen bis zu den Langen, die schon Träume in den Augen haben und die Würde des Lebens fühlen, das sie in sich tragen und dem sie schon Ausdruck zu schaffen wissen werden. — Sie pflegte mich auszuschelten, weil ich so eifrig in den Gedanken anderer Leute wühlte. Aber nichts ist wohl so schlimm, daß es nicht für etwas gut wäre. Ich möchte wohl wissen, ob mir das nicht dazu verholfen hat, ein wenig von dem nachzuempfinden, was sich in solchen Burschen regt. Jedenfalls tut der verlorene Sohn recht

daran, zu Hause zu bleiben; ich gewinne ja schon diese lärmenden Unholde lieb, die ich gar nicht kenne. Ich freue mich darauf, solche Burschen zurechtzureiten und sie in Freiheit zu dressieren. Ich kann kaum den Unterschied zwischen ihnen und mir selbst erkennen, in einem jeden von der ganzen Koppel erkenne ich mich selbst wieder! Na ja, ich bin ja auch selbst nicht viel weiter als die größten von ihnen!“

Ein ernsthaftes Lächeln glitt über sein Gesicht. Das Glück der Gesundheit schwoll in seinen Gliedern. Er durfte wieder von vorn anfangen, gesund an Leib und Seele. Als er noch auf dem Spielplatz dazugehörte, hatte er es oft nötig gehabt, seine Gedanken und seinen Körper zu verstecken; da war ja kaum einer, der ihn nicht verprügeln konnte; und da waren viele Gedanken, die das Licht scheuten. Jetzt stand er hier, bereit, von vorne wieder anzufangen, mit unbefangenen Augen.

Die Pause war vorüber, der Spielplatz wurde still. Sollte er hineingehen und den Rektor begrüßen?

Er stand über das Gitter gelehnt und wußte nicht, was er wollte — genau so wie in den Donnerstag-Zwischenstunden, wenn er eigentlich hätte hineingehen und arbeiten müssen, aber lieber sich auf der Straße herumgetrieben hatte.

Die Jungen hatten ihn angesteckt; er gab einer närrischen Lust, zu spielen, nach. Alle die alten Gefühle spukten hier im Umkreis der Schule, er konnte darin herumwandern, wie in ein Paar alten Schuhen, die ihm sonderbarerweise noch paßten. Also ging er nicht zum Rektor, sondern hielt „Zwischenstunde“ draußen auf der Straße. Vor dem Konditorladen in der Schulstraße blieb er stehen. Haha: dieselben rissigen Napoleonskuchen, von denen einige offenbar von gestern waren! Nein, darauf konnte er sich leider nicht einlassen, aber wenn er hier irgendeiner kleinen, helläugigen Helen Strömstad begegnen würde, so könnte er es nicht lassen, sie einzuladen.

Dort stand der große Kirschbaum. Wie oft hatte er nicht

dort nach der Gartentür geguckt, in der Hoffnung, einen Hut oder einen kleinen braunen Zopf zu erblicken.

Ein Dornbusch hielt ihn am Ärmel fest und stach ihn süß ins Herz. Gott weiß, wie oft er ihn blutig gerissen hatte, wenn ein Junge vorüberkam, der nicht sehen sollte, daß er auf jemand wartete. Der Busch stand noch da und hatte seine Natur und seine Gewohnheiten bewahrt.

„Was hast du nur?“ sagte er und nahm einen seiner Zweige behutsam in die Hand — nicht aus Rücksicht auf die Dornen, die stechen konnten, sondern auf eine Seele, die er in den Busch hineindichtete. „Über welchem Ewigkeitsgefühl brütest du? Warum haben sie dich nicht umgehauen?“

Und was habe ich nur, daß ich hier stehe und glaube, du bist der Busch, in dessen brennender Flamme Gott, der Herr, sich Moses offenbarte? Hier ertrinke ich in etwas Vergangenem, das mir das einzig immer Gegenwärtige zu sein scheint. Das kleinste Ding in meinem Leben ist das größte, die kürzeste Zeit ist die längste, weil ich sie immer mit mir herumtrage; eine Donnerstag-Zwischenstunde, in der ich nichts tat, hat mehr Bedeutung als alle meine arbeitsreichen Tage zusammen. Wenn man die ganze Welt ergründen könnte, würde immer eine Kleinigkeit zurückbleiben, die man nicht begreift: unser eigenes, kleines, lächerliches Ich.

Nun, ich grübele nicht, sondern nehme mein Schicksal hin, wie es ist. Ich gehe eine Straße entlang, die so ist, wie sie immer war.“

Er war an der Tür und hob den Kopf, um in den Garten hineinzusehen — und da geschah alles so, wie es in den Träumen geschieht, an die man noch glaubt, nachdem man schon eine Weile erwacht ist; das Gesicht war da, nicht ganz so wie einst, aber der Ausdruck war derselbe; es war so, wie es sein soll, wenn man träumt — nicht ganz so, wie man gedacht hatte, und doch richtig, geradeso, wie man es wünscht. Die Tür wurde geöffnet, und er ging hinein. Noch begriff er nicht, wie es so sein konnte. Aber

Helen stand da, ganz so wie einst; er konnte sehen, daß sie auf ihn gewartet hatte. Sie streckte die Hand aus und er nahm sie, dachte aber nicht daran, sie wieder loszulassen. Er hielt sie fest, um sich zu vergewissern, daß sie beide lebend und wach waren. Er gab einem Druck nach, er wußte nicht, woher er kam, fühlte sich aber gezwungen, nachzugeben. Alle die Jahre, die vergangen waren, alle die Jahre, die kommen würden, begegneten sich in einem Augenblick und zwangen ihn zu einer Handlung, über die er gar nicht nachdachte, die er nur erlebte; er schlang den Arm um ihren Hals, preßte ihre Wange gegen die seine, und dann küßte er sie — wie ein Schuljunge ein kleines Mädchen küßt, das immer gut zu ihm gewesen ist.

Helen blieb bei ihm stehen, sie sagte nichts; alle Worte versanken in einer tiefen Ruhe, die all das Wissen enthielt, das sie voneinander zu haben brauchten.

Die Ruhe hielt an, bis er zu denken anfang. Da ließ er sie los, seine Arme sanken gelähmt herab, und er fühlte, daß er wach war.

„Verzeihen Sie,“ sagte er unbeholfen, verwirrt und schuldbewußt.

Er konnte es ihrem Ausdruck ansehen, daß sie ihn nicht verstand, und sie konnte es ihm ansehen, daß etwas nicht in Ordnung war. Die Verwirrung ging von dem einen auf den andern über und wuchs bei beiden.

„Was soll ich verzeihen?“ fragte sie errötend.

Er schlug die Augen nieder und konnte ihrem Blick nicht begegnen, weil auch sie sich vergessen hatte.

„Sie sind ja verheiratet,“ brachte er endlich hervor, aber die Stimme war belegt, und man konnte die Worte kaum verstehen.

Sie verstand ihn auch nicht, sie starrte ihn an und rief erstaunt:

„Bin ich verheiratet?“

Seine Augen sahen schnell zu ihr auf, mit fast demselben Ausdruck wie die ihren.

„Ich glaubte — — Sind Sie denn nicht — —?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber — —“

Sie verfiel in Gedanken: „Ach, ja — das ist wahr. Ich war einmal verheiratet. Eine kurze Zeit — aber das ist schon lange her — ich —“

Sie konnte nicht weiter; denn er hatte sie gepackt und geküßt — nicht wie ein Schuljunge, sondern wie einer von „the boys“, wie der Bursche aus Montana, der weiß, wen er in den Armen hält.

Als sie wieder zu sich kam, fragte sie verwundert: „Wußtest du wirklich nicht, daß ich geschieden bin? Ich wurde es doch noch, bevor du abreistest.“

Er dachte einen Augenblick nach, denn er wunderte sich selbst darüber. Endlich ward ihm die Sache klar: „Ich war ja neugierig und erpicht aufs Ausfragen, aber ich habe mich nie überwinden können, jemand nach dir zu fragen. Du großer Gott, wie lieb muß ich dich gehabt haben, Helen!“

Ihre Augen wurden feucht, und er preßte ihre Hand zwischen den seinen. Da sie nun angefangen hatten, sich über alles zu wundern, fragte Helen: „Aber wenn du glaubtest — — daß ich nicht frei sei — — wie konntest du dann — — du kamst so selbstverständlich zur Tür herein — —“

„Ich war nicht wach,“ sagte er. „Ich kam drüben von der Schule und glaubte, ich hätte eine Zwischenstunde.“

Helen senkte den Kopf. „Du auch?“ sagte sie, und die Tränen rannen ihr die Wangen herab.

Barnes erschrak, sie fühlte das und sagte, ehe er sie noch fragen konnte: „Mein Gott — ich hab' ja alle diese Jahre von dieser Zwischenstunde gelebt.“

„Du auch!“ sagte Barnes, und als Helen verwundert aufsah, fuhr er fort: „Großer Gott — das war ja das einzige, was ich aus der Heimat mit mir nahm, als ich nach Amerika fuhr.“

Sie setzten sich auf die Bank und erzählten sich alles, was über diese Zwischenstunde zu sagen war. Das glaub-

ten sie damals, später erhielten sie einen besseren Begriff von der Unerschöpflichkeit dieses Themas.

„Dann haben wir uns immer besessen,“ sagte Helen glücklich und ein klein wenig feierlich.

Barnes lachte.

„Warum lachst du darüber?“ fragte sie. „Es ist doch richtig.“

„Ja,“ sagte er, „aber es erinnert mich an einen Sonntagvormittag, den ich daheim im Pfarrhause damit hinbrachte, nach einem Messer zu suchen, das in meiner Tasche steckte.“

„Aber als du das Messer fandest, hattest du es doch wohl nicht weniger gern, weil du es schon die ganze Zeit gehabt hattest,“ meinte sie.

„N—ein,“ räumte er ein und fügte ernsthaft hinzu: „Vielleicht hatte ich es noch lieber, denn nun wußte ich, wie es war, es zu besitzen und es zu verlieren. Du kannst mir glauben, ich habe es gehütet. Es war ein wunderschöner Sonntagnachmittag. — Was für einen Tag haben wir heute?“

„Es ist Donnerstag,“ sagte Helen.

„Natürlich ist es Donnerstag,“ sagte Barnes, „das war es ja auch damals immer — aber welcher Tag ist es denn in diesem Jahr?“

Helen lachte: „Es ist heute wirklich Donnerstag — auch in diesem Jahr.“

Barnes sah sie halb ungläubig an.

„Und da wollte ich immer ein Wunder erleben,“ sagte er.

Helen verfolgte das Wechseln seines Ausdrucks von glücklicher Verwunderung zu ernstem Nachdenken.

„Woran denkst du?“ fragte sie.

Er sah sie an mit einem Blick, dessen zögerndes Forschen sich in unmittelbare Freude über sie verlor.

„Man soll nicht über das nachdenken, was nicht anders sein kann,“ sagte er, „aber ich denke daran, daß, wenn ich an jenem Sonntagmorgen die Hand in die Tasche ge-



steckt hätte, ich mein Messer gleich hätte haben können; dann hätte ich nicht herumzulaufen brauchen und überall darnach zu suchen. Du sagst, wir haben uns immer besessen, und das ist glücklich, selbstwidersprechend wahr, wie die Tatsache der Liebe sein soll. Und doch habe ich das Gefühl, daß ich dich seinerzeit nicht so leicht hätte bekommen können, wie ich die Hand in meine Tasche stecken konnte. Aber heute, als ich nicht einmal daran dachte, brauchte ich nur durch die Tür zu gehen, und du fielst gleich auf mich herab wie ein reifer Apfel.“

Helen errötete ein wenig. „Es ist wirklich so,“ sagte sie, „ich habe um dich angehalten.“

„Angehalten?!“ rief Barnes aus. „Du großer Gott, das habe ich ja ganz vergessen.“

„Nein,“ sagte sie, „ich sah dich dort unterm Kirschbaum stehen, und du sahst aus, als sprächst du mit dem Dornenbusch. Ich wünschte so lebhaft, daß ich in dem Wunsche aufging und nichts mehr von mir selber wußte, du möchtest kommen und das sagen — was du also nicht gesagt hast —“

„Ich hab’ dich lieb,“ sagte er. „Aber du,“ fuhr er nach einer Weile fort, „du mußt also auch — obwohl —“

„Ich habe dich immer geliebt,“ sagte Helen, „natürlich. Was hätte ich sonst wohl tun sollen?“

„Ja, aber — —“

„Ja, aber wir waren klein,“ sagte sie, „und als wir groß wurden, sprachen wir nie miteinander.“

„Nein, das konnte ich nicht,“ sagte er.

„Natürlich hatte ich dich lieb,“ dachte sie laut, „aber so richtig verliebt war ich wohl nicht in dich damals.“

„Das will ich glauben,“ sagte Barnes. „Ich war nicht einer, in den man sich verliebte.“

„Ich sah dich an dem Tage, als du nach Hause kamst,“ sagte sie, „und konnte nichts weiter denken, als ob du es wirklich seiest. Ich war nicht sicher — inwendig wohl, aber nicht — nicht auswendig! Da erkundigte ich mich und erfuhr, daß du zu Hause warst, — — und im selben Augen-

blick erfuhr ich, was Verliebtheit ist. Ich sah dich wieder, als du nach Kopenhagen fuhrst. Das ist lange her.“

„Ja, eine Woche,“ sagte er.

„Wenn man wartet, ist es L<sup>an</sup>ge,“ sagte sie, „wenn man nicht einmal weiß, ob es einen Zweck hat zu warten.“

„Du hättest wissen müssen, daß du mich in der Tasche hattest,“ sagte er.

Während solcher inhaltreichen Unterhaltung wanderten sie im Garten herum; sie blieben häufig stehen, weil Barnes es für notwendig hielt, sich handgreiflich zu vergewissern, daß er „sein Messer wirklich hatte“.

Schließlich fiel ihm doch ein, daß er sich auf dem Wege nach dem Pfarrhaus befand.

„Der alte Pastor,“ rief er, „wandert nun zu Hause unruhig umher und begreift nicht, wo der verlorene Sohn bleibt. Er hat schon über zwei Stunden gewartet. Was sagst du zu dem Vorschlag, daß du mit nach Hause kommst und ihm erzählst, was mich unterwegs aufgehalten hat?“

— — — — —

Pastor Barnes stand vor dem Pfarrhause und sah spähend die Straße entlang, die noch immer lang und menschenleer war.

Endlich tauchte auf dem Gipfel des Hügels ein Paar auf. „Das ist Christian,“ sagte Pastor Barnes erleichtert. „Aber wer ist das junge Mädchen, das neben ihm geht?“



## 73. KAPITEL

### Sonntagnachmittag

Es war Sonntagnachmittag. Der Kandidat ging draußen auf dem Kirchhof umher und schwänzte. Es war seine Absicht gewesen, in die Kirche zu gehen; er besuchte hin und wieder einmal den Gottesdienst aus Rücksicht auf Pastor Barnes. Aber heute war das Wetter so schön ge-

wesen, daß er sich nicht hatte entschließen können, hineinzugehen. Er schlenderte draußen umher, lachte über sich selbst, legte sich auf Jakob Hansens Feld auf den Rücken, rauchte eine Zigarre und betrachtete den blauen Himmel und die weißen Wolken, lauschte dem Vogelgezwitscher und dem Kälbergebrüll, sog frische Luft ein und schwelgte knabenhaft in dem Gedanken, daß die andern eingeschlossen dasaßen und eine Predigt über sich ergehen ließen, die noch eine gute Weile vom Amen entfernt war. Er freute sich, daß er sich entschlossen hatte, zur Kirche zu gehen, sonst hätte er nicht das glückliche Gefühl gehabt, sich diese freie Stunde zu erschwänzen.

Er ging auf den Friedhof und lehnte sich über die Mauer unter dem alten Holunderbaum des Spielplatzes.

„Ich kam zu spät,“ sagte er, als Pastor Barnes herauskam.

„Wohl absichtlich?“ meinte der Pfarrer.

„Da haben wir’s,“ sagte der Kandidat, „ich freute mich so, den Pfarrer gerade ins Gesicht anzulügen. Aber das kann man an einem Sonntag nicht tun, ohne entdeckt zu werden. Ein Star flötete und ein Kalb brüllte, beides war so inhaltsreich, daß —“

„Christian,“ sagte Pastor Barnes, „der Mann macht sich über deinen Vater lustig. Schieß ihn tot oder prügele ihn durch!“

Helen stellte sich vor den Kandidaten, der über ihren Kopf hinweg sah, und sagte: „Was wird Wildwest nun tun?“

„Well — mir sind ja die Hände gebunden!“ sagte Christian.

„Ach ja,“ sagte der Kandidat, „mit so einem schönen Strick möchte sich manch alter Witwer gern anpflocken lassen.“

Sie gingen zusammen über den Spielplatz, wo die Leute noch schwatzten und Abschied nahmen.

Niels Peter, Martine und Annine kamen auf sie zu. „Wir wollten doch gern Glück wünschen,“ sagte Niels Peter

und griff an den Hut; seine Bewegungen waren ein wenig arbeitssteif geworden.

„Woher wissen Sie es denn schon?“ fragte Christian.

Martinens müde Augen strahlten von ihrem alten Leben. „Schwiegermutter wohnt bei uns,“ sagte sie.

„Schade, daß Sie es der Kirsten nicht erzählen können,“ sagte der Kandidat.

Aber Annine antwortete unverfroren: „Ich habe schon an ihrem Grabe gestanden und daran gedacht. Und denken Sie sich, nun ist der Küsterssohn auch tot, der Student, der kleine Jens, der immer an der Hecke stand und weit an mir vorbeisah, wenn ich da vorüberlief. Ach ja, welche leben und welche sterben, aber alle müssen wir weg; wie wunderbarlich ist doch das Leben, und was ist hier nicht im Dorf passiert, seit die Kirsten gestorben ist. Aber wir sehen uns ja wieder, und die Ewigkeit ist gut, denn da hat man Zeit.“

„Ja,“ sagte Martine, „es wäre ganz schön, wenn wir die Zeit hier unten ab und zu einmal festhalten könnten. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber sie ist immer weg. Namentlich seitdem wir älter geworden sind, glaube ich manchmal, gestern springt gleich auf morgen über, ohne sich Zeit zu lassen, heute zu sein. Wenn wir uns dann aber im Spiegel sehen, dann merken wir, daß sie uns im Vorüberreifen doch ihren Stempel aufgedrückt hat. — Das heißt, da haben wir eine Ausnahme von der Regel,“ sagte sie und zeigte auf Tine, die zusammen mit Peter kam, um zu gratulieren.

„Wie machst du es bloß, Tine, daß du immer noch so unverschämt jung aussiehst, während wir andern alt werden?“ fuhr Martine fort. „Du siehst ja so aus, als könntest du immer noch Romane träumen, während wir andern daliegen und schlafen wie müde Tiere. Je länger ich dich ansehe, um so fester glaube ich, daß du noch träumen kannst.“

„Es wäre auch nicht gut, wenn es anders wäre,“ sagte Tine.

Christian Barnes sah sie an und dachte verwundert: „Sie ist ja wie der Rhythmus in einem Gedicht; der einfachste Satz erhält in ihrem Munde einen Klang von Poesie.“

„Träumen Sie?“ fragte der Kandidat.

Sie schlug langsam die Augen mit den langen schwarzen Wimpern zu ihm auf mit einer ruhigen Schelmerei, die mehr ahnen ließ, als sie offenbarte. Aller Augen waren fragend auf sie gerichtet, und Martine sah mit Staunen, daß sie weder verwirrt noch unsicher wurde. Sie stand mitten unter ihnen wie das menschliche Spiegelbild der Natur, in der sie täglich wanderten und in die alle verliebt waren, mochten sie es wissen oder nicht. Die weichen Linien der fruchtbaren Gegend waren in ihrem Körper, ihre sanfte Anmut lebte in jeder ihrer Bewegungen, die klaren, warmen Träume der Sonnentage, die betörenden der Mondscheinnächte lächelten in ihren Augen und um ihren Mund.

„Es kommt wohl darauf an,“ sagte sie zu dem Kandidaten, „daß es uns gelingt, das Leben und den Traum zu vereinen.“

„Sonst ist es nämlich mit einem von beiden aus,“ sagte Peter.

„Und wenn wir beides noch unberührt haben, so haben wir es Ihnen zu verdanken,“ sagte Tine.

Hier zuckte es stark in Annine Clausens Rücken, und der Trieb, zu lauschen, schob ihren Kopf zwischen den Pfarrer und Tine, denn sie wollte sich doch nichts von dem entgehen lassen, was erzählt wurde, und wenn Tine schwieg, statt zu reden und Bescheid zu geben, wollte sie fragen; aber Martine faßte sie taktvoll unter den Arm und zog sie mit nach Hause zum Mittagessen.

In passender Entfernung folgten ihnen Tine und Peter.

Der Kandidat sah Tine lange nach und wandte sich dann an Helen: „Es kann mich wirklich ärgern, daß da immer ein Bursche ist, der sich mit den schönen Damen, die ein freundliches Gefühl für mich haben, verheiratet oder verlobt.“

„Wie ich sehe, sind da mehrere, die Ihnen das Leben verdanken, das sie haben,“ sagte Helen.

„Ja,“ sagte Pastor Barnes, „er ist mir ein scharfer Konkurrent.“

„Keineswegs,“ behauptete der Kandidat, „wir verhalten uns zueinander wie der Doktor und die weise Frau.“

„Ich wollte, die weise Frau hätte etwas mehr Vertrauen zu den Büchern des Doktors,“ sagte der Pfarrer, „aber ich beuge mich vor ihrer Geschicklichkeit, und ich glaube, die ganze Gemeinde ist in ihrer Behandlung gewesen.“

„Dort kommen jedenfalls zweie, die niemals Verwendung für meine Hebammendienste gehabt haben,“ sagte der Kandidat.

Es waren Hans Olsen und Ellen, die eine Weile an Hansinens Grab gestanden hatten und nun hinter den anderen herkamen.

„Das sind ein Paar tüchtige Menschen,“ sagte Pastor Barnes.

„Die sehen ja noch genau so aus wie damals, als sie zur Schule gingen,“ rief Christian. „Ich hab’ doch allerlei Menschen gesehen, aber ich bin nie einem erwachsenen Paar begegnet, dem man so deutlich ansah, daß sie nie in der Nähe des verbotenen Baumes der Erkenntnis gewesen sind. Wie, in aller Welt, macht man es, das Gesicht so vollkommen unschuldig zu erhalten?“

„Die beiden haben das ganz einfach dadurch fertiggebracht, daß sie geschwiegen haben,“ sagte der Kandidat. „Vom Spiel wuchsen sie unmittelbar in die Arbeit hinein, die sie zum Vergnügen ausführten; wenn die Mühe des Tages vorbei war und die Sünden des Abends für die meisten beginnen, haben die beiden zusammengesessen und ins Dasein hineingestarrt, während alles Böse von ihnen abglitt. Sie sind ganz unbewußt gewachsen und haben nie daran gedacht, ihre eigene Größe zu messen.“

Helen hatte den Kandidaten unverwandt angesehen.

„Jetzt, wo ich vor Ihnen stehe, begreife ich nicht und



verzeihe ich mir nicht, daß ich Sie nie aufgesucht und Ihnen nie gedankt habe.“

„Wozu hätten Sie das tun sollen?“ sagte er. „Sind Sie nicht die, die Sie sind? Fragen Sie Ihren Verlobten, ob das nicht genug ist?“

Christian sah von seiner Braut zu dem Kandidaten hinüber; den spöttelnden Eigensinn des Kandidaten begriff er nicht, aber Helens tiefer Ernst erschreckte ihn.

„Was bedeutet das?“ fragte er. „Das scheint doch sehr ernst, Helen!“

„Die Sache ist die,“ sagte sie. „Wenn er nicht gewesen wäre, dann stünde ich jetzt nicht hier. Ich will es dir erzählen, wenn wir nach Hause gekommen sind.“

„Ja, gehn wir ins Haus,“ sagte Pastor Barnes und faßte den Kandidaten unter den Arm.

Aber der Kandidat machte sich frei. „Nein, vielen Dank,“ sagte er, „ich will nach Hause.“

„Das hat doch keine Eile,“ meinte der Pfarrer, „es wartet doch niemand auf Sie; Sie kommen in ein leeres Haus.“

„Das ist ja gerade das angenehme,“ sagte der Kandidat und sah verstohlen zu Helen hinüber. „Da erzählt kein törichtes kleines Mädchen sentimentale Geschichten.“

Er lüftete den Hut und ging. Pastor Barnes sah ihm nach. Indem er sich drehte, um mit den beiden anderen ins Haus zu gehen, sagte er mit einem kleinen Seufzer: „In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen. Da wird wohl auch eine für ihn sein, selbst wenn — selbst wenn —“

Er konnte es nicht übers Herz bringen, den Satz zu vollenden, er konnte sich nicht entschließen, den Kandidaten ungläubig zu nennen.

✱

## 74. KAPITEL

### Frei

Der Kandidat fand zu Hause nicht die Einsamkeit, die er erwartet hatte. Holger saß auf der Treppe vor dem

Hause. Er hatte lange genug dort gesessen, um in sich selbst zu versinken; er rührte sich nicht, sah und hörte nicht.

Der Kandidat betrachtete die ruhige Gestalt und dachte, während er den Gartenweg entlang ging: „Er ist ebenso unbeweglich wie das Haus, vor dem er sitzt; er könnte gern ein großer Stein sein — oder ein Tier, da er atmet.“

Als Holger ihm sein Gesicht zukehrte und aufstand, vergaß der Kandidat zu grüßen. Es überwältigte ihn ein Gedanke: „Er könnte wahrhaftig auch ein Gott sein! Das einzige, womit er nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat, ist ein Mensch.“

Das leise Lächeln, das jetzt Holgers Mund umspielte, machte den Gedanken zuschanden. Der Kandidat stutzte, ja, starrte ihn fast verblüfft an. Da war ja er Gegenstand des kleinen, liebevollen Lächelns, mit dem Holger schon in der Kindheit alles betrachtet hatte, was klein, zart und gebrechlich war und des Schutzes bedurfte.

Der Kandidat hatte in seinem bunten Leben allerlei erlebt, aber diese Erfahrung war ihm neu. Zum erstenmal, soweit er sich erinnern konnte, verlor er seine Sicherheit und konnte sich nicht zurechtfinden: Er war nicht gewohnt, als „so ein guter Kleiner“ betrachtet zu werden. Er fühlte, daß er Gegenstand einer eigenartig erziehenden Liebe war, die, ohne es zu beabsichtigen, ihn auf seinen Platz stellte, und der Platz war nicht ganz so geräumig wie der, den er zu seiner Verfügung zu haben pflegte. Die Quacksalbertätigkeit, auf die er ein klein wenig stolz war, versank in das Unbedeutende, das nicht der Rede wert war, und zog ihn selbst mit sich hinab. Und die Ursache zu diesem Gefühl der Unbedeutendheit war das beste Ergebnis dieser Tätigkeit selber, der Mann, der ihn hier mit einer elternhaften Zärtlichkeit betrachtete, aus dessen Lächeln sowohl ein Vater als auch eine Mutter und ein Freund sprachen. —

Die Frau, die dem Kandidaten die Wirtschaft besorgte, hatte das Mittagessen fertig, und Holger wurde eingeladen mitzuessen.

Als sie den Kaffee hereingebracht und abgewaschen hatte, trottete sie nach Hause. „Es ist doch sonderbar,“ dachte sie bei sich, „diese beiden Menschen sich über Wind und Wetter und Korn genau so unterhalten zu hören wie wir anderen — aber worüber sollten sie sonst auch sprechen? Der eine ist ein gelehrter Mann und der andre ein Holzschuhmacher, der nicht einmal auf einer Volkshochschule gewesen ist.“

Der Kandidat zündete sich eine Zigarre an und bot auch Holger eine an, Holger aber lehnte dankend ab, er rauche nicht.

„Aus Prinzip?“ fragte der Kandidat.

„Nein, ich habe keine solchen — Prinzipien,“ sagte Holger, „aber — ich weiß nicht, warum ich rauchen sollte.“

Der Kandidat lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück und betrachtete mit Hingebung die große Zigarre, während er langsam den Rauch aus dem Munde quellen ließ. Es bedurfte keiner Aufklärung, warum er rauchte.

„Sie kamen neulich zu mir, um mich wegen des Vissingröder Müllerburschen zu fragen,“ sagte Holger, „und ich sagte Ihnen, was ich in dem Augenblick sagen konnte. Aber Sie fragten mich auch, woran ich dachte, und ich konnte Ihnen nicht gleich antworten, weil ich im Grunde nicht dachte, sondern in dem lebte, was vorausgegangen war, und in dem, was hinterher kam. Was im Grunde ja dasselbe ist. Und nun hab’ ich daran gedacht, daß Sie ja“ — er lächelte, als reiche er einem Kinde ein drolliges Stück Spielzeug — „sich so sehr dafür interessieren, was in andern Menschen vorgeht. Und Sie sind doch so gut zu mir gewesen, wie es kein anderer vermochte; wenn es daher Interesse für Sie hat, ist es nur billig, daß Sie erfahren, was der Begegnung auf dem Kreuzweg vorausging.“

„Hatten Sie ihn denn schon früher gesehen?“ fragte der Kandidat.

„Nein. Aber ich hatte etwas andres gesehen, und ich begriff hinterher, daß ich ihn deswegen in Frieden gehen ließ.“

Daß einer auslöschen mußte, war notwendig — denn er wie ich konnten uns nicht hier auf Erden begegnen und weiterleben — aber dieses Verlöschen war schon vorher geschehen, ohne daß ich davon wußte. Die Begegnung am Kreuzweg war nur eine Bestätigung dafür.“

„Was war denn geschehen?“ fragte der Kandidat.

„Ja — was war geschehen?“ wiederholte Holger. „Was war geschehen, und vermag ich es zu erzählen? Nichts. Alles. Ein Traum. Eine größere Wirklichkeit als die, die wir sonst sehen.“

Er sah zu dem Kandidaten hinüber, als wollte er seine Rede dessen Fassungsvermögen anzupassen versuchen.

„Es war wohl ein Traum,“ sagte er, „sagen wir, es war ein Traum. Aber dann träumte ich vor allen Dingen, daß ich wach war. Ich träumte, daß ich wach in meinem Bett saß und meine Augen öffnen wollte, um die Fähigkeit zum Sehen zu erlangen. Denn es kam mir so vor, als wäre ich bisher blind gewesen, jetzt aber sollten meine Augen geöffnet werden. Ich öffnete sie und sah in den Himmel hinein. Und dort lebten Menschen mit denen zusammen, die sie lieb hatten; und es gab kein Mißverständnis und keine Möglichkeit zu Streit, und eine Trennung konnte nicht stattfinden. Und das Leben war: daß sie einander immer näherkamen und von Stunde zu Stunde besser wußten, wie sie einander liebhaben sollten. Und es strömte eine Wärme in mein Herz, und ich sagte: Das ist das Glücksland! Und mir wurde wehmütig zumute, denn das Glück eines Menschen habe ich nie erfahren. Aber ich suchte darnach, wo mein Glück lag und fragte: ‚Wo ist Gott?‘ Denn er war nicht in diesem Glückslande. Außer — wenn man so sagen kann — als Dank in ihren Herzen über ihr Glück. —

Dann war es, als wäre ich immer noch blind und meine Augen sollten geöffnet werden. Und darauf sah ich den Himmel, wo die sind, die Gott anbeten. Eine große Gnade strömte auf sie herab, soviel wie Raum in ihren Herzen war. Engel umgaben sie und lehrten sie eine noch tiefere

Anbetung, und es wurde in ihren Herzen Platz für noch größere Gnade. Ich dachte: ‚Dies ist die Seligkeit. Wo aber ist Gott?‘ Denn er war nicht im Himmel der Seligen. Es konnten keine andern da sein als sie selbst, denn sie beteten zu Gott um ihrer selbst willen, um voll von seiner Gnade zu werden. Und wieder war es, als wäre ich blind, und meine Augen müßten geöffnet werden, damit ich sehen könnte. Da sah ich in den Himmel hinein, wo die sind, die das Leben erforschen, um zu verstehen, woher es kommt, wie es ist und wohin es geht. Da saßen Menschen, die alles wußten, was ich nie zu wissen bekomme und wonach ich mich auch nicht sehne. Vor einem jeden war eine Erdkugel, die lebte und sich bewegte, während das Leben vor ihren Augen entstand und wuchs, und sie verfolgten es so genau, daß nichts da war außer ihnen und dem, was sie sahen. Es war so still in diesem Himmel, daß ihre Gedanken von dem mußten gehört werden können, der sie zu verstehen vermochte. Vor einer jeden von diesen Erdkugeln war eine kleine goldene Sonne, ein Spiegel sozusagen, aber aus lebendigem Gold, der nicht den spiegelte, der hineinsah, sondern eine unergründliche goldene Tiefe zeigte. Ich sah ein Antlitz über eine von diesen lebendigen Sonnen gleiten; und der davorsah, erhob sich, und ich wußte, daß das Leben seiner Frau auf Erden zu Ende war. Ich sah ihn warten, ich sah sie kommen, ich sah, wie er ihre Hand nahm und sie in den Himmel hineinführte, wo sein Herz war. Ich wußte, daß dieser Himmel nicht der ihre war, daß er aber der ihre wurde, da er der seine war, und ich dachte: ‚So ist die Liebe.‘ Aber ich fragte wieder: ‚Wo ist Gott?‘ Denn Gott war nicht in dem Himmel, wo man alles verstehen lernte — außer ihn.

Dann war es wieder, als wäre ich bisher blind gewesen, und meine Augen wurden aufgetan, und ich konnte sehen. Ich sah den Himmel, wo die sind, die Gott um seiner selbst willen anbeteten. Aber ich kann nicht sagen, was ich sah; denn während ich sah, wurde es immer größer, das Strah-

lende erhielt Strahlen, als wäre es bisher matt gewesen, das Mächtige wuchs, als wäre es bisher klein gewesen, die Glückseligkeit erhielt Fülle, als wäre sie bisher Mangel gewesen. Das war der Glanz, das war die Herrlichkeit. Alles, was auf Erden strahlend vor unsern Augen steht, erhält seinen Glanz davon: die Morgensonne ihre Klarheit, die Abendsonne ihre Herrlichkeit, das Leben selbst sein Leben. Ohne das wären alle Augen matt, das Gold gelb, aber nicht golden. Ja, ja — so ist es. —“

Er schwieg und sah vor sich hin. Seine Augen hatten gestrahlt, als sähen sie noch das, wovon er sprach. Jetzt änderte sich ihr Ausdruck; an Stelle des Entzückens trat eine tiefe Ruhe, die größer war als die Ruhe des Todes, sie war die Ruhe des Lebens und des Todes im Verein, als wären die unversöhnlichen Mächte hier zu einer dritten zusammengeschmolzen, die mächtiger war als sie beide.

Den Kandidaten durchschauerte es vor Angst und Ehrfurcht zugleich. Holger begann wieder zu sprechen: „Da war eine Mannigfaltigkeit, ein Überfluß an Mannigfaltigkeit. Aber eins war gemeinsam, alle existierten in großer Erhebung, atmeten in grenzenloser Erleichterung. Das Wunderbare aber ist, daß die ewige Erhebung mir gleichsam zu einem Joch wurde, obgleich sie niemals ermüden konnte, und die Erleichterung, die immer größer wurde, empfand ich als Last. Ich starrte in die Herrlichkeit hinein, fand aber niemand sonst, für den es so war, und während ich starrte, hörte ich eine Stimme — aber nicht außer mir — die sagte: ‚Was spähest du nach Gottes Herrlichkeit?‘

Ich antwortete — aber ich bediente mich keiner Worte: ‚Ich spähe nach Gott.‘

Die Stimme sagte: ‚Dies ist Gottes Herrlichkeit.‘

Ich fragte wieder: ‚Wo ist Gott selbst?‘

Die Stimme antwortete: ‚Der du es wagst, hier zu fragen, öffne deine Augen und schau!‘

Und im selben Augenblick war ich von der Herrlichkeit ausgeschlossen. Sie lag sozusagen hinter mir.



Vor mir war — ich kann es wohl — einen Raum nennen.

Dort war keine Freude, ich dachte, obwohl ich nichts sehen konnte: ‚Da drinnen ist alles, was das Gegenteil von Freude ist.‘ Aber hinter diesem — Raum, sah ich einen andern. Ich weiß nicht, wie ich ihn bezeichnen soll. Jeder Name dafür ist zu groß. Ich kann ihn eine Wüste nennen, ich kann Knechtekammer sagen. Beide Namen sind zu groß, denn sie bedeuten etwas. Hier war nichts, worauf man die Hand legen, dem man einen Namen geben, das man das Seine nennen konnte. Aber ein Sehnen zog mich danach hin, und obwohl ich keine Stimme mehr hörte oder nichts sah, was mir den Weg zeigen konnte, wußte ich, daß ich dorthin wollte.

Denn da drinnen war Gott.

Aber als ich durch den freudenlosen Raum gehen wollte, der vor Gottes Armut lag, blieb ich vor Entsetzen stehen. Das Entsetzen war ein Regen, der auf mich herabging und in mich hineindrang wie ein verzehrendes Gift, das alles auflöste und vernichtete, was ich war. Ich wagte nicht ganz hineinzugehen, ich wagte nicht aufzuhören, ich zu sein, ich wagte nicht weiter zu leben und nicht ich zu sein.

Aber dann sah ich wieder den Raum, der so gering war, daß nichts darinnen sein konnte außer Gott, und das Sehnen zog mich vorwärts, während ich dachte: ‚Wenn du zu sein aufhörst, bist du Gott näher, als wenn du hier stehen bleibst und du selber bist.‘

Ich ging hinein und starb einen Tod, der dem Tode unsres Körpers so ähnlich ist wie ein Alpdruck einem ruhigen Schlaf.“

Die Augenlider sanken ihm herab, das Gesicht schloß sich. Er saß so regungslos da wie vorhin auf dem Stein der Treppe.

Etwas fiel mit einem kurzen, dumpfen Laut zu Boden. Es war die Zigarre des Kandidaten, die ausgegangen war und ihm jetzt aus den Fingern fiel. Er hob sie nicht auf, sondern starrte Holger an, der ihm so nahe saß und ihm

so fern erschien, daß an eine Verbindung mit ihm nicht zu denken war. Er merkte, daß er selbst seine Lippen bewegte und eifrig fragte: „Was dann? Was dann?“ Aber als er sich dessen ganz bewußt war, vermochte er nicht zu fragen. Es war, als ob das Entsetzen, das Holger vor Gottes Armut empfunden hatte, sich dieser letzten Frage in den Weg stellte. Eine tiefe Ruhe, die weder Leben noch Tod glich, ruhte auf Holgers Gestalt und breitete sich von ihr aus. Der Kandidat empfand das instinktive Verlangen, sich zu retten; er, der sonst seine Hauptnahrung aus Stille und Schweigen zog, empfand diesem gegenüber etwas wie Angst, daß sein Bewußtsein untergehen und nie wieder auftauchen könne. Ein Strudel von Unendlichkeit erfaßte ihn und zog ihn mit sich, wenn er nicht etwas unternahm. Mit einer Anstrengung, als setzte er alle seine Kräfte ein, bückte er sich, hob die Zigarre auf, zündete sie an und ging im Zimmer auf und ab. Aber das war noch nicht genug. Er mußte Holger zum Reden bringen, mußte seine lebende Stimme hören, die Bewegung in seinen Gedanken fühlen, und er fragte:

„Es gab also verschiedene Himmel — je nach der verschiedenen Natur der Menschen?“

Holger sah auf. Seine Stimme klang schlicht und still, hin und wieder ein wenig tastend, wie gewöhnlich.

„Es ist nicht leicht zu erklären,“ sagte er. „Ich sah viel, wovon ich nicht weiß, wie ich es einem anderen sagen soll. Aber das, wonach Sie fragen, ist richtig. Ich sah sie von dem auferstehen, was wir den Tod nennen, und ich sah sie durch Himmel steigen, bis sie haltmachten, weil sie nicht höher steigen konnten. Das geschah ganz von selbst. Es schien, als geschehe es — nach einem Naturgesetz, oder wie ich es nennen soll. Sie können am besten verstehen, was ich meine, wenn Sie an einen Ballon denken. Es ist ja so: Wenn die Luft in ihm und die Luft draußen dieselbe Leichtigkeit hat, so steigt er nicht mehr, sondern steht still. Nicht wahr?“

Der Kandidat nickte, und Holger fuhr fort: „Die Men-

schen wurden von ihrem eigenen höchsten Gefühl emporgetragen; wenn sie den Himmel erreichten, der von der Natur dieses Gefühls war, standen sie still und waren zu Hause. Aber innerhalb jedes Himmels waren viele — solche Grade. Einige waren niedriger, andere höher in demselben Himmel, obwohl keine bestimmten Grenzscheiden waren und ich das Ganze übersehen konnte. Aber zwischen den verschiedenen Himmeln müssen Grenzscheiden gewesen sein, denn meine Augen mußten jedesmal geöffnet werden, wenn ich einen neuen sehen sollte. Aber dasselbe Gesetz herrschte in ihnen allen: die Menschen kamen dahin, wohin ihre Natur sie führte. Ich sah freilich einen, der nicht so weit kam, wie seine Natur ihn hätte führen können, obwohl er weit, weit über die meisten andern hinaus kam. Das war im Himmel der Herrlichkeit selbst. Ich sah ihn kommen. Er stieg und stieg schnell durch alle Himmel empor; auf seinem Gesicht lag ein kleines Lächeln; das verriet: er wußte, daß er hoch steigen würde. Er stieg und stieg, kam in Gottes Herrlichkeit hinein und stieg in ihr, und ich sah seine Natur und dachte: „Er erreicht das äußerste, was ein Mensch erreichen kann.“ Aber da blieb er stehen, und ich begriff es nicht. Im selben Augenblick wurde es mir gezeigt. Ich kann nicht erklären auf welche Weise, aber ich sah es. Ich sah sein Leben auf Erden. Es war tief im Süden, irgendwo in der Gegend, die wir die warmen Länder nennen. Die Bäume waren nicht ganz wie die unsern. Sie waren dunkler, viele von ihnen waren schlanker, die meisten eine Art Fichte, und die mit Laub hatten ein dünneres und graueres Laub. Er war Priester — aber nicht so einer, wie wir sie haben. Er war so etwas wie ein Mönch, aber doch mehr als ein Mönch, ich weiß nicht, wie man so etwas nennt, aber solche gibt es also — irgendwo im Süden. Die Menschen beteten ihn fast an. Er war ein gelehrter Mann, und er war ein kluger Mann, und namentlich wußte er, was in den Menschen war. Vor allem aber war er ein frommer Mann und eine große Seele. Ich sah seine irdische Gestalt, obgleich sie ja nun tot sein mußte. Aber sie

wurde mir gezeigt. Sein Haar war weiß, wie weiße, frisch gewaschene Wolle. Seine Augen strahlten, als wären sie aus lauter Sonne gemacht — aus der Sonne, die eben aufgegangen ist. Sie waren so rein, daß Leute, die ihn sahen, niederknieten und ihm ihre Sünden beichteten. Sie hielten ihn für einen Heiligen.

Aber siehe: wohin er sah, begegnete er diesem Gedanken bei allen Leuten. Er sah nie etwas anderes als den; denn alle hatten ihn. Er wurde so daran gewöhnt, daß er sich gleichsam an ihn festklebte, ohne darüber nachzudenken. Er trug ihn mit sich überall, wie etwas, was sein war. Sie hatten ihn gleichsam als Schmuck ihm angehängt, und er wußte, daß seine Arbeit ein Segen für die Menschen war. Daher kam das kleine Lächeln, das ich auf seinem Antlitz sah, während er emporstieg. Aber all das Gute, das er über sich selbst zu wissen nicht hatte vermeiden können, das wurde im Himmel der Herrlichkeit zu einem Gewicht, das ihn niederhielt, während seine Natur weiter aufwärtsstrebte. Je höher eine Seele steigt, um so schwerer werden die leichten Dinge, um so größer werden die kleinen Sünden.“

Der Kandidat hatte seine Wanderung aufgegeben, er stand da und betrachtete Holger; sein aufmerksames Gesicht ward verklärt von einem kleinen Lächeln, von dem er selber kaum etwas wußte.

Holger sah es und sagte:

„Daß es mir doch vergönnt werde, es noch einmal zu sehen!“

„Was?“

„Daß Sie so freundlich dastehen und sich über mich lustig machen.“

„Ich pflege mich nicht über Sie lustig zu machen,“ sagte der Kandidat.

„Nein,“ sagte Holger, „im Grunde dachte ich auch nicht an Sie, sondern an die Jungen in der Schule. Sie haben Ähnlichkeit mit ihnen. Das kleine Lächeln hatten sie immer, wenn ich meine Aufgaben zufällig konnte. Ich be-

hauptete ja immer, daß ich sie ‚inwendig‘ konnte, aber wenn sie aus dem Mund heraus sollten, gerieten sie kunterbunt durcheinander, ohne Zusammenhang, und ich wurde zum Gespött. Aber zuweilen, wenn ich nicht daran dachte, was ich sagen wollte, kam das Ganze wortgetreu von selbst. Und dann lächelten alle Jungen auf eine bestimmte Weise, genau so, als wollten sie sagen: ‚Er hat ja recht, er kann es wirklich.‘ Und ich konnte dem Lächeln ansehen, daß sie es mir gönnten, daß es herauskam. Vorhin sahen Sie ihnen so ähnlich, daß ich kaum einen Unterschied erkennen konnte.“

„Es ist heute das zweitemal, daß Sie mich zu einem Schuljungen reduzieren,“ sagte der Kandidat.

„Es war nicht böse gemeint,“ sagte Holger, „ich habe nicht daran gedacht, Sie zu — — zu — — reduzieren.“

„Daher gelingt es so gut,“ sagte der Kandidat. „Es ist dasselbe wie mit den Schulaufgaben. Wenn Sie nur nicht darüber nachdenken, was Sie sagen sollen, dann geht es von selber. Aber sehen Sie, das Wetter ist milde und der Wind ist sanft — wollen wir nicht hinausgehen und uns in den Garten setzen?“

Sie gingen hinaus, vorbei an dem alten Apfelbaum, an dem Holger halb bewußtlos gestanden hatte, bis der Kandidat ihn hereingeholt hatte; sie gingen bis an die neue Hecke aus Ulmen und Efeu. In der Ecke lag ein Stein, der letzte Rest von der alten Steinmauer, die er umgebrochen und fortgefahren hatte.

Holger setzte sich auf den Stein, der Kandidat ihm gegenüber auf die Bank.

Sie sahen über die Felder hinaus, wo der Sonnenschein sanft und still wurde, während sich der Nachmittag leise zum Abend neigte. Sie konnten den Tag fast in das Vergangene hinabsinken sehen, ein Tag, der gewesen war und nie wiederkam.

Der Kandidat betrachtete die Schatten, die immer länger wurden. Er hatte ein Empfinden, als würde sein eigener Maßstab für alles kürzer.

Er wandte sich an Holger, um etwas zu sagen, schwieg aber in tiefer Verwunderung; denn auf dem großen Gesicht zeigte das Leben ihm eine neue Würde, für die er kein Maß und Gewicht kannte.

Das Gesicht war regungslos, und doch sah er in ein Lächeln hinein, in ein Lächeln ohne Strahlen, ein Lächeln ohne Gegenstand, das Lächeln an sich.

Dieses Gesicht hatte eine schlichte Größe, die ihr eigenes Wesen für nichts achtete, eine Fülle von Geringfügigkeit, einen Überfluß von nichts — der paradoxe Triumph der Selbstauslöschung.

Der Kandidat wandte sich um und sah in den sinkenden Tag hinaus, blieb so sitzen, bis es ihm war, als schwände das Leben selbst dahin und zöge ihn und seine Arbeit mit in sein Schwinden hinein — etwas Überflüssiges, das in das tiefe Allvergessen hineinglitt.

„Gott ist also — nichts,“ sagte er langsam, „nach Ihrem Traum?“

„Das kann man wohl sagen,“ sagte Holger.

„Da gibt es also keinen Gott.“

„Freilich.“

„Entweder muß er sein oder nicht sein.“

„Nein.“

„Ein Drittes gibt es nicht.“

Er hatte sich jäh nach Holger umgewandt, und sein Ton war etwas gereizt.

Holger zögerte einen Augenblick. „Wollen Sie, daß ich Ihnen sage, was ich denke?“ fragte er.

„Ja.“

„Gut. Dann müssen Sie an Hansine denken. Wer war es, der sie liebte und der sie umbrachte?“

„Das waren Sie.“

„Denken Sie an den Vissingröder Müllerburschen. Wer war es, der haßte und verzieh?“

„Ich sage voller Bewunderung, das waren auch Sie!“

„Und wer sitzt jetzt hier bei Ihnen?“

„Da Sie fragen — Sie sind es.“



„Aber wenn ich nun sage, daß ich mein Haupthaar nicht als das meine fühle, sondern nur, daß es da ist; und nicht fühle, daß meine Augen sehen, sondern nur, daß gesehen wird; und nicht, daß meine Ohren hören, sondern nur, daß gehört wird; und daß ich mein Atmen nicht als das meine fühle, sondern nur, daß geatmet wird; nicht, daß meine Füße gehen und meine Hände schaffen, sondern nur, daß es geschieht. Wer bin dann ich, der das Widerstreitende tat? Der liebte und tötete, der haßte und verliebte, der nicht mehr liebt und nicht mehr haßt, der nicht angezogen und nicht abgestoßen wird, der weder von Willen noch von Ziel weiß?“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie nicht existieren?“

„Das kann man wohl sagen.“

„Aber Sie sind doch hier?“

„Dann muß es ‚das Dritte‘ geben.“

„Sie entsinnen sich dessen, was Sie taten, also sind Sie, der hier sitzt, derjenige, der es tat.“

„Nicht ich tat es.“

„Nicht Sie?“

„Hans Olsen sagte einmal zu mir: ‚Du bist nicht du selbst gewesen damals, als du Hansine das antatest. Aber ich war ebensowenig ‚ich selbst‘, wenn ich jemand etwas Gutes tat. Ich war immer in der Gewalt einer der Mächte und wußte wenig von mir selber. Ja, es kam sogar vor, daß ich aus Liebe haßte, daß ich aus Zärtlichkeit schlug. Die Mächte des Lebens handelten mit mir, wie sie wollten.‘

„Wenn die ‚Mächte‘ des Lebens handelten — was waren dann Sie?“

„Ich war der Kampf zwischen ihnen. In ihm lernte ich mich selbst erkennen, fühlte, was mich von dem Kampf befreien konnte.“

„Und was war das?“

„Das war Gott.“

„Und nun?“

„Ich weiß von nichts weiter als von Befreiung.“

„Aber das, was Sie Gott nennen, das Sie durch den

Kampf zur Befreiung trieb, war wohl ein Trieb in Ihnen selber?“

„Da müßte der aufgehört haben, als ich aufhörte ‚Ich‘ zu sein. Aber ich denke an meinen Traum, der vielleicht wahr war und kein Traum. Vielleicht entspricht einem jeden Gefühl eine Himmelsgegend oder ein Höllenloch, das wirklich existiert, obwohl wir beides nicht sehen können. Ein Gefühl existiert auch, obwohl wir es nicht sehen. Ein gutes Gefühl in mir für kleine Kinder war nicht ich, sondern mein, und ein Beweis dafür, daß ich existierte, und Friede umgab die Kleinen, weil ich ihn hatte. Vielleicht sind die Himmel Gottes gute Gefühle für die Welt. Weil sie da sind und wir sie spüren, wissen wir, daß er existiert. Aber Gott selbst macht sich nur wenig aus seinen Himmeln.“

„Warum glauben Sie das?“

Holger sah den Kandidaten schonend an und sagte: „Erschrecken Sie nicht über das, was ich nun sagen werde: Ich wünsche meine böse Tat nicht ungeschehen. Sie ist mir gleich nahe und gleich lieb — sie ist mir gleich fern und gleichgültig wie die Garben, die ich auf dem Felde für Hansine band, wie ein Kind auf dem Spielplatz, dem niemand etwas anhaben darf. Ich half den Kleinen aus Liebe; aus Liebe zu ihnen schlug ich die Großen grausam. Ich liebte und tötete. Wo Liebe von dieser Art ist, da ist auch Haß. Solange es einen Himmel gibt, existiert auch eine Hölle. Ich wünsche meine böse Tat nicht ungeschehen. Ohne sie wäre ich nicht frei geworden, wäre auch niemals dahin gekommen, meine beste Handlung nicht für wertvoller anzusehen als sie ist.“

Der Kandidat sah ihn ungläubig an. „Tun Sie das wirklich nicht?“

„Nein. Und ich glaube, so sieht Gott seinen Himmel und seine Hölle an, und er sagt: ‚Weder diese noch jene bin Ich.‘ Aber beide sind Zeichen dafür, daß er existiert.“

„Danach,“ sagte der Kandidat, „wäre das Leben ein Kampf zwischen entgegengesetzten Mächten, woraus das

Bewußtsein entsteht, und Gott ein Wesen, das sich an die Welt gekettet hat und sich von ihr befreit — zusammen mit uns Menschen.“

Holger schüttelte den Kopf: „Was Sie da sagen, sind Gedanken, die Sie sich von ihm machen. Aber jeder Gedanke, den wir uns von ihm machen, rückt uns einen Zoll von ihm ab. Er kann nicht gedacht, er muß erlebt werden. Wir sind ihm näher, wenn wir kaum glauben, daß er existiert, aber ihn in uns fühlen. Ja, in uns, denn er ist an einem geringen Ort. So gering, daß er überall zu finden und in jedermanns Besitz ist. Ja, wahrlich, Gottes verborgene Wohnung liegt auf der Landstraße, so offenbar, daß niemand sie beachtet. Aber von ihm kann man nur sagen, daß er existiert. Was man sagen kann, ist: Es gibt einen Gott für jeden, der seiner bedarf. Mit jeder Meile, die ich auf meinem Lebenswege zurücklegte — damals, als es noch ein Leben gab, das ich das meine nannte —, habe ich zu Gott in Angst und Beben, in Vertrauen und Unbefangenheit gebetet. Mit jedem Schritt habe ich ihn vor mir gedacht, mit jedem Schritt verschieden und immer größer. Aber während der ganzen Zeit war etwas, was gleichblieb. Das, was auf dem ganzen Wege gleichblieb, ist die Wahrheit über ihn. Ich denke mir ihn nicht mehr, ich weiß mich in ihm. Ich bete nicht mehr, aber mir ist zumute, als betete ich beständig. Das ist wohl ein Lobgesang darauf, daß mein Leben geendet ist, und daß ich frei bin; das ist wohl — —“

„Das ist wohl die Knechtekammer,“ sagte der Kandidat.

Holger sah zu ihm hinüber, senkte den Kopf und sagte leise: „Ja, das ist wohl schließlich der geringe Raum.“

Er sah in die Dämmerung hinaus, wo der Tag und die Nacht ineinander übergingen.

„Dann ist da wohl nichts mehr,“ sagte er.

„Nein,“ sagte der Kandidat, „dann ist da nichts mehr.“

Und still für sich selbst fügte er hinzu:

„Und Enoch wandelte mit Gott und war zuletzt nicht mehr, denn Gott nahm ihn hinweg.“













